Gotthold Ephraim Lessing's

Leben und Werke

in

der Periode vollendeter Reife.

Von

G. E. Guhrauer.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1854.

Gotthold Ephraim Lessing,

sein Leben und seine Werke.

Von

Th. W. Danzel.

Zweiter Band.

Von

G. E. Guhrauer.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1854.

Gotthold Ephraim Lessing's

Leben und Werke

in

der Periode vollendeter Reife.

Von

G. E. Guhrauer.

Zweite Abtheilung.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1854.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Am 21. April 1770 traf Lessing von Hamburg in Braunschweig ein. [1]) Den 4. Mai fuhr er nach Wolfenbüttel hinüber, um die Bibliothek in Augenschein zu nehmen und denselben Tag noch zurückzukehren, und am 7ten d. M. wurde er von dem Geheimen-Rath von Praun, in Gegenwart des bisherigen Bibliothekars Hugo und der Sekretaire von Eichin und Meyer, in sein Amt eingeführt und vereidet. [2]) An ihm lag es nicht, daß er so lange in Braunschweig aufgehalten wurde, denn schon vor seiner Abreise von Hamburg drang er in Ebert, Sorge zu tragen, daß dies nicht geschehe, und den Erbprinzen zu bitten, daß er seine Abfertigung so viel als möglich beschleunigen ließe. [3]) Wie bei früheren Gelegenheiten, ließ er seine Freunde und Verehrer ohne Geräusch im Stiche. Das Gefühl, womit er das erste Mal in seinem Leben von einem festen Amte, dazu in solcher Abgeschiedenheit, Besitz nahm, war das einer stillen Resignation. Sie spricht sich in dem Briefe an Ebert vom Tage seiner Einführung in die Bibliothek am 7. Mai aus: „Ich bin Ihnen unter

1) XIII, 218. Gleim an Lessing den 23. April 1770. „Herr Gärtner schrieb mir ehegestern, daß mein Lessing den 20sten zu Braunschweig erwartet würde." XII, 415. Lessing an seinen Bruder Karl aus Wolfenbüttel den 20. April 1774: „Morgen thue ich das schon vier Jahre. . . ." (nemlich in Wolfenbüttel „Bücher zu hüten").

2) Serapeum, V. (1844). S. 223. Umrisse zur Geschichte und Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek von Dr. Schönemann.

3) XII, 245. „Denn bedenken Sie nur selbst — fügt er scherzend hinzu — wie viel Komödien ich Ihnen, wie viel Catalogos ich dem Geh. Rath von S(chliestädt) und wie viel ich antiquarische Briefe Klotzen zu liefern habe."

den Händen weggekommen. Aber es verlohnt auch wohl der Mühe, daß man Abschied nimmt, wenn man stirbt — oder von Braunschweig nach Wolfenbüttel reiset! — Denken Sie ja nicht, weil ich dieses Beides zusammensetze, daß ich mich gestorben zu sein glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedner leben, als ich diese drei Tage gelebt habe. Euch Schwärmer, die Ihr alle Tage hofiert, alle Tage zu Gaste seid, muß freilich ein solches Leben todt dünken. Ruft immer mit jenem französischen Bedienten: Es lebe das Leben! Ich rufe: Es lebe der Tod! — Sollte es auch nur sein, um mit keinem Franzosen etwas gemein zu haben." Diesem Briefe legte Lessing ein paar Kataloge seiner am 14. Mai stattfindenden Bücherversteigerung bei, zur Vertheilung an solche heluones librorum — meinte er, wie Ebert selbst. „Ihr unglücklichen Leute, die Ihr noch Gelder für Bücher ausgeben müßt! Diese Thorheit habe ich überstanden, und in's Künftige kann ich das Geld, das ich sonst auf Bücher wandte, ver — Was meinen Sie, was ich schreiben wollte? vertrinken? verspielen? verhuren? — Wahrlich, ich wollte schreiben, vergraben. . . ."

Lessing hoffte in der ersten Zeit seiner Anstellung nichts destoweniger in Wolfenbüttel glücklich zu leben, wie wir aus Nicolai's Antwort vom 23. Juni entnehmen, [1]) der sich von Herzen darüber freute, sowohl, „weil er sich über Lessings Glück allemal freue, als auch über seine eigene Scharfsichtigkeit, da er gegen viele Leute, welche wollten, daß ihm Wolfenbüttel nach Hamburg unausstehlich vorkommen würde, allemal geradezu behauptet hatte, daß Wolfenbüttel wenigstens vor der Hand seiner Neigung sehr gemäß sein werde." Und mit dieser Einschränkung hatte er auch wohl Recht.

„Sie glauben gar nicht, fährt aber Nicolai nun fort, wie sehr Sie hier und in Leipzig der Gegenstand aller Gespräche sind. Einer sagt, er wird sich nun ganz ins antiquarische Fach werfen, und Gott weiß, ob er nicht gar lateinisch schreibt, um Klotzen wie den Hasen im Lager anzugreifen. Ein Anderer sagt: wer weiß, ob er länger als ein halbes Jahr in Wolfenbüttel bleibt; denn er muß nach Italien, und wenn er zu Fuße hingehen sollte. Noch ein Anderer: Nein! er muß erst seine Trauerspiele herausgeben, und hat drei oder vier Lustspiele fertig, die er auch drucken lassen wird. Wieder Einer sagt: Nein! an's Theater denkt er gar nicht mehr. Einer sagt: den Laokoon macht er fertig, sobald er Italien gesehen hat; ein Anderer: wenn er Italien gesehen hat, so wird er seinen Laokoon liegen lassen, und lauter Antiquität schreiben. Wieder ein Anderer sagt: Ja, da kennt ihr ihn noch nicht! er wird am Ende

1) Lessings Brief ist verloren gegangen, wie Nicolai mit großem Bedauern XIII, 225 angiebt, da er sich sehr wohl erinnerte, daß Lessing über die in seinem vorigen Briefe (XIII, 216) berührte Materie von der Versification, und über die Unbilligkeit gewisser Vertheidigungen Mancherlei sagte. (Es betraf eine Recension von Ramlers deutschem Horaz, worin jener zu Gunsten Klopstocks herabgesetzt und auf Klopstocks künftige Abhandlung über die Versification verwiesen wurde).

den ganzen Plunder von Antiquität wegwerfen, das Theater mit Gözen und Gesellschaft verdammen, und ein System der Theologie wider die Socinianer schreiben. Sehen Sie, liebster Freund, so sind Sie in der Leute Mäulern. Schreiben Sie mir, was ich antworten soll; oder wollen Sie etwa noch ein paar Gerüchte von sich verbreitet haben, so bin ich zu Ihren Diensten. . . ."

Es ist für die Neugierde dieser Freunde sehr bezeichnend, daß keiner beim Rathen auf dasjenige verfiel, was doch das Nächste war, ich meine die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, welche jetzt an Lessing, nach Leibniz, ihren berühmtesten und größten Vorsteher erhalten, wo er eine neue Heimath gefunden hatte. Der Ruhm der Bibliotheca Augusta, gegründet auf den großartigen Sinn des gelehrten Fürsten, ihres Stifters, und seiner gelehrten Freunde und Rathgeber, überhebt mich, auf ihre Geschichte und ihre Beschaffenheit bis zu Lessings Zeit weitläufig zurück zu kommen.[1]) Das Beste für ihren Ruhm hat Lessing gesagt nicht blos, sondern auch gethan, und bis ein günstiger Genius des deutschen Volkes einen zweiten Lessing an diese Bibliothek versetzt, wird er der lebendige Mittelpunkt ihrer neuern Geschichte bleiben. Einen so hohen Begriff er auch von der Bibliothek mitgebracht hatte, so fand er sie doch, wie er seinem Vater gestand (XII, 252), weit vortrefflicher, als er sie sich jemals eingebildet hatte. Was er (in der Vorrede zu den „Beiträgen") am Meisten an ihr hervorhob, war das Planmäßige ihrer Anlage, wie er sich ausdrückt: „Die meisten Bibliotheken sind entstanden: nur wenige sind angelegt worden, und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als Augustus war, in einer ununterbrochenen Folge von nahe fünfzig Jahren beeiferte." Wenngleich die sonst ausgezeichneten Nachfolger dieses Fürsten nicht mit demselben Eifer für dessen Schoßkind besorgt waren (daher es Leibniz für nöthig hielt, gegen den drohenden Verfall des sonstigen Glanzes der Bibliothek zu warnen, wie ihm denn dieselbe auch eine der bedeutendsten Erwerbungen verdankte[2]), so machte sich die Bibliothek doch erst seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, bei dem hohen Freisinn der gebildeten Fürsten Braunschweigs, recht für die Literatur und Gelehrsamkeit nutzbar, daher Lessing behaupten durfte: „Daß in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beiträge zu so mancherlei Theilen der Gelehrsamkeit geliefert habe, als die von Wolfenbüttel." Eine neue, gewissermaßen die zweite Blüthe für die Geschichte der Bibliothek, entfaltete sich während der langen und doch von so unglücklichen

1) Die äußere Geschichte der Bibliothek von Jakob Burckhard (Historia Bibliothecae Augustae. 1744. 4.), ist von Lessing in der Vorrede seiner Beiträge gewürdigt. Außerdem vergleiche man Schönemanns Umrisse u. s. w. a. a. O. (Im Jahre 1744 feierte die Bibliothek das erste Jahrhundert ihres Bestehens in Wolfenbüttel.)

2) Vgl. meinen Aufsatz: „Bibliothekarisches aus Leibnizens Leben und Schriften", im Serapeum 1851. Nr. 1 und 2. S. 18—19.

Zeiten getragenen Regierung des Herzogs Karl von Braunschweig,[1]) welcher sich, nach Lessings Ausdruck, das Recht erwarb, „der zweite Stifter der Bibliothek zu heißen.“ Während Wolfenbüttels Wohlstand durch die Verlegung der Residenz nach Braunschweig (1754) und bald darauf durch die französischen Besatzungen im siebenjährigen Kriege (1757 und 1761) plötzlich herabsank[2]) und die Staats-Haushaltung selbst immer tiefer in Verfall gerieth, war dennoch die Zeit von Lessings Vorgänger, Hugo, im Erwerb für die Herzogliche Bibliothek eine der glücklichsten, indem die großen, schon seit des Stifters Tode (1666) entstandenen, von Leibniz vergebens beklagten, und mit jedem Jahre sichtbarer und empfindlicher gewordenen Lücken durch eine Reihe fürstlicher Vermächtnisse und außerordentlicher Zuschüsse wenigstens einigermaßen ausgefüllt und gedeckt wurden.[3])

Daß nun Lessing durch die Fürsorge des Erbprinzen zum Vorsteher einer solchen Bibliothek gesetzt wurde, wäre vielleicht das Geringste gewesen, kam es blos darauf an, ihn zu versorgen, und zwar durch Amt und Geschäfte, die jeder Bibliothekar eben so gut, ja in mancher Rücksicht viel besser, als Lessing versehen hätte. Das Große, ja wohl das Einzige bei dieser Anstellung war aber, daß man dabei den Bibliothekar für eben so wichtig hielt, als die Bibliothek; noch mehr: als wenn sie hauptsächlich für ihn, für seinen, die ganze Literatur umspannenden Geist vorhanden war. Deutlich geht es schon hervor aus dem bereits angeführten, noch vor Lessings Eintreffen in Braunschweig geschriebenen Briefe des Abts Jerusalem an Bahrdt, worin er es für den ganzen Endzweck seines Berufs erklärt: „Daß er die in dieser Bibliothek und besonders in dem großen Vorrath von Manuscripten, die einige tausend Volumina ausmachen, verborgene und vielleicht zum Theil noch gar nicht gekannte Schätze der Welt bekannter mache. Deswegen gehe der bisherige Bibliothekar ab, Lessing behalte aber zu seinen Gehülfen zwei Sekretaire und einen sogenannten Bibliothek-Knecht, so daß er mit dem mehr Mechanischen in der Bibliothek

1) Er regierte von 1735 bis 1780.

2) Ich führe die Worte Schönemanns a. a. O. S. 215 an. — Wie schnell Wolfenbüttels Wohlstand und Bedeutung seit dem siebenjährigen Kriege gesunken war, zeigt die Vergleichung der Einwohnerzahl in Hassel und Berge's Geogr. statist. Beschreibung des Fürstenthums Wolfenbüttel und Blankenburg. S. 321. Die Stadt zählte noch 1748, mit Einschluß der Besatzung, 12000 Einwohner, welche bis 1765 nach und nach auf beinahe die Hälfte, 6645, herabsank, und noch länger abnahm. In neuester Zeit hat sich die Zahl bis auf c. 8000 wieder gehoben.

3) Ueber das Einzelne dieser Erwerbungen giebt Schönemann a. a. O. 1844. S. 215—219, näheren Aufschluß. Vgl. C. G. W. Schiller's Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800. Wolfenbüttel 1845, S. 256. Darunter war das von der Herzogin Elisabeth Sophie Marie, Wittwe des Herzogs August Wilhelm, 1764 geschenkte, von ihr seit 25 Jahren gesammelte Bibel-Cabinet, bestehend aus 1161 Bänden; merkwürdig, weil dadurch später der Pastor Göze in Hamburg einen Anknüpfungspunkt zu der Wolfenbüttler Bibliothek und zu Lessing erhielt.

eigentlich nichts zu thun habe." Im Bewußtsein dieser seiner Unabhängigkeit konnte Lessing der Wahrheit gemäß an seinen Vater schreiben: „Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll. Gewiß werde ich Beides zu verbinden suchen: oder eigentlich zu reden, folget schon eins aus dem andern." (XII, 252.)

Solche, die das Wesen des Bibliothekars ganz in den Mechanismus der Verwaltung, in die Technik der Bibliotheks-Geschäfte setzen und gleichsam den Leib der Bibliothek vor allem im Auge haben, mögen die Anstellung der Lessinge an die Spitze einer großen Bibliothek als ungeeignet betrachten; — da Langer und Heyne ihnen in diesem Urtheil vorangingen.[1]) Wer aber mit Ebert den Geist dieses Berufs noch über den Leib desselben zu setzen versteht, wird uns beistimmen, wenn wir sagen: Lessing war ein geborener Bibliothekar, er, der wie sein ehemaliger Vorgänger Leibniz in der Bücherwelt groß geworden, der schon als Student sich gern in Bibliotheken vergrub, dessen einzige Verschwendung, wenn dieses Wort erlaubt ist, auf Bücher und gute Ausgaben ging. Gab es für ihn noch Amt und festen Beruf, dem er bis dahin so lange als möglich aus dem Wege ging, so war er der des Bibliothekars, in dem Sinne, wie der edle Prinz, der ihn zu würdigen verstand, und Lessing selbst ihn auffaßte, und am meisten in einer Bibliothek, wie die Augustana. Dies erkannte er an, wenn er sich in demselben Briefe ausdrückte: „Die Stelle selbst ist so, als wenn sie von jeher für mich gemacht wäre; und ich habe es um so viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewiesen." Wie gewissenhaft Lessing seinem Berufe, in dem Geiste, wie er ihn auffaßte und als Lessing nur auffassen konnte, nachlebte, wird der Verfolg zeigen.

Gleich in den ersten Tagen macht Lessing die Entdeckung seines Berengarius Turonensis, die bedeutendste literarische Entdeckung, welche aus dem Jahrhundert Gregor's VII. gemacht werden konnte; fügen wir hinzu, doppelt und dreifach wichtig, weil sie Lessing in die Hände fiel, der das Metall, das er aus der Verborgenheit hervorzog, auch selbst zu münzen verstand. Mehrere Gelehrte seit der Reformation haben Bedeutendes aus den Schätzen der Kloster-Literatur zu Tage gefördert und zu Hause gebracht; wenige machten die rechte Anwendung davon; keiner mit der belebenden Methode Lessings, keiner mit so viel Unpartheilichkeit, mit so viel Seele. Eine Frage, die bis dahin Gegenstand theologischer Polemik gewesen, wird hier zu einer Frage der Christenheit, ja der Menschheit selbst erhoben, und auf den Gang des menschlichen Geistes bezogen. Die Wärme, welche unwillkührlich mitten aus diesen, meist trockenen und subtilen Diatriben uns entgegenströmt, verräth uns, daß Lessing

---

1) F. A. Eberts Ueberlieferungen I, S. 20.

auf einen Mann verwandten Geistes und Charakters gestoßen ist.[1]) Die allgemeine Tendenz in der Schrift über den Berengarius erinnert wohl an die **Rettungen**, welche Lessing in der Jugend zu Wittenberg schrieb, deren Helden (bis auf Horaz) fast sämmtlich aus dem Zeitalter der Reformation genommen waren, wobei ihn unwillkührlich der gegebene Standpunkt seiner Kirche trug; hier führt ihn seine Entdeckung von selbst in das Mittelalter, ins eilfte Jahrhundert, wohin die kirchlichen Partheiungen der neueren Zeit nicht reichen; wo rechtgläubig und lutherisch noch nicht das Nämliche ist; wie ihn später der Streit über das Ansehen der Bibel noch höher hinauf, in das Zeitalter der Kirchenväter, ja in das Apostolische Jahrhundert zurückführen wird.

Ein Rückblick auf die Epoche, da Berengar auftrat, wird uns der rechten Würdigung von Lessings Fund näher bringen. (Einen Fund nemlich und nicht eine Entdeckung wollte er bescheiden mit seinem Manuskripte gemacht haben. „Man entdeckt, was man sucht: man findet, woran man nicht denkt.")

Gerade in der Zeit, da das Gefühl einer allgemeinen Zerrüttung die Erwartung des Untergangs aller irdischen Dinge hervorrief, im eilften Jahrhundert,[2]) entwickelte sich der Keim einer neuen geistigen Schöpfung, aus welcher die großen Geisteswerke der Kirche des spätern Mittelalters hervorgingen. In Frankreich (der Heimath Berengar's, dem wahren Brennpunkte alles höheren Geisteslebens im damaligen christlichen Europa) war durch einen Gerbert, als Vorsteher der bischöflichen Schule zu Rheims, und einen Abbo von Fleury, der Same eines neuen wissenschaftlichen Strebens ausgestreut worden, welcher auf einen empfänglichen Boden fiel. Gerberts Schüler, Fulbert, gründete und leitete eine blühende theologische Schule zu Chartres, in welcher ein höherer, vorbildender Unterricht in den Wissenschaften ertheilt, und welche von jungen Männern weit und breit her besucht wurde. Fulberts würdiger, an Geist ihm überlegener Schüler aber, **Berengar**,[3]) wirkte als Kanonikus und Vorsteher der Domschule zu Tours mächtig, den Eifer für Wissenschaft unter den Geistlichen anzuregen. Die Jugend aus ganz Frankreich sammelte sich um ihn; durch sein freundliches Wohlwollen zog er die Jünglinge an, und er unterstützte die Armen mit leiblicher Nahrung.[4]) Aus

1) „Es hat etwas Merkwürdiges, daß diese Schrift (des Berengarius) zuerst in die Hände eines Mannes fiel, der mit ihrem Verfasser geistesverwandt war." K. F. A. **Kahnis**, Die Lehre vom Abendmahl. Leipzig 1851. S. 235.

2) A. **Neander**, Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. IV. S. 408.

3) Geboren im Anfang des 11. Jahrhunderts zu Tours. Im J. 1030 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er hier zum Scholasticus der Schule zum heil. Martin angestellt; und blieb es selbst nach seiner Ernennung zum Archidiaconus zu Angers 1039. (Biogr. univers.)

4) Neander a. a. O. S. 410 mit dem Zusatz: „Dies sagt selbst ein heftiger Gegner Berengars, der Erzbischof Guitmund von Aversa, der ihn freilich von seinem Standpunkte als einen Verführer der Jugend bezeichnet."

Pavia kam **Lanfrank**, bald der angesehenste unter den Gegnern Berengars, nach Frankreich und machte die Klosterschule zu Bec in der Normandie zu einem Sitze auflebender Wissenschaft [1]). Ein gewandter Kenner der Dialektik, von welcher er in der Theologie, in dem Kampfe mit Berengar oft so glänzenden Gebrauch machte, ging er mit der Zeit von ihr zum Studium der Bibel über, im Geiste seines deutschen Zeitgenossen Williram, des Vorstehers der Dom-Schule zu Bamberg, des Uebersetzers des hohen Lieds, welcher seine Freude darüber äußerte, daß auch Viele aus Deutschland hinströmten, ihn zu hören, so daß auch für die deutsche Kirche daher Nutzen zu erwarten sei. [2]) Lanfranks Schüler und Amtsnachfolger, Anselmus von Aosta, suchte selbstständig die christliche Glaubenslehre philosophisch zu begründen. Er hauptsächlich bereitete die zunächstfolgende Phase der scholastischen Theologie vor; durch den philosophischen Beweis des Daseins Gottes ward er Vorgänger des Cartesius. Sein Schüler Hildebert, Bischof von Tours, hellsinnig, mit römischen Klassikern bekannt, ein vortrefflicher Dichter und Verfasser einer im Mittelalter unübertroffenen christlichen Pflichtenlehre, bewegte sich in der Mitte zwischen Speculation und positivem Glauben. [3]) In diesem Kampfe zwischen der freien Forschung der Vernunft und dem Ansehen der kirchlichen Ueberlieferung nahm keiner entschiedener die Parthei der ersteren, als Berengar, welchen einer seiner Gegner, Hugo, Bischof von Langres, den scharfsinnigsten der Menschen nannte, virorum acutissimum. Als ihn Lanfrank der Verachtung der Autoritäten beschuldigte, sagte er, diese Beschuldigung zurückweisend: „Allerdings sei es etwas unvergleichlich Höheres, bei der Erforschung der Wahrheit die Vernunft, als die Autorität zu gebrauchen." Wenn jener ihm den Vorwurf macht, daß er die Dialektik angewendet, so geht Berengar nach dieser Seite so weit, zu sagen: „Christus selbst sei ein Dialektiker, er, der die Weisheit und die Kraft Gottes keineswegs verschmäht, sondern zur Widerlegung seiner Widersacher gebraucht habe (Matth. 12, 27. und 22, 46.)." Zur Dialektik seine Zuflucht nehmen, sagt er, sei so viel, als zur Vernunft seine Zuflucht nehmen, und wer dies nicht thue, der verläugne (da der Mensch nach der Vernunft zum Bilde Gottes erschaffen ist) seine Würde und könne nicht von Tag zu Tag zum Bilde Gottes erneut werden. [4]) Mit solcher Gesinnung und solchem Geistesdrang sehen wir Berengar nach der Vergangenheit hin einem Johann Scotus

1) In der Normandie fand sich seit dem 10. Jahrhundert das meiste intellektuelle Leben von Frankreich. Die Abtei von Bec war nur die erste an Rang unter vielen andern blühenden Schulen, zu Rouen, Saint-Ouen, Lisieur, Caen u. A. (J. J. Ampére, Histoire littéraire de la France avant le douxième siècle. III, p. 350).

2) Neander IV, 411.

3) Wachler, Handbuch der Geschichte der Literatur II, 256. 375. Hildebert ist auch der Erfinder des Ausdrucks: Transsubstantiatio von der Wandelung im Abendmahl.

4) Neander a. a. O.

Erigena, nach der Zukunft dem ein Jahrhundert jüngern Abailard die Hand reichen.

Wie sehr aber die Kirche sowohl vor, als auch nach der Reformation die Wichtigkeit und die Bedeutung eines für seine Zeit so hervorragenden Geistes, wie Berengar, verstanden hat, beweist der Eifer, womit man diesen Ketzer vor seinem Ende als bekehrt und mit der Kirche versöhnt in der Geschichte hinstellte. Während man so seine ketzerische Meinung dem Urtheile unbedingt Preis gab, glaubte die reformirte Kirche in Bezug auf die Lehre vom Abendmahl (der Kampf seines ganzen Lebens) Berengar als einen der ihrigen feiern zu dürfen — während Luther seine Verdammung billigen und loben konnte [1]) — was indeß nicht hinderte, daß die Benedictiner, vor allem Mabillon, den Berengar vielmehr als einen Vorgänger Luthers, denn eines Calvin oder Zwingli bezeichneten. [2])

Man hatte endlich von beiden Seiten (der katholischen, wie lutherischen) den Charakter Berengars als Menschen und als Forschers verschieden angetastet. Ihn unter die Ketzer zu stellen, war, in Lessings Augen wenigstens, nicht das Schlimmste. Denn „das Ding, sagt er, was man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eignen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können; noch größer, als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter. . . .“ Allein während katholische Schriftsteller, nur auf die Stimme der Gegner hörend, Berengar's Widerspruch gegen die herrschende Lehre auf die unlautern Quellen beleidigten Ehrgeizes oder gar der politischen Intrigue zurückführten, [3]) hatte ein Mosheim ihn in Verdacht, er habe mit Fleiß seine Meinung so dunkel und zwei-

1) Lessings Schriften VIII, 320, wo Luthers eigene Worte angeführt sind, womit er „nicht allein die von dem Pabste gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht anerkannte, sondern auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Widerrufs sogar mehr, als sie selbst von manchem Katholiken waren gebilligt worden, billigte.“ Dabei will Lessing Luthern nichts Böses nachgesagt haben: „Luther hatte hier kein Arges.“

2) Lessing VIII, 322.

3) Gfrörer hat zuerst die Vermuthung aufgestellt, der König von Frankreich, Heinrich I., habe eine Trennung von der römischen Kirche und die Errichtung einer französischen Landeskirche mit einem eigenen Landespabste beabsichtigt, Berengar aber beauftragt ein französisch-katholisches Dogma zu schaffen. Berengar sei „die Katzenpfote, der geistliche Schildknappe des Königs gewesen, bestimmt zum Verfertiger und Offenbarer des neuen französisch-katholischen Dogma. Der König habe ihm Geld zur Verfügung gestellt, um Anhänger für dies neue Dogma, diese nichtswürdigen Neuerungen in Lehre zu werben“ u. s. w. Dies wird mit verschiedenen Hypothesen unterstützt, welche indeß neuerdings von einem gründlichen Forscher, H. Sudendorf, in seiner Schrift: Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe. Hamburg u. Gotha 1850, S. 108, widerlegt werden. „Gfrörers Behauptung ist deshalb gewagt, haltlos und ungerecht.“

deutig vorgetragen, damit sie nicht allzu greulich scheinen möge. Mehr wie jede andere Mißkennung setzt diese Vermuthung des sonst so „bescheidenen" Nosheim Lessing in Bewegung; sie abzuweisen, bedurfte es keiner Entdeckung, sondern genügte es, in seinen eignen Busen zu greifen. Dies entlockt ihm eine der beredtesten Seiten, bald im Anfange der sonst ziemlich trocknen Untersuchungen. „Womit, fragt er, hätte Berengarius diesen Verdacht verdient?... Will man sagen damit, daß er schwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verläugnen?"

„Das sei ferne! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber uns vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist."

„Weil Berengarius schwach war: muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen sein? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der, bei drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben; und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen."

„Ich wüßte kaum etwas schlechteres, als einen solchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen gewesen sein könne, ist dessen, den er trifft, und dessen, der ihn hegen konnte, gleich unwürdig."

So streng, und auf der andern Seite doch wieder so mild und nachsichtig, will Lessing den Bekenner und Märtyrer der Wahrheit, auch wenn er schwach ist, beurtheilt haben; während er ein Paar Seiten vorher von Adelmann, dem „halb träumenden" Jugendfreunde des Berengar mit Achselzucken spricht.[1])

1) „Einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offenen Augen, wie im Traume, ihren Weg so fort schlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn sie nur von Andern nicht verlangen, mit Gutem und Bösem verlangen, daß sie ihrem Beispiel hierin folgen sollen."

Mit nicht weniger Eifer und Wärme weist Lessing auch von vorn herein, aus psychologischen und moralischen Gründen, die sogenannte Bekehrung des Berengarius zurück, über welche die Benediktiner und fast alle übrige Gelehrte der katholischen Kirche als eine ausgemachte Sache berichten. Er findet sie an und für sich selbst so unwahrscheinlich, so unbegreiflich, daß, wenn sie auch auf ungleich gültigeren Zeugnissen beruhte, er sich dennoch die Freiheit nehmen würde (bekennt er), daran zu zweifeln. „Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie Berengarius, hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen Andere gelehrt; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, trotz allen Gefahren, trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharrt und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther sein müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen, denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unsrer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? .... Nein, nein; einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unsrer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unsrer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen; aber keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte; und so sterben sie Alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren, als er." ... So Lessing. Für die Geschichte, dürfte man sagen, ist mit diesen Betrachtungen wenig bewiesen; aber als ein kostbares Selbstbekenntniß Lessings von dem, was von ihm zu erwarten war, wenn er sich in der Lage eines Berengarius fand, mußte diese Stelle hier ihren Platz erhalten. „Heil dem Verfasser! (ruft hier der Recensent der Allgemeinen Deutschen Bibliothek) für diese vor-

treffliche Anmerkung! Sie hat mir neuen Muth eingegossen, unpartheiisch zu untersuchen, die Wahrheit frei zu sagen, eher zu sterben, als sie zu verachten. Bei vielen edlen Lesern wird sie gleiche Wirkung haben." Der Name dieses Recensenten war — Johannes Müller. Es war die erste Recension des damals zwanzigjährigen Jünglings! [1])

Zweites Kapitel.

Wenn die Benediktiner, welche die Gelehrtengeschichte von Frankreich schrieben, die schließliche Bekehrung des Berengarius als ausgemacht annahmen, so schrieben sie diese Umwandlung der Wirkung eines Werkes von Lanfrankus zu, welcher, sagte ich, unter den Gegnern des Berengarius den ersten Platz einnimmt. Dieses Werk [2]), das mit großem Beifall von der Kirche aufgenommen ward, und noch jetzt als ein Hauptwerk in den eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird, war gegen diejenige Schrift des Berengarius gerichtet, worin er der Glaubensformel, die er auf der Kirchenversammlung zu Rom (1059), unter *Nikolaus II.*, zu unterschreiben gezwungen worden, entsagte, und seine abgeschworene Meinung zugleich aufs neue vertheidigte. Diese Widerlegung des Lanfrankus hätte, den Benediktinern zufolge, Berengarius ohne Antwort gelassen, und die Vorsehung hätte sich eben dieser Widerlegung bedient, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren.

Die Antwort des Berengarius auf dieses niederdonnernde, triumphirende Werk des Lanfrankus, von der bis dahin Niemand jemals gehört, oder irgendwo gelesen — das ist eben das Manuscript, welches Lessing gleich Anfangs unter den Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel fand, ein umständliches und ausführliches Werk, das, auch ohne alle sich daran knüpfenden polemischen Beziehungen, eine Bereicherung der theologischen und kirchengeschichtlichen Literatur des

---

1) Allgem. d. Bibl. 1770. Bd. XVIII. J. v. Müllers Werke X, S. 7. Nicolai, dem Müller damals von Schlözer empfohlen wurde, schlug ihm Lessings Schrift vor. *Müller* vermißte nur bei Lessings Betrachtungen — „Ruheplätze und Erfrischungen des Geistes" nennt er sie — die gedrängte Kürze des Tacitus!! Auch sind ihm die „vielleicht" und „sollte wohl" in der Geschichte anstößige, verhaßte Wörter, und das „mißbrauchte Beispiel eines Lessing könnte leicht der weniger historischen Kritik eines Unerfahrenen tödtlich sein." (Eher umgekehrt!) Die Begeisterung des jungen Gelehrten äußert sich in dem Ausruf: „Teutschland kann stolz sein, daß Lessing sein Bürger ist!" Eine Folge dieser Recension war aber die — daß die Allgem. Deutsche Bibliothek in den österreichischen Staaten verboten wurde! Das Nähere erzählt Nicolai in seiner Reise durch Deutschland IV. S. 860—861.

2) De corpore et sanguine Domini, oder de Eucharistia, oft gedruckt, S. Schröckh XVIII, 528.

Mittelalters genannt werden konnte; und die wichtigen Ergebnisse, die er für die Geschichte der gesammten Berengarischen Händel, für die Kirchengeschichte dieses merkwürdigen Zeitalters, für die persönliche Kenntniß der darin handelnden Charaktere daraus zog, das vollendete Lessings Entdeckung.

Die Ankündigung dieses wichtigen Werkes[1]) ist ein Brief an den Professor der Theologie, Conr. Arn. Schmid, bei dem Carolinum in Braunschweig, welcher kurz vorher den Brief des Adelmann an Berengarius, worin er ihn von seinen Neuerungen zurückzuführen suchte, aus einer Wolfenbüttelschen Handschrift bedeutend ergänzt, herausgegeben hatte. Die Schrift erschien zu eben der Zeit, als Lessing zum Bibliothekar in Wolfenbüttel ernannt wurde, [2]) und „es war natürlich (sagt Lessing in der Vorrede), daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lernen, dadurch ihre erste Richtung erhielt." [3])

„Sie wollen wissen (fragt Lessing diesen Freund), wie ich zu dieser Entdeckung gekommen? und wie es möglich gewesen, daß sie mir aufbehalten bleiben können?"

„Auf den ersten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, sondern, wie ich es schon genannt habe, ein Fund ist. Ich war dabei, mir, meiner jetzigen Bestimmung gemäß, die Manuscripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloßen Verzeichnissen geschehen kann. Ich hatte meine Ursachen, warum ich mit den sogenannten Weißenburgischen — anfangen wollte. [4]) In dem festen Vorsatze,

---

1) Unter dem Titel: Berengarius Turonensis: oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben; von Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothekar daselbst. Braunschweig 1770. 4.

2) Adelmanni, Brixiae Episcopi, de veritate corporis ac sanguinis Domini ad Berengarium epistola etc. Brunsv. 1770. Lessing hatte Anfangs Lust, den Adelmann in der Allgemeinen Bibliothek anzukündigen (XII, 249); es unterblieb. In dem Briefe an Schmid, vom 23. Mai 1770, worin er ihm für die Uebersendung des Adelmann dankt, giebt er ihm eine so eben von ihm gefundene Notiz zur nähern Bestimmung des Sterbejahrs von Adelmann und sagt: „Ich gebe meine Hoffnung nicht auf, noch etwas von Adelmannen selbst oder von Berengarius aufzutreiben, um einmal eine ansehnliche Ausgabe zu veranstalten."

3) „... Kommen Sie; ich rufe Ihnen selbst das Ἑρμης κοινος (Halb Part!) zu: denn Sie sind es, Ihr Adelmann ist es, ohne die ich doch gewiß diesen Fund nicht gemacht hätte." (VIII, 327.)

4) Ueber Ursprung und Werth dieser 1689 erworbenen kostbaren Handschriftensammlung vgl. Schönemann, Serapeum IV. Bd. S. 213. Sie hat ihren Namen von der alten Abtei Weißenburg im Elsaß, und wurde 1678 den Rhein hinunter zur Frankfurter Messe geführt, um als altes Pergament für die Goldschläger verkauft zu werden; in Mainz, wo das Schiff des Stapelrechts wegen anlangte, wurde sie von Heinr. Jul. von Blum gerettet und nach eilfjähriger Verhandlung für den geringen Preis von 1000 Thlrn. an die Bibliothek von Wolfenbüttel verkauft. Unter den 102 Bänden, meistens

Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keins eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich anfangs auf einen Band, der von außen Tractatus de coena Domini et Transsubstantiatione neuerlich beschrieben war. . . . Ihr Adelmann war mir noch in frischem Gedächtnisse; und da die Handschrift eines seinem Briefe so verwandten Inhalts mir, dem Alter nach, seinen Zeiten sehr nahe zu kommen schien: so können Sie leicht denken, ob sie meine Neugier weniger reizte, als wie eine andere." Und so fährt Lessing fort, uns Schritt vor Schritt seine Entdeckung zu erzählen. Wie es aber gekommen, daß sie gerade ihm aufbewahrt gewesen, will er unter andern aus dem eigenthümlichen Umstande erklären, daß „der Codex (welcher allem Ansehen nach in dem eilften, längstens zu Anfang des zwölften Jahrhunderts geschrieben ist) weder Anfang, noch Ende hat; eine Verstümmelung, woran ohne Zweifel Vorsatz mitgewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leser, welche der Name Berengarius so häufig anlocken dürfte, wollen vorbeischießen lassen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu besorgen hatte, dadurch in Sicherheit setzen wollen: man hat die kenntlichsten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen . . . . und dieser Vorsorge, das Werk eines Erzketzers, es sei nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung desselben mir aufgespart bleiben können."

Zur Beurtheilung dessen nun, was Lessing mit seinem wichtigen Funde geleistet hat, darf man nicht übersehen, daß das Gegebene hinter dem ursprünglichen Plane weit zurückgeblieben ist, und daß wir, wie so oft bei Lessing, wiederum eigentlich nur ein Fragment erhalten haben. Aus seinen Briefen wissen wir, daß er einen zweiten Theil zum Berengarius schreiben wollte, welcher dasjenige, was auf den letzten Seiten der Abhandlung nur im Allgemeinen angedeutet ist, mit aller wissenschaftlichen Ausführlichkeit näher begründen sollte. Dies betraf die dogmatische Seite des berühmten Streites, welche Lessing in der Vorrede als den wesentlichen Inhalt des angekündigten Werkes hervorhebt, und wobei er überdies gewisse Dinge noch zurückhielt, „die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demselben ein so besonderes Licht erhalten, und mit demselben in so genauer Verbindung stehen, daß sie einer eignen Erörterung gewiß sehr werth seien." Vornehmlich galt dies den Schriften des Paschasius und Ratramnus. [1]) Was

---

vom 8. bis 11. Jahrhundert geschrieben, befanden sich fünf Sterne erster Größe, den Berengarius eingeschlossen, dessen Entdeckung Lessingen aufbewahrt blieb.

1) Paschasius Radbert, Abt des Klosters Corbir, war der erste, welcher in einer im Jahre 831 verfaßten Schrift (de sacramento corporis et sanguinis Christi) die Lehre von der Brotverwandlung ausführlich entwickelt und vertheidigt. Ratramnus, Mönch in demselben Kloster, setzte jenem, auf Anregung König Karls des Kahlen, sein Buch über denselben

Lessing ausgeführt hat, betrifft hauptsächlich die historische Seite, mit einer Genauigkeit und Umständlichkeit, welche seinen Nachfolgern wenig hinzuzufügen übrig ließ, wenn auch nicht sämmtliche Punkte gleiche Beistimmung hervorrufen, Zweifel und Widersprüche abhalten oder Verbesserungen überflüssig machen konnten. [1]) Indem die zwischen Lanfrankus und Berengarius gewechselten Streitschriften als Mittelpunkt der Untersuchung festgehalten sind, werden die der Zeit nach vorangehenden Ereignisse auf sieben Punkte zurückgeführt, welche in ebenso vielen Kapiteln auseinandergesetzt sind, nämlich:

1) über die erste Anklage des Berengarius bei dem Papste;

2) über die Zeit, wenn Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen;

3) über die erste wider ihn zu Rom unter Leo IX. 1050 gehaltene Kirchenversammlung;

4) über die Kirchenversammlung zu Vercelli, des nämlichen Jahres;

5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs I., gleichfalls von diesem Jahre;

6) über die zu Tours von 1055; endlich

7) über die zu Rom von 1059, unter Nicolaus II., als der nächsten Veranlassung der zwischen Lanfrankus und Berengarius gewechselten Streitschriften. Hier angelangt hat Lessing, wie von einer Anhöhe, eine freie Aussicht nicht allein rückwärts, sondern auch vorwärts gewonnen, nachdem einmal die wahre Zeitbestimmung der Schrift des Lanfrankus gegen Berengar von ihm mit siegreichen Gründen festgestellt war. [2]) „Ich meine, sagt er, das Räthsel, wie sich Berengarius gegen so viele Kirchenversammlungen verhärten können, wie

Gegenstand entgegen. Ein zweiter, noch viel berühmterer Gegner des Paschasius war der Philosoph Johann Scotus Erigena, dessen hieher gehörige Schrift beim Berengarius eine große Rolle spielte, obschon sie später mit der ähnlichen des Ratramnus verwechselt wurde. Scotus vertrat den entschiedensten Gegensatz zu der Brotverwandlungslehre. (Neander IV, 458 ff.) Stäudlin, welcher, nach Lessing und mit Beziehung auf ihn, dem Berengarius die ausführlichste kritische Untersuchung gewidmet hat (Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, von Stäudlin und Tzschirner, II. Bd. 1814. No. 1) bezweifelt indeß, daß Lessing sein Versprechen in Bezug auf Paschasius und Radbertus würde haben halten können; „ich gestehe, sagt er S. 68, daß ich nichts dahin Gehöriges und dazu Dienliches darin (in dem Werke des Berengarius) angetroffen habe.“

1) So irrte Lessing, wenn er (VIII, 382) annahm, Berengarius nenne den König von Frankreich, dessen Erlaubniß zur Reise nach Rom er einholte, nur deshalb Abt der Kirche von Tours, weil er im Allgemeinen Schutzherr der Kirche in Frankreich war; insofern seine Aufsicht und seine Rechte über alle Kirchen seines Reichs darunter zu verstehen sei. Lessing wußte nemlich nicht, daß die Könige von Frankreich im eigentlichen Sinne Aebte von St. Martin zu Tours waren, sowie sie bis in die neuen Zeiten Canonici zu Lyon, Angers und in andern Kirchen gewesen sind; er führt weiterhin, S. 394, selbst eine Stelle des Fleury an, aus welcher das Rechte unzweideutig hervorgeht, (Schröckh Kirchengeschichte XXIII, 518) und nach ihm (vermuthlich ohne sich an Schröckh zu erinnern, weil er ihn nicht anführt) Stäudlin a. a. O. S. 5.

2) „Lessing hat hinreichend bewiesen, daß Lanfrank sie zwischen den Jahren 1063 und 1070, und nicht erst, wie die Benedictiner, Verfasser der Literaturgeschichte Frankreichs,

er es wagen dürfen, immer wieder zu seiner entsagten Meinung zurückzukehren, und wie es gekommen, daß die Kirche sich gleichwohl gegen einen so hartnäckigen Relapsen so sanft und nachsichtsvoll erwiesen, — dieses befremdende Räthsel ist gelöst." Dies führt er auf einen allgemeinen und auf einen besondern Punkt zurück. Jener kommt darauf hinaus, daß die Anzahl der gehaltenen Kirchenversammlungen und die Anzahl seiner Widerrufe und Abschwörungen bei weitem nicht so groß sei, als ausgegeben werde. So sei das Concilium zu Paris ganz „erlogen" (wogegen jedoch Stäudlin und Neander Einspruch eingelegt [1])); zuletzt aber bleibe nur das Concil zu Rom unter Nicolaus II. übrig, von dem man sagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müssen, weil er sich seinen Aussprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er sich diesen? So, daß er nach Niederlegung seiner Protestation einen besser unterrichteten Papst, ein freieres und würdigeres Concilium abwartete. Und wer war zweitens dieser billigere und bessere Papst? Kein anderer als Gregor VII., als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war. . . . Als er selbst Pabst ward, dieser Hildebrand, was hätte ihn hindern sollen, einen Versuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und seinem ungern verlassenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieser Versuch waren die Kirchenversammlungen von 1078 und 79 zu Rom, wo Berengarius *selbst zugegen* war und Gregor VII. alles für ihn that, was sich nur immer sicher thun ließ. . . . Daß er nun aber auch hier nicht durchdrang? . . . An Einsicht fehlt es ihm gewiß nicht (lautet Lessing's Erklärung); aber ein Mann von seinem Ehrgeiz setzt die Wahrheit nur alsdann mit aller Macht durch, wenn er sein Ansehen und seine Gewalt zu gleicher Zeit befestigen kann. Laufen diese hingegen die geringste Gefahr, so giebt er sie auf: er herrscht gerne über erleuchtete Menschen, „aber ehe er denn lieber nicht herrschte, mögen sie so unerleuchtet bleiben, als sie wollen." — Dabei unterläßt Lessing doch nicht, zu Gunsten dieses Pabstes auf die gefährliche Parthei des Benno, welche er wider sich hatte, hinzuweisen, und wie hämisch ihn diese auch dann noch, als er den Berengarius zu seinem letzten Bekenntnisse vermocht hatte, als einen Anhänger desselben verschrieen hat. [2])

---

behaupten, 1079 geschrieben, und daß die Stellen, welche den Widerruf Berengars unter Gregor VII. betreffen, spätere Zusätze seien." (Stäudlin a. a. O. S. 61.)

1) Stäudlin a. a. O. S. 35, Neander IV, S. 491, gegen Gieseler, welcher den Gründen Lessings beistimmt. „Das Schweigen Berengars über dies Concil in seiner nun vollständig herausgegebenen Schrift gegen Lanfrank — kann nichts beweisen; denn er giebt in derselben durchaus keine vollständige Geschichtserzählung, und auch von den vorangegangenen Verhandlungen und Streitigkeiten erzählt er nichts" u. s. w. Vgl. H. Sudendorf, Berengarius Turonensis, p. 31, welcher die Thatsache nach bisher unbenützten Quellen erst festgestellt. — Mit Unrecht läugnete Lessing auch die Versammlung zu Brienne, welche auf dem Zeugnisse des Durandus beruht, und deren Berengar zum Ueberfluß selbst gedenkt, wie Stäudlin a. a. O. S. 31 nachweist. Vgl. S. 36.

2) Alles, was sich zur Vertheidigung des Pabstes in seinem Verfahren gegen Berengar

Es war nicht Lessings Absicht, das Leben des Berengarius durch alle Phasen fortzuführen; er läßt hier den historischen Faden fallen, um noch die Frage von der Beschaffenheit seiner Lehre zu beleuchten, und die günstige Wendung seines Lebens, sein friedliches Ende unter seinen Mitbrüdern im Kloster zu Tours, zu erklären.

Was also die Lehre des Berengarius über das Abendmahl anlangt, so müssen wir uns ein tieferes Eingehen in diese Frage, welche nur im Zusammenhange mit der Theologie und Philosophie seit dem Jahrhundert Karls des Großen beantwortet werden könnte, hier versagen. Zwei Punkte aber müssen in Bezug auf Lessingen hervorgehoben werden. Wenn Lessing, nach dem Vorgange der Benedictiner, im Berengarius einen Vorgänger Luthers erblickte, sofern er eine wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu angenommen hätte, was auch nach ihm lange die herrschende Meinung war, so ist Lessings Fund von dieser Seite, nach genauerer Benutzung des von ihm aufgefundenen Werkes, wesentlich eingeschränkt worden. Lessing, bemerkt Stäudlin (a. a. O. S. 93), wollte dies mit denjenigen Stellen aus der Handschrift beweisen, wo es heißt, daß das Brot durch die Einsegnung Leib Christi werde, daß dieser Leib vom Brote werde, ohne daß jedoch der Leib erst entstehe und das Brot seine Substanz verliere. Allein damit war noch nicht bestimmt, ob er eine substantielle oder dynamische Gegenwart angenommen habe. Faßt man die hieher gehörigen Stellen der Handschrift zusammen, welche Lessing nicht alle hinlänglich beachtet, so ergebe sich deutlich: 1) Daß Berengarius nicht nur die Transsubstantiation, sondern auch jede substantielle Gegenwart, jede Vereinigung des Leibes und Blutes Jesu mit dem Brote und Weine, jeden leiblichen Genuß desselben durchaus geläugnet. 2) Daß er glaubte und lehrte, es gehe durch die Einsegnung mit dem Brote und Weine, unbeschadet ihrer Substanz, eine Veränderung, eine Veredelung, eine Heiligung und Kräftigung vor, so daß sie keine gemeine Speise blieben. 3) Daß nach seiner Meinung Brot und Wein Leib und Blut Jesu würden, sofern sie nach jener Veränderung Leib und Blut Jesu und die Aufopferung derselben darstellen, und das Gemüth der Gläubigen, vom Brot und Wein Gelegenheit nehmend, Leib und Blut Jesu, der Wahrheit der Substanz nach, in diesen Sacramenten anschaut und und sich damit nährt. — [1])

Demgemäß hätte Berengarius mit seinen Ueberzeugungen sich nicht sowohl der lutherischen als der calvinischen Lehre im voraus genähert!

Ein zweiter Punkt dagegen, welchen Lessing zum Schlusse seiner Abhandlung mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn problematisch hinstellt, ist durch die

sagen läßt, faßt Neander IV, 510—514 zusammen. „Es mußte Gregor VII. wichtig sein, durch sein Verfahren bei dieser Sache nicht die öffentliche Stimmung gegen sich aufzuregen und sich nicht in den Verdacht einer Begünstigung der Irrlehre zu setzen, welche ihm in der Ausführung seines wichtigsten Planes sehr hinderlich sein konnte" u. s. w.

1) Ganz so stellt auch Neander IV, 515 die Sache im Wesentlichen dar.

gelehrte Forschung neuerer Theologen zur geschichtlichen Thatsache erhoben werden. Es fragt sich: „wenn die Lehre der bloßen Zeichen die älteste, erste, ursprüngliche Lehre gewesen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transsubstantiation daraus hätte entstehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung sein, dergleichen doch der menschliche Verstand nie, selbst nicht in seinen Abweichungen von der Wahrheit begeht? Es müßte eine *dritte* Lehre geben, durch welche der Uebergang von jener ersten auf jene zweite erfolgt wäre." Lessing nennt dies der Kürze wegen die Lehre von den prägnanten Zeichen, und gelangt zu dem richtigen Schlusse, daß nicht etwa, wie es den Anschein hätte, eine Fortschreitung von den bloßen Zeichen zu den prägnanten Zeichen und von diesen zu den in das Ding selbst verwandelten Zeichen stattgefunden hätte, daß mithin nicht die Lehre der bloßen, sondern die Lehre der prägnanten Zeichen die erste ursprüngliche Lehre gewesen.[1])

Lessing hatte anfangs die Absicht, das Manuscript des Berengarius ganz herauszugeben; er kam jedoch während der Ausarbeitung der Ankündigung davon zurück, weil er fühlte (wie er in der Vorrede sagt), „was für ein Unterschied es sei, eine dergleichen Handschrift für sich so und so zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen." Er wünschte, daß ein Gottesgelehrter von Würde und anerkannten Verdiensten ihn einführen möchte. „*Einem solchen*, er sei wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen sein, zu der ich mich, einzig und allein in Ermangelung eines jeden andern Besorgers, zu verstehen gedenke." Es kann auffallen, daß die lutherischen Theologen sich nicht um die Wette um die Ausführung dieses Werkes bemühten; weniger aber, daß Lessing, unter den verschiedenartigen Aufgaben, die ihm rasch hinter einander zufielen, es bei der bloßen Ankündigung bewenden ließ.[2]) —

---

1) So sagt einer der angesehensten reformirten Dogmatiker der Gegenwart (Ebrard, Christliche Dogmatik II, S. 660): — „Die alten Kirchenväter alle haben die felsenfeste Ueberzeugung, daß Brot und Wein nicht etwa bloße Sinnbilder seien, auch nicht bloße Pfänder oder überhaupt stattfindende unio mystica, sondern Pfänder einer erneuten Mittheilung" u. s. w. Mit andern Worten, die Zwingli'sche Lehre vom Abendmahl findet sich in der alten Kirche nirgends, wohl aber theils die calvinische, theils die lutherische oder vielmehr eine der lutherischen sich nähernde. Vgl. W. F. Rinck, Ueber den Lehrbegriff vom heil. Abendmahl in den ersten Jahrhunderten, mit Beziehung auf die kirchlich-symbolische Auffassungsweise, in der Zeitschrift für die historische Theologie, herausgegeb. von Niedner; Jahrg. 1853, 3. Heft. Schon früher schrieb hier (Jahrg. 1842, H. 1.) Engelhardt: Ueber die Geschichte der Lehre vom Abendmahl in den drei ersten Jahrhunderten.

2) Noch 1773 ließ Lessing durch C. A. Schmidt in Braunschweig eine vollständige Abschrift des Berengarius nehmen (XIII, 479), und zwar für „den künftigen Herausgeber." Schmidt spricht davon am Schlusse des 5ten Beitrags zur Geschichte und Litteratur, wo er eine „Berichtigung einiger Stellen des Ber. Tur." giebt. Den Anfang einer Herausgabe hat erst im 19. Jahrhundert Stäudlin und Hemsen seit 1820 gemacht; endlich

Lessing sah voraus, wie verschieden diese Arbeit in dem Kreise seiner Bekannten und Freunde aufgenommen werden würde; es war beinahe, als sollte er wegen der Kühnheit, womit er hier eine neue Laufbahn betrat, Rede stehn. „Ich weiß wohl, schrieb er an Reiske bei Uebersendung der Schrift (XII, 260), daß weder der Verfasser noch die Materie für einen Gelehrten, wie Sie, sehr interessant sein kann. Ich würde selbst das Manuscript, wenn ich nur auf seinen wahren Werth hätte achten wollen, kaum des Ansehens gewürdiget haben. Nur in Betrachtung, daß es so eine außerordentliche Seltenheit sei, glaubte ich, zu Ehren der mir anvertrauten Bibliothek, schon einigen Fleiß darauf wenden zu müssen. Zudem wollte ich mich gerne als einen solchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgültig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch mich zu bedienen."

Das größte Lob ertheilte ihm sein alter Lehrer Ernesti, welcher, als eifriger Anhänger der lutherischen Lehre vom Abendmahl, diese vor Kurzem in einer besondern Abhandlung bei einer merkwürdigen Veranlassung vertheidigt hatte. [1]) „Dr. Ernesti in Leipzig (schrieb ihm sein Bruder Karl vom 4. Juli 1771) ist deßhalb Deines Lobes so voll, daß er in seinen Collegiis Dich zum Beispiele anführt, daß, wenn man humaniora gründlich verstehe, man alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. In Deiner Ankündigung des Berengarius findet er die größten theologischen Kenntnisse und hat öffentlich erklärt, Dich zum Doctor Theologiae machen zu wollen, wenn Du nach Leipzig kommst." Dieses Urtheil findet Karl Lessing sehr lustig, denn er fährt fort: „Könnte nicht der Teufel sein Spiel haben, daß Du nach Leipzig reisetest, um Döbbelin allda unsterblich agiren zu sehen, und die ganze theologische Facultät holte Dich mit Gewalt aus der Bude vor dem Petersthore in ihren theologischen Hörsaal? Das wäre doch nicht sonderbarer, als wenn die Römer ihren Dictator vom Pfluge holten! Unser alter Vater hätte wenigstens so lange leben sollen! — (Dieser war den 22. August 1770 am Schlage gestorben.) Um Dich aber nun wieder etwas zu demüthigen, sage ich Dir, daß die Berlinischen Theologen, die keine Orthodoxen sind, die Ankündigung als Zeichen Deines Abfalls ansehen. Sie wollen gesunde Vernunft in ihr System hinein haben; und nun kömmst Du schadenfroh, und verdirbst ihnen eine Arbeit von so vielen Jahren. Selbst die theologischen Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek werden die Achsel zucken, und seitenlange Fragen an Dich thun. Vielleicht schreckt Dich ihr Mißfallen ab, mehr davon zu schreiben: und das wünsche ich von Herzen, wenn Du dafür Tragödien und Komödien machen willst! —"

---

erschien das Ganze, fehlerhaft genug, herausgegeben von A. F. und F. Th. Vischer, Berlin 1834.

1) Nemlich zur Widerlegung der nachgelassenen Schrift C. A. Heumanns: Erweis, daß die Lehre der reformirten Kirche von dem heiligen Abendmahle die rechte und wahre sei. (1764.) (Schröckh VIII, S. 381.)

Freund Nicolai nahm einen warnenden Ton gegen ihn an. „Ich kenne den Kitzel, den Sie schon lange hegen, mit den Theologen Handgemein zu werden. Als ob das so eine Lust würde! — Wissen Sie, was Saal [1]) von Ihrem Berengarius sagt? Er sagt: Lessing hat geschworen, in allen Dingen das Widerspiel von Wieland zu thun. Wieland schrieb erst geistliche und dann lustige Schriften. Lessing hat die lustigen erst geschrieben, nun will er die geistlichen nachholen.“ —

Lessing ließ sich durch das Kopfschütteln seiner Freunde nicht irre machen. Ihm war es weder um den Beifall, noch um den Widerspruch der Theologen zu thun. Er erwartete schon, seine Schrift in dem nächsten Wiener Verzeichnisse von verbotenen Büchern angezeigt zu finden, wie er scherzend an Madame König nach Wien schrieb: „Sie glauben nicht, fügt er hinzu, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres, als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.“ —

Drittes Kapitel.

Ueber die Arbeit und den Druck des Berengarius war Lessingen der Sommer 1770 vorbeigegangen, wobei er sich's zum Gesetz gemacht hatte, so wenig Briefe als möglich zu beantworten, selbst die seines Bruders Karl nicht ausgenommen. Vorübergehend dachte er damals bald an einen dritten Theil der antiquarischen Briefe, bald an die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuchs in Verbindung mit Ramler, bald sogar an eine „antityrannische“ Tragödie: Spartacus, zu welcher er sich zu Ende des Jahres den Spartacus von Saurin aus Berlin schicken ließ. [2]) Diese und vielleicht noch andere Entwürfe mußten aber zurücktreten, als Voß in Berlin, um dem Nachdruck zuvorzukommen, eine neue Ausgabe von Lessings vermischten Schriften beabsichtigte und dessen Mithülfe dringend in Anspruch nahm. Aus Freundschaft für den Verleger, wohl auch um dem verhaßten Nachdruck (wiewohl ohne Erfolg) entgegenzutreten, doch mit innerer Abneigung ging Lessing an die Arbeit. Er hatte den größten Theil dieser Schriften verurtheilt, der Vergessenheit zu verfallen; er glaubte, diesen Entschluß sich selbst und dem Publikum

1) Lessings Jugendfreund in Leipzig.

2) Die wenigen Studien und Bruchstücke, welche in seinem Nachlasse gefunden worden, II, 522—526, lassen kaum den Umfang des Planes und den Geist der Behandlung ahnen.

schuldig zu sein. „Das Publikum, drückt er sich in der Vorrede stolz-bescheiden aus, wächst täglich an Einsicht und Geschmack. Aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht immer fühlet, daß er zurückgeblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beifall rechnet, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeint. Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfasser den Wunsch abgelockt, das hämische Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können." Diese Nachsicht will er auch auf die neu hinzugekommenen Stücke (des ersten Theiles) ausgedehnt wissen; denn: „es wäre Thorheit, zur Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte."

Aber auch so fand Lessing mehr zu thun, als er zu übernehmen glaubte. „Ich fühle es, gesteht er seinem Bruder, welcher zwischen ihm und dem Verleger die Mittelsperson machte, ich fühle es, daß mir schon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit kosten wird, als der ganze Bettel werth ist." Der erste Theil umfaßte die Sinngedichte und Lieder. Ramlern gab er nur zu unbedingte Vollmacht, in den Sinngedichten zu ändern und zu streichen. Er vergleicht in einem Briefe an ihn vom 16. December 1770 sein Geschäft mit „dem Aufsuchen bunter Steinchen und Muscheln, auch unter dem Schnee", und setzt hinzu: „Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig ist (ich sage, gar zu mittelmäßig, denn leider müssen es nicht allein Sinngedichte, sondern Bogen voll Sinngedichte werden), und wo eins durch eine geschwinde Verbesserung sich noch ein wenig mehr aufstutzen läßt, so haben Sie doch ja die Freundschaft, ihm diese Verbesserung zu geben. Ihnen kann so etwas nicht viel Mühe kosten, denn Sie haben noch alle poetische Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetische Farben sind." Lessing verließ sich so sehr auf seinen Freund, daß er sich die Handschrift nicht erst zurück schicken, sondern sie in Berlin dem Drucker übergeben ließ.[1]) Nach Verlauf eines Jahres erschien zur Michaelismesse der erste Band.

Es wäre ganz im Sinne Lessings, wenn wir auf diese meist witzigen, oft anmuthigen und gehaltvollen Spiele seines Geistes nicht allzu viel Gewicht legten, wiewohl gerade diejenigen neu hinzugekommenen Stücke, wo die Epigramme sich selbst das Urtheil sprechen, nicht zu den übelsten gehören.

Die Sinngedichte über sich selbst.

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

Abschied an den Leser.

Wenn Du von allem dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden,
So sei mir wenigstens für das verbunden, —
Was ich zurück behielt.

---

1) Nicolai's Anmerkung, XII, 275.

Welchen Werth immer wir nun auch diesen Spielen eines großen Geistes beilegen,[1]) so würden wir doch dabei nicht länger verweilen, wenn nicht Lessing denselben seine „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" beigegeben hätte. „Zerstreute Anmerkungen" nennt er bescheiden diese Untersuchungen, welche an Schärfe und Zusammenhang der Begriffe, verbunden mit den schlagendsten Beispielen aus der Fülle seiner Belesenheit in den Dichtern aller Zeitalter, ein schönes, in sich gerundetes Ganzes bilden, ja, nach Herders glücklichem Ausdruck, selbst „Epigramm" sind. Was seine Vorgänger: Scaliger,[2]) der Jesuit Vavassor [3]) und Batteux [4]) über das Epigramm gefunden hatten, bildet für Lessing nur den Anknüpfungspunkt seiner Kritik und Zergliederung.

Wie in seinen Abhandlungen über die Fabel, wie in seinen übrigen ästhetischen Untersuchungen, geht Lessing zunächst auf die scharfe Ab- und Umgränzung der Gattungen und Arten, auf die Sonderung vom Echten und Unechten, um einem jeden seinen bestimmten Platz in der Poetik anzuweisen. Nicht jedes kleine Gedicht (wie Scaliger), nicht jeder mit ein paar Reimen verzierte gute Einfall (wie Boileau), nicht jeder glücklich und in wenig Worten vorgetragene interessante Gedanke (wie Batteux will), soll ein Epigramm heißen dürfen. Wo aber finden wir das Wesen des Epigramms unmittelbar ausgesprochen, wenigstens angedeutet? In dem Namen, in dem Worte muß es schon liegen, daß gewisse Eigenschaften zu dem Epigramm im wahren Sinne erfordert werden. Daher die Frage nach dem Wesen des Epigramms mit der nach dem Ursprunge seines Namens und Gebrauches (bei den Griechen) zusammenfällt. Dies ist bezeichnend für den Geist seines Verfahrens: wo Lessing am weitesten auszuholen scheint, da ist er mit Einem Schritt bei der Sache. Die Materie hat längst aufgehört, das Sinngedicht zu demjenigen zu machen, was das Epigramm ursprünglich war: nemlich die Aufschrift oder Inschrift eines Denkmals. Folglich muß es die Form sein, in welcher die Antwort auf die Frage zu suchen. Um die Mittelglieder der Untersuchung hier zu übergehen, so gelangen wir mit Lessing schließlich zu der Erklärung: „Das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen."

Der Kern dieser Definition, das Sinnreiche (freilich auch zum Theil, werden wir sehen, das Einseitige und Schiefe) liegt in der Wendung: nach Art der eigentlichen Aufschrift, welche im Verfolge der Untersuchung nach der

---

1) Die Frage über die Quellen vieler dieser Epigramme und ihren Zusammenhang mit Lessings gelehrten Jugendbeschäftigungen ist schon im 1. Bande S. 237—241 erörtert worden.

2) Poetices lib. III.

3) De epigrammate.

4) Les beaux arts reduits à un seul principe.

Absicht des Verfassers heraustritt. Wenn nemlich, nach der von Aristoteles überkommenen Erklärung, alle Kunst und Poesie auf der Nachahmung beruht, so ist auch das Sinngedicht davon nicht ausgenommen, und wenn es sich denn fragt, wo der Gegenstand dieser Nachahmung liegt, so lernen wir: „es ist diejenige Reihe von Empfindungen, welche in uns entsteht, wenn uns zuerst unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, welches, mit der angenehmen Ueberraschung durch die Größe und Schönheit des Denkmals, sogleich eine Art von Verlegenheit und Erwartung über die noch unbewußte Bestimmung desselben erzeugt, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt werden, mit andern Worten: einen unvorhergesehenen Aufschluß erhalten — endlich beide Empfindungen zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. Diese Reihe von Empfindungen, sagt Lessing (VIII, 431), ist das Sinngedicht bestimmt, nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hatte es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms, behalten. Wie aber kann sie es anders nachahmen (fragt Lessing weiter), als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieseben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erweckt? Es muß also über irgend einen einzelnen ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Erwartung und Aufschluß, so nennt Lessing die Theile jedes Epigramms, welches diesen Namen verdient. Und damit hat er den Maßstab gefunden, um verschiedene Arten kleiner Gedichte, „die fast immer unter den Sinngedichten durchlaufen," an ihren Ort zu stellen. Dies sind die „Aftergattungen" des Sinngedichts. Nothwendig kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsre Erwartung darnach erweckt zu haben. Zu den letzten gehören vornemlich alle diejenigen kleinen Gedichte, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre, wenn sie aus einem einzigen Falle hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts geben; aber für sich, auch noch so witzig vorgetragen, noch so spitzig geschlossen, ist es kein Sinngedicht. Beispiele dieser Aftergattung liefert ihm Owen,[1]) bei welchem „der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und der Pedant mit aller Gewalt noch

1) John Owen, aus Wales, † 1622. Er hat den Maaßstab zur Beurtheilung seiner Epigramme selbst angegeben im folgenden:

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas
Omnia, stultitiam; si nihil, invidiam.

obendrein witzig sein will. Hingegen ist das Moralisiren geradezu des Martialis Sache gar nicht." — Die zweite Aftergattung umfaßt vornemlich alle kleine Gedichte, „die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen, oder daß man etwas daraus schließen, noch durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben eindringen läßt. Viele Epigramme dieser Art findet Lessing in der griechischen Anthologie. „Ich will nicht hoffen, bemerkt er (VIII, 437), indem er ein Beispiel anführt, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe; aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse: sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße des Faktums nicht hinlänglich ist." Das Gegentheil von solchen, ohne alle moralische Anwendung vorgetragenen Erzählungen, sind die, welche eine allgemeine Wahrheit so deutlich enthalten, daß es überflüssig wäre, sie mit Worten noch auszudrücken. Doch diese gehören nicht eigentlich zu den Sinngedichten; nur daß sie etwas Besseres heißen können: mit einem Worte, „es sind Apologen, wahre Aesopische Fabeln, welche die Griechen in einer gedrungenen Kürze vorzutragen verstanden. Der *wesentliche* Unterschied zwischen dem Sinngedicht und der Fabel beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedicht eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammen fallen, und daher nur in der Abstraction Theile sind. Doch sind auch nicht alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheint; denn es können auch wahre Begebenheiten schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder durch eine kleine Wendung völlig erhalten." —

Nicht genug, daß nach dieser Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger als sonst unterscheiden läßt; es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedicht machen.

Nicht Wenige setzen das Wesen des Epigramms in das Witzige und Sinnreiche, und glauben wohl noch dabei auf Lessings Ansehen sich berufen zu können. Wie irrig diese Voraussetzung ist, können sie entnehmen, wenn sie nur den Schluß seiner Abhandlung über das Epigramm lesen, wo Lessing einen Blick auf dasjenige wirft, was die lateinischen Kunstrichter acumina, die französischen pointes nennen. „Wenn man unter diesen Worten, sagt Lessing, denjenigen Theil oder denjenigen Gedanken versteht, um dessen willen die Erwartung erregt wird, welcher also den Aufschluß enthält: so ist es klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Wenn man hingegen hierunter etwas meint, was blos das Werk des Witzes

ist, mehr ein Gedankenspiel, als ein Gedanke . . ., so ist die Frage derjenigen vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen. Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem und dem Wahren so nahe kommendem Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja, es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist, als der ächte, so daß der Münzer wenig mehr, als den Schlageschatz dabei gewinnen konnte." Mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz ächten Münzen mag Lessing besonders zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, und zwar die einen, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, die andern aber, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit besteht.

Hiermit hat nun Lessing den Kreis seiner Anmerkungen über das Epigramm umschrieben, und obschon er im Laufe derselben hinlängliche Gelegenheit hatte, die berühmtesten Dichter in dieser Gattung unter den Alten, wie unter den Neueren (unter den Deutschen Logau und Wernike) zu beleuchten, so widmet er nachher besondere Abschnitte dem Catull, Martial, und zuletzt der griechischen Anthologie. Was Catull anlangt, so muß Lessing von seinem Standpunkte es mißbilligen, wenn man alle kleinere Gedichte dieses Dichters, von denen allerdings verschiedene den völligen Gang des Sinngedichts haben, zu Sinngedichten macht, ja von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms abstrahirt, und es als ein Problem aufwirft, ob diese Catullische Gattung der Martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei? Sogar die nie genug gepriesenen kleinen Stücke (dergleichen: Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae) und andere, die so unzähligemal nachgeahmt und übersetzt worden, sind dennoch nichts weniger als Sinngedichte: aber Lessing giebt zu, daß sie etwas besseres sind; wie denn das Gedicht auf den todten Sperling seiner Lesbia „die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthum übriggeblieben." Wenn dessen ungeachtet Martial selbst den Catull für seinen einzigen Meister erkennt, so will Lessing, abweichend von der gewöhnlichen Annahme, dies entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters, oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern Catullischen Gedichte verstanden wissen.

Viel länger verweilt Lessing bei dem Abschnitt über Martial, welchen er schon in seinen Jugendschriften für seinen einzigen Lehrmeister im Epigramm erklärte, aus dem er verschiedene Stücke übersetzt und sehr viele nachgeahmt hat. Der römische Epigrammatist ist auch nach zwanzig Jahren dem Manne dasselbe, als dem Jüngling, nur daß er sich jetzt, von seinem höheren und allgemeinen Standpunkte, darüber deutlicher Rechenschaft ablegt. Es habe unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen sowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigramme gemacht; aber einen Epigrammatisten habe es vor ihm nicht gegeben. Er war nemlich der erste, der sich eine deutliche feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb; und

so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten, der Zeit nach, gehört, so sei er auch noch bis jetzt der erste, dem Werthe nach, geblieben. Der ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am nächsten komme, sei unser Wernike. Beider Reichthum sei fast gleich groß; nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. „Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen: Wernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von dem Metalle, woraus Geld zu münzen, und dem Martial ging mehr gemünztes Geld durch die Hände. (XIII, 470)... Man hat so viel von dem falschen Witze des Martial geredet. Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anderes: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläst er es aus der Hand ... Auch hat er keinmal in eben demselben Sinngedicht falschen und wahren Witz vermischt. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß sein: und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf." — Nichts hat dem Ruhme des Martial in den neueren Zeiten mehr geschadet, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar (wirft Lessing ein) als ob man läugnen wollte, daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es auch nicht moralisch gut ist. Aber es ist doch auch sogar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachte, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennt." Lessing sucht nun im Geiste der „Rettung" des Horaz auch den Martial von diesem Vorwurfe zu befreien und wendet unter andern eine feine Bemerkung auf Martial an, welche er zum Theil auch für die Rettung des Horaz gebraucht hatte. „Kürze und Rundung nöthigen den Epigrammatischen Dichter öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz, noch sein Verstand Theil nehmen." Martial bekenne ohnedies, daß ihm oft der Gegenstand zu einem Epigramm aufgegeben ward, er also nicht immer nach Willkür gedichtet habe. Gegen diese Auslegung legte indeß schon die Kritik eines Zeitgenossen [1]) Verwahrung ein. Denn erstens könne daraus nur eine Entschuldigung für manchen elenden Einfall, nicht aber für den moralischen Charakter des Dichters gewonnen werden. Zweitens scheine das Epigramm (Lib. XI, 43), worauf Lessing sich bezieht, auf den gesellschaftlichen Umgang bezogen werden zu müssen, wo Martial manchmal freilich mochte geplagt werden, Sinngedichte auf dieses und jenes zu machen, wie er ja selbst

1) S. die Recension der Vermischten Schriften in der von Walch herausgegebenen Philologischen Bibliothek. 1. Bd. Göttingen, 1770. S. 306.

gesteht, daß er sich manche Mahlzeit durch ein Epigramm verdient habe! Man könnte vielleicht sagen, daß die Alten in der Theorie des Sinngedichts die Obscönität als ein wesentliches Stück ansahen, aber es sei auch bekannt, welche Anfälle der sittliche Charakter aller solcher Dichter deswegen auszuhalten hatte." Wenn so der sittliche Charakter des Martial selbst bei dieser „Wendung" noch problematisch bleibt (ungeachtet Lessing damit „gewissermassen" von dem moralischen Charakter alles abgelehnt wissen möchte, was ihm nachtheilig sein könnte), so können wir mit um so größrem Rechte mit Lessing die Frage aufwerfen: „Wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? — Gewiß nicht! antwortet er: — doch dieses gegen Tugend und Wohlanstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen." — Wir müssen hinzufügen, daß, den neuesten Beurtheilungen zufolge, die Rettung des moralischen Charakters des Martial Lessingen noch weit weniger gelungen ist, als ehedem die seines Horaz. [1]) Der Abschnitt über die griechische Anthologie giebt dem Verfasser Gelegenheit, auf Martial und die Natur seiner Epigramme zurückzukommen. Was Lessing bereits in der Vorrede zur ersten Ausgabe der kleinen Schriften gesagt hat, wird hier, nur mit verstärktem Nachdruck und einer gewissen Schärfe gegen die vermeinten Kenner der griechischen Simplicität, in einer Parallele des griechischen und des martialischen Epigramms wiederholt. Er seien nicht wenige Stücke in der Anthologie, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können. „Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte zerstreut, aber ich will den sehen, sagt er, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es sei nur Thorheit, sich einzubilden, daß der Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen sein: ihnen, die so gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen sich mehr als ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet habe, welche seinen so ähnlich sehen. (Wiewohl, bei noch so viel Aehnlichkeit mehrer von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen, es sich darum nicht gleich von selbst verstehe, daß eben Er der Nachahmer gewesen. Denn offenbar sei bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.) Endlich dürfe man sich von der gepriesenen Simplicität selbst der ältesten und besten Epigramme keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff machen, wie denn schon Batteux sehr richtig bemerkte, „daß wir öfters nur nicht alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhange, als ein witziger Einfall." — Dies weist auf eine andere Seite an der griechischen Anthologie hin, die ge-

1) Vgl. den Artikel Martial in Pauly's Encyklopädie der Philologie.

lehrte nemlich, welche diese Sammlung zu einer so wichtigen Quelle für die griechische Kultur- und Kunstgeschichte erhebt. Auch diese Seite hat an Lessing einen aufmerksamen Beobachter gefunden, und mehrere Punkte aus der Kunstgeschichte sind, wenn auch nicht ohne Widerspruch zu erregen, mit dem ihm eigenen Scharfsinn und Umblick ausgeführt worden. [1])

Wir kennen jetzt Lessings Theorie über das Sinngedicht in ihren leitenden Gedanken und in der ihr gegebenen Anwendung auf die Literatur der Griechen und Römer. Wenn indeß diese Lehren und Urtheile, bei allem bewunderungswürdigen Scharfsinn und Zusammenhange, denjenigen Rang und bleibenden Werth nicht behauptet haben, wie Lessings Theorie über die großen Gattungen der Poesie, das Epos und das Drama, oder über das Wesen und den Unterschied von Poesie und bildender Kunst: so haben wir den Grund dieser Erscheinung nur im Princip zu suchen, und nächstdem vielleicht in derjenigen Eigenthümlichkeit Lessings, welche ihn so oft bewog, sich vor die angegriffene Parthei zu stellen, und sollte er auch einen Augenblick mit sich selbst in Widerspruch treten. —

Was trieb, fragen wir zuerst, Lessing dahin, im Laokoon den Homer hoch über den Virgil und ihm entgegen zu stellen, so wie noch mehr die Griechen den Barbaren? Doch nur, weil er bei ihnen allein wahre Natur, nur veredelt und *vergeistigt* durch die Ideale, wiederfand. So hielt er seinem Zeitalter in Sophokles einen Spiegel vor, worin sie die Unnatur der französischen Tragödie erkannten. Wäre es nun nicht folgerecht gewesen, die nemliche Regel auf den Gegensatz des griechischen Epigramms in der Anthologie gegen das Epigramm des Martial anzuwenden? Hier kann Lessing, unsres Bedünkens, von einem Widerspruch mit sich nicht ganz freigesprochen werden. Er vermied ihn diesmal nicht, sei es daß er einen Lieblingsdichter seiner frühesten Jugend, dem er sich verwandt fühlte, nicht fallen lassen wollte, oder daß ihn die Phrase von griechischer Simplicität bei denjenigen verdroß, welche nicht die Fähigkeit oder den guten Willen hatten, das Verdienstliche und Eigenthümliche im Martiat anzuerkennen. Solchen gegenüber gelingt es ihm auch, in einer durchgängigen Polemik und Ironie zu zeigen, bald, daß Gedichte der Anthologie häufig unter dem wahren und vollen Begriffe eines Epigramms blieben, bald, daß nicht wenige Stücke darunter stehen, die Martial selbst nicht „geschraubter und spitzer" hätte machen können. Worin aber zuletzt der poetische Werth der Anthologie bestehe, das mußte hier beinahe ganz verloren gehen. Hier ha- Lessing eine Lücke gelassen.

Ferner die Art und Weise, wie Lessing aus dem ursprünglichen Sprachgebrauch die Definition des Sinngedichts, als eines poetischen Kunstwerkes ableitet und hinstellt, entbehrt einigermaßen jener Schärfe in den Bestimmun-

1) Auch hier verweise ich nur auf den eingehenden Artikel in der Göttinger Philolo gischen Bibliothek, S. 312 flg.

gen, welche den Verfasser des Laokoon und der Dramaturgie auszeichnet; abgesehen davon, daß sie zu enge ist. Dies hat Herder siegreich nachgewiesen. „Wenn das Epigramm, bemerkt er nemlich, ein Gedicht ist, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit erregt, gehalten und befriedigt werden soll, also, daß, wie bei der wirklichen Inscription, das Denkmal selbst Aufmerksamkeit gebietet, die Aufschrift diese erregte Neugier nur befriedige, so müßte, dünkt mich, in der Erklärung des Epigramms, das beide Theile, Erwartung und Aufschluß, vereinen soll, auch des Denkmals selbst Erwähnung geschehen. Mithin hieße es, dieser Theorie zufolge: nach Art des Denkmals und seiner Aufschrift." —

„Aber warum nach Art der Aufschrift, fährt Herder fort. Sind manche, zumal die ältesten Epigramme, nicht wirkliche Aufschriften gewesen? Sind nicht viele der schönsten in der Anthologie als Aufschriften gedacht und verfertigt worden? Gleichviel, ob sie auf Gräbern und Bildsäulen, auf Bädern und Tempeln wirklich standen oder nicht standen; — wurden sie als Inscriptionen erfunden, so blieben sie solche auch in der Schreibtafel des Dichters."

„Endlich, warum müßte es blos ein Denkmal sein, das, mit seiner Inschrift zusammengenommen, die natürlichen Theile des Epigramms gebe? Ein Denkmal, zumal der Kunst, spricht am vollkommensten durch sich selbst, und bedarf keiner Inschrift, als einer nothwendigen Hälfte seiner Hauptwirkung. Der Künstler z. B., der eine Bildsäule, einen Tempel, einen Schild dahin stellt, redet durch diese in natürlichen Zeichen; und er hätte seine beste Wirkung verfehlt, wenn diese Zeichen auf den lebendigen Menschen nicht schon durch sich befriedigend und genugthuend wirkten." Dies ist eine Bemerkung, welche so ganz im Geiste des Laokoon gemacht ist, daß Lessing selbst ihr seinen Beifall nicht hätte versagen dürfen. Mit Recht befreit daher Herder die Entwickelung des Begriffs eines Epigramms von dieser Beschränkung: „da jeder Gegenstand in der Welt, lebendig oder todt, gegenwärtig oder abwesend, ein Werk der Kunst oder der Natur, mir angenehm oder widrig, ein Objekt der Inschrift werden kann, sobald ich mir solchen als gegenwärtig denke und ihn für mich oder für Andere bezeichne." Und so gelangt Herder zu seiner Erklärung des Epigramms, als der „poetischen Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung."

„O daß Lessing lebte! ruft Herder aus, er sollte der erste sein, der diesen Abschnitt lese, und der unpartheiische Forscher des Wahren, der gegen sich selbst am strengsten war, würde auch in dieser Kleinigkeit unpartheiisch entscheiden." So bildet Herder hier, mehr als in andern Stücken, die glückliche Ergänzung Lessings, welchem er, dies bekennt er selbst, zu diesen Untersuchungen und mithin zu der Wiedereinführung der griechischen Anthologie bei den Zeitgenossen, die erste Anregung verdankte. „Als 1771 der erste

Theil von Lessings vermischten Schriften erschien, bekam ich, sagt Herder, eine äußere Veranlassung, dem Inhalte seiner Anmerkungen weiter nachzugehen. . . ." Welches diese äußere Veranlassung gewesen, verschweigt er; wir haben sie glücklich in — Herders Recension der vermischten Schriften, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, wiedergefunden. (Bd. XVII. 2. Abtheilung Nro. XXII.) Sie enthält bereits die Keime seiner späteren reiferen Ansicht, wenn er gleich sich hier noch abhängiger von Lessings Zergliederung des Begriffs vom Epigramm zeigt, den er aber schon wesentlich erweitert. Er giebt mit Recht der Abhandlung vom Epigramm ihren Platz neben Lessings Theorie von der Fabel, an die sie auch ihrer Natur nach gränzt, und wünscht, daß Lessing seinen „philosofischen aufräumenden" Weg auch durch die übrigen Dichtarten fortsetze. Indem er sich mit Lessing auf dessen eigenen Grund und Boden stellt, weiß er aber drei Arten des Epigramms, die „vielleicht auch in der Geschichte der Ausbildung so auf einander folgten", abzuleiten. Das erste (die bloße Inschrift) nennt er Epigramm im rohen mechanischen Verstande, das zweite: Epigramm zum Monument der Natur oder eines Denkmals, das durch natürliche Zeichen spricht, (Epigramm im simpeln griechischen Verstande) das dritte, gleichsam Aufschluß einer Hieroglyphe durch willkürliche Zeichen — der Kunst: das eigentlich Lessingische und Martialische Epigramm. Von diesen drei Arten ist es die mittlere, welche Herder hier, auf Grund von Lessings eigener Erklärung, gegen ihn retten will. Erwartung und Auflösung, Denkmal und Aufschrift sei auch da; nur „beide Theile nicht so abstechend gemacht, nicht so auf einen Punkt gesetzt, simpler in einander fließend." Dies nennt Herder nach dem griechischen Ausdruck ein Bild, Bildchen, von dem es viele Formen gebe — lauter Mittelarten und wirkliche Gattungen des Epigramms, mit vielen kleinen Stufen und Unterschieden. Und hier überrascht uns Herder durch ein von ihm, gegen Lessing, erfundenes Beispiel, welches ihm selbst gewidmet ist: „Ich setzte, z. B. zu Lessings Bilde die Aufschrift:

Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war
Wer? — Lessing ist der Mann.

und ich wüßte alle diese Prädikate so ins redende Gesicht, Stellung und Handlung des Bildes zu legen, daß meine Zuschrift blos schilderte — sollte sie darum nicht Epigramm sein? Und gränzen nicht die Aufschriften auf Pythagoras, Venus, Amor, auf Myrons Kuh, Becher, Harfe u. s. w. in der Anthologie, Martial, Logau und Lessing selbst nicht ungemein oft an diese blos malende Gattung, wo nachher nur ein Zug, eine Wendung, (weil Rede eigentlich nicht malen kann,) von selbst Epigramm macht?" . . . „Selbst das künstlichste Epigramm", fährt Herder fort, muß nur zu oft an die Mittelgattung

treffen, und trifft oft sehr vortheilhaft. Die Empfindung des Naiven, des Stillerhabenen, der simpeln Schönheit, die so erregt wird, ist der Seele angenehmer, als der bloßen raschen Neugier des Unerwarteten, das wir mitunter erfahren, und das schnell verschwindet. In weniger Zeit schmerzt uns dabei so der Kopf durch Stiche, als bei pedantischer Moral durch Schwere. (Lessing hatte nemlich von Owen gesagt: er halte den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owen in einem Zuge lesen könne, ohne drehend und schwindlich zu werden.) Dieses Alles (schließt Herder den allgemeinen Theil seiner Kritik) würde durch eine subjektive Theorie (d. i. mit Bezug auf die durch das Epigramm hervorgerufenen Empfindungen) und durch eine Geschichte des Epigramms heller ins Licht gesetzt werden: während Lessing die Sache nur objektiv behandelt habe. —

Schon beim Laokoon ist der Gegensatz Herders zu Lessing im Allgemeinen zur Sprache gekommen; er wiederholt sich hier an dem besonderen Falle. Wenn Lessing in aller Poesie, von der höchsten Gattung im Drama bis herab zur Fabel und dem Epigramm, die Handlung als das Wesen festsetzte, womit das eigentlich Lyrische zurückgedrängt wurde, so ist in den höhern Gattungen der Poesie, schon durch den Umfang und die reichere Gliederung, dem Subjektiven der nöthige Spielraum zu einem Gegengewicht gegen Verstand und Geist eingeräumt; dieses fällt unter denselben Bedingungen bei den kleinsten Formen, wie dem Epigramm, fort und das poetische Bedürfniß geht, von seinem Standpunkt aus, nicht selten ganz leer aus. Denn was ist die von Lessing für das Epigramm gefundene Formel im Grunde anders, als der Begriff der Handlung, nach seiner eigenen Definition, nemlich, als eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen, welche Einheit auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke beruht. Das Aufeinander wird mit aller Schärfe dem Nebeneinander entgegengestellt und dadurch veranschaulicht, daß die wahre Handlung sich nicht malen lasse, also kein Bild abgebe. Der „Folge von Veränderungen mit Beziehung auf einen Endzweck" entspricht der Gegensatz von Erwartung und Aufschluß, mit Beziehung auf die dadurch zu bewirkende Lust an Befriedigung. Von dem vollkommnen Epigramm, wie von der vollkommnen Fabel verlangt Lessing jene Analogie einer Handlung, während ein großer Theil der griechischen Anthologie, ihrem Werthe unbeschadet, nur feine oder zarte Bildchen (εἰδύλλια) sind. Von der andern Seite macht Herder aufmerksam, daß Erwartung und Aufschluß (im allgemeinen Sinne) dem Epigramm nicht ausschließlich eigen sei, und daß sie bei einem jedem Werk, das die menschliche Seele unterhalten soll, stattfinden müsse.

Herder hat Lessings Lehre vom Epigramm ergänzt, sagten wir, nicht etwa widerlegt oder beseitiget. Dies zu denken, war niemand entfernter, als Herder selbst. [1]) Bestände blos die von Herder entwickelte Ansicht, so müßte die

1) Zwischen Herders Recension in der Allg. Deutschen Bibl. und seine „Blumen aus der griechischen Anthologie" fällt sein Aufsatz über Lessing (1781). Hier heißt es: „Die bei-

Lessingsche Theorie noch erfunden werden; das Martialische Epigramm ist vorhanden, und nimmt in seiner Art für die moderne Bildung und Poesie dieselbe Stellung ein, wie sein Gegensatz in der griechischen Anthologie; und unsere großen Dichter (ich nenne nur Schiller und Goethe in ihren Epigrammen und Xenien) haben es sich nicht nehmen lassen. Gegen solche Einseitigkeit, die sich wohl gar als den einzig guten Geschmack ausgegeben hat, hat Lessing ihm Voraus seine abfertigende Mahnung erlassen: „Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, sagt er, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist; aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.“ —

Nach dieser Zeit machte Lessing nur noch gelegentlich Epigramme, [1]) unter andern, wie zur Entschuldigung, das folgende:

Warum ich wieder Epigramme mache?

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich, armer Willibald,
Das macht, wie ich an mehrem fühle,
Das macht: ich werde alt.

Viertes Kapitel.

Nach Lessings anfänglichem Plane sollte der erste Band der vermischten Schriften noch eine besondere Abhandlung „über das Literarische“ hinsichtlich einer Anzahl seiner Epigramme bringen; doch er wurde der Arbeit, bei seiner damaligen Verstimmung, plötzlich überdrüssig, zum großen Verlust der historischen Kritik. [2]) „Ich habe mit den kritischen Untersuchungen schlechterdings

---

den Theile des Sinngedichts, Erwartung und Aufschluß, hat der Theorist nebst den falschen Aftergattungen, wo Eins derselben fehlt, in solch ein Licht gestellt, daß künstlich und philosophisch ich nichts dagegen wüßte. Genetisch und historisch dagegen wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechischen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. Die Sache beträfe doch nur Classification und Namen.“ —

1) Lessings sämmtl. Schriften I. im Nachtrage z. B. Grabschrift auf Voltaire 1779 S. 199. Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamemnon spielte. S. 200 u. a.

2) Mohnike, in den Lessingiana S. 71, scheint anzunehmen, daß Lessing eine Abhandlung (nicht Abhandlungen) dennoch abgefaßt, daß sie sich aber nach seinem Tode nicht vorgefunden habe. Zu dieser Annahme ist kein Grund vorhanden. „Dieser Verlust, sagt Mohnike, ist um so mehr zu bedauern, als die Epigrammatisten, über welche Lessing gesprochen haben würde, größtentheils ziemlich unbedeutende Männer sind, und die Werke der Ausländer unter ihnen fast sämmtlich zu den in Deutschland seltenen Büchern gehören.“

abbrechen müssen, schrieb er an seinen Bruder, als er ihm den Schluß des Manuscriptes überschickte; und ohne Zweifel ist es für die Schriften selbst um so viel besser. Denn diese kritischen Alfanzereien sind doch nur nach weniger Leser Geschmack, da es hingegen ungleich Mehreren angenehm sein wird, auch die Lieder in dem Bande zu finden, zu welchen ohnedies keine Abhandlungen kommen können, weil ich über die ganze Gattung nichts zu sagen weiß, als was schon tausendmal gesagt worden ist." Eine neue Revision der Lieder fand nicht statt; Lessing ließ es bei einem von ihm corrigirten Exemplare bewenden, dem er einige Vorschriften für den Druck beigab, die von der übermäßigen Strenge zeigen, womit er diese Kinder jugendlicher Lebenslust behandelte. [1]) Einen Theil strich er gänzlich, weil es nichts als „elende Reimereien" seien. Ramlern gab er unbedingte Macht, bei den übrigen nach eigenem Ermessen zu schalten, d. h. sie zu verbessern. Dies nannte er „ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen thun." Doch diese stiefväterliche Härte soll uns die Lust an diesen Liedern nicht verkümmern. Gegen empfindsame Seelen, welche nur „die zärtliche, die rührende Gattung" von Liedern mögen, hat schon Herder Lessings Lieder, die zu der muntern Gattung gehören, in Schutz genommen. „In häufigen Compositionen sind sie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr." —

Mit diesem ersten Theile aber gerieth diese neue Ausgabe, welche (nach Jördens III. 264) aus vier Theilen bestehen sollte, in's Stocken. Erst nach Lessings Tode kamen die übrigen Bände unter der Aufsicht seines Bruders heraus. [2])

In dieses Jahr (1771) fällt auch die Herausgabe der Gedichte von Andreas Scultetus, dieses früh verstorbenen schlesischen Dichters aus der Schule von Martin Opitz. Das erste Stück (die Oesterliche Triumphposaune, Breslau 1642) war Lessingen vor länger als zwanzig Jahren zu Wittenberg in der Universitätsbibliothek in die Hände gerathen, wo ein glücklicher Zufall unter einem Wuste alter Leichen- und Hochzeitslieder seine Augen darauf lenkte. Obschon „nicht frei von Schwulst", überwog doch das wahre Erhabene darin bei weitem; auch schrieb er es sich von Wort zu Wort ab, und er hätte, sagt er,

1) XII. 312.

2) Lessing überschickte nur noch (am 14. Nov. 1771) für den zweiten Theil den Abschnitt der Oden, an Zahl 9 Stück, und den Abschnitt der Fabeln und Erzählungen, an Zahl 14 Stück, mehr nicht. Die ersten fünf Bogen des zweiten Theils blieben ganzer dreizehn Jahre auf dem Boden des Verlegers liegen, bis Karl Lessing 1784 den zweiten und dritten Theil herausgab und so fortfahrend die erste Gesammtausgabe der Schriften seines Bruders in dreißig Theilen (bis 1794) veranstaltete, welche sich mithin an den von Lessing 1771 herausgegebenen, ersten Theil anschließt. Für den zweiten Theil hatte Lessing eine Abhandlung zur Geschichte der Aesopischen Fabel ausgearbeitet, welche leider, mit noch andern kostbaren Handschriften, in einer Kiste 1775 verloren ging (Allg. Deutsche Bibl. LXI, S. 422.). Statt ihrer fügte der Herausgeber dem zweiten Theile aus seines Bruders Papieren „Materialien zu einer Geschichte der Aesopischen Fabel" bei (Lachmanns Ausgabe XI, 420 — 433, mit der Anmerkung S. 420 und 424.).

jede gute Zeile darin getreulich aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel steckten, mit sammt seiner Abschrift alle mit einmal verschwanden. [1]) Die Zeile:

In Augen ist sie nicht,
Nur immer in den Ohren —

von der in den Lüften schmetternden Lerche gebraucht, hatte auf Kleist einen solchen Eindruck gemacht, daß er sich bei Gelegenheit das Bild aneignete:

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist. —

„Zehn Jahre und drüber waren indeß vergangen, fährt Lessing fort, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergessen: als ich nach Schlesien kam. Dort in seinem Vaterlande, seiner Geburtsstadt (Bunzlau) so nahe — wachte die Neugierde ihn näher kennen zu lernen um so natürlicher auf, je wahrscheinlicher ich sie da befriediget zu sehen hoffen durfte." Aber Alle (darunter Literatoren, wie Arletius und Klose) gestanden, daß sie seinen Namen von Lessing zuerst hörten. [2]) Er fand indeß hier ein paar andere Gedichte von Scultetus, und endlich entdeckte der Rektor Arletius glücklich des unbekannten Dichters Namen, Herkunft und Ankunft in Breslau in der Matrikel des Gymnasiums zu St. Elisabeth, wo er 1639 den 25. August aufgenommen wurde und bis 1642 dem Gymnasium angehörte, gleichzeitig mit einem andern schlesischen Dichter, der ihn und alle seine Mitstrebende, jüngere und ältere, an Ruhm weit hinter sich ließ, mit dem aber Scultetus auf der Schule kühn wetteiferte: es war Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius. [3]) Hier aber verlöscht jede weitere Spur seines Lebens, welches wahrscheinlich nach Kurzem selbst erlosch. — Um diese Zeit fing Zachariä in Braunschweig an, seine „Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Martin Opitz ab", mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen (Braunschweig 1766) herauszugeben. Als nun Lessing in Hamburg 1769 die Bekanntschaft Eberts machte, richtete er von hier aus an Zachariä die eben benutzten zwei Schreiben, (sie dienen der Herausgabe als Einleitung und Vorrede) worin er ihn mit Scultetus und der Geschichte seiner Entdeckung näher bekannt machte und alles, was er aufgefunden hatte, ihm für den zweiten Band seiner Chrestomathie überließ. In dieser kam Scultetus, als Anhang zu Paul Flemming [4]), in gleicher Ausstattung und Einrichtung, und er hat seit dem seine Stelle in der Geschichte der deutschen Poesie behauptet. Lessing erkannte in

1) VIII, 264. Aus einem Brief an Zachariä, von Hamburg 1769.

2) Später jedoch fand Klose eine viel ältere Autorität, siehe die Beilage.

3) S. Aug. Kahlert, Angelus Silesius. Breslau 1853 S. 9.

4) Nach dem Abdruck dieses Bandes fand Lessing (wie Zachariä in der Vorrede berichtet) in der Wolfenbüttler Bibliothek noch einen starken Quartband von Flemmings lateinischen Gedichten im Manuscript; darunter viele ungedruckte, nebst einem großen Theil seines Briefwechsels. — Die Gedichte des Scultetus wurden auch besonders ausgegeben.

Scultetus an nicht wenig Stellen den wahren Ton des Opitz „wo er am meisten Opitz ist“ Unter andern lobt er ihn, daß er in der Vergleichung des Ostertages mit andern berühmten Tagen aus der heiligen Geschichte das rechte Maaß der poetischen Malerei getroffen. „Einen jeden dieser Tage stellt uns sein flüchtiger, aber sicherer Pinsel mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuschender ist, als ein ganzes weitläufiges Gemälde sein würde.“ In den Augen des Verfassers des Laokoon kein geringes Lob! Groß erscheint ihm auch das Verdienst von Seiten der Sprache, die so reich, so stark, so malerisch sei, daß sie nur mit der Opitzischen verglichen zu werden verdiene. Selbst Flemming und Tschernig, und wie sie alle heißen, die dem Opitz damals nacheiferten, kämen ihm beiweiten darin nicht gleich. Der vornehmste seiner Fehler (welcher indeß bei einem bloßen Schüler mehr als bloße Verzeihung verdiente) bestehe in dem Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen: — dies zeige von einem vollen Kopfe und sei einer von den wollüstigen Auswüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschneiden werde. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen! Noch mehr aber, setzt Lessing hinzu, manchen von unsern itzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese Herren selbst keine Verse machen, so würden sie damit zwar keine verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere Schönheiten nicht zu verkennen geneigter sein. Es ist nicht zu verkennen, daß Lessing mit dieser Bemerkung auf die Kritiker aus Klotzens Schule zielt; indeß behält sie wohl auch in andern Zeiten ihre Wahrheit.

Die schlesischen Literatoren Jachmann, S. B. Klose, Scholz, haben nach einander der Ausgabe des Scultetus neue Stücke hinzugefügt. [1])

In unsern Tagen hat man die Verdienste des Scultetus und seines Herausgebers verkleinern wollen, da dieser „gar nicht daran gedacht habe, daß wirklich noch sehr viele bedeutendere Dichter, als Scultetus, vorhanden sein könnten, die also viel eher eines Aufhebens verdienten, wie Elias Major, Christoph Colerus, Daniel von Czepko, Chrysostomus Scholz u. A.“ [2]) Desto besser! würde Lessing gesagt haben, so hat es einen ganzen Kreis würdiger Schüler unseres Opitz gegeben, von denen unser Scul-

---

1) S. die Beilage.

2) Heinrich Hoffmann (von Fallersleben), Monatschrift von und für Schlesien, Erster Band S. 4. Vgl. Gervinus III, 248. Immerhin legt Scultetus ein rühmliches Zeugniß von der damaligen Blüthe der Studien in Breslau ab. Im Jahre 1642, also da Scultetus dort noch lebte, wurde (heißt es in dem Historischen Entwurf von den Verdiensten der evangelischen Gymnasiorum in Breslau um die deutsche Schaubühne von Joh. Kaspar Arletius. Breslau 1762. S. 40. Jubelschrift zum 200 jährigen Jubiläum des Elisabethanum.) in dem Lehrsaal der dritten Ordnung des Elisabeth. Gymnasii eine bewegliche Schaubühne aufgerichtet, auf welcher Rector Major eine deutsche Tragico-Komödie Argenis, und Prorector Coler und Professor Fechner Aretegeniam wechselsweise im Monat März zu verschiedenen Malen aufgeführt haben u. s. w.

tens besiegt wurde! Hätte er darum an der kräftigen feurigen Sprache, an dem wirklich Erhabenen dieses Dichter-Schülers sich weniger erbaut? — Wenn wir nur nicht über dem Reichthum unserer literarischen Ausbeute und Forschung die Freude an der Sache einbüßen möchten! Die Kritik sieht jetzt von ihrer Höhe auf jene bessern Anfänge deutscher Poesie hernieder; aber die Kunst zu lesen, welche Lessing so vortrefflich verstand, verliert sich immer mehr. —

Nach Zachariä's Tode (1777) beabsichtigte Lessing einen Augenblick, dessen Sammlung auserlesener Stücke aus diesem Zeitraume fortzusetzen; er trat dies jedoch nicht ungern an Eschenburg ab. [1])

Fünftes Kapitel.

Mitten unter diesen literarischen Studien und gelehrten Arbeiten schuf Lessing sein Meisterstück: Emilia Galotti. Der Plan zu diesem Trauerspiel geht weit über diese Epoche, bis in die Zeit von Lessings Jugendleben in Leipzig (1758) zurück, da er einen Augenblick gesonnen war, sich um den von Nicolai für das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis zu bewerben. Er spricht da (XII, 104) von einem jungen Tragikus, — er meint sich selbst — von dem er sich viel Gutes verspreche. „Er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan, und streicht unaufhörlich von dem schon Ausgearbeiteten wieder etwas aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nemlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat intressant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben, für sich tragisch genug, und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staats-

1) XII, 495. An Eschenburg den 27. Nov. 1777. „Sie erzeigen mir eine wahre Wohlthat, daß Sie mich vor einer neuen Zerstreuung bewahren wollen. — Also trete ich Ihnen alles Recht auf die Fortsetzung der Zachariäschen Chrestomathie nicht allein gutwillig, sondern mit Dank ab, wenn man anders ein Recht abtreten kann, worauf man selbst kein Recht gehabt." Gleichzeitig überschickte ihm Lessing seinen Tschernig, sowohl den Frühling als den sehr seltenen Vortrab des Sommers, die er in Schlesien gesammelt hatte. (Eschenburgs Vorrede zum 3. Bande S. XVIII.) Das Exemplar des Frühlings hatte Tschernig selbst gehabt. Lessing hatte verschiedene Gedichte mit dem ersten einzelnen Drucke verglichen. Eschenburg machte aber von diesen Stücken keinen Gebrauch; er beklagte sich später (XII, 496) über die ziemlich kalte Aufnahme des Publikums, das ihn bewog, beim dritten Bande (1778) stehen zu bleiben. [2])

2) Die Beilage.

verfassung darauf folgte. Seine Anlage ist nur von drei Akten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der englischen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon sagen; so viel aber ist gewiß, ich wünschte den Einfall wegen des Sujets selbst gehabt zu haben. Es dünkt mich so schön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben."

In Hamburg, nach zehn Jahren, nahm Lessing dieses Sujet wieder auf; aber erst im zweiten Jahre seiner Niederlassung in Wolfenbüttel, im Herbste 1771, griff er die Aufgabe seiner Jugend mit der Kraft des Mannes wieder an. [1]) Er war vor Kurzem (im September) zum Besuche in Berlin gewesen und kam gestärkt und erfrischt nach Wolfenbüttel zurück. Seinem Freunde, dem Buchhändler Voß, hatte er das Versprechen zurückgelassen, ihm außer dem zweiten Theil der vermischten Schriften einen Band Trauerspiele zuverlässig zu liefern. Darunter war das neue: Emilia Galotti. Ohne Zweifel haben wir dieser Reise und der Verbindung mit Voß die Ausführung und Vollendung des Stückes zu verdanken. Zu Ende des Jahres konnte Lessing seinem Bruder berichten: „Mit meiner Tragödie geht es so ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die ersten drei Akte übersenden. Mich verlangt, was Du davon sagen wirst. Mache nur, daß sogleich daran kann gedruckt werden." Einige Wochen später, nachdem der Bruder die erste Hälfte der neuen Tragödie in Händen hatte, wiederholte er die Bitte um sein Urtheil, und begründete dieselbe durch Betrachtungen, in welchen die Schlegel für ihre Behauptung, daß Lessing eigentlich kein Dichter war, nur eine Bestärkung mehr gefunden haben [2]); eine völlige Verkennung von Lessings eigenthümlicher Beziehung zur Kritik. [3])

Die Erwartung und Spannung auf Emilia Galotti erreichte den höchsten Grad; besonders in Berlin. Ehe noch Lessing den Schluß für den Druck abschickte (es geschah den 1. März 1772), wollte man schon bei dem Kochischen Theater die Rollen vertheilen; auf Karl Lessings Bitte stand man aber damit

1) An seinen Bruder Karl schrieb er damals über die Entstehung seiner Tragödie: „Das Sujet darin war eines von meinen ältesten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Sujet, noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drei Akte eingetheilt und diese so angelegt war, daß sie nur gespielt, aber nicht gedruckt werden sollte." (XII, 345.)

2) „Ich habe, sagt er, über keine Zeile derselben eine Seele, weder hier noch in Hamburg, können zu Rathe ziehn: gleichwohl muß man wenigstens über seine Arbeit mit Jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigene Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat."

3) Fr. Schlegel, Charakteristiken und Kritiken, I, 204. „Kann ein Künstler wohl kälter und liebloser von seinem vollendetsten und künstlichsten Werke reden, als Lessing bei Uebersendung dieser kalten Emilia an einen Freund?" — eine nicht unerhebliche zwiefache Ungenauigkeit! — und wenn man die Kälte und Lieblosigkeit, womit Lessing gerade von seinen besten Arbeiten zu reden pflegt, als Maaßstab ihres Werths aufstellte, wie viel Gutes bliebe in seinen Werken noch übrig!

n, bis das Ende kam. Das neue Trauerspiel wurde indeß zum erstenmal nicht in Berlin, sondern in Braunschweig, am 13. März 1772, zum Geburtstage der verwittweten Herzogin, von Döbbelin gegeben, welchem Lessing zu diesem Zwecke noch vor der Ausgabe des Stückes, auf seine Bitte, das Manuscript hatte zukommen lassen. Ungewiß, ob es überhaupt schicklich sei, an einem solchen Tage ein Trauerspiel aufzuführen, und ob nicht der Herzog an diesem Tage etwas ganz anderes zu sehen wünschte, schrieb Lessing an den Herzog (XII, 346) und legte die Bogen des Stückes bis in den vierten Aufzug, so weit es gedruckt war, bei. Der Herzog gab in der That seine Einwilligung. Dieser Einwilligung ungeachtet (erzählt Karl Lessing) wäre die Aufführung fast zurückgegangen. Der Tag kam immer näher, und Döbbelin hatte noch nicht die letzten Scenen dieses Trauerspiels. Lessing hätte sie vielleicht auch nicht so bald gemacht, als Döbbelin drohte, sie aus seinem Kopfe hinzuzufügen; das wirkte, und Lessing vollendete das Stück, um schon am Tage der Vorstellung ein Exemplar durch Zachariä der verwittweten Herzogin überreichen zu können. [1]) Der Erbprinz war bei der Aufführung incognito zugegen und las immer nach. Die Aufführung übertraf Eberts Erwartung, welcher den anderen Tag einen enthusiastischen Brief darüber an Lessing schrieb (XIII, 374.). „O Shakspeare-Lessing!" — ruft er aus — „die Geister Ihrer Personen spucken noch immer um mich her und schweben mir *auf jedem* Blatte, das ich lesen will, vor Augen... Alle meine Nerven zittern noch von der gestrigen Erschütterung, und ich habe eine Art von Fieber." Ruhig antwortete ihm Lessing: „Wenn ich nicht wüßte, wie ein gar zu warmer Freund Sie sind, so könnte mich Ihr Brief bereden, etwas Besonderes gemacht zu haben. Aber heute, da Sie hoffentlich kälter sind, würde er schon ganz anders lauten. Und noch mehr dürften Sie davon zurückkehren, wenn Sie das Stück nunmehr gedruckt lesen." Er legte ein Exemplar des Stückes für Ebert bei und ein zweites für den Erbprinzen, dem er ein Paar Worte dazu zu schreiben sich nicht unterstehe. „Wie angenehm mir sein geringster Beifall sein würde, versteht sich von selbst," schreibt Lessing und fährt fort: „Dazu würde ich mich gegen ihn wegen einer Arbeit entschuldigen müssen, die jetzt meine Arbeit nicht sein sollte; und ich entschuldige mich so ungern! Gelegentlich werden Sie ihm wohl sagen, daß es wirklich eine Arbeit ist, die schon vor einigen Jahren größtentheils gethan worden, und an die ich nur jetzt die letzte Hand gelegt." Wer jemals an Lessings bibliothekarischer Gewissenhaftigkeit Zweifel gehegt, müßte sie nach diesem Bekenntnisse fallen lassen. Aber diesmal sollte er durch allzu strenge Auffassung seiner Pflichten nicht nur sich selbst, sondern auch dem Erbprinzen Unrecht thun! —

Es bleibt merkwürdig, daß Lessing, so oft sein Stück in Braunschweig von Döbbelin aufgeführt wurde, sich kein Mal entschließen konnte, einer Vorstellung desselben beizuwohnen. Es ist wahr, daß er schon vorher nicht die

1) Dieser Band führt den Titel: Trauerspiele von Gotthold Ephraim Lessing. (Miß Sara Sampson, Philotas, Emilia Galotti.) Berlin bei C. F. Voß. 1772.

geringste Lust zeigte, das Theater in Braunschweig zu sehen, so daß Döbbelin sich einbildete, Lessing habe etwas gegen ihn, weil er zu keinem der Stücke hereingekommen war, die er von ihm aufgeführt hatte. Und er würde dennoch nicht hineingekommen sein, wenn nicht Döbbelin und seine Frau ausdrücklich ihn aus Wolfenbüttel abgeholt hätten.[1] Dies würde jedoch für die Aufführung der Emilia ohne Erfolg geblieben sein. Immer gab Lessing seine Gesundheit oder Mangel an der erforderlichen Stimmung an, welche ihn hindern würden, zu urtheilen, was in seiner eigenen Arbeit gut oder schlecht sei. Aus seinen Briefen an Madame König geht deutlich hervor, daß es so gut wie beschlossen bei ihm war, das Stück niemals zu sehen. Sollte es mehr als bloße Sage sein, was in dem Leben des Schauspieler Schröder[2]) erzählt wird? Hienach wäre Emilia Galotti am Hofe zu Braunschweig auf die einheimischen Verhältnisse bezogen worden. „Als Emilia bekannt ward, wies die schadenfrohe Menge auf den verkannten Fürsten, auf die beneidete geistreiche Gräfin (es war die Marquise **Branconi**, Maitresse des Herzogs, eine Venetianerin von außerordentlicher Schönheit, von der Zimmermann mit Begeisterung spricht,[3]) und welche wie eine Königin gehalten wurde). Einer mächtigen Hofpartei kam dieser Eindruck nicht ungelegen. Zu spät that der Erwachte Alles, um ihm vorzubeugen. Der Erbprinz zwar, heißt es ferner, unterwarf sich fremdem Urtheil nicht, und achtete wenig darauf, ob ein neuer Bekannter an Verhältnissen irre geworden sei, die selbst nähere Beobachter aufregten. Lessing aber war zu hochgesinnt, seine Nachsicht gegen sich von der eines anderen abhängig zu machen. Er ließ sich nie überreden, eine einzige Vorstellung der Emilia in Braunschweig zu besuchen! Er verzieh sich eine Uebertreibung nie, die ihm in desto grellerem Lichte erschien, je entfernter der Beleidigte war, sie zu ahnden, und es gab Augenblicke des Mißtrauens und der Bitterkeit, vorzüglich während des Aufsehens, welches die Herausgabe der berühmten Fragmente erregte, wo er sich die Möglichkeit einer Verfolgung dachte, weil er sich nicht abläugnen konnte, etwas dergleichen veranlaßt zu haben. . . .“

So weit der Bericht von Schröders Biographen, dem jedenfalls gewisse Ueberlieferungen zu Grunde liegen mögen.

Verhielte es sich auch im Kern der Sache wirklich so, so ist das Ganze mit falschen, leicht widerleglichen Nebenumständen dermaßen in Verbindung gebracht,

---

1) Lessing an Mad. König den 11. Dec. 1771. XII, 324.

2) F. L. Schröder, von F. L. W. Meyer, I. 232.

3) J. G. **Zimmermanns** Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausgegeben von A. Rengger. Aarau 1830. S. 172. Z. war im September 1772 in Braunschweig gewesen. „Auf den Abend ließ mich die Marquise Branconi (Maitresse des Herzogs) zu sich rufen, welches mich unaussprechlich freute, weil diese Venetianerin das größte Wunder von Schönheit ist, das in der Natur existirt, und hiebei noch die besten Manieren hat, die edelste Sittsamkeit (!) und den aufgeklärtesten Verstand. Ihr Unterhalt muß dem Herzog sehr viel kosten, denn sie ist logirt wie eine Königin.“

daß fast es scheint, es sei das Ganze nur erfunden worden, um die auffallende Thatsache zu erklären, daß Lessing sich jedes Besuches der Aufführung seines eigenen Trauerspiels beharrlich enthielt. Man legte den gewöhnlichen Maßstab an sein Benehmen. Wenn aber Lessing schreibt: „Was hätte ich denn in der Vorstellung gesollt? Mir schale Urtheile hinterbringen lassen, oder noch schalere Lobeserhebungen einernten?" — so ist sein ganzer Charakter hinlänglich in den wenigen Worten ausgedrückt, so daß man kein tieferes Geheimniß dahinter vermuthen müßte, mit dem er sogar gegen seine zukünftige Gattin zurückgehalten hätte. Wohl möchte Mancher an Lessings Stelle sich bedacht haben, in der Nähe des Hofes, und dieses Hofes! — eine Emilia Galotti zu dichten und aufführen zu lassen. Doch was Lessing einmal geschrieben, war er gewohnt, ohne Furcht an jeder Stelle zu vertreten.

Sechstes Kapitel.

Giebt es unter den Meisterwerken der deutschen Bühne ein Werk, das eine Geschichte hat, so ist es Emilia Galotti. „Nach langem vieljährigen Ringen der deutschen Muse, stieg dieses Stück, nach Goethe's Ausdruck, wie die Insel Delos aus der Gottsched- Gellert- Weissischen Wasserfluth, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen." [1]) Es schneidet scharf ab nach der Vergangenheit hin; die eigenen Stücke Lessings, seine Miß Sara nicht ausgenommen; um so schärfer, als eine gewisse Familienähnlichkeit beider Stücke nicht abzuläugnen ist. Frühzeitig empfangen, lange im Geiste aufbewahrt, mehrfach umgebildet und erweitert, hat Emilia Galotti das besondere Geschick gehabt, fern von der erfrischenden Luft der Bühne, von allen Strömungen eines politischen Schauplatzes, in den Mauern einer Bibliothek in's Dasein gerufen zu werden, gleich einer Quelle im einsamen Gebirge, von dessen metallischem Kern, von dessen Härte und Schärfe aber auch sie etwas angenommen zu haben scheint. Zwar kam dem Stücke Bewunderung entgegen, aber doch ohne die weiche Rührung, womit ehedem Miß Sara Sampson, ohne den allgemeinen, fast kindlichen Enthusiasmus, womit vor fünf Jahren Minna von Barnhelm aufgenommen wurde. Am meisten erwärmte sich die Jugend, namentlich der dichterische Kreis zu **Göttingen**, an dem neuen Stücke [2]); unter den übrigen, wenn man die Freunde in Braun-

1) **Riemer**, Mittheilungen über Goethe II, 665. vom 7. März 1830. (An Zelter.)

2) „Emilia Galotti, schreibt Voß an einen Freund, den 14. Mai 1772, kennen Sie vermuthlich schon. **Hier ist alles voll davon.** Man setzt sie noch weit, weit über seine Minna von Barnhelm, und glaubt, mit ihr **allen** neuern Stücken trotzen zu können." — (Briefe von J. H. Voß I. 79) „Emilia Galotti, ruft Boie aus — Knebels Liter. Nachlaß II, 125, vom 1. Mai 1775 — ich habe sie endlich bekommen, und bin allen meinen Freunden wieder gut, die mir sie nicht geschickt hatten. Welch ein Stück! Ich glaube, man kann tadeln, aber daß mir nur Niemand ein deutsches oder ein ausländisches Stück mit

schweig ausnimmt, Wieland, seit kurzem in Weimar; in Berlin zeigte sich nach Verhältniß eine gewisse Kälte in der Aufnahme des Stückes; die größte Theilnahme bewies noch Nicolai; die geringste Sulzer, dessen Landsmann Bodmer Lessingen gar eine schlechte Posse entgegensetzte. [1]) Es setzte eine höhere, vorgeschrittene Bildung voraus, welche, ohne an dem Stoffe zu kleben, zur Kunst in der schönen Form sich erhob. Die deutsche Kritik lernte aber auch an diesem Stücke; sie brauchte nun nicht mehr, wie es in der Hamburgischen Dramaturgie am Schlusse heißt, „die Schritte wie ein Irrender zurückzugehen, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und ihr Ziel gerade in das Auge zu bekommen". Hat auch dieses Stück die widersprechendsten Ansichten, die seltsamsten Erklärungen, die herabsetzendsten Urtheile hervorgerufen, so zeugen diese insgesammt von der Bedeutung, welche dem ersten deutschen Trauerspiel, das sich seit achtzig Jahren auf der Bühne behauptet und noch lange behaupten wird, zukommt. Vielleicht ist es selbst heute noch zu früh, die Summe aller Kritik seit drei Menschenaltern über dieses Trauerspiel zu ziehen. Was jedoch zu jeder Zeit möglich sein wird, was schon die Gerechtigkeit fordert, ist, daß wir das Stück vor Allem nach des Dichters eigenen Grundsätzen und eigenen Mustern zu verstehen, zu würdigen streben. Je deutlicher und schärfer aber Lessing in seiner Dramaturgie darüber sich ausgesprochen, desto leichter dürfte dies sein. Viel Gutes und Vortreffliches ist sonst über diesen Gegenstand gesagt, und wir müßten vieles blos wiederholen. [2]) Die Bekanntschaft mit der zu Grunde liegenden Fabel, mit der Entwickelung des Gemäldes und dem Baue des ganzen Stückes wird bei den folgenden Betrachtungen im Allgemeinen vorausgesetzt.

Die Aufgabe, welche Lessing sich gestellt, war nach seinem Ausdruck „eine bürgerliche Virginia" oder „die alte römische Geschichte der Virginia, in einer modernen Einkleidung." Bürgerlich und modernisirt stehen hier dem Heroischen und Antiken gegenüber, doch nicht an sich, als wenn die moderne Welt keiner heroischen, und umgekehrt die antike Welt keiner bürgerlichen Behandlung, im Sinne Lessings, fähig wäre. Am wenigsten hätte Lessing das Erhabene, Erschütternde, vollkommen Tragische in dem Schicksale der Virginia

---

Emilia vergleiche! Was darin vielleicht nicht nach unserem Geschmack ist, das ist nicht so, weil's der Verfasser nicht anders, nicht besser, so Gott will, machen konnte, nein weil er's so machen wollte. Alles ist nach seinem System. Die ganze Emilia war sicher in seinem Kopfe so da, wie sie ist, ohne ein Wort niedergeschrieben zu haben. Selbst der Streit über dieses Stück, der hier und da sich regt, ist mir sehr, sehr lieb. Er ist ein Beweis, daß uns die schönen Wissenschaften nicht mehr so gleichgültig sind, wie vor zehn Jahren. Minna erregte wenigen Widerspruch, Sara gar keinen."

1) Odoardo Galotti, Vater der Emilia, Pendant zu Emilia, in einem Aufzuge, und Epilogus zu Emilia Galotti. Von einem längst bekannten Verfasser. Augsburg 1778. (Ein Pendant zu Bodmers früherer Parodie des Philotas.)

2) Eine reiche Zusammenstellung der hieher gehörigen Literatur liefert Dr. Hölschers Programm: „Ueber Lessings Emilia Galotti. Herford 1851, welches auch, bis auf einige gewagte Sätze, den Gang des Drama im Zusammenhange sehr gut motivirt.

beim Livius verkannt. Er hat ja in einer sehr frühen Periode eine Scene zu einem Trauerspiel „Virginia“ entworfen, welche mit wenigen kühnen Strichen ahnen läßt, daß er sich des antiken Stoffes mit seinem großen politischen Hintergrunde wohl bemeistert haben würde. Claudius, einer der beiden Unterredenden, in dessen Haus der erste (und einzige) Auftritt verlegt ist, würde hier gleichsam die Rolle des Kupplers (eines römischen Marinelli) bekleidet haben. — Welches ist also die andere Seite des Gegensatzes, zu welcher wir Lessings bürgerliche Virginia bringen müssen? Nicht die Geschichte, oder vielmehr die Fabel an und für sich, wie meistens geschehen, und wodurch der wahre Gesichtspunkt des Urtheils verschoben ward, sondern die Form; es ist mit einem Worte die Bearbeitung des antik-geschichtlichen Stoffes auf dem französischen Theater.[1]) Sogar die Virginia des Spaniers Montiano y Luyando (1750), welche Lessing noch in der Theatralischen Bibliothek (1754) als klassisch empfahl, und welche vielleicht seine Wahl auf diesen Stoff zuerst gelenkt hat, (wenn er nicht schon damals, wie Bouterweck (Geschichte der Poesie III, 579.) annimmt, selbst an einer Virginia arbeitete, die sich ihm in eine Emilia Galotti verwandelte) die er aber nachmals in der Dramaturgie nach Gebühr gewürdigt hat, war ja doch im Wesen ein französisches, kein spanisches Stück. Nachdem aber Diderot ihm die Richtung nach der bürgerlichen Tragödie gegeben, Aristoteles ihm die wahren Gesetze des Trauerspiels gelehrt, Shakespeare ihn in den Geist und die Seele der romantischen Tragödie eingeweiht, — nachdem er selbst in der Dramaturgie das Ansehen des regelmäßigen französischen Trauerspiels gestürzt hatte, galt es, diesem Phantom durch eine That entgegen zu treten. So entstand Emilia Galotti, worin einem jeden jener drei großen Momente: Diderot, Aristoteles und Shakespeare, seine Einwirkung nachgewiesen werden kann.

Lessing nahm von der Geschichte der römischen Virginia das rein Menschliche, das moralisch wie psychologisch Wahre und Große, das Tragische mit einem Wort, welches unabhängig von dem politischen Boden und Ausgang darin liegt: „Das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben.“ Das ist die allgemeine Grundbestimmung des hier waltenden tragischen Interesses. Der Umsturz der Verfassung war in Lessings Augen so wenig eine innere nothwendige Folge, als ein Motiv jener schrecklichen That; dieses Motiv war dem Wesen nach weder an eine bestimmte Zeit, noch an einen bestimmten Ort gebunden. Diesem Schicksal einen den Zuständen der modernen Gesellschaft, Sitten und Staatsverfassung angemessenen Leib, die entsprechende Handlung, innere Wahrheit, und lebendige Färbung zu geben, die Erfindung der Fabel, mit einem Wort, war Sache des dichterischen Verstandes. (Ich bediene mich mit

1) Von Mairet 1628, nach ihm: von Leclerc 1645; Campistron 1683; La Beaumelle, Chabanon 1769. Auch nach Lessings Zeit wurde Virginia öfter auf die französische Bühne gebracht, in neuerer Zeit von Guiraud 1827, und Latour St. Ybar 1845. (Bouillet, Dictionnaire universel d'histoire p. 1868.)

Absicht dieses Ausdrucks, eben weil Friedrich Schlegel[1]) die Sache Lessing abspricht). Wie hat Engel[2]), der an der historischen Schale kleben blieb, sich abgemüht, die große Schwierigkeit hervor zu kehren, die er bei Lessing zu sehen glaubte: zu der Katastrophe der Geschichte Virginiens seinen übrigen Plan ausdrücklich zu erfinden (als wenn der Dichter zwei verschiedene historische Elemente centaurenartig zusammengefügt hätte). Wehe dem Dichter, in dessen Drama eine solche Nath befindlich, worin der Schluß nicht mit Nothwendigkeit in dem vorhergehenden Ganzen gegründet wäre. Die Handlung ist überall nur Eine: dort in der Geschichte, wie hier in der Dichtung, aber als solche in beiden verschieden. Lessing sagt einmal in der Dramaturgie: gleiche Situationen, geben gleiche Tragödien, gleiche Charaktere geben gleiche Komödien; aber wo ist die Tragödie, wo etwa historische oder novellistische Quellen der neuen Literatur, von welchen Lessing die Situation entlehnt hätte? Engel setzt ihm den Livius entgegen. Es ist thöricht, dem Dichter die äußere Geschichte an und für sich als unbedingtes Maaß vorzuhalten, etwa, als wenn Virginius seiner Tochter das Messer in die Brust gesenkt hätte, um der Held einer Tragödie zu werden, oder als wenn Lessing in Odoardo den Vätern hätte ein Vorbild aufstellen wollen. — Eine Tragödie muß vor Allem an ihr selbst gemessen werden, und wenn an die Geschichte erinnert wird, so mag es sein, um die Kunst, das Genie des Dichters daran zu ermessen. Ueber diese Beziehungen des tragischen Dichters zur Geschichte hat Lessing sich in der Dramaturgie auf das deutlichste ausgelassen. Es wird nicht überflüssig sein, hier noch eine Stelle anzuführen, welche uns in das Innerste seines Schaffens, gegenüber dem geschichtlichen Faktum einen Blick vergönnt. Die Rede ist von des Corneille berühmter Rodogune, einem Stück, an dem der Dramaturg zeigen wollte, wie er sich ausdrückt: „daß nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten einen schöpferischen Geist beweise." (VII, 142.)

„Der Poet (Corneille ist gemeint) findet in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet (einen Vater, um dies sogleich auf den Dichter der Emilia anzuwenden, der seine Tochter, um ihre Tugend zu retten, mordet). Eine solche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geschichte sagt ihm weiter nichts, als das bloße Faktum, und dieses ist eben so häßlich, (so schrecklich) als außerordentlich. Es giebt höchstens drei Scenen, und da es von allen näheren Umständen entblößt ist, drei unwahrscheinliche Scenen. — Was thut also der Poet?"

„So wie er diesen Namen mehr oder weniger verdient (beantwortet sich

---

1) Charakteristiken und Kritiken, S. 202. „Es ist in der That viel Verstand darin, nämlich prosaischer... Es fehlt an jenem poetischen Verstande eines Shakespeare, Goethe oder Tieck." Shakespeare und — Tieck verräth den Kritiker hier mehr, als er vielleicht beabsichtigte.

2) Briefe über Emilia Galotti, im ersten Theile seines Philosophen für die Welt, (Schriften 1. Bd. S. 178—204.)

Lessing die Frage), wird ihm entweder die Unwahrscheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel eines Stückes scheinen."

„Ist er in dem ersten Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinlichen Verbrechen nicht wohl anders als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit bloß auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er *suchen*, die Charaktere seiner Personen so anzulegen, wird er suchen, die Vorfälle, welche die Charaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen, wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abzumessen, wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmälige Stufen durchzuführen, daß wir überall den natürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtsein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blute noch so weit von uns entfernt zu sein glaubten. — Und *schlägt* der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, daß er darauf nicht schimpflich ermatten würde, so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm ist nur bange, daß fünf Akte allen den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organisation desselben auf die Spur gekommen ist und sie zu entwickeln versteht."

„Hingegen der Dichter, der diesen Namen weniger verdient," — doch, Lessingen in dieser Richtung weiter zu begleiten, dürfte uns von unserem Ziele zu weit abführen. Genug, wenn wir aus dieser Hauptregel, welche Lessing von dem dramatischen Genie ableitet, entnehmen, daß es ihm bei der Tragödie wesentlich darauf ankam, Charaktere, Vorfälle, Leidenschaften, Katastrophe, endlich Mitleid und Schrecken (Furcht) von innen heraus zu schaffen, nicht umgekehrt, auch nur an irgend einem Punkte, von außen herein zu erfinden. Die Frage stellt sich hier um so reiner, als der Kern der Fabel freie Erfindung des Dichters ist, (eine Freiheit nämlich, welche, abweichend von der Regel der Alten und der heroischen Tragödie, in dem Begriffe der bürgerlichen Tragödie ihre Begründung hat, [1]) indem die Verlegung der Handlung nach Italien, an den Hof eines der dortigen kleinen Fürsten, in das Zeitalter Ludwig XIV., deutlich mit der Absicht geschehen ist, um die Motive der Charaktere und Leidenschaften und zum Theil der Handlung (z. B. des Auftretens des Banditen) zu verstärken,

1) Vgl. W. Wackernagel, Ueber die dramatische Poesie. Basel 1838. S. 39.

und die Handlung gegen ihren unheilvollen Ausgang hinzutreiben. Der geschichtliche Rahmen verschwimmt dabei, sobald man schärfer hinblickt, in unbestimmte Umrisse; das Oertliche ist entfernt genug, um die Neugierde fern zu halten, nahe genug, um Fürst und Volk im Jahrhundert des Dichters (diesem gehört er vor Allem an) einen Spiegel vorzurücken.[1])

Die Frage also, ob die rein menschliche, sittliche Seite in dem Schicksal der Virginia, so gut als der Emilia Galotti, fähig sei, eine poetische, eine tragische Wirkung hervorzubringen, vorausgesetzt — hat der Dichter das Recht, jede Prüfung, welche sich auf einen andern, als den rein innerlichen, den poetischen wie den psychologischen Standpunkt versetzt, als ein Mißverständniß, als eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* abzuweisen. Dem Dichter, mit Engel, vorhalten, welche Schritte Odoardo alle beim Prinzen und gegen ihn hätte thun können und müssen,[2]) bevor er sein eigenes Kind erstach (woraus folgte, daß er es unter diesen Umständen nicht hätte thun dürfen) — heißt wie ein Kriminalrichter fragen, vor welchen Odoardo nach vollbrachter That freiwillig und ruhig sich stellen will. Aber ein solches Verhör vor dem Richter fällt vollständig außerhalb der Tragödie. In der Tragödie ist Odoardo absolvirt, der Zuschauer versöhnt, oder, mit Aristoteles zu reden, gereiniget; — denn „auch uns könnte ein ähnlicher Strom dahinreißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blute noch so weit von uns entfernt zu sein glaubten," — wo nicht, so wäre die ganze Tragödie eitel! Wenn Odoardo mit den Worten abgeht: „Ich gehe und erwarte Sie als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser Aller" — so hat der Dichter zum Schlusse darauf hingezeigt, daß es eine höhere Gerechtigkeit giebt als die menschliche, daß es eine göttliche Gerechtigkeit, eine höhere Weltordnung giebt, welche die sogenannte, nur auf einem untergeordneten Standpunkt beliebte, poetische Gerechtigkeit doppelt überflüssig macht, und jede Betrachtung, welche die tragische Auflösung und Reinigung hinter dem fünften Akt sucht, als unberechtigt abweist[3]); — das ist die Lehre, wenn man will, die Idee des Stückes. „Et nunc reges intelligite, erudimini, qui judicatis terram. . . . möge man mit Ramler zum Schlusse sagen, oder mit Herder: Discite justitiam moniti, nec spernere divos.[4])

Eine Tragödie ist nach Lessing kein didaktisches Gedicht, keine Fabel, welche am Ziele mit einem Sittenspruch belohnte; aber je weniger der Dichter auf eine

---

1) S. die Beilage.

2) Engels Schriften I, S. 195: „Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein anderer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern?" und so gehen die Fragen noch über eine ganze Seite fort.

3) Sogar Herder schlug diesen Ton an (Werke zur schönen Litt. und Kunst. XV, 115.)

4) Werke zur Litt. und Kunst XVII, 247, wo aber dieser Virgilische Vers ohne rechten Grund so umgeändert ist: Discite justitiam moniti et non temnere honestum, was Herder so übersetzt: Lernet Gerechtigkeit und verachtet nicht, was honett ist.

solche Lehre ausgeht, je mehr er über der Kunst und dem wahrhaft Tragischen jede direkte Anwendung nach Außen vergißt, desto unwiderstehlicher, desto erschütternder zündet die Wahrheit des Stückes. In dieser Wirkung liegt die geschichtliche Seite und Bedeutung des Stückes, und Emilia Galotti wirkte so mehr, als wenn Lessing die römische Virginia nach Livius mit allen Namen, allen Umständen von Zeit und Ort verfaßt hätte. Wir hätten dann wohl neben den vielen Virginien vor und nach Lessing eine mehr [1]), aber keine Emilia Galotti, keine Tragödie, welche die politische Lage der Völker Europas vor der französischen Revolution (man erläßt mir jede nähere Schilderung) in einem verjüngten, aber um so ergreifendern Bilde verewigte. Es war ein großes Mißverständniß, wenn Börne mit dem Maaßstabe des modernen Constitutionalismus an das Stück heranging. Wenn der Prinz zum Schlusse ausruft: „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ — „Nein, mein Prinz! entgegnet Börne sarkastisch, die Verantwortlichkeit der Minister gilt nur in Staatssachen,“ als wenn Marinelli Minister gewesen, und gar verantwortlicher Minister zu einer Zeit, wo es keine verantwortlichen Minister gab. Das ganze Verwerfungs-Urtheil dieses Kritikers über den Ausgang des Trauerspiels beruht auf jener Vermischung des Geschichtlichen mit dem Dramatischen, des Aesthetischen mit dem Politischen, die wir schon gerügt haben; der Haß gegen den monarchischen Absolutismus läßt diesen sonst so feinen und scharf denkenden Kopf, der nicht selten an Lessing erinnert, gegen eines der höchsten Güter der Menschheit, gegen die Heiligkeit der Unschuld und Ehre verstoßen, und bis in die äußerste Frivolität verfallen, wenn er bei Emilia von „einer anatomischen Unschuld“ sprechen kann, zu deren Rettung der Vater seine Tochter ermordet, während man bei Virginius „nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten sehe.“ So hätte auch die „keusche“ Lucretia, nach ihrer Entehrung, wegen ihrer „anatomischen Unschuld,“ sich den Dolch ins Herz gestoßen. So wäre Keuschheit, jungfräuliche Ehre, welche höher als das Leben gilt, zuletzt ein anatomischer Begriff! Und diese Frivolität hat Beifall gefunden! So bittet Isabel in Calderons „Richter von Zalamea“ nach ihrer Entehrung durch den Hauptmann ihren Vater um den Tod:

> Deine Tochter bin ich, ehrlos,
> — — — Deshalb gewinne
> Würdiges Lob durch meinen Tod;
> Laß den Ruf von Dir berichten:
> Daß um Leben Deiner Ehre
> Du den Tod gabst Deinem Kinde.

(Calderons Schauspiele, von Gries (V, 330.) — Wenn Crespo, ihr Vater, mit

---

1) Die älteste dramatische Bearbeitung der Geschichte Virginiens in der deutschen Literatur rührt von Hans Sachs. (Notnagel, Lessings Dramen S. 140—142. theilt einen Auszug daraus mit.) Unter den neuern Dichtern seit Lessing hat Julius Graf von Soden eine Tragödie Virginia in fünf Akten gedichtet, welche auf mehreren Bühnen dargestellt wurde, sich aber auf dem Repertoir nicht gehalten hat. (Notnagel a. a. O.)

verstellter Fassung darauf nicht eingeht, so ist es, weil er dem Hauptmann Rache geschworen hat, die er bald als Richter seiner eigenen Sache so furchtbar tragisch vollzieht. Sonst ist der Fall der spanischen Jungfrau dem der Emilia Galotti wesentlich parallel; daß das Verbrechen, welches bei Isabel mit Gewalt vollbracht ist, bei Emilien noch abgewandt wird, giebt der That Emilias in der Aufforderung an ihren Vater nur eine Rechtfertigung mehr. Die schlaffe Sentimentalität der Leser von Grandisons Romanen konnte das Herbe, die tragische Erschütterung der Katastrophe in Emilia Galotti so wenig ertragen, als die Prosa der hereinbrechenden Aufklärung für das echt Romantische in Orsina's Liebesraserei, oder in Appiani's ahndungsvoller Befangenheit Sinn hatte.

Wenn es endlich auf die Größe, auf die Bedeutung des welthistorischen Hintergrundes ankommt, welchen wir (nicht die Helden des Trauerspiels in der Wirklichkeit oder auf der Bühne) erblicken, so ist noch die Frage, ob die französische Revolution von 1789, welche die Weltlage umgeschaffen, und die für unsern Blick den Hintergrund ausmacht, der Katastrophe von Rom nicht das Gleichgewicht halte? Sittliche Zustände und Bedingungen, welche in den Augen des Dichters und des Zuschauers eine That, wie die des Odoardo, möglich erscheinen ließen, waren es, die als Zündstoff der Leidenschaften den Ausbruch der Revolution in ihren schrecklichsten Ausartungen herbeiführten. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß Lessings Emilia Galotti, mit dem treuen Gemälde des Hoflebens vieler Fürsten im achtzehnten Jahrhundert, auf die klaffende Wunde der Gesellschaft vor der Revolution symbolisch, prophetisch hinwies, lange bevor die politischen Ideen, mit immer steigender Kühnheit, sich auf dem Kampfsplatz der Oeffentlichkeit zeigten.

Lessing ließ sich durch die Kritik über den Ausgang seiner Tragödie, wie sie gleich Anfangs laut wurde, nicht irre machen. Man hatte sogar in Berlin das Gerücht verbreitet, er habe das Ende des Stückes abgeändert, und darauf hin ließ der Buchhändler Voß für die neue Auflage um diese Umänderung durch Karl Lessing bei seinem Bruder anhalten. Verdrießlich antwortete dieser vom 2. Mai 1772: „Wer Dir gesagt hat, daß ich den Schluß meiner Tragödie geändert, der hat gelogen. — Was will man denn, daß ich daran ändern soll? — Ueberhaupt, wer da von mir und dem neuen Stücke etwas anderes sagt, als daß ich mir alle Mühe gebe, es zu vergessen, dem glaube nur ja nicht.“ — Hienach weiß man, was von einer Nachricht in der Literatur- und Theaterzeitung von 1780 (S. 768) zu halten ist, wo versichert wird, Lessing habe bei seinem damaligen Aufenthalte in Hamburg der dortigen Theater-Unternehmung die Fortsetzung der Emilia Galotti versprochen! — Dieser überflüssigen Bemühung hat sich nachmals ein Anderer unterzogen. [1])

1) Ich ziele damit auf des Freiherrn von Seckendorf Orsina, ein Folgestück, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Braunschweig 1815. Näheres bei Nodnagel S. 184. Uebrigens findet sich noch in der Lit.- und Theaterzeitung von 1781. S. 411 die Notiz, daß Lessing in seinem Nachlasse auch die Idee einer Fortsetzung der Emilia Galotti hinterlassen habe!

In neuerer Zeit hat man den Ausgang der Tragödie auf andere Weise zu rechtfertigen versucht; ich bekenne jedoch, daß diese Versuche, wie von Rötscher, [1]) u. A. mir, bei der antiken Simplicität des Lessing'schen Stückes, zu metaphysisch, zu weit hergeholt erscheinen; daß Tugend und Ehre, die Grundlagen aller bürgerlichen und religiösen Gesellschaft, eine vollkommen ausreichende Basis einer bürgerlichen Tragödie, wie Emilia Galotti, sind; und ihre Verletzung oder auch nur *bedrohte* Verletzung besonders bei dem Weibe, der Jungfrau, an und für sich die höchste tragische Wirkung und einen echt tragischen Ausgang erzeugen und bedingen.

Auch Diejenigen aber, welche mit dem Dichter wegen des Ausgangs seiner Tragödie rechten, fallen in die allgemeine Bewunderung ein, welche die vollendete Zeichnung und Ausarbeitung sämmtlicher Charaktere, der gedankenschwere und doch leicht bewegliche Dialog, die kernhafte und doch wohllautende, anmuthige Sprache, in diesem Stücke zu allen Zeiten erregen wird.

Ein Mann, welcher in Athen wie in Deutschland zu Hause war, Fr. August Wolf, äußerte einmal bei einer Vorstellung von Emilia Galotti auf dem Theater zu Berlin, „daß eine solche gediegene, gedanken- und klangreiche Sprache ihn an den attischen Zauber erinnere, wenn gleich die mit so fester Hand gezeichnete Charakteristik der auftretenden Personen, und die complicirte, aber consequent durchgeführte Handlung nothwendig der Bildung einer neuen Zeit angehöre, *und keine* Vergleichung mit der alten zulasse“. [2]) — „Wie wahr, sagt Börne, (a. a. O.) sind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und scharf, und doch kühn und geistreich, sind sie umschrieben, und wie fein schattirt. Es wird dem Leser oder Zuhörer kein Spielraum zum irren gegeben; er muß die Personen ganz so ansehen, wie sie ihm erscheinen sollten.“ Dennoch stehen die Charaktere, bei der außerordentlich knappen Behandlung, wobei der Dichter, so zu sagen, möglichst wenig Materie verbrauchte (was von der ganzen Handlung gilt), bis auf einen gewissen Grad mehr oder weniger problematisch da (davon ist selbst der Charakter der Emilia nicht ausgenommen), obschon durchweg harmonisch mit sich selbst, weil der Dichter jeden Zug, jedes Wort genau nach der Haupthandlung und Entwickelung angelegt hat, zu der ein jeder Charakter direkt oder indirekt, thätig oder leidend einwirkt. Nur indem man diese harmonischen Beziehungen findet und festhält, kann man die kunstvoll gezeichneten Charaktere überall verstehen, und gegen die gewöhnlichen alten, wie neuen Ausstellungen der Kritik rechtfertigen. Wir werden uns, um nicht alles Gute und Treffende, was seit vielen Jahren über die verschiedenen Charaktere in Emilia Galotti vorgebracht worden ist, [3]) zu wiederholen, auf einige Bemerkungen beschränken.

---

1) Cyklus dramat. Charaktere.

2) Nach mündlicher Auslassung aus der Erinnerung mitgetheilt von dem Theaterreferenten der Berlinischen (Spenerschen) Zeitung von 1829. Nr. 23. über die Aufführung von Emilia Galotti, zu Lessings hundertjährigem Geburtstage.

3) Die bedeutendsten Urtheile aus älterer Zeit findet man zusammengestellt in „Lessings Dramen“ v. A. Nodnagel S. 153—190.

Unter diesen Charakteren hat von Anfang an Marinelli die meiste Bewunderung, aber auch manche Mißverständnisse hervorgerufen. Nicolai schrieb an Lessing (XIII, 387): „Der große Condé fragte Corneille, woher er die Politik und Königskunst in seinen Trauerspielen habe? So möchte ein Hofmarschall fragen, woher Sie die Höflinge so genau kennen? Die Feinheiten in diesem Charakter sind allein ein paar ganzer Schauspiele anderer Schriftsteller werth." Engel [1]) zeigte Lust, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und die Wahrheit seines Charakters aus der Art seiner Bildung zu zeigen. Marinelli verdiente, seiner Meinung nach, der Held eines eignen Romans zu werden. [2]) Schröder (in seinem Leben von Meyer I, 232) fand den Tadel in Marinelli, daß er als ein gar zu flacher Kopf dem Zuschauer erscheine, und daß dieser sich berechtigt halten könne, in der wiederholten Unvorsichtigkeit, Odoardo mit der Gräfin, den Vater mit der Tochter allein zu lassen, den untauglichsten aller fürstlichen Augendiener zu erkennen. Ein Beispiel ähnlicher Unvorsichtigkeit gäbe Mellfort (in Miß Sara), der den Marwood zu seiner Sara führt und sich von dieser trennt, so lange jener noch in ihrer Nähe bleibt. Selbst Philotas gelange vielleicht etwas zu leicht zu seinem Schwert. „Erlaubte er sich in allen dreien Trauerspielen (setzt Schröder hinzu) die nämliche Unvorsichtigkeit, so muß es für ihn keine gewesen sein. Es widersprach seiner edlen Natur, wenn nicht Verstimmung auf sie wirkte, das Schlimmste vorauszusetzen." Auch Goethe bemerkt einen Fehler darin, daß Marinelli (in der Scene mit Orsina), als ein Hofmann, das Wort Verachtung ausspreche (Riemers Mittheilungen, II, 664.). — Ganz im Gegensatze haben Andere, wie Rötscher und Hölscher, (denen man noch den Schauspieler Seydelmann hinzufügen kann) Marinelli viel zu raffinirt aufgefaßt, wenn sie ihn bei dem Verbannungsspruch des Prinzen „innerlich beruhigt, ja getröstet" abgehen lassen. Marinelli's Ausruf: Weh mir! bei der blutigen Leiche Emiliens, ist ernsthaft zu nehmen. Der Dichter hat dadurch anzeigen wollen, daß dieser Höfling nicht aufgehört hat, Mensch zu sein. Wir kennen Lessings Ansicht in Hinsicht auf das Gräßliche, das *μιαρόν* des Aristoteles. Marinelli ist auch kein Bösewicht von der heroischen Sorte; er ist im tiefsten Grunde ein Schwächling, den eine Orsina in sein Nichts hinstellt. Rache und Feigheit treiben ihn zu dem Morde Appiani's. Gegen die furchtbare That Odoardo's ist er nicht gestählt; er sinkt innerlich davor zusammen. Eben so raffinirt und unhaltbar ist die Voraussetzung Hölscher's, daß Marinelli von vorn herein recht gut um des Prinzen Liebe zu Emilia wisse und nur wie zufällig ihren Namen hinwerfe, um den Prinzen zu entflammen. In diesem Falle würde also

---

1) Briefe über Emilia Galotti.

2) „Dieses ist gewiß ein vortrefflicher Gedanke, bemerkte witzig Lichtenberg (Vermischte Schriften III. Band, Göttingen 1844. S. 214.). Leichter wäre es anfangs, sich blos den Marinelli in einer anderen Lage von Umständen zu denken, z. B. als Oberaufseher über eine Erziehungsanstalt für junge Frauenzimmer, oder als Exjesuit vom Range in einem Lande, wo man anfängt, den Leuten ihre in Beschlag genommene Vernunft wieder zurückzugeben." . . .

Marinelli falsch geschworen haben: „Schwur denn gegen Schwur; wenn ich von dieser Liebe das Geringste gewußt, so möge weder Engel noch Heiliger von mir wissen. Eben das wollte ich in die Seele der Orsina schwören!" —

Goethe nannte es „das proton pseudos in diesem Stück, daß es nirgends ausgesprochen sei, daß Emilia den Prinzen liebe, sondern nur subintelligirt wird. Wenn jenes wäre, so wüßte man, warum sie der Vater umbringt. Die Liebe ist zwar angedeutet, erstlich in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher in's Zimmer stürzt; denn wenn sie ihn nicht liebte, so hätte sie ihn ablaufen lassen; zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause. Denn entweder ist sie eine Gans, sich zu fürchten, oder ein Luderchen (hier weist Riemer, Mittheilungen II, 663, auf Parallelstellen in Goethe's Schriften, wo er sich des nämlichen Kraftworts bedient). So aber, wenn sie ihn liebe, müsse sie zuletzt sogar lieber fordern zu sterben, um jenes Haus zu vermeiden." Den Widerspruch, der in dem Gedanken liegt, daß eine Jungfrau von der Erziehung und Frömmigkeit einer Emilia der Liebe zu diesem Prinzen fähig, und im letzten Augenblicke sich dessen bewußt war, — woran der Wandsbecker Bote seiner Zeit solchen Anstoß genommen,[1]) — löst uns Rötscher[2]) durch seine feine psychologische Zergliederung des Charakters des Prinzen. „Seine ganze Erscheinung macht ihn zu einem für die weibliche Natur so gefährlichen *Mann*. Denn so tief auch Emilia den Prinzen sittlich verachtet, so sehr sich das sittliche Bewußtsein der Braut Appiani's gegen die Leidenschaft des Prinzen empört, so unfreiwillig erscheint doch selbst Emilia in seinen Zauberkreis gebannt.... Der Prinz ist der Mann, welcher nicht dem Ideal sittlicher Würde, das Emilia in sich trägt, entspricht, aber welcher das Weib in ihrem geheimsten Empfinden ergriffen, und bisher selbst verborgene Tiefen der Leidenschaft in ihr aufgewühlt hat." Das ist der Zustand, welchen Emilia in den Worten ausspricht: „Was Gewalt heißt, ist nichts! Verführung ist die wahre Gewalt" u. s. w. Zur Erläuterung dieser Worte, welche aus der Tiefe der Empfindung heraufquellen und durch die Situation motivirt sind, brauchte man nicht, wie einige gethan, metaphysische Sätze über den Sündenfall aus Lessings späteren Schriften herbeizuholen.[3])

Den Charakter der Orsina, bei welchem Lessing am meisten Shakespeare vor Augen gehabt zu haben scheint, (einen weiblichen Hamlet nennt sie Danzel auf einem

1) „Ein Ding hab' ich nicht recht in Kopf bringen können, wie nämlich Emilia so zu sagen bei der Leiche ihres Appiani an ihre Verführung durch einen andern Mann und an ihr warmes Blut denken konnte. Mich dünkt, ich hätt' an ihrer Stelle nackt durch ein Heer der wollüstigen Teufel gehen können, und keiner hätte es wagen sollen, mich anzurühren!"

2) Cyklus dramatischer Charaktere. II, 205.

3) So der ungenannte Verfasser eines sonst durchdachten und gelungenen Aufsatzes im Morgenblatt 1844 Nr. 190—193 und neuerdings Hölscher in dem genannten Programm von 1851.

seiner Blätter; Gervinus sieht in ihr die „Wahrsager der antiken Tragödie" vertreten) hatte in Nicolai's Augen den Fehler, daß er nicht durch Handlung vorbereitet wäre; denn in den ersten Aufzügen werde nur von ihr erzählt; daher komme sie dem Zuschauer viel fremder vor. Davon nun suchte er den Dichter einmal bei dessen vorhin erwähnter Anwesenheit in Berlin im Jahre 1775 im mündlichen Streite zu überzeugen, und er erzählt: als Lessing sich nicht weiter heraushelfen konnte, sagte er: „er habe sich einmal über die Regel hinwegsetzen wollen!" Mir scheint, Lessing habe den zudringlichen Kritiker damit nur abfertigen wollen. Mit welchem Recht könnte man sagen, daß Orsina uns fremd vorkomme, weil sie nicht durch Handlung vorbereitet sei, da wir bald durch die Exposition in den ersten Scenen mit ihrer Geschichte und ihrem Wesen so weit vertraut werden, daß wir zu ihren nachherigen Reden und Handlungen den vollständigen Schlüssel empfangen?

Mendelssohn beschränkte sich auf einige mündliche, halbwahre Bemerkungen vor Karl Lessing über den Charakter des Prinzen und über den Dialog, welcher ihm für die Frauenzimmer gar zu nachdrücklich, gar zu präcis und kräftig schien.[1])

Gegen den so oft wiederholten Vorwurf des Witzes im Munde des Odoardo und der Emilia, auf der Höhe der Katastrophe, hat Lessing schon bei einer frühern Gelegenheit das Beste gesagt.[2])

Ramler war es, welcher Emilia Galotti in der Vossischen Zeitung, vom 28. März 1772, in einer zusammenhängenden Betrachtung empfahl,[3]) aber in so geschraubter Haltung, daß es nicht nur Mendelssohn, sondern auch Lessing verdroß, welcher seinem Bruder darüber schrieb: „Unseres guten Ramlers Recension ist freilich ein wenig schielend, und es konnte mich fast verdrießen, daß er mich ohne allen Streit für eben so gut hält, als die Beaumarchais und Falbaire;[4]) doch ich kenne überhaupt seine Art zu urtheilen, bei der er sich überall Hinterthüren offen lassen muß. Besonders, weißt Du wohl, muß er

---

1) XIII, 371, wo Karl Lessing im Wesentlichen das Rechte trifft.

2) In den Literaturbriefen, Schriften VI, 215, wo von dem unglücklichen Schicksale des Königs Eduard II. und einer Aeußerung des Witzes bei dem bittersten Grame die Rede ist. „Wenn sie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Haufen der Kunstrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so witzig nicht? Und doch war der Schmerz hier so witzig; wenn derjenige anders witzig ist, der das sagt, was ihm die Umstände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine witzige Situation zu setzen, und er kann gewiß sein, daß alle der Witz, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadelhaft, sondern höchst pathetisch sein wird." Hier beruft er sich auf Diderot. — Ueber die dialektische Auseinandersetzung des Begriffs der Gleichgültigkeit (V. Akt, 3. Auftr.) in dem Munde der Orsina, wodurch der Dichter nichts anders bezweckte, als die Sophistin zu charakterisiren, handelt Rötscher in den von ihm herausgegebenen Jahrbüchern für dramat. Kunst und Literatur, II. Heft, Berlin 1847, S. 160.

3) Ich theile sie in der Beilage mit.

4) S. die Beilage.

seinem Batteux die Stange halten, und kann also nichts schlechterdings billigen, wo die Ausführung den Regeln desselben widerspricht.[1])“ Doch dankte Lessing ihm vom 21. April für seinen Beifall und seine freundschaftliche Bemühung, der Emilia eine gute Aufnahme zu verschaffen. — „Aber nun auch die bessere Art des Beifalls (setzt er hinzu), die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir sie versprochen, und ich erwarte sie so gewiß, *als bald*; Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufrischen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbessern eines dramatischen Stücks insbesondere fast für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewissen Grade der Vollendung gebracht ist, und die Verbesserung mehr als Kleinigkeiten betreffen soll, so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas neuem. — Also liebster Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas neues in dieser Art machen soll, so sehen Sie darauf, wobei es damit ankömmt: nicht durch Tadel zu reizen, nicht dieses Nehmliche besser zu machen, sondern überhaupt etwas besseres zu machen, und wenn auch dieses bessere sodann nothwendig doch seine Mängel haben muß: so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann.“

Wir wissen nicht, ob Ramler etwa brieflich Lessings dringendem Verlangen nach Kritik entgegen kam, weil keiner von Ramlers Briefen an Lessing erhalten worden ist; öffentlich wenigstens hat Ramler mit seinem Namen nichts weiter von sich ausgehen lassen.[2])

Die gediegenste und lehrreichste Kritik über Emilia Galotti, welche vielleicht auch später nicht übertroffen wurde, erschien in der Bibliothek der neuesten deutschen Literatur.[3]) Der Verfasser war Jacob Mauvillon[4]) in Cassel, der einige Jahre nach Lessings Tode (1785) als Lehrer der Kriegswissenschaften an das Carolinum berufen wurde, ein Kriegsmann und Literat, der, nach Gervinus's

1) Statt des Namens enthalten die gedruckten Briefe Lessings und seines Bruders XIII, 386 und XII, 357. eine mit *** bezeichnete Lücke. Daß aber der Name Ramlers gestanden habe, lehrt der Zusammenhang deutlich. Auch Batteux ist nicht ausgeschrieben. — Die Unzufriedenheit mit Ramlers Anzeige war es ohne Zweifel, welche einen zweiten Artikel in der Vossischen Zeitung, vom 25. April, veranlaßte, der vielleicht von Mendelssohn herrührt.

2) Der Rector Heynatz in Berlin kritisirte in seinen Briefen über die deutsche Sprache den Stil in Emilia Galotti und Lessing gab ihm in vielen Stücken Recht. XII, 384.

3) Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur. Lemgo 1772. 2. Band. S. 163—187.

4) Dies lehrt Mauvillons Briefwechsel, herausg. von seinem Sohne. Deutschland 1801. S. 39. 48. Ueber Mauvillons Bedeutung in der deutschen Literatur und Einfluß auf die geistige Bewegung der Zeit, verweise ich, außer Gervinus, auf den ihn betreffenden Artikel in C. W. G. Schillers Braunschweigs schöne Literatur 1745—1800. Wolfenbüttel 1845.

Ausdruck, eine Zeit lang eine mehr heimlich minirende, als eklatante Wirkung in unserer Schriftsteller-Welt ausübte," der Freund und Verbündete Mirabeau's. Kurz vor Emilia Galotti waren von ihm, in Verbindung mit seinem Freunde L. A. Unzer, aus Werningerode (1771), die „Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter" herausgegeben worden, eine Nachahmung Herders und Gerstenbergs, die eine ganz „revoltirende" Richtung nahmen. „Beide Freunde (bemerkt Gervinus) waren von den Franzosen so wenig erbaut wie Lessing, aber auch wenig von den Engländern; sie wollten an diesen werden, was Lessing an jenen. Beide hatten an den Italienern ihr Ohr gebildet, und ihr Abgott unter den Dichtern war Ariost. Sie verwarfen allen moralischen Maaßstab bei Beurtheilung eines Dichterwerkes; beide sind die entschiedensten Freidenker. [1])" Außer Klopstock, Wieland, Ramler, Geßner, Gleim, erkannten sie Niemanden an, nicht einmal Lessing. Aber dies hinderte Lessing nicht, der günstigen Beurtheilung der Dichterbriefe in der Braunschweigischen Zeitung durch Rautenberg Beifall zu geben. [2]) Das Erscheinen von Lessings Trauerspiel, 1772, regte den kritischen Widerstand der beiden Freunde um so heftiger auf, je weniger sie sich dem Eindruck des Großen und Originellen entziehen konnten. Eschenburg hatte eine sehr ausführliche begeisterte Recension der Emilia Galotti für die Braunschweigische Zeitung geschrieben und in freundschaftlichem Eifer ihr die größte Verbreitung zu geben gesucht. [3]) Diesem enthusiastischen Aufsatze setzt Mauvillon gewissermaßen den seinigen nur entgegen. Er gesteht es im Eingange geradezu, daß es seine Absicht sei, den eigentlichen Werth dieses Stückes weitläufig und freimüthig zu untersuchen, und zwar ganz eigentlich die Mängel desselben anzuzeigen, da die Schönheiten leicht in die Augen fallen, und von Andern genugsam würden ins Licht gesetzt werden. Den Grund und Hauptfehler dieses Stücks findet er nun im Plane, in der allerersten Grundlage. „Ein theatralisches Stück, sagt er, muß seine Ordonanz haben, wie ein Gemälde. Es muß in demselben die Hauptfigur oder wenigstens die Hauptgruppe sein, die gleich in die Augen fällt, und sich vor allen andern hebt. Die übrigen müssen nach dem verschiedenen Antheil, den sie an der Sache haben, in ihr gehöriges Licht gesetzt sein, und dennoch alle sämmtlich zur Hebung der Hauptperson oder Gruppe concurriren. Das sei aber gar nicht

1) Die beiden Freunde verabredeten, daß der früher Verstorbene dem Ueberlebenden nach seinem Tode erscheinen sollte, um Aufschluß oder Beweise von dem Dasein nach dem Tode zu geben. Unzer starb zuerst (1774) und noch in dem Augenblicke, da er den Geist aufgab, schwebte der Name Mauvillon auf seinen Lippen. Aber er erschien ihm so wenig, als seinem Freunde, dem geistvollen Prediger Rautenberg in Braunschweig, dem er es auch verheißen hatte.

2) Mauvillons Briefwechsel S. 30. Doch war Gärtner gegen die Verfasser aufgebracht.

3) Weiße sollte ihm den Artikel der Braunschweiger Zeitung in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, und Nicolai in der Allgemeinen Bibliothek wieder abdrucken; beide lehnten es entschieden ab.

beobachtet. Denn wer ist die Hauptperson?" — Es wird nun gezeigt, daß Emilia, die es billig sein sollte, es doch nicht sei; und sie gruppire sich weder recht mit Appiani, noch mit dem Prinzen. „Eine falsche Figur zur einzigen Hauptfigur, das ist der Prinz. Um den Fehler noch zu vergrößern, ist neben dem Prinzen eine Figur gestellt (Marinelli), um diesen noch mehr zu heben, die aber mit ihm fast im gleichen Lichte zu stehen kommt, so daß diese untergeordnete Person sich vor allen wichtigen vorstellt und sie verdunkelt." — Ein anderer Hauptfehler des Stückes (welcher auch das Interesse in demselben mit vernichten helfe) sei, daß der Gegenstand dessen, was man zu fürchten hat, nicht bestimmt ist. Daraus fließe ein dritter Hauptfehler des Stückes, daß es sich in zwei Theile zerschneide, da bei dem zweiten Theile, dem neuen Stücke, das, so zu sagen, mit Appiani's Mord anfängt, ein ganz neues und anderes Interesse beginne. Hier will er den Grund anzeigen, auf die Klippe hindeuten, an der ein Lessing gescheitert zu sein scheine. „Das Stück, sagt er, hat ein großes Verdienst, welches der Verfasser, nach seinen aus der Dramaturgie bekannten Grundsätzen, mit Fleiß gesucht hat, ihm zu geben; nemlich alles natürlich dem Auge des Zuschauers vorzustellen. Keine einzige Person, die des Zuschauers wegen da wäre; ja es sei kein einziges Wort, das wegen des Zuschauers gesagt zu werden schiene, was Diderot mit Recht als *unnatürlich* tadelt; die spielenden Personen bekümmern sich blos um sich. Allein unter der Bemühung, das Natürliche zu suchen, sei das Interesse verloren gegangen. Konnte man beides nicht erhalten, so mußte lieber ersteres aufgeopfert werden. Aber eine andre Contextur des Stückes hätte vielleicht beides zu vereinigen gewußt. Es wäre alsdann eine Emilia Galotti geworden, aber eine bessere. Aus diesem Grundfehler des Stückes fließen die meisten besondern Fehler desselben, wohin namentlich gehört, daß so viel Fäden angesponnen werden, die zu nichts führen. Statt daß die Orsina den Zuschauer beschäftigt, hätte man ihm lieber die Emilia und den Prinzen vorführen sollen. Dadurch hätte uns der Charakter der Emilia besser entwickelt, und sie für uns interessanter gemacht werden können. Das Unschickliche der Abwesenheit der Emilia mit dem heftigen (leidenschaftlichen) und in dem Schlosse gebietenden Prinzen wäre weggefallen, dagegen das Pathetische der letzten Aufzüge weit erhöht worden, wenn man Emilien sähe." Von den Charakteren findet der Kritiker nur die beiden, des Prinzen und seines Kammerherrn, gehörig ausgezeichnet. Die seien aber Meisterstücke in der Schilderung, besonders der des Prinzen sei mit der größten Kunst und Wahrheit gezeichnet; dennoch findet er sie hier am unrechten Orte, und im falschen Lichte. Orsina scheint ihm gar ein Werk des Zufalls zu sein. „Man sieht nicht, wie sie hier zu dem Dolche kommt, was sie bewogen, ihn hieher zu bringen, und das müßte doch sein; denn es ist für den Zuschauer nicht genug, daß der Dolch da ist. Dieser will nicht blos die That sehen, die bei dem Schauspiel zu Grunde liegt, er will alle Triebfedern derselben kennen. Die Weiber, die beständig Gift und Dolch bei sich führen,

seien gewiß selten, und zu einer solchen sei Orsina nicht heftig genug. Eine solche würde nicht abfahren, und dem Odoardo ihre Rache übertragen, sondern wenigstens Zuschauerin davon abgeben wollen. Da sie aber keine solche zu sein scheint, wozu brachte sie denn den Dolch mit? Sie wußte ja von Emiliens Abwesenheit nicht, und von des Prinzen Untreue nur wenig; welches Wenige durch das Hinfahren des Prinzen nach Dosalo gar zu nichts werden mußte, indem sie dachte, er thäte es ihr zu Liebe".

Mehrere Bemerkungen im Einzelnen will ich übergehen. Zuletzt wird der Dialog getadelt, in sofern er bei der sonstigen Stärke und Schönheit manchmal „unnatürlich" sei. Zur Rechtfertigung dieses Tadels werden Stellen aus dem Auftritt zwischen Orsina und Marinelli, so wie der erstern mit Odoardo herausgehoben. Man erkenne an diesen Wendungen den Nachahmer der englischen Bühne, besonders Shakspeare's, der Lessings eigentliches theatralisches Studium gewesen sein möge. Denn daß die Wendungen und der Dialog der Engländer nicht oft gesucht, unnatürlich und affektirt herauskommen sollte, scheine nicht geläugnet werden zu können. So sei es auch mit der „über den Berg schwatzenden Orsina," in der Scene mit Marinelli. Ihre Verwirrung sei weder hinlänglich motivirt, noch vorbereitet. Sonst findet der Verfasser eine wesentliche Veränderung in Lessings Dialog, wenn man seine Emilia Galotti mit Miß Sara vergleiche, wo denn Minna von Barnhelm gewissermaßen den Uebergang mache. In der Sara seien trotz aller Schönheiten (den fünften Aufzug, die Scene der sterbenden Sara, nennt er ein wahres Meisterstück) viel zu viel Tiraden. Das sei die Manier der Franzosen und von der Natur weit entfernt. Dies habe Lessing wohl beachtet und seinen jetzigen Dialog danach gemodelt. Aber damit scheine er in ein anderes Aeußerstes gefallen zu sein. „Nicht alles muß abgebrochen sein, das Theater heischt zuweilen eine zusammenhangende, nicht kurze Rede. Zwischen diesen beiden Klippen des abgekrummten (man verzeihe mir dieses Beiwort, es drückt was ich sagen will, gar zu gut aus) und des deklamatorischen Dialogs muß man die Mitte treffen, welches Lessing, in seiner Minna, vollkommen zu thun gewußt hat. In diesem Stück aber nähert er sich zu sehr der ersten dieser Klippen."

Dies sind die wesentlichsten Gedanken einer Kritik, welche an Gründlichkeit und Objectivität Lessings Muster in der Hamburgischen Dramaturgie wohl am meisten sich nähert, wenn auch schon nicht alle Einwürfe Stich halten; in der That hat Lessing davon gesagt: Der Verfasser habe nach seinen Grundsätzen geurtheilt! [1]) Sie erregte Aufmerksamkeit. Zollikofer fand in ihr meist die Bemerkungen wieder, welche auch Garve über das Stück gemacht hatte. [2]) Es entspann sich nun ein lebhafter Streit zwischen Unzer und Eschenburg, indem jener in der Braunschweiger Zeitung diese Kritik empfahl, und Eschenburg eine Gegenkritik einrückte, worin er die Behauptungen Mauvillons, ohne ihn zu kennen, zu widerlegen suchte. Unzer forderte seinen Freund auf, sich zu rechtfertigen; das Recht

1) Unzer an Mauvillon, a. a. O. S. 65.
2) Briefwechsel zwischen Zollikofer und Garve, S. 21.

sei auf seiner Seite. Ueberhaupt zeigt sich Unzer leidenschaftlich und fast bitter gegen Lessing. Als einen Einfall muß man es ansehen, wenn er behauptet, daß die Orsina nach Richardson's Olivia (in Karl Grandison) gemodelt sei [1]).

Sehr spät ließ sich die Allgemeine deutsche Bibliothek hören [2]), so daß sie eigentlich mehr über die unterdessen erschienenen Beurtheilungen über Emilia Galotti ihre Stimme abzugeben, als die Meinung zu leiten beabsichtigte. Anziehend ist dieser Artikel hauptsächlich durch eine Vergleichung Lessings mit Shakspeare. Vielen Neueren (heißt es) sei die Nachahmung Shakspeare's nicht Mittel, sondern Zweck. Nicht so bei Lessing. Wenn es die Hauptregel eines großen Musters sei, alles Nöthige, aber auch nur das Nöthige, aus Himmel und Erden zusammenzuholen, so sei Lessing dem Geist dieser Regel wohl gefolgt und habe sich dadurch als den ächten Sohn der Natur und Shakspeare's bewiesen. — Angedeutet wird aber, daß, im Vergleiche mit Shakspeare's reicher Fülle, die Behandlung zu knapp gehalten worden. Shakspeare's Stücke stellen uns gleichsam ein eigenes für sich bestehendes Universum, eine ganze Welt mit allem Zubehör dar; in Emilia Galotti haben wir auch diese eigene Welt, um die Motive einer handelnden Person, um das Besondere irgend eines Charakters zu erklären; nichts fehlt uns, um nicht den Ort, wo wir waren, den Hof des Prinzen, ganz bis auf die Räthe und Maitressen und Maler zu kennen; — aber diese eigene Welt ist freilich nur im verjüngten Maaßstabe, und durch einzelne kleine Züge angegeben." [3]) Der ganze Artikel, der einen feinen Kopf verräth, ist unverkennbar gegen Mauvillon und Claudius gerichtet. Er schließt mit den Worten: „Allen dramatischen Dichtern und Kunstrichtern empfehlen wir, das Stück zum täglichen Studium zu machen, das man immer gern bei Hand hat." —

Emilia Galotti, sagt Franz Horn [4]), hat das Unglück, fast überberühmt zu sein, indessen ist sie zum Glück kräftig genug, auch diesem Schicksale zu widerstehen. Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren etwa einen deutschen Leser nach Mitternacht, wo der Schlaf am süßesten ist, angetippt und ihm zugeflüstert hätte: „Nenne mir das höchste deutsche Drama", so würde derselbe kaum nöthig gehabt haben, aus dem Schlafe sich aufzuraffen, sondern selbst im Schlafe hätte er erwiedern müssen, denn die Sache war zu einem Muß geworden: „Emilia Galotti." —

Nach dem Vorgange verschiedener Gegner Lessings in Deutschland und der Schweiz [5]) trat gegen Ende des Jahrhunderts die romantische Schule in Deutsch-

1) A. a. O. S. 49. Den Charakter der Emilia findet er ganz unbestimmt. — „Ja! wenn uns Lessing auf eine geheime Neigung des Mädchens schließen ließe — so wäre ihr Mißtrauen gegen sich selbst auch wahrscheinlicher." Dieser Gedanke ist das Beste in Unzers Kritik.

2) In dem Anhang zu dem XIII. bis XXIV. Bd. 2te Abth. 1776. S. 1162 — 1164.

3) Ueber die Analogie zwischen Lessings dramatischer Praxis und Shakspeare enthält Adolf Stahr's Aufsatz „Shakspeare in Deutschland" (in Prutz's literarhisto rischem Taschenbuch von 1843 S. 19) treffliche Bemerkungen.

4) Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen III, 1824 S. 111.

5) Zu ihnen gehörte der Ritter Anselm von Klein: Ueber Lessings Meinung vom heroischen Trauerspiel und über Emilia Galotti. Frankfurt 1781. Neu abgedruckt in

land durch das Organ Friedr. Schlegels mit aller Schärfe gegen Emilia Galotti auf. F. Schlegel erklärte das Stück für „ein gutes Exempel der dramatischen Algebra." „Man mag es bewundern dieses in Schweiß und Pein producirte Stück des reinen Verstandes, man mag es frierend bewundern, und bewundernd frieren, denn in's Gemüth dringts nicht und kann nichts dringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen ist." — „Sie drang aber doch in das Gemüth Wielands, Engels und Herders, antwortete ihm gut Nicolai [1]); und er habe sogar zu Schlegels „empirischem" Gemüth das Vertrauen, daß er, wenn er den Odoardo von Eckhof oder Schröder, die Claudia von Mad. Starke und die Emilia von Mlle. Witthöfs hätte spielen sehen, sehr warm würde gefühlt haben. . ."

In ähnlichem Geiste redet A. W. Schlegel nach mehreren Jahren. [2]) „Das Stück sei nicht eigentlich ein bürgerliches Trauerspiel, sondern ein Hoftrauerspiel im Conversationstone, zu welchem für einige Rollen der Staatsdegen und Hut unter dem Arme eben so wesentlich gehört, als zu vielen französischen Lustspielen." Ueber die „unbegreifliche Kälte, womit dieser Kritiker Lessingen nach einer bloßen Voraussetzung allgemeiner Regeln gemessen", hat Solger in seiner gehaltvollen Recension der Schlegelschen Vorlesungen sein Urtheil abgegeben, und gegen Friedrich Schlegels sich selbst aufhebende Uebertreibungen hat Franz Horn, selbst einer der Jünger der romantischen Schule, die poetischen Eigenschaften von Emilia Galotti sicher gestellt. [3]) Daß Schiller „Lessings Arbeiten" eigentlich nicht liebte, ja daß Emilia Galotti ihm zuwider war, berichtet uns Goethe [4]). Um so höher möge uns das ausgleichende Urtheil Goethes stehen, wenn er von dem Stücke sagt: es sei vortrefflich, und es ein Stück nennt, das „voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt steckt, und überhaupt eine ungeheure Cultur ausspricht, gegen die wir jetzt schon wie-

---

dessen dramaturgischen Schriften. Frankfurt und Leipzig 1809 zu Anfang. Sulzer gedenkt zwar in der Vorrede seines 1772 erschienenen Cymbeline, wo er den Shakspeare verbessern wollte, der eben erschienenen Emilia Galotti mit Lob, mit Bezug auf die moralische Vernichtung des Fürsten am Schlusse. Zwei Jahre später aber spricht er in einem Brief an Bodmer, 24. December 1779. (Briefe der Schweizer u. s. w. von Körte, S. 422) Lessingen die Gabe, ein vollkommner dramatischer Dichter zu sein, ab, weil er in allen seinen Stücken, doch in der Emilia am wenigsten, etwas Gesuchtes oder Studirtes zu entdecken glaubte.

1) Nicolai's Vorrede zu den „Neun Gesprächen zwischen Christian Wolf und einem Kantianer." Berlin 1798. S. 63.

2) Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Gegen das Ende.

3) A. a. O. S. 112 — 113, wo er aber zuletzt in die von ihm bekämpfte Ansicht F. Schlegels zurückfällt, wenn er schließt: „Ein großes, bis in die kleinsten Theile mit musterhaftem Scharfsinn ausgearbeitetes tragisches Epigramm: so — um es mit Einem Worte zu sagen, möchten wir überhaupt das ganze Stück nennen."

4) Werke XLV, 22. „Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilia Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertoir (des Theaters zu Weimar) aufgenommen."

der Barbaren sind. Zu jeder Zeit müsse das Stück als neu erscheinen.[1])"

Wie viel man auch über den poetischen Werth von Emilia Galotti gestritten hat und streiten wird — Niemand hat noch in Abrede gestellt, daß dieses Stück, gerade durch seine Eigenthümlichkeit, in der Geschichte des deutschen Theaters wie kaum ein anderes Epoche machte. „Dies Stück, sagte neuerdings ein Kenner des Faches[2]), vollendete die Wohlthaten, welche Lessing der Schauspielkunst erwiesen. Er gab ihr darin Charaktere, welche an innerm Reichthum und Vollendung von keinem spätern Dichter übertroffen worden sind, und dennoch den Darstellern so viel zwischen den Zeilen zu lesen, zu errathen und zu ergänzen übrig lassen. An sämmtlichen Rollen von Emilia Galotti kommt die Schauspielkunst niemals zu Ende, sie findet unerschöpfliche Anregungen und Aufgaben darin." Das Stück ging in kurzem über alle besseren Bühnen Deutschlands.

In Berlin wurde es den 6. April 1772 von der Kochischen Gesellschaft gegeben und dreimal nach einander, im Ganzen aber während des Jahres 1772 nur neunmal aufgeführt.[3]) Lessing erhielt nähere Berichte über diese Aufführung von seinem Bruder und von Nicolai (XIII, 379. 385.). Nicolai gestand, daß die Aufführung über sein Erwarten ausgefallen, denn er zitterte, daß es diese Truppe ganz verderben möchte. Auch der Bruder war im Ganzen zufriedengestellt: „Nur muß man nicht den Gehalt des Stückes zum Maßstabe nehmen. Auch will ich die deutsche Truppe sehen, setzt er hinzu, die den ganzen innerlichen Werth darstellen könnte; — ihn erhöhen, daran ist gar nicht zu denken. Eine oder ein paar Rollen, da und dort meisterlich; mehr nicht. Und so auch bei uns." Aus Nicolai's Bemerkung: daß nach der Scene der Claudia

---

1) An Zelter im März 1812. Riemers Mittheilungen II, 664. Etwa zwanzig Jahre später klingt Goethes Urtheil in dem Briefwechsel mit demselben Freunde, im März 1830, viel ungünstiger von Lessings Trauerspiel. „Auf dem jetzigen Grade der Cultur könne es nicht mehr wirksam sein. Untersuchen wir's genau, so haben wir davor den Respekt wie vor einer Mumie, die uns von Alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß ablegt." Dem mehr denn achtzigjährigen Greise war bei dem Rückblick auf seine früheste Jugend eine solche Anschauungsweise wohl natürlich. Wir Jüngern dürfen und mögen uns an das frühere Wort getrost halten. Ich verweise auf Kühne's oben schon angeführten Aufsatz über „Lessings Grundzüge zur deutschen Aesthetik, in der Europa, 1853. No. 31, „Auf ihn zurückgehen, heißt in der That jetzt: fortschreiten."

2) Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 251.

3) Am 6. April 1822 wurde die fünfzigjährige Jubelfeier der ersten Aufführung der Emilia Galotti in dem königlichen Schauspielhause durch Aufführung dieses Trauerspiels begangen. Bei dem Jubiläum der Schauspielerin Auguste Crelinger ist daran erinnert worden, daß sie, unter ihren vielen Rollen, die Gräfin Orsina seit ihrem Auftreten, im Jahre 1812, 59mal gespielt hat, während sie als Lady Milfort 54 Mal, als Maria Stuart 46, als Jungfrau von Orleans 44 Mal auftrat (nach öffentlichen Blättern im Mai 1853). Seydelmanns Meisterspiel in der Rolle des Marinelli auf der Berliner Bühne erneuerte seinerseits das lebendige Interesse des Publikums. (S. die Beilage.)

(von Madame Starke meisterhaft gespielt) mit Marinelli das Stück im vierten und fünften Acte etwas an Feuer verloren, zog Lessing nur den Schluß, daß dies nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orsina liege [1]); „denn", sagt er, „daß das Interesse von jener Scene an nicht immer stiege, das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke [2]) kann auch wohl, bei allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich gespielt haben. Denn auch das ist ein Fehler, und ein verständiger Schauspieler muß nie seine Rolle, wo es nicht nöthig ist, zum Nachtheil aller andern heben". — (XII, 356.)

Ein andermal, erzählt Nicolai (XIII, 383) — es war bei Lessings Anwesenheit in Berlin 1775 — wäre dieser durch eine Bemerkung von Madame Starke über die Rolle der Emilia beinah böse geworden (im Ernst böse werden, konnte er nicht, setzt er hinzu). Diese große Schauspielerin hatte zu Nicolai einst gesagt: die Rolle der Emilia könne nie gespielt werden, so wie sie gespielt werden sollte; denn sie erfordere ein ganz junges Mädchen, die doch die vollkommenste Schauspielerin sein müßte, um der Rolle Genüge zu thun. Nicolai sprach ihm davon, als einer sehr treffenden Bemerkung. „Hol' der Teufel die Frau mit ihrer Bemerkung! rief Lessing aus; die Rolle der Emilia erfordert gar keine Kunst. Naiv und natürlich spielen kann ein junges Mädchen ohne alle Anweisung — doch halt!" er verbesserte er sich; „die Starkin mag doch Recht haben! die jungen Actricen wollen immer erst agiren, bis sie endlich natürlich sprechen und spielen lernen; und mit den Acteurs ist es noch viel ärger: von denen bleiben die meisten Zeitlebens Mädchen von fünfzehn Jahren." Das nächste Jahr, im Sommer 1773, sah Nicolai bei einem Besuche im Weimar, wo damals die Seylersche Gesellschaft spielte, eine Aufführung der Emilia Galotti und Eckhof als Odoardo; worüber er nach der Rückkehr Lessingen einen kurzen Bericht (XIII, 478) abstattete. Kein Wunder, daß neben Eckhofs Meisterrolle die übrigen in Schatten traten, allein die Hensel, als Orsina, und die Mecour als Emilia, scheint Nicolai nicht genügend gewürdigt zu haben. Lessing erklärte wenigstens die Hensel als die geeignetste zur Rolle der Orsina (XIII, 659). —

Ueber Eckhof haben wir Nicolai's ausführlichere Mittheilungen. Er gestand, daß seine Erwartung von dessen Spiel so weit übertroffen worden sei, als sein Ideal von der Kunst des Schauspiels überhaupt, und daß das Spiel Eckhofs ihm viele Stellen dieses von ihm so sehr studirten Schauspiels (Emilia Galotti) erst in ihrem höchsten Lichte zeigte. Er bezeugte ihm seine Bewunderung, daß er so tief in den Geist des Autors habe eindringen und ihm so nacharbeiten können. Der so bescheidene, als unübertroffene Künstler aber versetzte lächelnd: „Wenn der Autor tief ins Meer

1) Schuberts, dessen Heftigkeit zu sehr ausbrach — und der Mad. Koch: „sie machte das Wüthende in ihrer Rolle sehr gut."

2) Ueber diese berühmte Schauspielerin, geb. Gerhard, aus Breslau, siehe Prutz, Vorlesungen S. 313.

der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dies ist freilich mühsam und mißlich. Aber nur sehr wenig Autoren machen es den Schauspielern so schwer wie Lessing. Man kann sie leicht haschen; denn sie schwimmen oben auf wie Baumrinde.[1]" In Folge des Brandes des Weimarschen Theaters im Mai 1774 begab sich die Seylersche Gesellschaft, und Eckhof mit ihr, nach Gotha, wo die erste eigentliche Hofbühne in Deutschland jetzt gegründet wurde.[2] Hier starb Eckhof drei Jahre später. Aber, was man kaum erwarten dürfte, wenn nicht Zeitgenossen davon berichteten: Lessings Dramen und besonders Emilia Galotti durften hier nicht gespielt werden. Man „goutirte" sie nicht an diesem Hofe. Dies hörte Leisewitz bei einem Besuche in Gotha 1780 von Gotter. Engel sagte ihm nachher, daß dies daher käme, weil die Fürsten in der Emilia übel behandelt wären.[3]

Ueber die erste Aufführung der Emilia Galotti in Hamburg durch die Ackermann'sche Gesellschaft, unter der Leitung Schröders, haben wir seinen eignen Bericht. „Nach der Ostermesse (1772) bewirthete Bode die Familien Ackermann, Reinecke, Borchers und Brockmann und übergab zum Nachtisch Schrödern die Emilia Galotti zur Vorlesung. Tiefe Stille begleitete sie, lautes Entzücken ergriff Leser und Hörer. „O!" rief Bode, warum muß Ihre verwünscht hohe Sprache Sie unfähig machen, jemals den Odoardo zu spielen!" — „Ich kann tiefer sprechen als ich gelesen habe", antwortete Schröder „und werde ihn vielleicht einmal spielen."

Seit Ackermann seinem Sohne die Führung der Bühne übertrug, las dieser jedes neue Stück der Gesellschaft vor. Emilia Galotti las er ihr zweimal vor, und ließ sie zwei Leseproben halten. Er hatte sich den Angelo zugetheilt, alle Schauspieler aber und nähere Schauspielfreunde riefen ihn zum Marinelli aus, er gab nach und gefiel anfangs. Nur eine Tonangeberin[4] erlaubte sich das Urtheil: „Marinelli ist Schröders Sache nicht," und fand Nachbeter. Schröder erfuhr es. Emilia Galotti ward am 15. Mai zuerst gegeben, am 19. und 25. bei nicht vollem Hause, am 15. Juni bei leerem wiederholt. Das hielt der bescheidene Mann, zu Bodens und anderer Kenner großem Aerger, für einen deutlichen Wink, übernahm Möllers Angelo und gab diesem den Marinelli. Möller ging ungern daran, bot seine ganze Kraft auf, nutzte Schröders Unterricht, und gefiel am 18. August dennoch nicht; Schröders Angelo desto mehr. Als nach beträchtlicher Zeit Berlin, Wien, München, Mannheim und das übrige Deutsch-

---

1) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 IV, S. 879. Ed. Devrient Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. 252. 273 — 74. theilt noch andere charakteristische Züge von Eckhofs Spiel als Odoardo mit. — Im Jahre 1784 übernahm der geniale Fleck, der damals zu Döbbelins Truppe trat, den Odoardo. (Vgl. Litt. und Theater-Zeit. 1784. S. 50.)

2) Devrient a. a. O. II, 255.

3) Aus Leisewitz's ungedrucktem Tagebuch, unter dem 30. August 1780.

4) Vielleicht Elise Reimarus?

land, Schröder für einen tragischen Schauspieler erklärt, und in Hamburg Glauben gefunden hatten, drang eben diese Tonangeberin dem Künstler ihre Bewunderung auf. „Gleichwohl," erwiederte dieser, „würde ich jetzt den Marinelli um kein Haar breit anders spielen, als vor zehn Jahren. Auch der, den es Ihnen damals beliebte, so hoch über, jetzt so tief unter mir zu erblicken, ist noch der er war. Nicht wir haben unsere Fertigkeit, Sie haben Ihre Ansicht verändert." —

Schröder (fährt sein Biograph fort) begünstigten seine Gestalt, seine vollendete Deklamation, die Gewalt über jede seiner Bewegungen, mit Bedeutung aufzutreten, ohne anspruchvoll, mit körperlicher Ausbildung, ohne geziert zu erscheinen, und Sicherheit und Gewandheit des Benehmens zu verbinden. Er schmückte Marinelli's Verdorbenheit nicht, aber er war weit entfernt sie zu übertreiben. Den Meister bezeichneten besonders die Züge, aus denen eine Spur nicht ganz vertilgter Menschlichkeit hervorbricht. „Gestern, wahrlich hat sie mich sonderbar gerührt u. s. w. — Sie sind außer sich, gnädiger Herr — Aber was ist Ihnen? — Erkennen Sie die Frucht Ihrer Zurückhaltung" — und alles, was dahin zu rechnen ist, vornehmlich aber: „Ach, mein Prinz, sobald Sie wieder Sie sind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige!" hatten in seinem Munde einen Anklang, der den Vertrauten empfahl, und dem Zuschauer begreiflich machte, daß der Gebrauch eines Dieners, der keinen andern Willen hat, als den seines Herrn, leichter zu tadeln als zu entbehren ist. Ein doppelter, geschmackvoller und reicher Anzug vollendete die Erscheinung. Orsina und Emilia, erreichten das Ideal des Dichters. Der Prinz schien für Brockmann geschrieben, und konnte nicht liebenswürdiger gedacht werden. Borchers Odoardo, Madame Reinecke Claudia, ihr Mann Appiani, machten ihrer Bestimmung Ehre. Die Nebenpersonen waren glücklich besetzt. Decoration, vorbereitende und vermittelnde Tonstücke, verriethen eine sorgfältige Wahl. Das Lob des Dichters sprach ein Prolog des Marinelli, die Schutzrede der Entwickelung ein Epilog des Odoardo: beide von Bock. Schröder hat das Stück immer mit Liebe gepflegt. Einzelne Rollen sind auch in der Folge nicht schlechter, zum Theil besser gegeben; das Ganze erreichte die damalige Rundung und Vollendung nicht wieder. Doch ward das erste Trauerspiel Deutschlands kein Zugstück, und ist es nie geworden. [1])

In Danzig wurde Emilia Galotti von der Schuch'schen Gesellschaft aufgeführt, in der Stänzel, der Nestor der damaligen bessern Schauspieler in Deutschland [2]), den Odoardo übernahm.

In Wien wurde das Stück in der ersten Hälfte des Juni 1772 drei Tage nach einander aufgeführt, mit außerordentlichem und allgemeinem Beifall. Der Kaiser (schrieb Madame König aus Wien an Lessing, den 15. Juli) hat es

---

1) Schröders Leben I, S. 235. — Nach damaligen Berichten versammelte Emilia Galotti bei der ersten Aufführung in Dresden nur 60 Zuschauer, während Möllers Waltron ihrer 500 herbeizog! (Neue Preuß. Prov. Bl. 1852. S. 360).

2) S. die Beilage.

zweimal gesehen, und es gegen Gebler sehr gelobt. Das muß ich aber auch gestehn, hat er gesagt, daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so viel gelacht habe. Und ich kann sagen, (versichert die Briefstellerin) daß ich in meinem Leben in keiner Tragödie so viel habe lachen hören! Zuweilen bei Stellen, wo, meiner Meinung nach, eher hätte sollen geweint, als gelacht werden." Die Vorstellung war bei dem allen sehr mittelmäßig ausgefallen. Nur die Huber, welche die Rolle der Claudia machte, spielte in der größten Vollkommenheit. Diese Schauspielerin, früher Mademoiselle Lorenz, hatte Lessing vor fünf und zwanzig Jahren gekannt; er erinnerte sich ihrer Bekanntschaft bei dieser Gelegenheit; hegte aber einigen Zweifel an ihrem damaligen Verdienste. [1]) Ganz arg aber benahm sich Stephanie der ältere in der Rolle des Prinzen. „Daß er die Scene mit dem Maler verdarb, war das Geringste, bemerkte Madame König. Was thut er aber zuletzt in Ihrem Stücke? Er reißt sein ohnedem großes Maul bis an die Ohren auf, streckt die Zunge langmächtig aus dem Halse, und leckt das Blut von dem Dolche, womit Emilia erstochen ist. Was mag er damit wollen? Ekel erregen? Wenn das ist, so hat er seinen Endzweck erreicht." Lessing war über diese Roheit empört: „Wie gern, antwortete er, hätte ich auch die ganze Aufführung dem Wiener Theater erlassen wollen! Nach allem, was Sie mir davon schreiben, muß sie ganz abscheulich ausgefallen sein. Der abscheuliche Kerl, der Stephanie! Und das alles lassen sich die Wiener so gefallen?"

Kurz darauf hatte Lessing Gelegenheit, an den Staatsrath von Gebler zu schreiben, als er ihm für die Uebersendung seiner theatralischen Werke dankte, und hier machte er seinen Unmuth, besonders über die Vernachlässigung der Hensel in der Vertheilung der Rolle der Emilia Galotti, geltend. „Was soll ich davon denken? schreibt er (XIII, 659). Entweder ist das Wiener Theater auf einer Staffel der Vollkommenheit, von der ich mir keinen Begriff machen **kann**; oder auf einer Staffel der Mittelmäßigkeit, von der ich mir keinen Begriff machen **will**. . . ." Welches von beiden Lessing hier eigentlich konnte oder wollte, kann nicht zweifelhaft sein. Wie beschrieb Lessing die Wiener Schauspieler, als er nach seiner Zurückkunft aus Italien über Wien ging! „Pomphaft und tönend in der Sprache, anständig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, in Ausdruck und in Gestikulation, ohne feine Einsicht in den Verstand der Charaktere, und sogar oft nachlässig in Bezeichnung des gemeinen Sinns der Worte." Was Lessingen die Aufführung seiner Stücke in Wien vollends verleidete, war, daß man kein einziges davon aufgeführt hatte, ohne daß es nicht dieser oder jener entweder überarbeitet oder verkürzt, oder für das dasige Theater eingerichtet hätte. Schon vor einigen Jahren hatte er, an Herrn von Sonnenfels schreibend, sich nicht entbrechen können, ihm seine Empfindlichkeit über ein solches Verfahren zu bezeugen, „dem auf keinem anderen Theater auch nicht der geringste Stümper ausgesetzt sei; ja dieser auch selbst nicht auf

1) An Madame König. XII, 366.

dem Wiener Theater. Doch Sonnenfels fand für gut, lieber seine Correspondenz ganz aufzuheben, als mir hierauf zu antworten," schrieb Lessing an Gebler. 1)

Emilia Galotti wurde noch vor Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts nach einander in das Lateinische, 2) von dem Rector des Celle'schen Lyceums, Steffens, der sie zugleich von den Schülern aufführen ließ — in's Französische, 3) Russische, 4) Polnische 5) und Englische 6) übersetzt.

Siebentes Kapitel.

Nach Vollendung der Emilia Galotti fühlte Lessing, wie sein Bruder bemerkt, seine Seele abgespannt, und faßte den Vorsatz, sie nie wieder so anzustrengen. Er wurde wieder ganz Bibliothekar (in seinem Sinne) und widmete sich der Herausgabe seiner Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, wovon noch in demselben Jahre der erste Band herauskam 7) und womit er so lange ununterbrochen fortzufahren gedachte, bis er „Lust und Kräfte wieder bekommen, etwas

1) Ueber die Zustände der Wiener Bühne in dieser Periode, vor Schröders Berufung nach Wien 1781, und vor der Reform dieses Theaters im Jahre 1776, giebt Prutz S. 359—60 nähere Auskunft.

2) G. E. Lessingii Emilia Galotti, progymnasmatis loco latine reddita et publice acta, moderante J. H. Steffens, Lycei Cellensis Rectore. Cellis 1778.

3) Im ersten Bande und zu Anfange des Nouveau théatre allemand, ou recueil des pièces, qui ont paru avec succès sur les théâtres capitales de l'Allemagne, par A. Ch. Friedel et N. Bonneville. Paris 1782—85. 12 voll. in 8. — Friedel, geboren 1753 in Berlin, war professeur en survivance des pages du roi in Paris (Biogr. univ.) und zeigte großen Eifer, das deutsche Theater in Frankreich einheimisch zu machen, wobei er an seinem Mitarbeiter Bonneville, und an Mercier, welche, zum Verdruß des deutschen Baron von Grimm, für Shakespeare und Lessing Parthei nahmen, einen Rückhalt hatte. (S. d. Beilage.) Zehn Jahre früher gaben schon Junker und Liébault ein Théâtre allemand 1772. 2 voll. 8. heraus.

4) 1784 nach Jördens.

5) Von W. Boguslawski, Dramaturg und Theaterdirektor in Lemberg (handschriftliche Mittheilung, mit dem Bemerken, daß auch Minna von Barnhelm ins Polnische übersetzt sei) Warschau 1788.

6) Von Dr. Berrington. London 1794. (Jördens.) Doch war, einem Berichte in den Annalen des Theaters von 1791 S. 111 zufolge, eine englische Bearbeitung dieses Stückes für das Theater in Drury Lane von Winter 1790 bereits einstudirt, und die berühmte Sarah Siddons hatte eine Rolle darin (welche? wird nicht gesagt); aber ihre Krankheit hinderte damals die Aufführung. — Bei dem Gastspiele deutscher Schauspieler zu London im Sommer des Jahres 1852 wurde auch Emilia Galotti aufgeführt, that aber (nach den öffentlichen Blättern) wenig Wirkung.

7) Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung.

Gescheiteres zu arbeiten." [1]) „Das dürfte aber sobald sich nicht ereignen, fährt er fort, und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünsche. Solche trockene Bibliothekar-Arbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabei lerne; gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchem werth wäre, gelernt zu werden." — Selbst die vermischten Schriften für Voß waren liegen geblieben. — „Die Beiträge mußten schlechterdings gemacht sein, denn ich will auch nicht umsonst Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende sehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beschäftigte". . . . Von Arbeiten für das Theater will er jetzt gar nichts hören. „Kein Mensch, schreibt er, unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, auf die Folter spannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Ducaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louis'dor; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne diese zu bekommen! Du wirst sagen, daß dies sehr eigennützig gedacht sei, gesetzt, daß meine Stücke auch so viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louis'dor werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen; und wenn sie auch in diesem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine Ehre aber ist es genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande wäre. Also, Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten." (Anspielung auf den von Weiße seit Kurzem angegebenen Ton im Singspiel. [2]) Dabei blieb er unerschütterlich bis zu dem Zeitpunkte, da Antriebe ganz andrer Art ihm Nathan den Weisen entlockten. Ein „kleiner Theateranfall", der ihn zu Anfang 1774 überkam, ging schnell vorüber. [3]) Als sein Bruder ihn ernsthaft fragte, wie es mit Wien wäre und ob man da noch anstünde, ein Stück von ihm mit hundert

1) An seinen Bruder Karl vom 28. Oct. 1770. XII, 477.

2) Vgl. Gervinus IV, 377. „Der Operettengeschmack dieser Jahre liegt durchaus auf Einer Linie mit den Tändeleien der Halberstädter Dichter, mit denen auch Weiße und Gotter vielfache Beziehungen haben." Hier läßt Lessing seine Geringschätzung dieses Wesens, dem selbst Wieland und Goethe sich nicht entziehen konnten, durchblicken.

3) XII, 410 an seinem Bruder.

Louis'dor zu bezahlen, entgegnete er trocken (XII. 395): „Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildest, daß ich Anträge deswegen gemacht oder auch nur machen lassen? —" Auch seinem alten Freunde Bode in Hamburg, der ihm zu Anfang des Jahres 1775 im Namen des dortigen Theaters einen Antrag machte, antwortete er (XII. 428), daß er fest entschlossen sei, auf keine Weise etwas weiter für das Theater zu arbeiten. Bei der Stimmung, welche damals Macht über ihn erlangt hatte, glaubte er wohl ernstlich, daß er sich als dramatischer Dichter erschöpft hätte. In diesem Sinne ging er so weit, das Heil des deutschen Theaters eher von — Ramler, als von seinem eignen Genie zu erwarten! [1]) —

Es war Lessing erlaubt, auf seinen bibliothekarischen Fleiß tief herab zu sehen, ihm, der selbst von den schönsten Blüthen und Früchten seines Geistes, den Worten nach, mit einer gewissen Härte sich abwandte. Für die Literatur und Wissenschaft ist er auch auf diesem Felde ganz Lessing, welcher (wie er in der Vorrede zum ersten Beitrage stolz bekennt) lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuern Stoff brechen, als die Rechnungen von der verflossenen aufnehmen wollte. Auf der einen Seite ist er der Denker, der Forscher, der Meister der Darstellung, welcher bei scheinbar ganz trockenen Materien an die wichtigsten Fragen der Wissenschaft anzuknüpfen und einen kunstreichen Knoten zu flechten und zu lösen versteht. Denn nicht genug, daß er seine Entdeckungen, die Ergebnisse seines Forschens, mittheilt; er zeigt auch jedesmal den Weg, den Anlaß, wie er zu seiner Entdeckung gelangt ist, denn, sagt er (IX. 229), „die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ist eben so viel werth, eben so lehrreich, als die Sache selbst." Auf diesem Felde ist aber eine gewisse Mikrologie, der Sinn für das Kleine, Unscheinbare nützlich, ja nothwendig, und so wird auch anderseits der bloße Literator und Bibliograph bei Lessing seine volle Rechnung finden. Dieses liebevolle Eingehen in die minutiösesten Bestandtheile einer literarischen Aufgabe theilt Lessing mit andern Geistern ersten Ranges, z. B. mit Leibniz. Was er bei einem dieser Beiträge (über die ehemaligen Fenstergemälde des Klosters Hirschau) gegen den ekeln Leser, welcher: Scherben! (Vitrea fracta) ausriefe, gesagt, gilt gewissermaßen für diese Beiträge im Allgemeinen, und mag heute noch gegen solche Leser als Schutzwehr dienen. „Mit seiner Erlaubniß! Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dienet, dienet einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öftrer die Schwäche seines Ge-

1) XII, 422. „Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Aber Ihr Feuer ist noch in vollem Brande. Was kümmern Sie Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatischen Dichter gehören, sind noch dazu die wenigsten und entbehrlichsten. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollen. Ein Meisterstück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unser Theater von einem neuen Verderben zu retten." — (Eine Anspielung auf die Sturm- und Drangstücke der Lenz und Klinger.)

nichts bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist; aber freilich, nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm alles klein: nicht, weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht; weil es gänzlich außer dem Sehwinkel seiner Augen liegt. Seine Augen mögen so scharf sein, als sie wollen; es fehlt *ihnen* zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm eben so unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Rumpfe steht. Daher kann er nichts sehn, als bevor er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberschauung eines großen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer anderen Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse."

Bei dieser Denkart nahm Lessing zu derselben Zeit den Oxforder Theologen Kennikot, welcher zu seiner großartigen hebräischen Bibel die Manuscripte fast aller Bibliotheken Europa's collationiren ließ, gegen die oberflächlichen Scherze seines Bruders Karl in Schutz. [1])

Lessing bezeichnete seine Beiträge: zur Geschichte und Literatur. In Wahrheit haben sie einen viel weiteren Umfang und betreffen nicht weniger die Theologie und Philosophie. Zu jener gehören namentlich die Fragmente des Ungenannten, deren Herausgabe und Vertheidigung der letzten Periode in Lessings Leben die Richtung gegeben hat. Auch die philosophischen Aufsätze nehmen bei Lessing ihren Ausgang oder den Zielpunkt von der Theologie. Diese ganze Gruppe bleibe für das folgende und letzte Buch ausgesetzt. Von den eigentlichen Beiträgen zur Geschichte und Literatur (letztere bei weitem der überwiegende Theil) kann auch hier nur Gegenstand und Gehalt im Allgemeinen angegeben werden.

I. Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger: erste Entdeckung.

Was Lessing hier entdeckt hat, war, daß die von Bodmer und Breitinger im Jahre 1757 zu Zürich herausgegebenen Fabeln, welche von den Herausgebern, so wie von dem deutschen Publikum als die erste vollständige Bekannt-

1) XII, 396. „Aber so sehr als Du verachte ich gewisse gelehrte Arbeiten nicht, die, dem ersten Anschein nach, mühsamer als nützlich sind. Die eitle Arbeit des Kennikot, wie sie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weise zu einem Stück aus den verlorenen Büchern des Livius geholfen." Und als Heyne ihm in demselben Jahre seinen Pindar überschickte und sich „wegen seines kritischen Mückenseigens" bei Lessing entschuldigen zu müssen glaubte, antwortete er ihm: (XII, 403.) „Gegen mich hätten Sie es nicht nöthig gehabt, Ihre daran gewandte große Mühe so zu verkleinern und zu verachten. Ich denke sogar von Kennikot's Arbeit gut. Und muß ja wohl; wenn man auch von meinen Kahlmäusereien nicht allzu verächtlich urtheilen soll..."

machung ganz neuer unbekannter Fabeln betrachtet wurde, in einem bereits 1461 zu Bamberg gedruckten Fabelbuche mit eingedruckten Holzschnitten enthalten waren, welches sich auf der Wolfenbüttler-Bibliothek befindet, und daß dasselbe, außer dem Epilog, sechs neue Fabeln enthält, welche zu den sinnreichsten und anmuthigsten der ganzen Sammlung gehören, und deshalb auch von Lessing mitgetheilt sind. Dieses seltene Buch war zwar durch Herrn von Heinicken bereits vor zehn Jahren, aber ausschließlich mit Bezug auf die Geschichte der alten Formenschneiderei, besprochen, und nur der Anfang der ersten Fabel:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter nusse fand —

hingesetzt worden. Lessingen war es vorbehalten, auf die Verwandtschaft oder vielmehr auf die Identität des Bamberger Fabelbuchs mit den Fabeln der Minnesinger den Schluß zu ziehen. Eine Bemerkung dringt sich ihm dabei auf, die er nicht unterdrücken kann, und die mit der vorhin angeführten in Zusammenhang steht, nemlich: „wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! und wie bekannt etwas sein kann, und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck, sagt er, war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweimal, als etwas ganz Neues aus Handschriften durfte und konnte gedruckt werden. Das macht: der Literator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeinlich über den Literator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul."

Zum Schluß verspricht Lessing, in dem zweiten Beitrage aus einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek den wahren Namen des Verfassers mitzutheilen. Es ist sonderbar, das Lessing diesen Aufsatz so lange zurückbehielt, daß er erst nach seinem Tode in dem fünften Beitrage von Eschenburg herausgegeben wurde.

Mit der ersten Entdeckung nun gab Lessing den Schweizern eine Lehre, zum Verdrusse der Verehrer des alten Bodmer [1]); die zweite ist hauptsächlich gegen Gottsched gerichtet, von welchem der Name des alten Fabeldichters — Lessing sagt mit einer Oscitanz — Unachtsamkeit sage viel zu wenig — mit dem Namen desjenigen verwechselt worden, welchem er sein Buch gewidmet oder dem er zu Liebe es gedichtet hatte. Dies war ein Herr von Riedenburg, welchen die Herausgeber mit voreiliger Zuversichtlichkeit zu demselben Burggrafen von Riedenburg machten, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophen aufbehalten. Hätte Gottsched ein paar Verse weiter gelesen, so würde er auf den wahren Namen gestoßen sein:

---

1) Dies spricht sich unter andern in einem Briefe Hartmanns (aus Tübingen) an Bodmer aus, wo er ihm Lessings Entdeckung mittheilt und hinzufügt: „Nur billige ich den Ton nicht, mit welchem er gegen die Schweizer spricht. — Lessings Stolz gefällt mir nicht." (März 1773. Briefe berühmter Deutscher an Bodmer S. 301.)

„Er ist genannt Bonerius." Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheißen! und so heißt seit Lessing dieser, gewissermaßen von ihm das zweitemal entdeckte Dichter.

Ich übergehe was Lessing zur Beschreibung der Wolfenbüttler Handschriften mittheilt. Grade nur diejenige Handschrift, von der Lessing sagt, daß sie in allem, Betracht verdiene, die erste zu heißen, worin ihm auch Eschenburg beipflichtet, will Benecke umgekehrt für die allerschlechteste angesehen wissen.[1]) Derselbe Gelehrte ist auch in Betreff des Zeitalters des Bonerius verschiedener Meinung[2]), indem ihn seine Sprache und die ganze Art seines Vortrags ungefähr in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts setze. „Die Gründe, aus denen Lessing beweisen wollte, daß er in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu setzen sei, werden schwerlich jemand überzeugen, der nicht den Renner mit eben der Vorliebe ansieht, mit welcher Lessing ihn ansah. Man habe zwar auch aus den Sprüchen, die bei mehreren Gelegenheiten in diesen Fabeln vorkommen, und die wir jetzt in Freigedank lesen, schließen wollen, daß Bonerius in eine spätere Zeit gehöre, als jene Sammlung. Richtiger sei aber wohl der umgekehrte Schluß: Bonerius führt oft dergleichen Sprichwörter an, die seit undenklicher Zeit im Munde des Volkes waren, aber er nennt niemals einen Freigedank, der doch schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts in solchem Ansehen stand, daß Hugo von Trimberg nie versäumte, dem Denkspruche den hochverehrten Namen beizusetzen; wahrscheinlich also, schließt Benecke, wurde diese Sammlung erst nach Bonerius Zeiten gemacht". Indeß hat Lessings Ansicht die spätere Forschung für sich[3]). Uebrigens hatten schon Scherz und Bodmer Boners Fabeln in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt, letzterer mit besonderer Rücksicht auf die Sprache, die Einfälle, die Ausdrücke, welches alles einen Verfasser aus dem „blühenden Alter der schwäbischen Poesie" verrathe. Es ist bezeichnend, daß Lessing diese Kennzeichen gradehin verwirft, als eine bloße „Decision des Geschmacks, kein historischer Beweisgrund"; es bleibe immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden zu wollen, auch wenn er noch so sicher wäre. Allein die Sprache, grammatisch und geschichtlich festgestellt, wird grade zu dem erheblichsten historischen Beweisgrunde. Doch zu diesem Standpunkte deutscher Sprachwissenschaft und Kritik haben wir uns erst lange nach Lessing erhoben. Bei ihm kommt eine gewisse, in seiner Eigenthümlichkeit wurzelnde Abneigung gegen die übliche, wiewohl sonst begründete Annahme von einem blühenden Alter (Zeitalter) der Schwäbischen Poesie

---

1) Der Edel Stein gedichtet von Bonerius. Herausgegeben von G. F. Benecke. 1816. Vorbericht XXXII.

2) Ebend. XXVIII.

3) Nach den Ermittelungen des Schultheißen von Bern, Grafen von Mülingen, nemlich war der Fabeldichter Boner kein andrer, als der Prediger Ulrich Boner zu Bern, welcher, den Urkunden nach, dort zwischen 1324 und 1349 lebte. Sein Todesjahr ist unbekannt. (Siehe den Artikel Boner in Ersch und Grubers Encyclopädie Bd. 11.)

hinzu, das ihm „ein wenig zu sehr nach dem französischen Siècle geformt zu sein schien". „Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kaiser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der itzige König von Preußen um die gegenwärtige! Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmal ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Literatur die Epoche Friedrichs des Großen zu nennen für gut findet!" — Aehnlichen Betrachtungen begegnen wir in Lessings Studien zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von den Minnesingern bis auf Luther, wo er zu Anfang die Frage aufwirft: wann die Minnesinger eigentlich aufhörten, und was die Ursache ihres Aufhörens war.

Man kann bemerken, daß Lessing bei seinen, mit so patriotischem wie literarischem Eifer, betriebenen altdeutschen Studien für die glänzende Periode der deutschen Sprache und Poesie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wenig Sympathie zeigte, nachdem durch die Schweizer auch nach dieser Seite die Bahn gebröchen war, obschon er in Schlesien nach dem Verfasser der, einem schlesischen Herzoge Heinrich, zugeschriebenen schönen Lieder in der Manessischen Sammlung forschte. [1]) Ohne Zweifel hing dieses mit seiner allgemeinen Abneigung gegen alle höfische Poesie zusammen. Das ritterliche Wesen, die Seele dieser Poesie, ließ ihn kalt. Ihn sprach der bürgerlich lehrhafte, ehrliche, körnige Ton der didaktischen Poesie, so wie der treuherzige simple Ton der Erzählung in der nachfolgenden Periode, zu deren Geschichte er sehr fleißig Materialien gesammelt hat, weit mehr an, wie er sich einmal gegen Herder, der für seine Volkslieder Beiträge von ihm gehofft, offen aussprach. [2]) Auf diesen Zeitraum hatte Klopstock mit wenigen, aber bedeutsamen Worten hingewiesen. [3]) Derjenige Dichter nun, welcher diesen Zeitraum so würdig, so echt volksthümlich und nachhaltig eröffnet, Hugo von Trimberg, mit seinem Renner, faßte ihn so, daß er eine neue Ausgabe desselben auf Grund dreier Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek vorbereitete uud auch ausgeführt hätte, wenn ihn nicht zuletzt, wie er Herdern den 10. Jänner 1779 schrieb, das besonders glückliche Unglück begegnet wäre, ein viertes Manuscript von Hamburg zu bekommen, worüber das Unternehmen hinausgeschoben und durch Lessings Tod ganz unterbrochen wurde. Heute, da wir eine, nach den Forderungen der Kritik eingerichtete Ausgabe des Renner

1) S. B. Klose's Neue Literarische Unterhaltungen, Jahrgang 1775. S. 135 über die Frage, von welchem Herzog Heinrich jene, von Tieck und Andern übersetzte, zwei Lieder in der Pariser Handschrift herrührten: „In diesem Codex stehen, wie bekannt, nicht mehr als zwei Gedichte von diesem Herzoge, und wenn ja noch welche von ihm übrig sein sollten, so müßte man sie in der Jenaischen oder in einer Schlesischen Klosterbibliothek suchen. In der zu Brieg wird man vergebens deswegen nachfragen, das hat schon Lessing da er bei uns war, gethan." (Vgl. A. Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. S. 13.)

2) XII, 521., mit näherer Hinsicht auf die lyrische Poesie.

3) In der Gelehrtenrepublik S. 170, bei Lessing XII, 468.

erhalten haben, [1]) dürfen wir es um so weniger bedauern, daß Lessings Arbeit das Licht nicht gesehen hat. Abgesehen von der Beschränktheit seiner Mittel, hatte Lessing, wie er selbst sich ausdrückt, einen Renner „zusammengeschrieben", wie er glaubte, daß er wohl könne gewesen sein, etwa wie er in der zweiten Abhandlung über den Bonerius ein Beispiel gegeben, „wie aus drei Texten ein vierter gezogen werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch jetzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisirt zu sein, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe". — „Freilich (dies erklärt er selbst) will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedener Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme, weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind." Auch wollte er sie zu Dingen nicht anrathen, bei welchen es auf historische Gewißheit ankommt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtigt werden könnte. Nur bei alten Dichtern, meint er, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man blos zum Vergnügen liest, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen! — Dies hieß den Standpunkt des Dilettantismus, gegenüber der wissenschaftlichen Kritik, nach dem Aufschwung derselben im 19. Jahrhundert, aufrichtig bekennen. Indessen auch so, auch aus dem Gesichtspunkte bloßer Liebhaberei, werden Lessings Bemühungen auf diesem Felde, sind es auch nur Auszüge, Bemerkungen, Zusammenstellungen, dem deutschen Leser immer wohlthun. [2]) Auch förderte er nach Kräften diese Studien, namentlich bei Eschenburg, welcher für seine Zeit mit Eifer und Erfolg in Lessings Fußstapfen trat und unter den Gelehrten, welche die heutige Blüthe deutscher Sprache und Literaturwissenschaft vorbereiten halfen, eine achtenswerthe Stelle behält. Die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuches, welches Lessing noch 1770 mit Ramlers Hülfe zu Stande bringen wollte, gab er auf, als Adelung ihm (1773) zuvor kam, in dessen Werke Lessing indeß die Sache nur „taliter qualiter" ausgeführt sah, wie er seinem Bruder gesteht. „Aus diesem taliter qualiter wirst du abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin." Alles, was Lessing noch thun mochte, und wirklich ausführte, bestand in der Ausarbeitung einer verloren gegangenen Abhandlung von der Einrichtung eines deutschen Wörterbuches. [3]) Was Lessing vor achtzig Jahren erstrebte, sehn wir jetzt als die reifste Frucht deutscher Sprachstudien durch

1) Die Bamberger Ausgabe von 1833 — 34. Ueber Lessings Abschrift des Renner, heute in der Bibliothek des Herrn Oelsner in Trebnitz, habe ich das Nähere in meinen „Lessingiana" Blätter für liter. Unterhaltung 1843. No. 249 mitgetheilt.

2) XI. 468 ff. — XI, 617. Beiträge zu einem deutschen Glossarium u. a. m.

3) XII. 455. Sie ging in einer Kiste mit Büchern und Handschriften im Jahre 1775 verloren. Nicolai (XIII. 175) nennt aus der Erinnerung die völlig fertige Ausarbeitung des Buchstabens A; dasselbe versichert der Recensent in der Allgem. Deutschen Bibliothek des zweiten Theils von Lessings vermischten Schriften Band LXI. S. 422 (wohl Nicolai selbst).

die Gebrüder Grimm ins Werk gesetzt, wiewohl die Kritik hier ihr letztes Wort nicht gesprochen hat. Doch kehren wir zu den übrigen Beiträgen aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek zurück.

II. Romulus und Rimicius.

Diese Untersuchung führt Lessing in das Feld der äsopischen Fabel zurück, in welche er, wie er sich ausdrückt, mit jener ersten Entdeckung sich ganz wieder „verirrt" hatte. Mit dem höchsten Scharfsinn, zugleich mit dem mühsamsten Fleiße, wird hier eine arge und zwiefache Verwirrung zweier ältern Gelehrten, J. Nic. Nevelet und Nilant[1]), aufgelöst. Romulus und Rimicius haben beide den Aesop aus dem Griechischen in lateinische Prosa übersetzt und mehr oder weniger verstümmelt. Die von Romulus übersetzten Fabeln sind in dem alten deutschen (Ulmer) Fabelbuche von dem D. Heinrich Steinhövel deutsch übersetzt und von Rimicius nur das Leben Aesops mit einer Reihe von Fabeln eingeschaltet. Lessing zeigt nun erstens, daß der Romulus des Ulmischen Fabelbuches durch Nevelet mit dem Rimicius verwechselt wurde, daß dieser angebliche Rimicius ein eben so guter Romulus sei, als der, welchen Nilant, der alte Herausgeber alter Fabeln, (1709) ans Licht gebracht. Dieser hat wiederum zwar den Irrthum des Nevelet erkannt, dagegen, wie Lessing zweitens nachweist, selbst irrthümlicherweise in dem Rimicius den Herausgeber des Romulus in dem Ulmischen Fabelbuche sehen wollen. Was nun aber den sogenannten „Anonymus des Nevelet" betrifft, so ist dieser selbst nichts anderes als „ein versificirter Romulus" und als solcher eine von den Hauptquellen des Bonerius, wie Lessing in dem besondern Aufsatz über denselben zeigt. In einem spätern Aufsatze, welcher in dem nach Lessings Tode erschienenen fünften Beitrage enthalten ist (über den Anonmyus des Nevelet), welcher jedoch in der Mitte abbricht, hat Lessing dem wahren Verfasser auf den Grund kommen wollen. Eschenburg bekannte sich außer Stande, diese Lücke auszufüllen.[2]) Seitdem aber, gegen Lessings Er-

---

1) Mythologia Aesopica, (darunter Anonymi Fabulae) zuerst Rom 1473. ed. J. Nic. Nevelet. Francof. 1610. — Fabulae antiquae ex Phaedro ... acc: Romuli Fabulae Aesopicae c. not. editoris Jo. Frid. Nilant. Lugd. Bat. 1709, 8.

2) Fünfter Beitrag S. 58. — „Lessing, sagt Eschenburg, war, wie er mir oft selbst gesagt hat, gewohnt, seine Arbeiten erst während ihres Abdruckes zu vollenden, und bei der gegenwärtigen war dies ganz gewiß der Fall. — — So viel sieht man wohl, daß L. weder den eigentlichen Namen, noch das Zeitalter dieses Ungenannten mit Gewißheit herausgebracht hatte; nur über die eigentliche Bewandniß, die es mit seinen Fabeln und ihrem Ursprunge hat, scheint er mir bessere Aufschlüsse, als die bisher gegebenen, im Sinne gehabt zu haben, und, wie gesagt, diese kenne ich nicht" u. s. w. (Wachler Handbuch I. 143 nennt schlechthin als Verfasser Hildebert von Tours; doch Band II. 256 läßt er dies nur als Vermuthung gelten. Lessing wenigstens, XI, 309, hat dabei an ihn nicht gedacht). Vgl. Bähr Geschichte der römischen Literatur III. Ausg. 1844. I. S. 493. Nach Dreßler, in seiner Ausgabe des Phäder, Budissin 1838, wäre Ugobardus Sulmonensis jener Anonymus.

wartung, das Manuscript des Pithou vom Phaeder 1780 wieder aufgefunden wurde, haben ohnehin die Fabeln des Romulus und der noch dauernde Streit über den Anonymus des Nevelet den größten Theil ihrer Bedeutung verloren [1]. Lessings kritischer Scharfsinn erwarb sich seiner Zeit bei den Kennern Anerkennung und Bewunderung; vor allem wünschte ihm Reiske Glück, wie er „den entsetzlichen Wirrwar des verdammten Franzosen (Nevelet) so meisterhaft auseinandergesetzt und den so verfitzten Knaul so behutsam und so glücklich entwickelt". „Wahrhaftig auch hier erkenne ich den großen Grammatiker. Erst schlingen Sie den Knoten auf eine gefährliche Weise fest zu, daß einem ganz bange dabei wird, Sie treiben einen erst bis zur Verzweiflung, daß ein solcher Knoten nie aufgelöst werden könne, und dann, wie der Blitz, sind Sie mit Ihrer Katastrophe da, aber mit einer glücklichen, sanften, leichten, natürlichen, sich von selbst ergebenden Katastrophe. Der Knoten reißt nicht unter Ihren Händen, nein, er geht gutwillig, ohne Zwang, ohne Gewalt, ganz gemach auseinander. Wahrhaftig, das ist Kunst!" [2])

III. Von dem Schickard-Marchtalerschen Tarich Beni Adam.

Veit Marchtaler, ein Rathsherr zu Ulm, hatte im Jahre 1592 in Ungarn, als Filleck den Türken wieder abgenommen wurde, bei Plünderung einer Moschee ein ungeheures türkisches Stammregister in Form einer Rolle in einer Moschee erbeutet, aus welchem nach fünfunddreißig Jahren Schickard, Professor der orientalischen Sprachen zu Tübingen (1628) seine Series regum Persiae geschöpft hat, ein zu Lessings Zeit bereits sehr selten gewordenes Werk. Aber nur einen sehr kleinen Theil, und nicht eben das Wichtigste und Neue, enthielt dies Werk; das Manuscript selbst war dagegen verschollen und für verloren gegeben. Man hätte es nach der ausgesprochenen Ansicht Marchtalers in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien suchen sollen; aber hier war es nicht. Ganz unvermuthet fand nun Lessing diesen Schatz in einem verschlossenen Kasten in der Bibliothek, zu welchem sich sogar der Schlüssel verloren hatte, so lange war er nicht eröffnet worden, und fand ihn daselbst unter einem Prasse von ausgemerzten Kupfern und Karten. Kein Katalog in der Bibliothek enthielt eine Spur davon. Burkhart, der Geschichtschreiber der Bibliothek, that davon keine Meldung. „Mein ganzes Verdienst um diese Wieder-

1) Vgl. Danzels Anmerkung im 1. Bande S. 78.

2) Nur der Recensent in den Göttinger Gelehrten Zeitungen blickte dabei scheel auf Lessing. (Jahrgang 1773. S. 118.) „Herr L. behandelt mit einer Kunst, die wir bewundern, jeden seiner Artikel wie ein Drama, schürzt erst seinen Knoten mühsam, läßt uns lange warten, und dann löst er ihn. Diese Methode thut, wenn man nur die Lösung des Knotens nicht gleich voraussieht, ihre gute Wirkung, müßige Leser in Erwartung und Aufmerksamkeit zu setzen, und auch Kleinigkeiten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben. Aber sie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird eine Iliade, und am Ende sagt man sich: und das war es alles?"

auffindung, sagt Lessing, ist die Neugierde, die ich hatte, einen längst bei Seite gesetzten Kasten zu durchstanckern: zu alle dem übrigen brauchte ich glücklicherweise nur Augen." — Eine in deutscher Sprache auf der Rückseite des einen Endes der Rolle angebrachte Aufschrift verrieth auch dem der türkischen Sprache Unkundigen den Inhalt. Dazu kamen zwei, von dem berühmten Orientalisten Hiob Ludolf im 17. Jahrhundert niedergeschriebene deutsche Bogen, einen summarischen Bericht von dem Inhalt dieser Rolle oder türkischen Stammregister enthaltend, der jedoch fast nichts mehr darbot, als Schickards eignen Bericht, ausgenommen, was von entscheidender Wichtigkeit war, den Namen des türkischen Verfassers (Joseph Ben Abdul-Latiph), der im sechszehnten Jahrhundert gelebt, was dem Schickard ganz unbekannt geblieben. Lessing hatte sich die Mühe genommen, Schickards ganze Arbeit mit den neuern Quellen und Hülfsmitteln zu vergleichen, und zu zeigen, daß jener eben nur „den ungesunden Schaum abgeschöpft." Der türkische Codex müsse jetzt noch erst in die Hände eines Gelehrten kommen, der türkisch verstehe. „Ich habe blos als Bibliothekar gesprochen, dem es erlaubt ist, von Werken zu sprechen, die er nicht versteht". — Lessing giebt geradezu zu verstehen, daß Schickard nicht türkisch genug wußte, um der Arbeit gewachsen zu sein. Reiske stimmte ihm bei und hielt übrigens, auch wenn Schickard seinen ganzen Plan ausgeführt hätte, für die jetzige Zeit das Manuscript für völlig überflüssig, namentlich seitdem das Hauptwerk des Joseph de Guignes (auf welches er Lessingen aufmerksam machte) erschienen. „Ihre Nachricht ist mehr werth als die Rolle selbst, schreibt Reiske an Lessing (XIII,445.) . . . Der ehrliche Schickard, daß auch der den Leuten Staub in die Augen werfen konnte! Der gute Mann verstand kein Türkisch, und in der muhamedanischen Geschichte der mittleren und der neuern Zeiten war er schlechterdings nicht zu Hause." — Nach der Zeit hat aber Schnurrer den Schickard gegen Reiske in Schutz genommen, und Bruns der Rolle des Marchthaler einen höhern Werth beigelegt, als Reiske zugeben wollte. [1]) Die Entdeckung vom Tarich war übrigens sogar einem Philologen, wie Heyne, die unerwartetste und angenehmste. [2])

---

1) Vgl. Schnurrer in den „Nachrichten von ehemaligen Lehrern der hebräischen Litt. in Tübingen." Ulm 1792. S. 212. P. J. Bruns in Paulus Memorabilien I. Band. 1797 Nr. 2., und Ebert im Catalogus codd. mss. Or. Bibl. ducalis Guelferb., der dem Catalogus cod. mss. Or. bibl. reg. Dresd. von H. O. Fleischer (Lipsiae 1831. 4.) folgt S. 79. Hier erfahren wir, daß Herzog August 1652 das Manuscript für 60 Thlr. gekauft hat.

2) Es sind die eignen Worte Heyne's an Lessing, vom 28. Juni 1773, XIII, 462, mit dem Hinzufügen: „Wenn doch nur der Gelehrte zu nennen wäre, der uns den Genuß dieses Gutes verschaffen könnte." — Da nun in der oben angeführten Recension des 1. Beitrags Lessings in den Göttinger gelehrten Zeitungen dieselbe Entdeckung, fast mit denselben Worten, (S. 116.) als „bei weitem die wichtigste" gerühmt wird, und daß es dem Rec. das lebhafteste Vergnügen mache zu erfahren u. s. w., so ist die Vermuthung wohl gegründet, daß Heyne, seit 1770 Redakteur der Göttinger Anzeigen, selbst Verfasser dieser Recension war.

IV. Die Nachtigall.

So lautet der Titel eines Volkslieds über die Grumbach'schen Händel, welches im Jahre 1567 zu Leipzig gedruckt und durch Henkers Hand verbrannt wurde. Dieses Gedicht, welches in der Wolfenbüttler Bibliothek zwar nicht im Druck, sondern in drei Abschriften vorhanden war, schien Lessingen schon der Seltenheit wegen werth genug, wie er sich ausdrückt: „aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus seiner Asche schöner und jünger wieder hervorsteigt. Ein von Obrigkeit wegen, auch aus den triftigsten Gründen verbranntes Buch wieder herzustellen, sei auf alle Weise erlaubt..... Was Einmal gedruckt ist, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidigt er die Welt unendlich mehr, als sie der Verfasser des vertilgten Buchs, von welcher Art es auch immer sei, kann beleidigt haben. Er stürzet sie vorsätzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt sie des einzigen Mittels, selbst zu sehen, selbst zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben so vermessene als lächerliche Art, daß sie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben so ehrlichen als einsichtsvollen Mann halten soll." Durch diese Betrachtung macht Lessing sich Bahn, um den historischen Werth der durch den Henker verbrannten „Nachtigall" ins Licht zu setzen. Früher war Languet [1]) die, nach Lessing, nicht unpartheiische Quelle für die Geschichte der Grumbachischen Händel. In der Nachtigall aber spreche die Stimme des unterlegenen, bisher wenig gehörten Theils. Lessing gab sich die Mühe, alle dahin schlagenden Schriften von beiden Theilen zu durchforschen und die merkwürdigsten Parallelstellen auszuzeichnen, um sie, „wie es kommen würde, zu Erläuterung oder Bestärkung oder Widerlegung der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen". Doch bei näherer Erwägung fand er für gut, dem künftigen Geschichtsschreiber der Grumbachischen Händel, dem er den Geist eines Sallustius oder St. Real siebenfältig wünschte, in nichts vorzugreifen. Den poetischen Werth der Nachtigall und ähnlicher Volkslieder stellte er nicht eben hoch, desto höher aber den historischen. „In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks, und wenn geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtsschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverlässige Belege aus dem bedächtlichen Kabinete, und wir finden uns trefflich verbessert!..."

Angeregt durch diese Entdeckung Lessings hat bald darauf der gelehrte Rektor Klose in Breslau diese Gattung der Literatur um ein neues Stück

---

1) Hubert Languet, der durch seine Vindiciae contra tyrannos, unter dem Namen Junius Brutus, berühmte französische Publicist, der nach der Annahme des Protestantismus, der ihn mit Melanchthon und Camerarius in Verbindung setzte, in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen trat und als sein Vertrauter galt.

bereichert, mit der Ueberschrift: Klaggesang der Nachtigal[1]), worin das traurige Schicksal des Verfassers der Nachtigall, Hans Schmidt, in einem rührenden Tone beklagt wird. Dieses Stück besaß ein Freund des Herausgebers in einer Abschrift; eine andere davon, sammt einer von Lessings Nachtigall, enthielt gleichzeitig die Rhedigersche Bibliothek, welche, wie Klose bemerkt, mehrere Schätze mit der Wolfenbüttler Bibliothek gemeinschaftlich besitzt.[2]) Lessing erhielt noch späterhin eine Abschrift des Kaiserlichen Verbots der Nachtigall, das er sich eigenhändig abgeschrieben, wahrscheinlich um davon noch einmal Gebrauch zu machen. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel bewahrt noch diese Abschrift.[3])

Achtes Kapitel.

V. Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder.

Dieses in Jamben verfaßte griechische Gedicht, an und für sich zwar von geringem Werthe, von einem Byzantiner aus dem sechsten Jahrhundert[4]), bekannt durch mehrere Epigramme in der griechischen Anthologie und eine Beschreibung der Sophienkirche in Konstantinopel, war in Folge einer seltsamen typographischen Verwirrung der ersten Ausgaben bis zur Unbrauchbarkeit unverständlich geworden, so daß selbst ein Grotius sich in das verschobene Gedicht nicht zu finden wußte. Diese Verwirrung aufgedeckt und aus einer der Handschriften des Gudius den Text wieder hergestellt zu haben[5]) ist Lessings Verdienst. Text und Scholien begleitet er mit kritisch-philologischen Anmerkungen, welche dem Verfasser der Recension des Buches in den Götting'schen Anzeigen die Bemerkung entlocken: „Wir bewundern den Mann von Genie, der so geschmeidig

---

1) Klaggesang der Nachtigal, das ist, von der vorratherischen (sic) Aufgab der gewaltigen Festung Grimmenstein und Stadt Gotha. A. C. 1567. (Neue Literarische Unterhaltungen 1774. Band I. S. 22—37.)

2) S. 36. werden aus der Abschrift der Nachtigall in der Rhediger'schen Bibliothek verschiedene Varianten zu der Wolfenbüttel'schen mitgetheilt.

3) Herr Dr. Schönemann hat erst in neuester Zeit dieses Autographon Lessings aufgefunden, und mir in einem Briefe gütigst Mittheilung davon gegeben.

4) Der eigentliche Name war Paulus; Silentiarius bedeutet nur das Hofamt (vide: Ducange, glossarium).

5) Aeltere, richtigere Recensionen, von Bonaventura Vulcanius und Morellus, zu Ende des 16. Jahrhunderts, waren den spätern Herausgebern völlig entgangen, so daß Lessing eigentlich die alte Verwirrung von neuem entdecken mußte. IX, 106—7. Er zeigt bei dieser Gelegenheit auf den großen Nutzen der gelehrten Zeitschriften, „diese Wohlthat jetziger Zeit, welche, wegen einiger zufälligen schlimmen Folgen, von Vielen schon wieder verkannt werde."

ist, einen Versmacher, der so wenig Genie ist, so mühsam und so gelehrt zu erläutern." Uebrigens hatte schon Huet eine weitläufige Erläuterung jenes Gedichts gegeben, welche Lessing jedoch, nach der Bemerkung desselben Recensenten, nicht gekannt zu haben scheint, weil er sich sonst einen großen Theil seiner Mühe erspart haben würde.

VI. Vermeinte *ANEKΔOTA* des Antoninus in der herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Der gelehrte Vorsteher der Laurentina in Florenz, Bandini, welcher die griechischen Handschriften dieser Bibliothek in drei Folianten beschrieben hat, von denen der letzte 1770 herauskam, hatte aus einem Coder, demselben, welcher das Gedicht des Paulus Silentiarius enthielt, angeblich ansehnliche Fragmente und Bereicherungen der Betrachtungen des Kaisers Antoninus entdeckt. Die Wolfenbüttler Bibliothek aber besaß einen ganz gleichen Coder, und siehe da, was hatte der gelehrte Mann für Stücke des Antoninus angesehn? — Nichts Anderes und Besseres als bekannte Anekdoten aus dem Aelian von der Natur der Thiere. Lessing kann sich bei dem Aufdecken dieses seltsamen Quid pro quo einer heitern Ironie nicht enthalten (zu spotten ist er auch hier nicht der Mann). „Ein Literator, sagt er, der seine Gedanken unter tausend und tausend Scharteken von Büchern und Handschriften vertheilen muß, kann gar leicht, für lauter Gelehrsamkeit, seiner klassischen Lektüre vergessen." Reiske war in seinem Urtheil viel derber. [1])

VII. Leibnitz von den ewigen Strafen. — Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

Von diesen beiden, mit einander verwandten Aufsätzen hier erst nur das Historische. In dem erstern theilt uns Lessing eine früher ungedruckte Vorrede Leibnitzens zu einer von ihm beabsichtigten, neuen Ausgabe von der selten gewordenen Schrift gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, von dem Altdorfer Professor der Medicin und Philosophie, Ernst Sonnerus, mit. [2]) Da aber diese Ausgabe unterblieb, so war auch Leibnitzens Vorrede liegen geblieben. Zwar hatte sie Mosheim seiner Geschichte der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen einverleiben wollen, allein seinen Vorsatz unausgeführt gelassen. Im Jahre 1768 gab Dutens Leibnitzens sämmtliche Werke heraus, und auch hier fehlte (mit noch sehr vielen anderen Schriften!) die Vorrede zum Sonnerus. Bei dieser Gelegenheit unterläßt Lessing es nicht, darauf hinzuweisen, wie so äußerst nachlässig Deutschland gewesen, die Bemühungen des Herausgebers, dieses würdigen Ausländers, zu unterstützen. Er läßt also Leibnitzens Vorrede nach der Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek hier abdrucken. (Er sagt zwar nicht, daß es die Urschrift

---

1) „Den Pinsel von Florenz haben Sie vortrefflich abgeputzt," schreibt er an Lessing. XIII, 441.

2) Er starb 1612, im Verdachte des Socianismus. Seine Schrift führt den Titel: Demonstratio, quod aeterna impiorum supplicia non arguant Dei justitiam, sed injustitiam.

war; aber man darf es aus seiner ganzen Rede schließen.) Viel wichtiger jedoch als Leibnitzens kurze Vorrede ist Lessings Auseinandersetzung und philosophische Rechtfertigung der Ewigkeit der Höllenstrafen nach Leibnitz, welche den eigentlichen Körper der Abhandlung ausmacht. —

Auch bei dem andern Aufsatz ist es Lessingen nicht sowohl um das, was die Aufschrift ankündigt, als vielmehr um eine Schrift Leibnitzens zu thun, „welche die Welt zwar hatte, aber auch so gut wie nicht hatte", nämlich seine Vertheidigung der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe des Socinianers Wissowatius.[1]) Die letzteren waren ungedruckt geblieben, und darum war Leibnitzens Antwort oft unverständlich, weil Leibnitz, ohne die Einwürfe seines Gegners zu wiederholen, sich mit bloßen Buchstaben darauf bezogen hatte. Lessing füllte also eine doppelte Lücke dadurch, daß er beide Aufsätze, sowohl die Einwürfe des Socinianers als Leibnitzens Antwort wieder abdrucken ließ, letztere zugleich von vielen argen Verstümmelungen und Verfälschungen befreit. An einer sehr schwierigen Stelle, wo Lessing einen „wahren Unsinn" in den Worten der Handschrift fand, half ihm nachträglich Mendelssohns Scharfsinn glücklich so weit aus, daß nicht nur ein sehr guter Sinn herauskam, sondern die so hergestellte Bemerkung als neu und dem Vertheidiger der Dreieinigkeit sehr nützlich erschien.[2]) Diese von seinem jüdischen Freunde hier übernommene Rolle schien Lessingen selbst merkwürdig; er nahm die Verbesserung von ihm an. — „Aber ist es nicht sonderbar (fährt er fort, XII, 417), daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herstellen, die Ihnen von einem Ende zum andern so kompleter Nonsens scheinen muß — und ist? Auch mir ist; auch ohne Zweifel Leibnitzen selbst gewesen ist. Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibnitz auch hier noch als Leibnitz gedacht und gehandelt hat. Denn, es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen. . . ." Näher auf Lessings eigene Auslegung der Dreieinigkeit eingehen dürfen wir hier noch nicht.

VIII. Marco Polo aus einer Handschrift ergänzt, und aus einer andern sehr zu verbessern.

Von der Reise des Marco Polo zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, deren Glaubwürdigkeit und Werthschätzung im Laufe der Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten nur gestiegen ist,[3]) besitzt die Wolfenbüttler Bibliothek drei lateinische Handschriften von besonderm Werthe. Es ist — auch heute noch — nicht ganz ausgemacht, von wem und in welcher Sprache, ob italienisch oder lateinisch,

---

1) Defensio Trinitatis per nova reperta logica. Ueber eine philosophische Schwierigkeit in Leibnitzens Responsorien, X, 273, hat sich unter Danzels Papieren ein Blatt vorgefunden, dessen Verfasser, so viel die Handschrift zeigt, Prof. Drobisch ist. Es folgt in der Beilage.

2) Mendelssohn an Lessing vom 1. Februar 1774. XIII, 495.

3) Vgl. Goethe, zum Westöstlichen Divan, W. VI, 187. „Marco Polo."

diese Nachrichten zuerst aufgesetzt worden. Den Gelehrten dienten bisher zwei lateinische Texte, der, welcher beim Reineccius sich befindet, und ein anderer von Franc. Pipinus, einem Zeitgenossen Polo's, den Andreas Müller bei seiner Ausgabe 1671, nach einer Handschrift der Churfürstlichen Bibliothek in Berlin, verglichen hatte. Die ersten beiden Wolfenbüttler Handschriften nun enthalten nur die Uebersetzung des Pipinus, die dritte aber eine sowohl von dieser, als auch von dem gewöhnlichen Texte ganz verschiedene lateinische Uebersetzung. In einer der ersten beiden befindet sich sogar ein ganzes Kapitel mehr, als der gewöhnliche lateinische Text, welches von der innern Einrichtung der Tartarischen Kriegsheere handelt. Müller hatte es übergangen, ja, wie es scheint, gar übersehen, und Lessing findet es wichtig genug, dies (cap. LX.) vollständig mitzutheilen. Diese dritte Handschrift scheint ihm zwar nur mehr der erste unvollkommene Entwurf des Werkes, als das Werk selbst zu sein, aber sie ist in vielen Stellen um so viel vollständiger, als die anderen, daher diese aus jener oft glücklich ergänzt werden können. Dies macht Lessing durch Entgegenhaltung der Texte in zwei Reihen anschaulich. Endlich versucht er vermittelst jener Handschrift das noch nicht ganz gelöste Räthsel über die eigentliche Grundsprache des Textes und die mannichfaltigen Abschriften zu beantworten und neigt sich der Meinung zu, welche durch die Aussage des Ramusio unterstützt wird, daß ein Genuese Polo's Nachrichten aus seinem Munde zuerst lateinisch aufgesetzt habe, und von diesem ersten Entwurfe möge die dritte Wolfenbütteler Handschrift eine Copie sein. [1])

IX. Die Flandrische Chronike, beim Martene und Durand, aus einer Handschrift ergänzt.

In einer von den Handschriften, welche die Reisen des Marco Polo enthalten, fand sich unter andern auch ein Chronicon Flandriae, von welchem Lessing beim Durchlesen erkannte, daß es das nämliche sei, welches Martene und Durand aus einem Manuscripte des Klosters Clairvaux unter dem Titel: Genealogia Comitum Flandriae, herausgegeben haben. In dieser Ausgabe nun befindet sich nach dem Jahre 1330 eine Lücke, welche die Herausgeber wohl bemerkten, auch anzeigten, jedoch so, daß sie weder den ganzen Umfang, noch die Wichtigkeit des Fehlenden erkannten, indem es sich an dieser Stelle „nicht etwa um kleine Händel Flämischer Tuchmacher und Walker, sondern größtentheils um jenen wichtigen Krieg handelte, welcher gegen 1338 zwischen den Königen von England und Frankreich, Eduard III.

1) Der deutsche Uebersetzer der Reisen des Marco Polo, Aug. Bürck, (die Reisen u. s. w. nebst Zusätzen und Verbesserungen von K. F. Neumann, Leipzig 1845) findet dagegen die Gründe, welche gegen Ramusio's und Lessings Annahme sprechen, weit überwiegend. Daß Neumann seine Absicht, auch nach den neuern Ausgaben von Marsdor, Graf Baldelli Boni und Ritter, welche, bei sonstigem Verdienste, der Sprachen des östlichen und Mittelasiens unkundig waren, mit besonderer Benutzung der Wolfenbüttler Handschriften, welche, nach der Beschreibung Lessings zu urtheilen, eine große Ausbeute versprechen, eine neue, unserer erweiterten wissenschaftlichen Kenntniß Asiens angemessene Ausgabe Polo's zu veranstalten, nicht ausgeführt (S. 601.), bleibt sehr zu bedauern.

und Philipp von Valois, ausbrach, und mit geringen Unterbrechungen hundert Jahre dauerte, bis zur Befreiung Frankreichs von den Engländern durch die Jungfrau von Orleans". Jene Lücke, welche bis zu dem Waffenstillstande von Vannes (1344) reicht, ist es, welche Lessing hier zum erstenmal gänzt. In der Nachschrift nimmt er Anlaß, gegen Voltaire, die wahren politischen Motive des Bündnisses Eduards III. mit dem Brauer zu Gent, Jacob von Artefelde, le grand moteur de cette guerre fameuse, wie er ihn nannte, darzulegen. Außerdem hat Lessing noch einige kleine Lücken in der Ausgabe der Benedictiner ausgefüllt und verschiedene Verbesserungen aus seiner Handschrift angegeben.

X. Ehemalige Fenstergemälde in Kloster Hirschau.

Die Entdeckung, welche sich an diese Fenstergemälde knüpft, betrifft einen der merkwürdigsten Punkte der Kunstgeschichte des Mittelalters und ist vor andern ausgezeichnet durch das Geistreiche des aperçu, durch die Schärfe und Bündigkeit der Kombination.[1]) Es handelte sich um den Ursprung der sogenannten Biblia pauperum, eines der ältesten Denkmäler der Holzschneidekunst. Lessing also entdeckt, daß in den vierzig Fenstergemälden des genannten Klosters, auf welchen typische und antitypische Vorstellungen von Christo, in drei Felder getheilt, enthalten waren, der wahre Ursprung der damit übereinstimmenden Bilder der Armenbibel zu suchen sei, daß nämlich die Holzschnitte nach diesen Fenstern, und nicht umgekehrt, gemacht worden; so daß, was bisher Biblia pauperum hieß, wenigstens was man bisher für die erste originale Ausgabe davon gehalten (nämlich die aus vierzig Blättern bestehende lateinische), künftig mit weit mehrerem Recht die Hirschau'schen Fenstergemälde heißen müßte. Auf dieses allgemeine Ergebniß dieser anziehenden Untersuchungen müssen wir uns beschränken. Daß indessen Lessings Auffassung einigermaßen zu eng sei, daß der Satz theils durch die Verschiedenheit der Zahl der Blätter in den verschiedenen Exemplaren der Biblia pauperum, theils durch das Vorkommen dieser typischen Vorstellungen in mehr als einem Kloster, erweitert werden müsse, hat er selbst gefühlt. Ob nun das Buch den Gemälden, oder umgekehrt die Gemälde dem Buche in den besonderen Fällen zu Grunde liegen, mag streitig sein: die gegenseitige Beziehung der beiden auf einander, dies macht eigentlich das Wesen von Lessings Entdeckung aus, und dieses hat sich durch die späteren Untersuchungen nur bewährt.[2]) Um völlig Licht in diese Frage zu bringen, mußte endlich auf den Namen und den Verfasser der Biblia pauperum zurückgegangen werden, und auch hiezu hat Lessing wenigstens Weg gebahnt.

1) Die erste Anregung dazu erhielt Lessing ohne Zweifel durch Heineckens Idee générale d'une collection d'estampes, Leipzig 1771.

2) Zu den durch Lessing weiter angeregten Untersuchungen gehören die von Fiorillo, kleine Schriften artistischen Inhalts I. Göttingen 1803. S. 38 ff. Ebert, Ueberlieferungen II, 181. mit Bezug auf die Exemplare der Wolfenbütteler Bibliothek. Vgl. Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1840. S. 27 ff. Gräße, Lehrbuch der allgem. Literärgeschichte, II, B. 268. u. a. m.

II. Des Klosters Hirschau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteste Schriftsteller.

Dieser Aufsatz, aus vier Abschnitten bestehend, wie die Ueberschrift es angiebt, sollte nur zur Erläuterung und Bestätigung der vorhergehenden dienen, hat aber für die Kunst- und Literaturgeschichte des Mittelalters seinen eigenen Werth.[1]) Lessing gebrauchte dafür eine handschriftliche Beschreibung des einst so berühmten Benedictinerklosters, eines der ältesten in Deutschland, von einem ihrer ehemaligen gelehrten Aebte, Johann Parsimonius, welche Johann Jakob Moser mit noch anderen Handschriften der Bibliothek zu Wolfenbüttel geschenkt hatte.[2]) Unter andern liefert Lessing keine unerhebliche Ergänzung des J. A. Fabricius und zeigt, daß dieser berühmte Literator in seiner Literargeschichte des Mittelalters sich auf Trithemius De scriptoribus ecclesiasticis beschränkt, und dessen Chronicon Hieshaugense, wo beiläufige Nachrichten von Hirschau'schen und anderen Gelehrten des Mittelalters eingestreut sind, übergangen habe.[3]) Auch den Katalog der Klosterbibliothek theilt Lessing aus dem Parsimonius mit und liefert damit einen schätzbaren Beitrag zu der Geschichte der Bibliotheken des Mittelalters; „denn, wenn man auch schon nicht daraus sieht, was eigentlich das Beste in der Bibliothek gewesen, so sieht man doch wenigstens daraus, was die Mönche für das Beste daraus gehalten."

Ich berühre kurz Nro. XIII. „Zur Griechischen Anthologie," wo Lessing vier ungedruckte Epigramme aus einem der Manuscripte des Gudius mittheilt, davon das wichtigste und größte ein arithmetisches Problem, dergleichen einige in dem 46. Abschnitte des ersten Buches der Anthologie vorkommen. Die übrigen Epigramme betrafen ebenfalls Aufgaben, „nur aber von der allerschlechtesten Art, wenn man will: es sind Räthsel von der dunkelsten Art". Die

1) Bei der Angabe der zahlreichen Kirchengemälde erwähnt Lessing auch der Sibyllen, (X, 250) deren nicht zehn, sondern eilf gemalt waren, wovon die eilfte beim Parsimonius Sibylla Chimica heißt, mit der ich hier (fügt Lessing halb scherzend hinzu) die erste Bekanntschaft gemacht habe. Aber daß diese chymische Sibylla keine andere, als die aus Virgil bekannte Sibylla Cumaea sein sollte, belehrt mich mein College und Freund, Professor J. G. Friedlieb, der neueste Herausgeber der Χρήσμοι Σιβυλλίακοι (Leipz. 1852), wo p. LXIV. auf die Sibyllenbildung im Mittelalter und deren Einfluß auf die bildenden Künste (mit Hinweisung auf Lessings Aufsatz in Rede) aufmerksam gemacht wird.

Mit Bezug auf die darauf folgende Bemerkung Lessings über das gemeldete Vorhaben des Markgrafen Albrecht, Herzogs in Preußen, eine gleichförmige Kirche zu Königsberg aufzurichten und die auf seine Veranstaltung copirten Gemälde der Kirche zu Hirschau hier anzubringen, vergleiche die kritischen Bemerkungen von E. A. Hagen in der Beschreibung der Domkirche zu Königsberg. Königsberg 1833. S 90, mit Rücksicht auf die Worte Lessings an unserer Stelle und Voigt, Herzog Albrechts erste Vermählung, in dem N. Preuß. Prov. Bl. Bd. XII, S. 27.

2) „Gesegnet sei das Andenken aller der Männer, (ruft Lessing bei Erwähnung Mosers aus) die der besseren und schicklichern Erhaltung alter Schriften das Recht ihres Eigenthums aufopfern!"

3) In neuester Zeit ist dieses Chronicon durch den von dem Literarischen Verein in Stuttgart herausgegebenen Codex Hirsaugiensis in den Hintergrund gerückt worden.

Professoren Heusinger[1]) und Leiste standen ihm bei diesen mühsamen und undankbaren Untersuchungen zur Seite. Sein Freund Reiske aber irrte sich diesmal sehr, wenn er ihm einen „Floh ins Ohr“ damit setzen wollte (XIII, 441), daß diese Epigramme schon gedruckt sein könnten, und ihn auf den Diophantus von Bachet verweist, als wenn Lessing nicht selbst zu Anfang vom Bachet und seinem arithmetischen Epigramme geredet hätte![2])

XII. Erasmus Stella

und dessen nun erst ans Licht tretende Commentarii de reb. ac pop. orae inter Albim et Salam.

Diese „für verloren geachteten“ Commentarii eines Schriftstellers von so zweideutigem Rufe als Stella, macht Lessing, wie er sagt, nicht sowohl wegen ihres innern wahren Werths oder ihrer eigentlichen Brauchbarkeit bekannt, als um neue kritische Untersuchungen über die Meißnischen Alterthümer anzuregen, da jener eben so oft mit seinen Fabeln die Sammler und Compilatoren verführt, als von den bessern Geschichtschreibern widerlegt worden, obschon sie nicht selten an die Stelle seiner Dichtungen eben so grundlose Dinge gesetzt haben. Stella nämlich hatte in Italien die Kunst gelernt, „Quellen gänzlich zu erdichten und eigene Werke fremden Namen unterzuschieben“. Lessing hat bei dieser Gelegenheit die Echtheit der von ihm mitgetheilten Grabschrift des in der Thomaskirche zu Leipzig angeblich ermordeten und in der Paulinerkirche begrabenen Markgrafen Diezmann, welcher den Namen Dantes, mit der Jahreszahl 1280, als Verfasser angiebt, in Frage gestellt, oder vielmehr die früher schon vermuthete Unechtheit mit neuen Gründen erwiesen, und als ein Machwerk desselben Stella hingestellt. Am Schluß spricht Lessing seinem Freunde C. A. Schmid seinen Dank dafür aus, daß er sich der Mühe unterzogen, die Handschrift für ihn zu copiren. Dafür mußte dieser Lessingen die Verlegenheit tragen helfen, da ihnen von Schirach, dem Klotzianer, mit einiger Schadenfreude nachgewiesen wurde, daß ihr Stella schon einmal herausgegeben war.[3]) „Das ist mir freilich nun nicht recht lieb, schrieb Lessing seinem Freunde Schmidt (XII, 406: 12. Decemb. 1773), daß unser Stella schon gedruckt ist. Wer Henker kann alle Sammlungen und Schmierereien der Longoliorum kennen und im Kopfe haben? Indeß ist mir es doch auch nicht ganz unangenehm. Denn gegen Sie, unter vier Augen, einmal zu prahlen, so kann man aus beiden Ausgaben nun sehen, was für ein Unterschied es ist, wenn ich oder Longolius so einen

---

1) „Zu dessen längst bekannten Einsichten in dem ganzen Felde der Literatur und Kritik ich öfterer meine Zuflucht nahm, schreibt Lessing IX, 406, so wie er Leiste'n den „würdigen Schulmann nennt, der sich nur noch neulich durch eine vortreffliche Angabe einer vollkommenen Luftpumpe so vielen Beifall erworben.“

2) Zum Ueberfluß habe ich den Bachet noch einmal verglichen.

3) Nämlich von Paul Daniel Longolius, Rektor in Hof, in seinem „Longolischen Vorrath allerlei brauchbarer Nachrichten“. Viertes Fach. Schwabach 1767. S. 1—69, nach einer Handschrift in Zwickau, wo Stella gelebt, und welche der Herausgeber daher für die Urschrift hielt. Er begleitete den Text mit zahlreichen Anmerkungen.

Quark herausgebe. Mit allem Fleiße, den Longolius darauf verwandt, hat er doch den einzig wichtigen Gebrauch nicht gesehen, der davon zu machen war. Hätte ich gewußt, daß die Schrift von Stella schon gedruckt sei, so würde ich sie nicht des Ansehens gewürdigt haben, und so würde diese Entdeckung vielleicht nie sein gemacht worden.[1]) Aber wie gesagt, lieber Schmidt, diese Großsprecherei unter uns! Ich will es gewissen Leuten gern gönnen, sich damit groß zu machen, daß sie so etwas besser gewußt, als ich."

XVII. Von Adam Neusern einige authentische Nachrichten.

Den Kern dieses Aufsatzes bildet ein in der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrter ungedruckter langer Brief jenes im 16. Jahrhundert berüchtigten Renegaten (ehemaligen Predigers bei der Peterskirche in Heidelberg), aus Constantinopel, vom Jahre 1574, auf Grund dessen Lessing jenen Mann von manchen auf ihm lastenden schweren Anklagen, namentlich der des Versuchs eines verrätherischen Bündnisses mit den Türken, den er sogar noch als Prediger zu Heidelberg gemacht hätte, zu retten sucht. Wie so oft, wo es galt, die gekränkte Gewissensfreiheit oder die sittliche Unbescholtenheit eines wegen Ketzerei oder Abfalls verfolgten und geschmähten Unglücklichen in Schutz zu nehmen, wird Lessing warm und ist unermüdlich, den Gegenstand nach so viel Seiten zu wenden und zu beleuchten, bis er den Gegnern jede weitere Ausflucht genommen zu haben glaubt. Bene est, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint! hatte ein reformirter Theolog ironisch gegen gewisse lutherische bemerkt, welche Neuser's Abfall dem Calvinismus zur Last legen wollen, und die Bestrafung eines seiner Mitschuldigen, Sylvanus, für zu strenge gehalten hatten. „Bene?" (entgegnet Lessing) „Ich sage, schlimm ist es, daß es nicht geschehen! schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der erste sein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verschafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Christenheit hinaus verfolgt hat! Oder wenn er Unrecht hatte, daß er sich hinaus verfolgen ließ, hat er darum in nichts Recht? — Wenn der Ausgang die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll: so wäre es eben so gut, wir hätten gar keine Geschichte! ...."

Selbst ein Leibniz hatte sich nicht hinreichend in den Akten unterrichtet, da er noch in seinem letzten Lebensjahre Neusern einmal den Plan beimißt, in der Chri-

1) In einem besondern Programm über das Epigramm auf den Markgrafen Diezmann in der Leipziger Paulinerkirche von K. F. A. Nobbe (Leipzig 1823), hat der Verfasser alle Gründe der Unechtheit zusammengefaßt und kritisch geführt; er setzt das Epigramm in das 16. Jahrhundert hinab. Nur aber möchte er nicht behaupten (S. 11), daß Stella, welcher freilich unter dem Namen seines Lehrers Garzo Rerum Saxonicarum libr. II. bekannt gemacht haben soll, sich auch doch im Denkmale Dantes Alligererius genannt habe. Vielleicht hätte er der Sache noch mehr Aufmerksamkeit gewidmet, wenn ihm nicht sein Vorgänger, Lessing, mit seinem Aufsatz und seinen Gründen allen, entgangen wäre.

stenheit für die Türken zu cabaliren. Aber Leibniz wird sich eine solche Idee lediglich aus der Strenge abstrahirt haben, mit welcher man gegen Neuser's Genossen verfahren war, er dachte, nach seiner Gewohnheit, auch da „sehr bündig, wo er nicht ganz richtig dachte". Nachdem Lessing auf Neuser's moralischen Charakter im Ganzen einen Blick geworfen und gezeigt, daß dieser nicht so schwarz und abscheulich gewesen, als man ihn gewöhnlich vorgestellt, schließt er: „Wem es scheinen möchte, daß ich mich bei einer alten verlegenen Geschichte viel zu viel aufgehalten habe: den bitte ich zu bedenken, wie vieles über den Servetus geschrieben worden. Oder muß man schlechterdings ein Ausländer sein, um unsre Aufmerksamkeit zu verdienen?" — Lessing erinnert, daß Neuser noch etwas mehr als ein Antitrinitarier gewesen; daß er auch ein guter mechanischer Kopf gewesen zu sein scheine, indem er an einer Erfindung gearbeitet, die hundert Jahre hernach selbst Leibnizen einmal durch den Kopf ging, nehmlich einen Wagen zu verfertigen, der sich von selbst bewegen sollte, und durch dessen schnellen Lauf, wenn es angegangen wäre, er große Dinge auszurichten vermeinte. [1])

XIX. Ergänzungen des Julius Firmicus.

Die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt ein Exemplar der Aldischen Ausgabe des astrologischen Werkes des eben genannten Schriftstellers aus dem vierten Jahrhundert nach Christo [2]) (Mathesis L. LVII.), welches einem unbekannten Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts angehört hat, der es nicht nur sorgfältig verbessert, sondern durch größere Stellen auf eingehefteten Blättern auf das sorgsamste ergänzt hat. Diese Ergänzungen sind es, welche Lessing wörtlich, ja buchstäblich, mit diplomatischer Genauigkeit mittheilt. Er brauchte, sagt er nach dem Abdruck dieser Stelle, nicht den Herausgeber noch mit zu spielen: er sei blos der Handlanger, der Anbringer eines Herausgebers. Er enthielte sich also aller und jeder Verbesserungen, da er einige dieser Schäden dennoch hätte stehen lassen müssen. „Und ob sie schon (jene Stellen), sammt dem ganzen Buche, diese Wichtigkeit nun nicht mehr haben, auch beides die Welt gar wohl ohne erheblichen Schaden dürfte entbehren können, so sind doch gegenwärtig meine Beiträge von der Art, daß entweder so etwas, oder nichts, darin aufbehalten zu werden verdient. Was die ganze Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz als es ihr von Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntniß der Welt gebracht worden, muß sie so genau, so zuverlässig wissen

---

1) Vgl. Leibniz. Eine Biographie I, S. 201. — Die Geschichte Adam Neuser's schien Karl Lessing zu einer Tragödie und zwar einer Art Belisar geeignet, worin man einen Menschen, der seine Religion geändert, wo nicht rechtfertigen, so doch völlig entschuldigen könnte, mit besonderer Hinsicht auf die Moral des Koran. Lessing antwortete ihm (XII, 422): „Dein Einfall mit Adam Neuser ist nicht unrecht."

2) Julius Firmicus Maternus, welchem auch eine Schrift über die Falschheit der heidnischen Religionen beigelegt wird.

können, als möglich: oder es wäre eben so gut, daß sie jenes gar nicht hätte, und dieses gar nicht wüßte." Und nach dieser Regel wünscht Lessing alle die einzelnen Aufsätze in seinen Beiträgen geschätzt zu wissen, und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wohl haben können, ohne daß er sofort und Allen in die Augen fällt; noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet. (IX, 425).

Besser und gerechter, als mit Lessings eigenen Worten würde ich diese Uebersicht seiner Beiträge, die ihm unter den Literatoren des neuen Jahrhunderts einen der ersten Plätze anweisen, nicht beschließen können. Sie haben in neuerer Zeit so manche glückliche Nachfolge bei gelehrten und eifrigen Bibliothekaren Deutschlands hervorgerufen und thun es noch. Eine Menge der schätzbarsten bibliographischen und literarhistorischen Notizen über Ausgaben und Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek finden sich noch in Lessings Nachlaß unter verschiedene Rubriken zerstreut.[1]) —

Die Zeitgenossen, vor Allen die Freunde, bezeugten den „Beiträgen" Anerkennung, ja Bewunderung. Heyne wollte in dem Verfasser den Herkules mit der Keule sehen, wie er Schmetterlinge todt schlägt.[2]) Aufrichtiger und wärmer war Ebert's poetischer Gruß in seiner Epistel an C. A. Schmid[3]), wo er Lessings vielseitige Talente, als Dichters und Schriftstellers feiert:

Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Styl ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren,
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.
Er mag, wohin er will, mich führen,
Er mag sich metamorphosiren,
Ich folg' ihm, ohn' ihn zu verlieren,
Vom Trauerspiel zum Epigramm,
Und von der Poesie zu Prose,
In jegliche Metamorphose.
So prangt der starken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit seinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Moose....

Auf die letzten Verse anspielend, schreibt Lessing bei der Uebersendung des ersten Beitrags an Ebert: „Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme. Eine Frage fällt mir dabei ein (fügt er hinzu), die Sie mir gelegentlich beantworten können. — Ist es die Eiche, oder ist es der Boden, worin die Eiche stehet, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? — Ist es der Boden? was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooses und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? — Doch er ver-

1) Dahin gehört z. B. XI, 474–476. Manuscripta latina theologica in folio.
2) An Lessing vom 28. Juni 1773 (XIII, 462).
3) J. A. Ebert's Episteln und vermischte Gedichte. Hamburg 1789. I, 99.

dorre immerhin! Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln. . . ."

Ebert geht auf dieses Gleichniß ein: „Es ist wahr, antwortet er, daß die Eiche, woran sie zu wachsen pflegen, etwas krank ist, und daß sie gemeiniglich an dem abgehauenen Stamme derselben wachsen. Allein wenn die kranke oder unvollständige Eiche sogar solche Früchte hervorbringen kann, was für Früchte kann sie denn nicht tragen, wenn sie noch so gesund und so ganz ist, wie Sie sind, wenn Sie es nur sein wollen?" — Der Erbprinz hatte ihm (dies meldet er Lessing) sein großes Vergnügen bezeugt über das, was er in dem (ersten) Beitrage gelesen hatte. Es war der Artikel von Leibniz. Er hatte auch die Vorrede gelesen. „Er bewunderte den Geist des Verfassers (dies sage ich mehr zu des erstern, als zu des letztern Ehre) und war darüber mit mir einig, daß schwerlich jemals ein solcher tragischer Dichter, ein so witziger Kopf, ein so scharfsinniger Philosoph, und ein solcher Literator miteinander in einer Person verbunden gewesen wären." —

Neuntes Kapitel.

Der Sache, wenn auch nicht dem Titel nach, schließt sich diesen Beiträgen eine gleichzeitige Abhandlung an, welche Lessing in einer besondern Schrift 1774 herausgab: Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter (IX, 443). In dem ungedruckten Werke eines seiner Person nach ziemlich dunkeln und zweifelhaften Theophilus Presbyter in der Herzoglichen Bibliothek [1]), das Lessing in das neunte Jahrhundert zu setzen Grund hatte, entdeckte er unter vielen andern Vorschriften, die verschiedenen Künste betreffend, nicht blos allgemeine Spuren der Oelmalerei, sondern sogar bestimmte Regeln über die Bereitung des Oels und zog daraus den Schluß, daß man, wie allgemein geschieht, die Erfindung der Oelmalerei dem niederländischen Maler Johann van Eyck im fünfzehnten Jahrhundert mit Unrecht zuschreibe, indem vielmehr jene Erfindung um viel höher hinauf gesetzt werden müsse; und wenn gar jener Theophilus Presbyter, wie Lessing meint, der Tutilo des neunten Jahrhunderts (Mönch und berühmter Maler im Kloster St. Gallen) war, so gebührte die Ehre dieser wichtigen Kunst einem Deutschen! Lessing hat eini-

1) Theophili Presbyteri diversarum artium schedula, in 76 Kapiteln, im 6. Beitrag nach Lessings Tode von Chr. Leiste herausgegeben, p. 291—424. Lachmann's Ausgabe X. 372—463. Literar-historische Nachrichten über das frühe Vorkommen des Theophilus Presbyter liefert ausführlicher Fiorillo, kleine Schriften I, 197—198. (Eine Handschrift der Pauliner Bibliothek in Leipzig erhielt Lessing durch die Vermittelung von Ernesti IX, 478.)

ges Gewicht auf diese Entdeckung gelegt, wobei er sich in gewisser Hinsicht auf zwei Männer berufen konnte, welche vor ihm „das Alterthum der Oelmalerei" zwar nicht ausdrücklich behaupteten, und die Neuheit derselben nicht schlechterdings läugneten, aber doch auch jenes eben so wenig schlechterdings läugneten, als diese schlechterdings behaupten mochten, — dies waren der deutsche Literator Jac. Fr. Reimmann und der Graf von Caylus (IX, 457). Die Entdeckung machte Aufsehen, indessen Kenner, wie Leiste, der Herausgeber des Theophilus (in der Vorrede), und später Fiorillo[1]) haben aus wichtigen Gründen sich gegen Lessing erklärt. „Lessing hat (in diese Hauptpunkte faßt letzterer seine Untersuchung zusammen) 1) Vasari's Erzählung (in Betreff Johann's van Eyck) ohne triftige Gründe verdächtig gemacht. 2) Theophilus Presbyter giebt keine Vorschrift mit Oelfarben zu malen, sondern redet nur von Farben, die mit Oel aufgelößt werden. 3) Alle Nachrichten, welche man über Oelmalereien hat, die älter als Johann van Eyck sein sollen, sind verdächtig und beweisen nichts. 4) Johann van Eyck war nicht sowohl Erfinder der Oelmalerei, als vielmehr derjenige, der sie in größerer Vollkommenheit in Ausübung brachte."[2])

Die Frage ist in neuester Zeit durch Waagens gründliche Untersuchung so weit zum Abschluß gebracht, daß der Werth des Theophilus wesentlich erhöht, Lessings Entdeckung dadurch gerechtfertigt und bestätigt, ja das Vorkommen der eigentlichen und wahren Oelmalerei in Italien vor J. van Eyck außer Zweifel gestellt, zuletzt aber dennoch das unbestreitbare, unsterbliche Verdienst van Eyck's gegen jede Verkleinerung sicher gestellt ist.[3])

Hier gedenke ich eines anziehenden Streites, welchen Lessing durch einen Artikel in der Braunschweigischen Zeitung 1771: Ueber die sogenannte Agrippine unter den Alterthümern zu Dresden, in den ersten Jahren zu Wolfenbüttel hervorrief. Winckelmann nehmlich rühmte in seinen Schriften an einer weiblichen sitzenden Figur unter den Alterthümern zu Dresden, welcher man den Namen einer Agrippine gegeben, den hohen Ausdruck in dem schönen Gesicht. Da trat der Maler Casanova in Dresden mit der Behauptung auf, die Statue könne keine Agrippine sein, „weil der Kopf der Agrippine keinem andern Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen, noch an der berühmten Statue der sitzenden Agrippine in Rom, gleiche". Dies sagte er nicht ohne einen Seitenblick auf

1) Kleine Schriften I, S. 189—228.

2) Schätzbare Zusätze zu der Abhandlung vom Alter der Oelmalerei von J. J. Eschenburg stehen im 32. und letzten Bande der Ausgabe von Lessings Schriften, Berlin 1828 am Schlusse, wo sämmtliche durch Lessing angeregte spätere Untersuchungen über diesen Gegenstand von H. von Murr, Raspe (der Lessings Schrift 1781 in London in englischer Uebersetzung herausgab), einem ungenannten italienischen Archäologen in der Antologia Romana von 1776, und Andern bis zu Fiorillo kritisch beleuchtet werden.

3) G. F. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck. Breslau 1822. S. 88 bis 130.

das, was er die „Seuche der Antiquare" nannte, welche die Kenntniß der Künste aus der bloßen Lektüre besitzen, und deren Auge eben nicht der feinste Sinn ihres Körpers ist.[1]) Diesen Stolz ein wenig zu demüthigen, trat Lessing mit einem Artikel in der Braunschweiger Zeitung (S. 58 vom J. 1777. Schriften VIII, 529) auf, indem er in einem Kupferwerke der herzoglichen Bibliothek[2]) von ungefähr entdeckt hatte: „wo diese Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, sondern auch ohne Arme gestanden", woraus er glaubte schließen zu dürfen, daß der Kopf neu sei und, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieser demungeachtet vortrefflichen Statue gehöre.[3]) Er wollte (wie er seinem Bruder schreibt), gern einmal mit diesem Exempel die windigen Künstler beschämen, die immer auf ihren untrüglichen Geschmack pochen, und alle antiquarische Gelehrsamkeit, die man aus Büchern schöpft, verachten; wie er sich in jenem Artikel ausdrückt: „Unstreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloßen Büchern, in Dinge dieser Art oft sehr falsch urtheilen. Aber ist denn das feine Auge ganz untrüglich? Und sollte es nicht möglich sein, daß ein Mann, der sich das allerfeinste Auge zutrauet, ohne Zuziehung schriftlicher Nachrichten, nicht eben so falsche Urtheile fällen könne?" — Näher betrachtet hätte indessen Lessing a priori nur so viel behaupten dürfen, daß der Kopf der Agrippine ergänzt sei; daß er neu sei, war nicht schlechterdings nothwendig, da auch ein alter Kopf, ja möglicher Weise gar

---

1) Franz Casanova, ein jüngerer Bruder des berühmten Abenteurers, geschätzt zu seiner Zeit als Schlachtenmaler, zeichnete sich durch ein stolzes und bisweilen stechendes Wesen aus. Als eines Tages an der Tafel des Fürsten Kaunitz in Wien, auf Rubens, als Diplomaten und Gesandten, die Rede kam, und ein Diplomat hinwarf: Rubens était donc un ambassadeur, qui s'amusait de la peinture, versetzte Casanova: Votre Excellence se trompe, c'était un peintre, qui s'amusait à être ambassadeur (Biogr. univ.).

2) Lessing, welcher die Gegner rathen lassen wollte, nennt die Quelle nicht. Es ist wahrscheinlich das Werk Cavallieri's oder J. Bapt. de Cavalleriis Antiquarum statuarum urbis Romae primus et sec. liber cum tabb. aeneis, Romae 1585. fol. Tab. 50. Die Aehnlichkeit mit der Abbildung der Dresdner Agrippina in G. G. Becker's Augusteum Taf. XVII ist, wenn man von den Ergänzungen des Kopfes u. s. w. absieht, in die Augen springend. — Karl Lessing hat die Worte in dem Briefe seines Bruders, XII, 378: „Ich habe es hier in der Bibliothek entdeckt, wo diese Statue ehedem gestanden", seltsam mißverstanden, indem er schreibt, S. 337: „Lessing entdeckte, daß die Agrippina einmal in der Wolfenbüttelschen Bibliothek gestanden habe." Diesen Irrthum verbesserte schon Schönemann im Serapeum a. a. O. S. 229.

3) Sie führt gegenwärtig den Namen der Ariadne, eine allerdings ganz hypothetische Benennung, die sie ebenso gut, nach Böttiger's Vorschlag, mit der einer Niobe vertauschen könnte. Es kommt zuletzt darauf an, daß das Kunstwerk, zur Unterscheidung von andern, einen Namen führe; von allen aber paßt, nach dem Urtheile eines Künstlers und Kenners, wie Professor Rietschel in Dresden, der einer Agrippina am allerwenigsten; erstlich, weil die Statue einen hervorstechend idealen Charakter an sich trage, was sich schon im Gewande zeigt, dann aber, weil sie in Haltung und Sitzung von der bekannten Statue der Agrippina völlig abweiche.

der ächte, später wieder aufgefundene Kopf die Ergänzung verrichtet hätte [1]). — Anfangs waren Casanova und Hagedorn mit Lessing sehr unzufrieden und wollten schwören, daß die Statue von Kopf bis auf den Fuß ganz antik sei; ersterer wollte gegen Lessing schreiben. Diese Nachricht brachte Sulzer von Dresden und sagte zu Karl Lessing im größten Eifer: sein Bruder müsse widerrufen! Dagegen sagte Graf, der berühmte Bildnißmaler, der Kopf der Agrippine sei zwar *antik*, passe aber nicht zu der Statue und müsse von einer andern Antike auf dieselbe gesetzt sein [2]), er wäre zu dem übrigen Körper viel zu klein, sonst aber ein so sehr schöner Kopf, daß er unmöglich von einem neuern sein könne. Dieser Ansicht hat sich späterhin auch Fiorillo zugewandt, nicht ohne Becker's vorangehenden Einfluß. Er bemerkt [3]), Lessing und Casanova hätten beide ihre Meinungen wieder aufgegeben. Richtiger wäre es zu sagen: sie beschränkten sie in gewisser Weise. Dieser hatte sich auf Grund einer von Sachverständigen geführten Untersuchung überzeugt, daß der Kopf zwar eben so alt sei, als die ganze Figur, daß er jedoch davon getrennt gewesen und falsch wieder aufgesetzt worden. Lessing, welcher 1775 nach Dresden kam und die Antiken, ganz besonders jene Statue besah, habe seine Meinung, daß der Kopf nicht zu dieser Statue gehöre, widerrufen. Doch ist wohl das Recht auf Karl Lessings Seite, wenn er diese kategorische Behauptung in Zweifel zieht. Nichts weiter habe Lessing zurückgenommen, als daß der Kopf *neu sei*. Bei dieser Gelegenheit habe Lessing den Inspector der Antiken, Wacker, gefragt: „Warum schrieben Sie damals nicht gegen mich?“ „Weil ich es nicht der Mühe werth gefunden,“ war die mehr als freimüthige Antwort, welche indeß (setzt der Berichterstatter hinzu) Lessingen nicht beleidigte, der jeden Widerspruch vertragen konnte, wenn er gründlich war. [4])

---

1) Vgl. Beckers Augusteum, Leipzig 1804, Nr. XVII, wo die verschiedenen, seit Lessing vorgebrachten Meinungen discutirt werden. Daß die Statue restaurirt worden, hält der Verfasser für ausgemacht und meint, daß der Kopf eine, von der ursprünglichen ganz verschiedene Richtung einnehme. Dann aber p. 105: On ne saurait ni affirmer, ni nier positivement, que la tête actuelle de la statue soit la véritable. Was hier noch als problematisch hingestellt erscheint, ist es nach der von Professor Rietschel, auf meine Bitte, in Dresden so eben angestellten Untersuchung, nicht mehr; bei welcher ich das Glück hatte, nebst Herrn Inspector Chalybäus, gegenwärtig zu sein. Der große Künstler hat durch Wegnahme der Begipsung unterhalb des Kopfes, wo er dem Rumpfe sich anschließt, zur Evidenz nachgewiesen, daß hier ein zwar antiker, aber der Statue ganz fremder Kopf aufgesetzt worden.

2) Auch der Recensent von Lessings Collektaneen in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1790, S. 1831, behauptet gegen Lessing, „daß der Kopf der Agrippina, von dem Lessing so gesucht räthselhaft spreche, alt, aber angesetzt sei.“ An diesem Ausfall auf Lessings Stil erkenne ich wieder Heyne.

3) Fiorillo's kleine Schriften. II, S.

4) Lessings Leben I, 340. Daß Lessing sich später noch mit diesem herrlichen Kunstwerke und dessen geschichtlichen Spuren beschäftigt, zeigt eine Anmerkung a. a. O. S. 343 und die Artikel Agrippina und Kardinal von Ferrara in seinen Kollektaneen der Literatur.

Zehntes Kapitel.

Während Lessing sich nur immer tiefer in die Schätze der Wolfenbüttler Bibliothek zu vergraben scheint, gerade in diesen Jahren ist rings um ihn ein neuer Geist in Anzug, welcher den Zeitraum von 1770 bis 1780 für die Entwickelung unserer Literatur und Bildung so wichtig macht. Die jugendlichen Geister, welche das Werk, zu dem Lessing den Grund gelegt, weiter führen werden, leben dazumal in dem Stadium überschießender Kraft, welche eine Zeit lang vereint Einem mächtigen Ziele zuzuströmen scheinen, bis die Bahnen von selbst auseinander gehen, sowohl im Norden, als im Süden und Südwest des deutschen Vaterlands. Heftige Ausbrüche von der einen Seite rufen von der andern Seite Kampf und Widerstand herauf. Wieweit nun, und in welcher Art, an diesen mannigfaltigen Bewegungen Lessing einen innern Antheil genommen (denn von einer Betheiligung im thätigen Sinne ist bei ihm keine Rede, und mehr als je steht er „auf seinem Sandhügel allein, ganz außer dem Dorfe" ...), wird uns hier beschäftigen. Vorher aber fassen wir ihn unter seinen Freunden ins Auge.

Der Halberstädter Kreis zeigt uns um den alten und doch noch jugendlichen Gleim die jüngeren Freunde und Schützlinge, von denen J. G. Jacobi und J. B. Michaelis von Lessing näher gekannt waren, besonders der letztere. — Michaelis, hatte schon zu Hamburg sich seine Gewogenheit erworben; durch seine Vermittelung erhielt jener die Stelle als Theaterdichter (ein Amt, welches damals vollkommen neu war, aber bald bei andern Gesellschaften eingeführt wurde) bei der Seyler'schen Gesellschaft mit einen ansehnlichen Gehalte[1]), nahm aber, da seine Gesundheit untergraben war, 1771 zu Gleim, der ihm vorher Haus und Tisch angeboten hatte, seine Zuflucht. Hier gab er seine poetischen Briefe, wovon 1772 sechs erschienen, heraus, von welchen einige sich Lessings Beifall erwarben; nur daß er „einige kleine Dunkelheiten und Nachlässigkeiten tadelte, welche (schreibt er an Gleim XII, 352) seine Freunde in Halberstadt, in deren Werken alles so ausgefeilt, alles so voller Licht ist, ihm nicht hätten hingehen lassen sollen". Aber bald darauf, in seinem sechs und zwanzigsten Lebensjahre, am 30. September 1772, starb dieser begabte Schriftsteller. Gleim zeigte betrübt den Trauerfall Lessingen an. „Ihnen, mein liebster Lessing, melde ich es noch heute, denn Sie waren sein Beförderer. Sie kannten sein Genie, und stimmen in meine Klagen." Einige Monate vorher war ihm Jähns, auch ein junger Dichter aus diesem Kreise, vorangegangen. Gleim gab Michaelis die Grabstätte neben Jähns und bat Lessing, für ein beiden zu errichtendes Denkmal die Grabschrift zu setzen, was aber nicht erfolgt zu sein scheint.[2])

1) Jördens Lexicon III, 563.

2) In einem seiner poetischen Briefe setzte Michaelis sich selbst eine Art von

In diesem Jahre (1772) gab Gleim seine Lieder fürs Volk heraus, das Beste nach seinen Kriegsliedern, in welchen er sich zu dem Stande des Bürgers und Bauern, des Gärtners und Hirten „herabließ", wie sich Gervinus (IV, 250) bezeichnend ausdrückt, und hinzusetzt: „Hier ist er Vorbild und Seitenstück zu Claudius, Bürger, Voß, wenn er auch es noch nicht verstand, wie Bürger und Hebel, in des Volkes Anschauungsweise, nicht blos in dessen Verstand und Gefühl sich zu versetzen." Rührend ist es zu sehen, wie der alte preußische Grenadier, dessen Kriegslieder Lessing (1758) mit einer Vorrede ausgestattet hatte, jetzt in gleicher Absicht seine Volkslieder an ihn übersendet. „Ich habe das Herz so voll, so voll von solchen Liedern, schreibt er, daß, wenn der Beifall meines Lessing dazu kommt, ganze Ströme sich ergießen werden!" Lessings ein wenig verspätete Antwort (vom 22. März 1772) muß ihm statt der gewünschten Vorrede dienen. Dieses Schreiben, obwohl geringen Umfangs, ist in seiner Art klassisch; der Begriff des Volksliedes, des Volkes überhaupt, ist hier vielleicht zum ersten Mal von der Höhe der Menschheit und der Poesie selbst in seiner edelsten Bedeutung erfaßt. Herder hat nichts Besseres thun mögen, als Lessings Brief in seinen Betrachtungen über den Volksgesang [1]) wieder aufzunehmen. Er beleuchtet den sehr zweideutigen Begriff des „Sich Herablassens" zum Volke; diese Herablassung habe man sonst lediglich auf den Verstand bezogen (vorzüglich bei Wahrheiten der Religion), und darüber an keine weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks besteht. Diese ist aber (er meint die eigentlich poetische Thätigkeit des Dichters) von der Beschaffenheit, daß jene erstere von selbst daraus folgt; da hingegen jene erstere, ohne diese letztere, nichts als ein schaales Geschwätz ist, dem alle individuelle Application fehlt." „Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk blos und allein für den schwachdenkendsten Theil des Geschlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk gesungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verstanden und den mit seinem Körper thätigen Theil im Auge gehabt, dem es nicht sowohl am Verstande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieses Volk haben Sie sich gemengt, nicht, um es durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abzuziehen, sondern um es zu seiner Arbeit zu ermuntern, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe, und zugleich zur Quelle seines Vergnügens zu machen. Besonders athmen in Ansehung des letztern die meisten von diesen Ihren Liedern das, was den alten Weisen ein so wünschenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was sich täglich mehr und mehr aus der Welt zu verlieren scheint: ich meine, jene

---

Grabschrift, indem er, die Kritikaster von den Gräbern deutscher Dichter abweisend, sagt:

Nur, daß kein Narr und Kritiker mich stört,
Verflangt mir's allenfalls mit Nesseln!

(Jördens a. a. O. S. 565).

1) Zur Lit. und Kunst XVIII, 24.

fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur und dem Seneca so sehr gefiel, und bei der es wenig darauf ankommt, ob sie erzwungen oder freiwillig ist, wenn sie nur fröhlich ist." —

Durch Percy's Reliques of ancient English poetry (1765) war um diese Zeit die Liebe zu dem geschichtlichen Volksliede in Deutschland entzündet worden. Herder sprach in einer mit Goethe in Straßburg verfaßten kleinen Schrift: „Von deutscher Art und Kunst" mit Begeisterung von dem Volksliede. Bürger ging noch weiter, und sprach von dem Volksliede, als der allein wahren eigentlichen Poesie. Dies alles gab dem nüchternen Nicolai den Anlaß zu seinem satyrischen „Kleinen Feynen Almanach", wodurch er, ganz gegen seine Absicht, der Vorliebe zu dem Volkslied selbst nur Vorschub gethan. Auch er wandte sich in seinen Absichten an Lessing um „Vorrath zu einem zweiten Theile, welchen er mit einem Volkslied für gelehrtes Volk schließen wollte". Lessing nahm die Sache ernsthaft. Als Bibliothekar zwar läßt er Nicolai den Spaß hingehn, der „auf Vermengung des Pöbels und des Volkes eigentlich doch nur hinauskomme", wie er ihm ziemlich trocken schreibt (XII, 494), und bringt sich um manche schöne Stunde, um ihm alte Lieder für seinen Zweck herauszusuchen. Als Literator aber tadelte er es, daß Nicolai nicht bei jedem Liede die Quelle angegeben, woher es genommen, ob aus einer Handschrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung (XII, 486). Zu der ernsthaften Absicht, die diese Schnurre haben sollte, hätte dieses nothwendig geschehen müssen. Nicolai sollte ihm ein Verzeichniß entwerfen, woher jedes Lied im Almanach genommen. Dabei verschmäht Lessing es nicht, auf das „Schlemperlied" bei Nicolai:

> Schautest du denn nie
> Jungfer Lieschens Knie! —

und dessen Uebersetzungen ins Lateinische, Griechische und Englische einzugehn, wobei er obendrein die englische Strophe selbst gemacht, damit Nicolai nicht glaube, daß er und Schlosser[1]) die einzigen Deutschen seien, die englische Verse gemacht haben!

Das Jahr darauf gab Herder den ersten Theil seiner Volkslieder heraus, zu dem er sich in einem Briefe an Lessing aus Bückeburg, den 14. August 1773, Beiträge aus der Wolfenbüttler Bibliothek erbeten hatte. Da er unterdessen von dem Buchhändler Weygand in Leipzig die, übrigens ungenaue Nachricht erhalten hatte, daß Lessing selbst Volkslieder herausgeben wolle, so schrieb er, ehe er den zweiten Theil lieferte, in derselben Angelegenheit an ihn (aus Weimar den 1. Juni 1779), um, wo nicht Beiträge, so doch die Idee seines Unternehmens von ihm zu erfahren. „Sobald ich weiß, schrieb er, daß Sie sich mit dieser Kleinigkeit nur einige Minuten abgeben wollen, bin ich

1) Ohne Zweifel Johann Georg Schlosser, Goethe's Landsmann und Schwager, welcher poetische und prosaische Aufsätze in allen Sprachen bei sich führte (Goethe's W. XXV, 85).

bereit, ein Verzeichniß von dem zu machen, was mir der Zufall in die Hand geführt. — Uebrigens hielt' ich's für unverzeihlich, Sie von einem Werk abzuhalten, damit Sie, den Niemand ersetzt, sich nur beschäftigen wollen."

Darauf antwortete ihm Lessing vom 10. Jan. 1779 (XII, 521): „Nicht deutsche Volkslieder, sondern deutsche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Dem poetischen Genie unserer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man wohl mehr das erzählende und dogmatische, als das lyrische Fach wählen." ... Mit einem Wort, was Lessing damals sammelte, waren theils Priameln; theils Bilderreime, von denen Eschenburg und Fülleborn aus Lessings Nachlaß einiges unter der Ueberschrift „Altdeutscher Witz und Verstand" mitgetheilt haben. [1]) Auf Lessings Verhältniß zur altdeutschen Poesie, kommen wir nicht wieder zurück. Lessing hatte Recht, anzunehmen, daß sich von diesen Volksgedichten für Herder's Plane nichts schicken werde. Uebrigens gab dieser den zweiten Theil aus den Händen, ohne erst Lessings zögernde Antwort abzuwarten.

Zwei Jahre nach der Herausgabe der „Lieder fürs Volk" ließ Gleim sein Halladat oder das rothe Buch erscheinen (1774), und auch dieses schickte er Lessingen im Manuscripte durch einen Boten zu, mit dem Befehl, drei ganzer Tage auf Antwort zu warten. Außer Lessing sollte Niemand am Orte davon Kenntniß erhalten. Lessing saß wirklich die halbe Nacht auf, um das Manuscript zu lesen, und um den Boten auch nicht einen Tag warten zu lassen. Das wunderliche Buch, aus Reminiscenzen des Koran entsprungen, machte auf Lessing den Eindruck einer aus höhern Quellen abgeleiteten Weisheit, ohne daß er sich über dieselbe Rechenschaft geben konnte. „Ich bekenne meine Unwissenheit, schrieb er, aber so viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, so glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch sonst so ein Kopf gewesen ist. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wissen darf." Gleim, ein wenig betroffen, läugnete zwar in seiner Antwort (XIII, 498), daß das Geringste in Ausdruck, Dichtung, ja auch nur ein Name seines Gedichts, von einem Andern herrühre; allein was er über die Geschichte desselben gleich mittheilt (wie er seit seiner Kindheit den Gedanken hatte, ein Buch, wie die Bibel, zu schreiben; wie dieser Gedanke bei ihm zurückkehrte, als er Michaelis in Göttingen und Boysen in Quedlinburg vom „göttlichen Mahomet" sprechen hörte, wie seinen Lessing vom göttlichen Homer), mit einem Wort der morgenländische Geist des rothen Buches berechtigte wohl Lessing hinlänglich, jene Vermuthung auszusprechen. Von einem bestimmten Werke konnte die Rede nicht sein, wohl aber von manchen Zügen, welche aus einer so eigenen Philosophie zu fließen geschienen, daß Lessing mehr als blos „angenommenen Ton" darunter vermuthete. Die Richtung gegen die orientalische Weisheit und Philosophie lag aber in der Zeit. Auch Lessing spricht in dem

1) XI, 666.

Aufsatze über Neusern, und schon weit früher, in der Rettung des Cardanus, mit Achtung vom Koran, und wie tief er für die Ausbildung seiner philosophischen Ideen im Orient geschöpft hat, wird sich in der Folge zeigen. Der Beifall der Freunde, vor allem Heinse's, der das Buch entstehen sah; Herder's, Zimmermann's, Wieland's, bei allem innern Kontraste dieser Charaktere, fehlte dem Dichter des Halladat nicht [1]). Wieland nannte es ein Buch für bessere Zeiten. Graf Wilhelm von der Lippe fand gar Samen und Frucht aller Wissenschaften im Halladat, durch ein Gedicht darin: „die Landschaft," fand er sich zu einem neuen Schwung für den Geist der Landescultur gestimmt, und meinte: vielleicht werde noch mancher öde Distrikt im Schaumburg-Lippeschen dem Verfasser des rothen Buches mehr Fruchtbarkeit zu danken haben!" Für ein Gedicht dieser Natur welche Wirkung! —

Wenden wir uns zu den frischen Lebensquellen heimathlicher Dichtung. Götz von Berlichingen erschien zu einer Zeit, da Lessing, des Theaters überdrüssig, sich alle Mühe gab, seine Emilia Galotti zu vergessen. Goethe's geniales Schauspiel, womit er mit dem Dichter der Emilia kühn in die Schranken trat, war daher fast ein Jahr in Aller Händen und hatte einen Sturm in den Geistern hervorgerufen, — als Lessing dasselbe den 1. Februar 1774 in die Hand nahm, ohne es auch nur auf einmal durchzulesen. [2]) (XII, 410.) Als bald darauf das Stück in Berlin (den 21. April 1774) unter großem Beifall aufgeführt wurde (das Kostüme dazu war nach den Zeichnungen des vortrefflichen Kupferstechers Meil angefertigt) und Ramler, wie man glaubte, eine Abhandlung über das Drama, als Anhang zu der neuen Ausgabe seines Batteur, unter der Feder hatte, schrieb Lessing an seinen Bruder: (XII, 416.) „Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen! Wenn Ramler indeß von dem Stücke selbst französisch urtheilt, so geschieht ihm schon recht, daß der König auch seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachtet. Hast Du Goethe's Farce gegen Wielanden gesehen?" setzt er hinzu. Trotzdem konnte Lessing, auch von seinem Standpunkte aus, wie er in der Hamburgischen Dramaturgie ausgesprochen ist, der originellen Tragödie seinen ganzen Beifall nicht ertheilen. Chr. H. Schmids dramaturgische Abhandlung über den Götz [3]) nannte er „Wischi-

1) Gleims Leben von W. Körte, S. 183 ff.

2) (Den 2. Februar 1774.) „Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht gelesen," schreibt er entschuldigend an seinen Bruder. „Wenn Dich dieses zu sehr befremdet, so muß ich Dir sagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erst seit gestern gelesen habe, und noch nicht einmal ganz."

3) Ueber Götz von Berlichingen, eine dramaturgische Abhandlung. Leipzig 1774, eine ziemlich ungenügende, wenn auch meist lobende Arbeit.

naschi," und einige Zeit darauf in dem Briefe an seinen Bruder, am 11. November 1774, wo er allerdings gesteht, daß das ganze Theaterwesen längst aufgehört habe, ihn zu interessiren und nicht selten ihm zum äußersten Ekel gereiche, setzt er die Worte hinzu: „Recht gut; sonst liefe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethen, troz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden." —

„Es ist doch ein Verlust, schrieb nach vielen Jahren in seiner treuherzigen Art Zelter an Goethe, den Greis (den 15. Juli 1828), daß Lessing, wie er wirklich Lust hatte und würdig genug angeregt sein mußte, nicht mit Dir über den Götz von Berlichingen angebunden hat. Er war der Mann, dem zum Trotz und vor Freude Du aus purer Schäckerei noch manches Stück von Dir gegeben hättest, wenn nicht obenein dadurch sein gar zu fester Glaube an Aristoteles hin und wieder einen Choc und eine Bresche bekommen hätte; denn Lessing war ein redliches Herz. Er hat mehr gethan als Aristoteles; er hat es selber versucht und eben gezeigt, was sich nicht machen läßt (?) Goethe's Farce gegen Wieland hat ihm ohne Zweifel den größten Spaß gemacht. Seiner Gesinnung über Wieland zufolge, muß er Dich beneidet haben um diese Farce, die er am liebsten selber gemacht hätte. So auch mit dem Götz von Berlichingen, den er Dir nicht gönnt und seinen Verdruß nicht bergen kann; denn bedenke es einmal selber, ist es nicht impertinent, daß ein Gelbschnabel aus Frankfurt, wie ein zweiter Prometheus, solche Wesen bildet aus solchem Thone? mir nichts Dir nichts, und an allen Göttern vorübergeht, ohne den Hut zu lüpfen?" —

Bald kam es herum, wie Lessing zu der neuen Schule sich stellte. „Er soll (schreibt Boie an Merck den 10. April 1774) mit Goethe's und Lenzens theatralischen Freibeutereien, und am meisten mit den Anmerkungen über's Theater, worin man so wenig Respekt für seinen Aristoteles bezeugt, sehr unzufrieden sein, und die Leipziger [1]) (Weiße und die Herausgeber der Bibliothek der schönen Wissenschaften) sollen sehr jauchzen, einen solchen Alliirten

1) Wie die Leipziger den Götz von Berlichingen begrüßt haben, ist bekannt. In einem Briefe Weiße's an Garve vom 25. September 1773, wo er sich über dieses Stück das Herz ablegt, macht er, gegen Lessing seit der Hamburgischen Dramaturgie pikirt, die Bemerkung: „Mich soll wundern, ob Lessing, der nicht gern einen deutschen Schriftsteller ungestraft auf einmal so groß werden läßt, dazu still schweigen wird?" — Dagegen zwei Jahre später, da Lessing auf der Durchreise durch Leipzig ihn besucht und sich mit ihm ausgesöhnt hatte, schreibt er an Garve vom 4. März 1775: „Mit Goethe's und seines Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen war er äußerst unzufrieden. Ein bischen Witz und Laune, sagt er, gälte ihm eben so viel als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gestellt sein, der, wenn er sich keinen Regeln unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein schöner durchdachter Plan und die geschickte Herbeiführung der Situation mit der gehörigen Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere erfordere mehr Genie...."

gefunden zu haben. Mit jenen Anmerkungen ist eine Schrift von Lenz gemeint, [1]) den Lessing übrigens weit über Klinger stellt. „Lenz ist immer noch ein ganz anderer Kopf als Klinger, dessen letztes Stück (Stilpo kann nur gemeint sein [2]) ich unmöglich habe auslesen können", schrieb Lessing an seinen Bruder (8. Januar 1777).

Was Brandes über sein Zusammentreffen mit Lessing in Dresden 1775 erzählt, stimmt mit dem eben Berichteten überein, wenn es hier heißt [3]): „Herzlich bedauerte er den allmähligen Verfall der ächten Komödie; unzufrieden war er mit den seit einiger Zeit zur Mode gewordenen historischen Schauspielen, deren Regellosigkeit und dem ihnen beigemischten Klingklang von Aufzügen, Turnieren, vielfältigen Verwandlungen des Theaters u. dgl. m.; und mit Unwillen äußerte er sich über die, in manchen Schauspielen dieser Gattung so auffallend vorsätzliche Vernachlässigung in Sprache und Sitten [4]). Mir wünschte er Glück, daß ich meiner eignen Manier treu wäre, und mich nicht, gleich einigen andern Dichtern, durch das Beispiel der jetzt den Ton angebenden Genie's hätte hinreißen lassen, deren Vorzügen und Talenten in andern Fächern er übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren ließ."

Nichts legt von Lessings wahrer Gesinnung von Goethe's Talent ein besseres Zeugniß ab, als daß er ihn einen Augenblick für den Verfasser von Julius von Tarent halten konnte, einem Stücke, das er gleich bei seinem Erscheinen (1776) so sehr auszeichnete. Er war (erzählt Karl Lessing) die Ostermesse 1776 mit Eschenburg zu Braunschweig im Buchladen, um sich das Neueste und Merkwürdigste auszusuchen. Dieses Trauerspiel war mit darunter. Lessing las es und fand es vortrefflich. Er glaubte, es sei von Goethe. Eschenburg äußerte dagegen einige Zweifel. „Desto besser! sagte Lessing; so giebt es außer Goethen noch ein Genie, das so etwas machen kann!" Eschenburg brachte Leisewitz zu Lessing (fährt sein Bruder, aber in den einzelnen Umständen nicht eben ganz richtig, fort [5])); bald wurden sie Freunde. Als daher jener im Juni 1776 eine Reise nach Berlin machte, gab ihm Lessing an seinen Bruder und seine Freunde in Berlin, Moses, Nicolai, Ramler, Engel, warme Empfehlungen mit. „Ein solcher junger Mann, und ein solches erstes Stück (schrieb er seinem Bruder) sind gewiß aller Aufmerksamkeit werth." Aehnlicher Auszeichnung wie Goethen und nach ihm Leisewitz hielt Lessing keinen dramatischen Dichter

1) Vom Jahre 1774. Im 2. Band der von L. Tieck gesammelten Schriften, S. 199.

2) Gervinus IV, 585, (welcher, von Lessing abweichend, Klinger im Ganzen weit über Lenzen stellt.)

3) Brandes, Meine Lebensgeschichte II, 214.

4) Brandes macht hier die Bemerkung: „Dies bezog sich keineswegs auf das eigentlich Charakteristische in denselben, sondern auf die öftere Einmischung mancher unanständigen und sittenbeleidigenden Ausdrücke".

5) Das Verhältniß von Lessing und Leisewitz kommt weiterhin zur Sprache.

seiner Zeit weiter für werth (Schiller trat erst in Lessings Todesjahre auf!). Die wenigste Theilnahme aber konnte die stürmische Fruchtbarkeit der österreichischen Schauspieldichter in Wien, der Sonnenfels, Gebler, Ayrenhoff (der Lessingen sein Trauerspiel Antiope zueignete[1]), von denen besonders Herr von Gebler mit seinen Huldigungen und fleißigen Zusendungen ihn in Verlegenheit setzte[2]), ihm abgewinnen. Zuletzt wollte er von den Schauspielen jener Zeit gar nichts hören: er lehnte jedes Gespräch über das Theater ab; konnte er es nicht, so schlief er wohl darüber ein, und sagte, wenn man ihn endlich erweckte, jenes bekannt gewordene lakonisch „traurige Wort: Sie genieren mich! —" War aber vollends von Genie die Rede — dann schlief er nicht, bediente sich auch keines kalten Witzworts, sondern donnerte dazwischen[3]). Der Widerwille gegen die „Genies", den er schon in Hamburg ausgesprochen, trat immer schärfer bei aller Gelegenheit heraus.

Als Wieland ihn im Februar 1775 zu Beiträgen für den von ihm in Verbindung mit F. H. Jacobi gegründeten deutschen Mercur aufforderte, antwortete Lessing ablehnend: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben itzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen. Literarische Beiträge? Wer wird die lesen wollen? —" Zwischen den Zeilen liegt deutlich genug, daß der deutsche Mercur, bei dessen Gründung allerdings auch auf Lessings Mitwirkung gerechnet worden, seinen Beifall nicht hatte.

Ein Jahr nach dem Götz erschien Werthers Leiden (im Herbst 1774), und die Theilnahme, die Begeisterung für dieses wunderbare Erzeugniß deutscher Sprache und Poesie war unermeßlich. Götz von Berlichingen hatte durch seine

---

1) Im Jahre 1772. Es steht im 2. Bd. der Sämmtlichen Trauerspiele v. Ayrenhoff (Wien 1817), mit der Zueignung an Lessing, wo er bekennt, daß eine Stelle in der Hamburgischen Dramaturgie ihm die Veranlassung gegeben. Das Stück ist in Alexandrinern, wie denn Ayrenhoff mehr als Andere für die Regeln des klassischen Theaters der Franzosen kämpfte (S. Gervinus IV. 390). Die Zueignung an Lessing nimmt sich daher seltsam aus.

2) „Der Herr von Gebler hat auch wieder an mich geschrieben (an Mad. König, den 17. September 1773. XII, 401) und ich bin ihm nun wohl auf drei Briefe eine Antwort schuldig. Was rathen Sie mir: ob ich ihm auch lieber gar nicht antworte? denn ich sehe doch, daß dem Manne um nichts zu thun ist, als um Beifall und Schmeichelei, deren ich schon zu viel an ihn verschwendet habe. Ich hoffte, daß seine Stücke besser werden sollten, aber sie werden immer schlechter und kälter. Wenn nichts als solcher Bettel in Wien gespielt wird, so haben Sie sehr recht, das Theater nicht zu besuchen." Lieset man dieses, so weiß man nicht, wie Eschenburg den 17. November 1772 an Nicolai über Gebler schreiben konnte: „Freilich hat Lessing seine neuen Stücke auf der Seele. Er gesteht es selbst, daß er ihm geschrieben hat, man könne mit den Arbeiten für's Theater eher zu früh anfangen, als zu spät aufhören." (Aus Nicolai's ungedrucktem Briefwechsel, in Danzels Papieren)

3) Franz Horn in den „Erinnerungen an Lessing und ihn betreffende Sagen." Gesellschafter. 1827. 1. Juni und flg.

Form eine Spaltung hervorgerufen; Werther dagegen kam einem ganz allgemeinen Gefühle, nicht blos in Deutschland, sondern in Europa, entgegen. Der Roman wirkte wie eine Tragödie; wie bei Emilia Galotti (von welcher Goethe am Schlusse einen bedeutsamen Gebrauch macht) stritt man über die Katastrophe. Lessing, bei allem Vergnügen, welches der Roman ihm machte, tadelte den Schluß und verlangte eine „kleine kalte Schlußrede (wie er an Eschenburg, der ihm das Buch zugeschickt hatte, XII. 420 schreibt), ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abentheuerlichen Charakter gekommen, wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die *poetische* Schönheit leicht für die *moralische* nehmen, und glauben, daß der *gut* gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsres *Jerusalems* Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, *noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!*" Diesen Vorschlag, dem Werther nachzuhelfen, müsse man, sagt Gervinus, freilich unter seine Paradoxen rechnen; sein Widerwille davor ist aber so himmelweit verschieden von der Angst der Moralisten, und greift so tief in die Gründe unsrer falschen Liebhaberei an der Liebessentimentalität hinab, daß nichts darüber geht. „Wir hören hier, daß eine ganz antike Natur aus ihm spricht. Wir könnten eben so wohl sagen, heißt es weiter, es ist die Stimme eines ächten Deutschen aus jenen Zeiten Luthers, da der antike Geist über der ganzen Nation schwebte, der kein Anderer als der Geist der reinen Menschlichkeit ist. Ganz so frei, wie Lessing von unserer Empfindsamkeit in obigen Aeußerungen erscheint, war es das Alterthum." So Gervinus und wir müssen dem Kern seiner Gedanken beipflichten. Wir selbst haben die antike Natur unsres Lessing und ihre Aeußerungen auf dem Felde der bildenden Künste nach allen Seiten zu erkennen und anzuerkennen gestrebt. Daher mochte er auch in das Empfindeln mit der periodisch wiederkehrenden Verjüngung der Natur nicht einstimmen — wie eine bekannte, von Horn erzählte Anekdote anschaulich macht.[1]) Ueberhaupt, wer

---

1) Franz Horn, die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen III, 107. „Als einst ein sehr verehrter Mann mit dem Dichter der Minna von Barnhelm durch eine schöne Gegend Deutschlands fuhr, und seine herzliche Freude über die frisch blühende Natur in wenigen einfachen Worten kund that, erwiederte Lessing, er beneide ihn um dieser Freude

wollte dem Alterthum unsre Liebessentimentalität beilegen? Doch ist es nicht zu viel gesagt, daß der antike Geist der Geist der „reinen Menschlichkeit" sei? — oder das Christenthum war zur höheren Entwickelung reiner Menschheit überflüssig, wo nicht schädlich. Aber wir dürfen nur auf jenen geschichtlichen und innern Gegensatz des antiken und modernen Princips in Kunst und Leben, wie er sich uns in den Betrachtungen über den Laokoon dargestellt, zurückweisen. Werther hat nun einmal in der Seele der romantischen oder modernen Poesie seine Berechtigung; Lessing selbst hat die Liebe als ein Lebensprincip der neuen Poesie bei Shakspeare und dessen Romeo und Julie anerkannt, und wenn nun der Dichter mit vollendeter Kunst den Untergang Werthers gleich von Beginn anlegte, wie konnte er gerettet werden? und wenn er durch eigne Schuld und die Natur der Verhältnisse zu Grunde ging, was brauchte es bei dieser Tragödie einer kalten Schlußrede? — Doch man sieht, wie Lessing in diese Betrachtungen über solche „kleingroße, verächtlich schätzbare Originale" hinein kam: es war der Hinblick auf den jungen Jerusalem, seinen Freund, mit welchem er ein Jahr lang zu Wolfenbüttel in täglichem Umgang gelebt, und von dem er ein ganz anderes, edleres, und männlicheres Bild in der Seele bewahrte. Die Sage verwischte damals das echte Bild des jungen Jerusalem bis zur Unkenntlichkeit, indem sie Werthers Bild und Schicksal Zug für Zug auf ihn übertrug. Wir sind erst seit Kurzem in die Entstehungsgeschichte von „Werthers Leiden" eingeweiht; wir wissen, daß es des Dichters eigenes Verhältniß, eigenes Herz war, das er in die Schilderung jenes Liebeskampfes hineinlegte, größtentheils nach seinen eigenen Briefen und Worten. Von Jerusalem entlehnte er fast nichts, als das widrige Verhältniß zu seinem Vorgesetzten (dem herzoglichen Subdelegatus zu Visitation des Kaiserl. und Reichskammergerichts zu Wetzlar, Herrn von Höfler [1]). So soll auch der Vorgang bei dem Grafen von C., welcher Werthers Abschied aus dem Dienste herbei führte, von einem wirklichen Vorfall mit Jerusalem geborgt sein. Er fiel als ein Opfer gekränkter Ehrliebe. Mit seltener Kunst hat der Dichter zwei scheinbar so entgegengesetzte Motive, als Ehre und Liebe, zu einem gemeinsamen Ausgang verschmolzen, nur daß der Uebergang von dem einen zu dem andern in den ersten Ausgaben viel zu schroff ausgedrückt war, und daher später von dem Dichter gestrichen wurde. [2]) Zur Beurtheilung Lessings ist dieser Umstand nicht gleichgiltig. Ich habe Weißes Schreiben an Garve (Leipzig den 4. März 1775) vor mir, wo er von seinen Unterredungen mit Lessing bei dessen Durchreise durch Leipzig Bericht abstattet. Hier heißt es: „Höchst aufgebracht war er gegen die Leiden des jungen Werthers und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalems wäre ganz verfehlet: er sei niemals der em-

---

willen, könne sie aber nicht theilen. Ja, setzte er hinzu, wenn der Frühling einmal roth blühete, dann wäre es doch etwas Neues, und ich wollte mich wohl freuen!" —

1) Jördens VI. (Supplemente). S. 205.

2) Auf jenem störenden Zwischenworte beruhte auch eigentlich der von Napoleon gegen Goethe im J. 1808 zu Erfurt geäußerte Tadel, wie Düntzer nachgewiesen hat.

pfindsame Narr, sondern ein wahrer, nachdenkender, kalter Philosoph gewesen. Er selbst besäße einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm, über die Unsterblichkeit der Seele, die Bestimmung des Menschen u. s. w., die er (Lessing) nächstens mit einer Vorrede herausgeben wolle: er habe deswegen bereits an den Vater geschrieben und dazu die Erlaubniß erhalten, doch soll noch kein Mensch etwas davon wissen. Kurz ich merke, er wird ihm einmal jähling, wie Klotzen, auf den Nacken springen: doch da es Goethen nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren." Weiße's Voraussetzung war, wie der Erfolg gelehrt, irrig; aber Garve hat auch Recht, wenn er in seiner Antwort an Weiße Goethe'n gegen Lessing in diesem Falle in Schutz nimmt. „Wenn Jerusalem auch nicht Werther ist; so ist dieser doch eine interessante Person; und als Philosoph kann Jerusalem schwerlich tiefer gedacht haben, wenn er auch gründlicher und kaltblütiger gedacht hat." [1]) Genug, daß Lessing diesmal der Theilnahme des Freundes das unbefangene ästhetische Interesse nachsetzte und daher im Jahre 1776 Jerusalems philosophische Aufsätze mit einer Vorrede und mit Zusätzen herausgab, weniger um ihres vollendeten Werthes willen (er vermißte selbst die völlige Reife an ihnen), als um dem Schatten des Unglücklichen vor der Welt Gerechtigkeit zu verschaffen. In diesem von den Literatoren in dieser Hinsicht zu wenig beachteten Buche, haben wir, auch ohne daß es offen ausgesprochen, ohne daß Goethe's und Werthers mit einem Worte gedacht wäre, Lessings wahren Protest gegen den Verfasser von Werthers Leiden! Jede Zeile, jedes Wort von Lessing sagt dem Leser: dies kann der Schwächling nicht sein, welchen ihr dort beweint. Er schildert den Verfasser als einen jungen Mann, „in welchem die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, alle übrigen beherrschte, es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein w a r m e r G e i s t, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte." Wie anders Werther? Der war ganz Empfindung, ganz Anschauung! — Lessing wiederholt: „daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäftigte Herz n i c h t z u m N a c h t h e i l s e i n e r h ö h e r n K r ä f t e beschäftiget war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten." [2]) — (X. 1. 3.) Noch eine Be-

1) Briefe von Christian Garve an Weiße. Breslau 1803 I, S. 116., wo Garve Werthers Leiden von seinem Standpunkte ausführlich beurtheilt.

2) Lessing drückte sich nicht deutlicher aus, aber er war gewiß, daß man ihn verstehen werde. Als er an Heyne und Kästner in Göttingen Exemplare schickte, schrieb er dem ersten (XII, 442): „Ich will es darauf ankommen lassen, ob der Hofrath Kästner erräth, warum ich die Aufsätze des jungen Jerusalem doch herausgegeben hätte, wenn sie es auch noch weniger verdienten. Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines

merkung stehe hier: Lessing empfand nicht so antik, daß er die Lieder Ossians, deren Unechtheit, als echter Kinder der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts keinem Zweifel mehr unterliegen dürfte, und deren glücklicher Gebrauch den Briefen Werthers den Stempel aufdrückt, so gar verachtet hätte; er schätzte sie vielmehr; er spricht gering von dem Franzosen, welcher eine französische Uebersetzung des Ossian für „unerträglich" erklärte. [1]) —

Ein Schriftsteller, welcher in diesen Jahren schon jung eine eigenthümliche Stellung in der deutschen Literatur gewinnt, und der schon durch sein damaliges so enges Verhältniß zu Goethe diesen Uebergang rechtfertigen mag, ist Lavater. Ich brauche ihn nur zu nennen, um anzudeuten, daß zwischen zwei so entgegengesetzt empfindenden und denkenden Naturen, wie Lavater und Lessing, eine nähere Berührung nie statt finden konnte. Vielmehr fand Lessing vielleicht von keinem sich so abgestoßen, durch keinen, bei der ersten Gelegenheit, in seinen heiligsten Grundsätzen sich so verletzt, als eben durch Lavater; und darum muß seiner hier gedacht werden. Nicht ihn selbst betraf es, sondern seinen ältesten und ehrwürdigsten Freund, Moses Mendelssohn, welcher seit dem Erscheinen seines Phädon (1767) als Denker und Schriftsteller seinen Ruhm über Deutschland, ja über die Gränzen Deutschlands ausgebreitet sah. Lavater [2]), ein junger Diakonus in Zürich, hatte schon einige Jahre früher auf einer längern Reise in Deutschland, die er in Gesellschaft zweier Landsleute und Freunde, Felix Heß und Heinrich Füßli, unternommen, in Berlin die Bekanntschaft Mendelssohns gemacht; dieser empfing die Reisenden freundlich und sprach in der Unterredung mit Hochachtung, wenn auch unter gewissen Einschränkungen, von dem Stifter der christlichen Religion. Lavaters leicht entzündliche Einbildungskraft wurde dadurch zu Hoffnungen gesteigert, die nur auf einen Anlaß zu warten schienen, um auszubrechen. Dieser bot sich ihm endlich dar. Er gab im Herbste 1769 eine Uebersetzung von Bonnets Beweisen von der Wahrheit der christlichen Offenbarung heraus und widmete seine Uebersetzung Mendelssohn, mit der deutlich ausgesprochenen Herausforderung,

---

hellen Verstandes weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln?" —

1) XI, 278. Kollektaneen zur Lit., Artikel Fingal. „Ein recht erzfranzösisches Urtheil von ihm steht im Journal encyclopédique, Janv. 1762. — Une traduction française de cet ouvrage serait certainement insupportable. — Desto schlimmer für die Franzosen," setzt Lessing hinzu. Le Tourneur, welcher Shakspeare den Franzosen wider ihren Willen übersetzte, gab ihnen 1777 auch den Ossian. Später wurde Ossian sogar in französische Verse gebracht, zuerst durch den in der preußischen Geschichte schlecht berufenen J. Lombard, secrétaire privé au Cabinet du Roi. Berlin 1789. (Eschenburg in seiner Anmerkung zu Fingal). Die Oper: die Barden von Lesueure und Jouy, und ein berühmtes Gemälde von Girodet (siehe Bouillet s. v. Ossian) zeugen vollends von dem merkwürdigen Umschwunge der Ideen und des Geschmacks in Frankreich nach Lessing.

2) Geboren 1741.

diese Beweise zu widerlegen, oder zu handeln, „wie Sokrates gehandelt haben würde, wenn er sich von der Wahrheit der Beweise für das Christenthum überzeugt hätte." Dies geschah aber (wie Nicolai versichert) mit der bestimmten Erwartung, Moses würde nicht widerlegen, sondern gleich ein Christ werden. Er zweifelte vermuthlich nicht (meint Nicolai), daß alle Juden dem Beispiele Mendelssohns nachfolgen, daß das tausendjährige Reich, wofür er glühte, herbeikommen und er das Verdienst haben würde, den Eintritt desselben herbei geführt zu haben. Dieser unüberlegte Schritte erregte allgemeines Aufsehen. Lessing, damals in Hamburg, erhielt die erste Kunde davon durch seinen Bruder (aus Berlin den 26. October 1769), der ihm schrieb: „Diese gedruckte Aufforderung ärgert den guten Moses nicht wenig, und wie er mir sagt, wird er Lavatern aus den Bonnetschen Gründen selbst beweisen, daß er nichts als ein Jude sei, und daß die Schwärmerei eines polnischen Juden, welcher sich vor einigen Jahren für den Messias ausgab, eben so zu rechtfertigen wäre; zugleich wird er ihm erklären, daß er sich in Religionsstreitigkeiten nicht einlasse." Nachdem aber die erste Aufregung bei Mendelssohn vorüber war, antwortete er ihm ganz mit der ihm eigenen Milde und Friedensliebe, und mit dem aufrichtigen Wunsche, den bedenklichen Gegenstand hiermit fallen zu lassen.[1]) Beschämt durch diese Wirkung seines Bekehrungsversuches that Lavater durch Zollikofer in Leipzig Schritte, Mendelssohn zu versöhnen. Als darauf in der Jenaischen Zeitung ein Stück aus Lavaters Reisetagebuche gedruckt erschien[2]), wodurch Mendelssohn von neuem verletzt wurde, griff Lavater zu der Auskunft, die Urheberschaft jenes Tagebuches von sich ganz abzulehnen. Damit schien von seiner Seite die Sache beigelegt. Bonnet aber richtete an Mendelssohn ein Schreiben, worin er Lavaters Schritt entschieden mißbilligte; dabei jedoch einige Empfindlichkeit äußerte, daß Mendelssohn behauptet hatte, seine philosophischen Gedanken wären ganz auf deutschem Boden erwachsen, als hätte er ihn damit eines Plagiats beschuldigt. Mendelssohns Erklärung hierüber hatte ein zweites Schreiben Bonnets zur Folge, welches, wie das frühere, dem Anschein nach nichts als Höflichkeit und Hochachtung athmet.[3]) Die Freunde, besonders Lessing und Ni-

1) Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater zu Zürich. Berlin 12. Decemb. 1769. Lavaters Antwort vom 14. Febr. 1770 und Mendelssohns Nacherinnerung, in Mendelssohns gesammelten Schriften (Leipzig 1843) III. — (Nach einer handschriftlichen Anmerkung Danzels steht in der Hamburger neuen Zeitung von 1770 No. 11. vom 19. Jan. eine Erklärung Mendelssohns in derselben Angelegenheit, welche in die neue Ausgabe seiner Schriften nicht mit übergegangen ist.)

2) XIII, 261. „Es ist in Zürich Sitte, daß die Kandidaten der Theologie, welche auf Reisen gewesen sind, dem dortigen Consistorium in lateinischer Sprache einen Bericht erstatten müssen, von dem, was sie Merkwürdiges gesehen haben. Lavater hatte auch einen solchen Bericht eingegeben, und ein vorschneller Mensch (man sagt, es sei Dr. Zimmermann gewesen) hat ihm den übeln Dienst gethan, die Stelle, Moses Mendelssohn betreffend, die ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die in Jena herauskommende gelehrte Zeitung, 1770 Stück 82, einzurücken." (Nicolai)

3) A. a. O. Bd. III, 108 — 126.

colai, urtheilten dagegen ganz anders und ihre Bemerkungen müssen einen peinlichen Eindruck auf diejenigen machen, welche den „Weisen von Genthod“ nur aus den begeisterten Schilderungen seiner Jünger, eines Matthisson oder Johann von Müller, kennen.[1]) Nicolai will von diesen Briefen Bonnets weiter nichts sagen. Ganz aufrichtig und gerade hätte Bonnet gegen Moses nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen „einen Juden“ könne man sich schon etwas erlauben. Er hatte vor (wie er J. v. Müller bekennt[2]), (am 16. März 1773) der Nachwelt die Geschichte dieses ganz unwürdigen Vorfalls zu schreiben. Er unterließ es aber und wir können das Dunkel über diese Angelegenheit nicht ganz erhellen. Mit noch mehr Entrüstung schreibt Lessing über Bonnets Benehmen, dessen Briefe Mendelssohn ihm zugeschickt hatte. (XII. 283) „Ich sende Ihnen hierbei Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Mann ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antedatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buches zu erzählen[3]). Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: „Das ist nicht artig.“ Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen.“ —

In Betreff Lavaters schreibt Lessing: „Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in der Jenaischen Zeitung von Lavatern auf Sie geschehen? — Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“ —

Mendelssohn gab diesen Aufforderungen kein Gehör und schwieg. Lessing aber hielt sich nicht für berufen, für seinen Freund in die Schranken zu treten. Das rechte Mittel, Mendelssohn und Andere seines Gleichen vor ähnlichen Zumuthungen in Zukunft zu schützen, traf wohl Lichtenberg in seinem Timorus[4]).

---

1) J. v. Müller schreibt an Bonstetten 1776: „Herr Bonnet ist wahrhaftig ein Halbgott.“

2) J. v. Müllers Briefwechsel, von Maurer-Constant IV, 59.

3) Dieser Punkt bedarf einer weitern Aufklärung, als ich zu geben fähig bin. Im Allgemeinen wird Bonnet durch ein solches Verfahren haben zeigen wollen, daß er Mendelssohn und diese ganze Angelegenheit öffentlich ignoriren wolle. Wenigstens hat Bonnet kein Wort darüber fallen lassen. Lessing sah darin eine Unredlichkeit.

4) Timorus, das ist Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterschen Beweisgründe und der Göttingische Mettwürste bewogen, den wahren

Einige Zeit nach diesem Vorfall lenkte Lavater durch seine Physiognomischen Fragmente [1]) die allgemeine Aufmerksamkeit von neuem auf sich. Was Lessing anbelangt, so hatte er dem Studium der Physiognomik frühzeitig, und lange vor Lavater, seine Aufmerksamkeit zugewandt [2]); seine Uebersetzung des Huarte (1752) scheint ihn, nach Eschenburgs Bemerkung [3]), auf dies Studium und verwandte Untersuchungen geleitet zu haben. Oeffentlich hat er sich darüber nicht ausgesprochen [4]); aber bei seinem schon erwähnten Besuche bei Weiße 1775 keinen Zweifel über seine Meinung übrig gelassen. „Basedow und Lavater, heißt es in Weiße's Briefe an Garve, hießen ihm ein paar enthusiastische Narren, und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. So viel Zweifel er in die Sache selbst setzte, so behauptete er, man müsse, wenn ja etwas daran wäre, die Menschen ganz nackend sehen, weil oft ein garstiges Gesicht auf einem sehr schön gebauten Körper stünde. —“ Garve gab dieser Meinung seinen Beifall.

In einem verloren gegangenen Briefe Lessings an Nicolai vom Juli 1776 hat Lessing (dies geht aus des letzten Antwort hervor, XIII, 564) es Lavatern zum Vorwurf gemacht, daß er die Pathognomik mit Physiognomik verwechselt, was Nicolai, der sich gleichzeitig mit Lavater auf diese Studien gelegt, zwar zugiebt, aber es im Allgemeinen billigt, daß Lavater die Pathognomik zur Physiognomik nehme. Eine lasse sich ohne die andre nicht denken, so wenig als Pathologie und Physiologie, und beide fließen in der Beobachtung im gemeinen Leben ineinander. Nicolai legte sogar einiges Gewicht auf die Ideographie d. i. die Kunst, den Charakter des Menschen aus seiner Handschrift zu erkennen, der Lessing Widerspruch entgegensetzte, und spöttisch meinte, Nicolai werde aus seiner Handschrift nur sehen, daß er eine schlechte Feder gehabt habe! Nicolai aber getraute sich doch etwas mehr daraus zu sehen:

Glauben angenommen haben, von Konrad Photron, der Theologie Kandidaten, Berlin (Göttingen.) 1773. (Vermischte Schriften III.)

1) 1775 — 1778. (Unter Goethes Mitwirkung). Bereits 1771 hatte Lavater in der Naturforschenden Gesellschaft zu Zürich einige Abhandlungen über Physiognomik gelesen; und diese ließ Zimmermann im Hannöverischen Magazin von 1772 abdrucken. Sie erschienen vermehrt in demselben Jahre noch einmal.

2) Fülleborns Abriß einer Geschichte und Literatur der Physiognomik, im 8. Stück seiner Beiträge der Geschichte zur Philosophie 1797, wo er S. 163 Lessingen eine Stelle widmete.

3) Lessings Kollektaneen, Ausgabe 1826 Bd. XVI. S. 79. Artikel: Physiognomik, aber fast nur in historischer Rücksicht; er excerpirt: Jo. Val. Merbitzii de varietate faciei humanae discursus physicus Dresdae 1676. 4. — und die noch ältern Rivinus und J. B. Porta. Nach seiner Meinung hätten fast alle physiognomischen Schriftsteller den Aristoteles, und zum Theil sehr schielend, ausgeschrieben. (XIII, 564, aus Nicolai's Antwort entnommen).

4) Fülleborn hat aus Lessings Nachlaß, außer einigen zur Physiognomik gehörigen Stellen aus Vigneul — Marville, etliche Zeilen gegen Lavaters Fragmente im vierten Theile von Lessings Leben mittheilen wollen, der bekanntlich unterblieben ist.

„Zwar weder Ihre Talente, noch Ihre Neigungen, aber doch, da ich mit Ihrem Briefe zugleich einen Brief von unsrem Freunde Weiße bekam, schien es mir fast — als ob ich etwas von Ihrer beider Charakter in der Handschrift Ihrer beider Briefe erblickte."

Während Lavater durch den von ihm hervorgerufenen enthusiastischen Dilettantismus der satirischen Feder eines Lichtenberg neuen Stoff darbot, und Herder, wie Goethe, sich in ihrer Art Lavaters zu erwehren hatten [1]), (von Lessing hat Lavater, bezeichnend genug, sich immer ganz entfernt gehalten), erscholl die Stimme des jungen Grafen Leopold von Stolberg, der den Sommer 1775 bei Lavater gelebt, er schwärmte von Lavater, wie von einem höhern Wesen, von dem Lichte künftiger Jahrhunderte! Dies geschah in einem Briefe an Claudius, den dieser im ersten Hefte des von Boie herausgegebenen deutschen Museums 1776 abdrucken ließ. [2]) Lessing, der eben in Hamburg war „lächelte darüber und erkannte in dem frühzeitigen Genie Wurmstich." So erzählt J. H. Voß. Stolberg berichtigt ihn; Lessing habe nur gesagt: „In drei Jahren wird Stolberg anders ertheilen [3])."

---

1) In Betreff Goethe's berufe ich mich nur auf seinen gedruckten Briefwechsel mit Lavater und spätere Aeußerungen über den endlichen Bruch mit dem „Propheten von Zürich". (Eckermann, Gespräche mit Goethe II, 70. Wie bekannt, hat Goethe ihn als „Kranich" auf den Blocksberg gebracht). — Früher aber klagte Herder 1769 aus Paris gegen Nicolai, daß Lavater ihn mit unklaren theologischen Fragen belästige, und bricht in die Worte aus: „Armseliger Zustand unsrer Religion! Orthodoxie ohne Menschenverstand, Reformation voll Uebereilung und jetzt gar neuer Fanatismus. Das fehlte noch!" (Herders Lebensbild. II, 106)

2) Schreiben an Herrn Claudius von Herrn Grafen zu Stolberg. Hier heißt es S. 44 unter anderm: „In den verstohlenen Augenblicken, welche jedem andern zur Ruhe unentbehrlich sein würden, schreibt er Werke, welche das Erstaunen Deutschlands sind, das Erstaunen für die künftigen Jahrhunderte sein werden. Der systematische Schüler des so lang angebeteten Wolf wird bei den Strahlen dieses neuen Lichtes auffahren, wie Pluto beim Homer" u. s. w.

3) J. H. Voß, Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier, Paulus Sophronizon I, S. 9. — Stolbergs Kurze Abfertigung der Schmähschrift von J. H Voß. Hamburg 1820 S. 4, wo der Verfasser seinen Jugendfreund daran erinnert, Lessings Aeußerung von ihm selbst erfahren zu haben und hinzufügt: „Jetzt soll Lessing in dem frühzeitigen Genie Wurmstich erkannt haben. Aber Wurmstich deutet nicht auf Hoffnung der Reife." Nach dem Standpunkte des Lesers wird das Urtheil verschieden ausfallen.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Wie Lessing mit seiner Anstellung in Wolfenbüttel für das bürgerliche Leben äußerlich zu einer gewissen Ruhe kam — alle die verschiedenen Anlässe und Lockungen zur Veränderung, über welche wir noch zu berichten haben, verfehlten ihres Zweckes, — so treten wir auch in geistiger Hinsicht mit ihm in eine Periode tieferer Sammlung und geistigen Friedens. Er hatte auf dem Gebiete der Aesthetik, der Kunst und Poesie, neue Principien aufgestellt, den Kreis der Gattungen, namentlich wo er selbst thätig und schöpferisch war, umschlossen, den tiefern Sinn des Alterthums eröffnet. Jetzt wird das Ewige überwiegend der Gegenstand seines Denkens und Forschens. Nach der Philosophie des Schönen faßt er die Philosophie der Religion. Nicht etwa, als wenn sie subjektiv und objektiv, als Glaube wie als Wissenschaft, erst jetzt, nach seinem vierzigsten Lebensjahre (1770), angefangen hätte, eine Angelegenheit seines Geistes und Herzens zu werden; es läßt sich vielmehr zeigen, ja es ist auch bereits ausgeführt [1]), daß Lessing nicht etwa von der Aesthetik zur Religion überging, [2])

---

1) Im 1. Bande S. 225. mit Bezug auf Lessings Rettungen. Viel verwandter mit den theologischen Arbeiten in Wolfenbüttel und gleichsam eine Vorbereitung dazu ist das Studium der Kirchenväter, das er in Breslau gemeinschaftlich mit einem Freunde betrieb. (Nach der Mittheilung in dem Briefe von S. B. Klose an Karl Lessing.) In diese Zeit gehört noch der unvollendete Entwurf: „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion" im theologischen Nachlaß (XI, 64 – 81), den Klose eine Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Christen nennt; und in gewissem Sinne die abgebrochene Abhandlung über die Elpistiker. (S. d. Beilage.)

2) So stellt es sich z. B. Heinrich Ritter vor: Ueber Lessings philosophische und religiöse Grundsätze. Göttinger Studien 1847. S. 156. „Er war denselben Weg ge-

sondern diese war von Jugend auf in ihm im Stillen ebenso tief begründet, wenn auch noch minder entwickelt, als die Freude an der Kunst und Poesie. Andererseits läßt sich in der That wahrnehmen, daß Lessing erst mit dem Eintritt in die letzte Periode seines Lebens Religion und Theologie selbstständig hervorhob, daß sie erst jetzt bei ihm in den Vordergrund trat und endlich jedes andere Interesse bei ihm fast verdrängte. Von dieser Periode also gilt, was Friedrich Schlegel treffend gesagt: „Lessings Philosophie ging gerade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion.“ [1]) Wir haben über jene geistige Bestimmung und tiefere Einkehr in sich selbst ein merkwürdiges Bekenntniß Lessings in seinem Briefe an Mendelssohn vom 9. Januar 1771, auf Veranlassung der nicht lange vorher erschienenen Grundsätze der Moralphilosophie von Adam Ferguson, welche von Garve übersetzt wurden. (XII. 281.) „Mit dem Ferguson, schreibt er also, will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie es mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand, so wie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.“

„Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es nicht zum Theil schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unseres Ungenannten gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen“.... Dieser Uebergang läßt uns den bedeutungsvollen Worten näher auf den Grund sehen. Lessing dachte hier hauptsächlich an Religion und Christenthum.

Ueber Lessings Beruf und Talente zum Philosophen, über die Vorurtheile, welche früher in dieser Beziehung ziemlich allgemein herrschend waren, und wie bald dieselben bei einem liebevollen gründlichen Eingehen in Lessings Leben und

---

gangen, welchen viele seiner jungen Zeitgenossen, welchen unsere neueste Philosophie, welchen im Grunde genommen unsere ganze Bildung von den Griechen (?) an eingeschlagen hat: von der Aesthetik war er auf die Religion, von der Religion auf die Theologie geführt worden.“

1) Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen, gehalten 1812. Wien 1825. II. S. 293.

Schriften zerfließen müßten, darüber habe ich in einer älteren Schrift ausführliche Erörterungen gegeben.[1]) Um so lieber lasse ich hier aus einem ungedruckten Kapitel Danzels verwandte, mit Kraft und Geist ausgesprochene Betrachtungen mit des Verfassers eigenen Worten folgen.[2]) Nachdem er bemerkt, wie bei Lessing seit seinen Universitätsjahren ein gewisses theologisches und philosophisches Interesse nicht ausgegangen sei und alle seine anderen Studien gleichsam unsichtbar begleitet habe; wie aber dieses Interesse, von welchem nur wenige, kaum bemerkte Fragmente eine Andeutung geben, in Wolfenbüttel immer mehr in den Vordergrund trete, und eine ausbreitende Tiefe hier erlange, daß endlich von hier aus auch jene früheren Anfänge erst die rechte Würdigung erhalten können, heißt es:

„Vielleicht ist es bei keinem Theile von Lessings bekannter, aber in ihren Beziehungen wenig erkannter Wirksamkeit so nothwendig, daß man den Proceß ganz neu instruire, als hier. Nicht als ob nicht dieser Theil jetzt gerade noch der am allerallgemeinsten bekannte wäre: denn während seine literarischen Satzungen zu einem abgeschlossenen Standpunkt geworden sind, der die Leiter der Erörterungen, die zu ihm geführt haben, nach sich gezogen hat, sind auf dem theologischen Gebiete die Gegensätze, um die es sich heutigen Tages handelt, immer wenigstens noch insoweit dieselben, daß man ihn als Mit- oder Vorkämpfer betrachten kann — aber vielleicht gerade darum: nicht nur die Ungebehrdigen, die seinen Namen nur überhaupt als den eines Kämpfers für Licht und Wahrheit im Munde führen, und auf der andern Seite die Beschränkten, die ihn als Freigeist verabscheuen, sind über seine wahre Stellung ganz im Unklaren, sondern von wissenschaftlichen Beurtheilern ist dieselbe nicht leicht ganz richtig gewürdigt und mit Berücksichtigung aller Beziehungen dargelegt worden.... Ja ein Mann, den ich hoch zu verehren Ursache habe (?), wollte noch kürzlich die Entdeckung gemacht haben, Lessing habe in Hamburg einer atheistischen Gesellschaft angehört!“[3])

„Nirgends hat das widerwärtige Schlagwort, daß Lessing vorzugsweise Kri-

---

1) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert. Berlin 1841. S. 18—30.

2) Früher, und noch vor Herausgabe seines Lessing, hat Danzel in einer Recension von Heinrich Ritters Abhandlung: „Ueber Lessings philos. und religiöse Grundsätze“ in der Neuen Jenaer Literaturzeitung von 1848 Nr. 172—174 seine Stellung zu diesen Fragen bestimmt gezeichnet.

3) Daß es eine solche wirklich dort gegeben hat, geht aus einer nach Danzels Tode bekannt gewordenen Notiz hervor. Nämlich in der Ecke des Titelblattes der „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ von H. S. Reimarus auf der Stadtbibliothek zu Hamburg stehen die Worte: Compegit bibliopegus initiatus 1782. Der Buchbinder war also auch wohl Mitglied einer geheimen Gesellschaft von Freigeistern zu Hamburg. W. Klose, in der Zeitschrift für historische Theologie, herausg. v. Niedner, J. 1850. S. 523. Um aber auch nur die Möglichkeit anzunehmen, daß Lessing sich in diese Gesellschaft aufnehmen ließ, müßte man wenigstens wissen, seit wann jene bestanden.

tiker sei, einen so üblen Einfluß ausgeübt, wie hier, wo seine Anwendung dadurch gerechtfertiget zu werden schien, daß die Schriften, welche in dieser Periode seines Lebens am meisten in die Augen fallen und den meisten Raum einnehmen (die antigözischen), allerdings Meisterstücke der Kritik sind. Und weil nun diese gewissen Aeußerungen der Orthodoxen entgegen treten und die naturalistischen Wolfenbütteler Fragmente auf eine gewisse Weise vertreten, steht Lessing in den Augen der meisten im Lichte eines negativen Geistes, eines jener ungestümen Bilderstürmer da, von denen das vorige Jahrhundert so voll ist — oder mit einem Worte als Freidenker. Freilich, wie sollte Lessing nicht auch hier das allerfreieste Denken geübt haben? — Lessing ist hier so wenig blos Kritiker, daß er bei seinem Geschäfte vielmehr ganz und gar davon ausgeht, die Kritik zu kritisiren, auch macht sein Verstand hier nicht blos die Verständigsten zu Schanden, sondern steigert sich zu einer so glänzenden Höhe, daß er sich selbst gar nicht mehr damit begnügen kann, blos verständig zu sein; wenn Lessing bis dahin mittelst des Verstandes seine Zeitgenossen über die übrigen geistigen Gebiete, welche unter den Verstand fallen, verständigt hatte, so verständigte er hier den Verstand über sich selbst."

„Um nun dieses zu vorläufiger Orientirung sogleich noch etwas näher auszuführen: Lessing betrachtet:

„Erstlich die Anwendung des Verstandes auf Gegenstände des Glaubens, welche damals gäng und gebe war, in mehr als einer Beziehung als eine Halbheit, und macht daher der Hauptsache nach gegen die Naturalisten innerhalb und außerhalb des Christenthums Front, wobei sein Kampf gegen die Orthodoxen nur ganz zufällig entsteht, weil er von denselben, deren Sache er, freilich in einem höheren Sinne, als sie selbst sie begriffen, zu vertheidigen gemeint war, zuerst angegriffen wird."

„Zweitens steigert er den Verstand selbst über sich selbst hinaus in das Gebiet der Speculation, wodurch er, wie die ganze Geschichte der neuern Philosophie zeigt, dem religiösen Dogma gegenüber ohnehin zu größerer Verträglichkeit gestimmt werden mußte".

„Nur daß dieses alles seine Ausführung und seinen völligen Ausbau zwar erst in Wolfenbüttel erhalten, ja hier auch noch ganz wesentliche Ergänzungen gewonnen hat — wie denn Lessing (im siebenten Antigöze) selbst von den mehreren und besseren Kenntnissen spricht, die er seit seiner Entfernung aus Hamburg zu erlangen eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt hätte [1]) — in den Grundzügen aber von ihm zurückgebracht worden ist, so daß wir die Thätigkeit, welche er hier entwickelt, im Großen und Ganzen als eine planmäßige betrachten müssen, zu deren Durchführung er die günstige Gelegenheit benützt,

1) X, 205. — „Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unserer Trennung zu erlangen eben so viel Begierde, als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben?" . . .

und welche zufällige Umstände er darum, daß sie in der That zufällig gewesen sind, um nichts desto weniger dienstbar zu machen gewußt hat."

„Auch wird in Bezug auf den zweiten Punkt Niemand zu fürchten haben, daß ich aus Lessings spekulativen Aeußerungen ein eigentliches philosophisches System herauszuklauben versuchen werde. Das wäre derselbe veraltete Mißgriff, vermöge dessen man z. B. aus Plato's Dialogen immer wieder eine Platonische Philosophie zusammenzimmern will, da doch Plato nun einmal derjenige Philosoph ist, welcher von einem hölzernen Kreuze der systematischen Darstellung noch keinen Begriff hatte, und folglich, wenn er geschildert werden sollte, wie er gewesen, eben in der ihm eigenen Organisation seines Geistes belauscht werden müßte, welche es so möglich machte, sich mit dieser halbkünstlerischen Form zu begnügen — was denn freilich bei einem Schriftsteller, von dessen Lebensumständen und Studien wir so wenig wissen, nicht wohl zu leisten sein mag. Auch Lessing darf nicht zur Aufstellung in den Compendien des systematischen Philosophen präparirt werden; denn er hat kein System geschrieben, was er doch gewiß gethan haben würde, wenn das an ihm gelegen hätte; denn der Mann versteht doch sonst wohl, er selbst zu sein. Wir finden bei ihm nur eine spekulative Grundanschauung und spekulative Aperçus; dagegen lassen sich bei ihm auch in diesem Falle der innere Gang seines Geistes und die Veranlassungen, welche den einzelnen Aeußerungen zu Grunde liegen, mit ziemlicher Sicherheit nachweisen." — So weit Danzel.

Welches war diese spekulative Grundanschauung in Lessings Philosophie? Es ist dies eine Frage, welche bei Lessing mit einer der, in der Geschichte der Philosophie herkömmlichen, Bezeichnungen kaum zu beantworten sein wird. Es giebt hier keinen sicheren Weg, als den geschichtlichen, so daß man auf den Gang seiner Studien, und vor allem auf die Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit der wenigen philosophischen Aufsätze und Fragmente in Lessings Schriften zurückgeht. Dieser Weg ist nun früher bereits von mir eingehalten worden und es ergab sich da, um es mit einem Wort zu sagen, der unverkennbare Typus Leibnizischer Ontologie und Naturphilosophie; nicht zwar, als ob Lessings Philosophie damit erschöpft und begrenzt würde; es sollte nur damit im Allgemeinen das Princip, die Richtung, das Endziel ausgesprochen sei, im Gegensatze zu der Ontologie des Spinoza, zum Spinozismus, welchen man sonst, seit Jacobi, schlechthin als Lessings Philosophie ausgegeben hatte. Ich halte dieses Ergebniß fest, wobei ich das Urtheil Heinrich Ritters für mich habe, wenngleich er in anderen Stücken meiner Ausführung entgegen tritt. Danzel ist anderer Meinung; er findet (im Fortgange der oben abgebrochenen Betrachtungen) Lessings philosophische Grundanschauung im Gegentheil eben in demjenigen begründet, was Lessing aus seinen Studien des Spinoza geschöpft und zu seinem Eigenthum gemacht habe. Aber wie sehr verschieden ist diese Aussage von dem Vorgeben eines sogenannten Spinozismus im Munde Jacobi's, welcher zuletzt in jedem wissenschaftlichen System, und selbst in der Phi-

losophie Leibnizens oder Schellings — Spinozismus witterte! In Jacobi's Kopfe sehen wir die geschichtlichen Gegensätze schwanken und er würde sich kaum für widerlegt gehalten haben, wenn man ihm die Grundzüge der Monadologie bei Lessing deutlich nachgewiesen hätte.

Es ist durch den berühmten Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus, nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Geschichte der Philosophie, klar genug geworden, (es ist wieder Danzel, den ich reden lasse) „daß die beiden Streitenden es genau selbst nicht wußten, was Spinozismus ist". Ich hatte nun auf Grund der Wahrnehmung von der Halbheit in Jacobi's Wissen von Spinoza wie von Leibniz, seinen Bericht über Lessings Unterredungen mit ihm als keine wahre Quelle zur Kenntniß von Lessings Philosophie und religiösen Gesinnung, sondern höchstens als einen Beitrag zur Charakteristik Lessings ansehen mögen. Ritter hat zwar Jacobi's Bericht in Schutz genommen; jedoch ohne sich im entferntesten der Folgerung anzuschließen, welche Jacobi aus dieser Unterredung über Lessings Philosophie ziehen wollte. Und warum? Weil Lessing, ungeachtet er sich hier einen Spinozisten genannt, und behauptet, es gebe keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza, oder wenigstens, es gebe keinen andern Mann, nach welchem er sich lieber nennen möchte — die Lehre des Spinoza selbst nicht verstanden, so wenig verstanden hätte, als Jacobi, als Herder, ja, nach seinem eigenen Geständnisse, selbst Kant und Fichte . . . . Auch Danzel legt Jacobi's Zeugnisse mehr Quellenwerth bei. „Was Jacobi's Bericht anbetrifft (drückt er sich aus), je schlechter die Figur ist, welche Jacobi in dem Gespräche mit Lessing und bei seiner späteren Auffassung desselben spielt, um so unverdächtiger ist sein Zeugniß über die Aeußerungen des letzteren, durch die er selbst bloßgestellt wird; es ist durchaus kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß das Gespräch im Allgemeinen, und so weit sich so etwas überhaupt aus dem Gedächtniß reproduciren läßt, gerade so geführt worden sei. Und wenn Mendelssohns Betrachtungen diesen Quellenwerth nicht haben, so hat er, da es ihm darauf ankam, das Gerücht von Lessings Spinozismus mit früheren Aeußerungen desselben zusammenzuhalten, einige Punkte zur Sprache gebracht, die bei dieser Angelegenheit nicht unbeachtet bleiben dürfen".

Wenn nun aber dem so ist (fährt Danzel fort), so geht allerdings aus Jacobi's Unterredungen mit Lessing hervor, daß der letzterer dem Spinoza seine philosophische Weltanschauung verdankte. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, sagt Lessing, so weiß ich keinen andern", und das war bei Lessing schon sehr viel gesagt. Ferner: „die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht genießen; ἓν καὶ πᾶν, ich weiß nichts anderes — es giebt keine andere Philosophie, als die Philosophie des Spinoza und dergleichen mehr (wenn auch einzelne Ausdrücke z. B. „orthodox", auf ungenauen Angaben von Jacobi beruhen sollten). Daß Lessing das ἓν καὶ πᾶν als den Inbegriff seiner Theologie und Philosophie öfter und

mit Nachdruck angeführt habe, sagt Jacobi. Mehrere bezeugen, er habe es unter andern in Gleims Gartenhause an die Wand geschrieben. Auch giebt Lessing hier ein viel tieferes Verständniß des Spinoza zu erkennen, als Jacobi. Lessing sagt als seine eigene Ueberzeugung folgendes: „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten, und aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Principien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke, sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein, als diese oder jene Wirkung und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf." Damit geht nun dem Jacobi Lessing weiter als Spinoza, dem doch die helle Einsicht über alles gegolten, worauf Lessing antwortet: Ja für den Menschen, aber das sei ihm nicht das Höchste gewesen, er habe nicht den Gedanken obenangesetzt. Auch späterhin noch konnte Jacobi in diesen Gedanken Lessings sich gar nicht finden. Mendelssohn sagte darüber: „Dieser Einfall ist ganz in Lessings Laune. Einer von seinen Luftsprüngen, mit welchen er Miene machte, gleichsam über sich selbst hinaus zu springen. Zweifeln, ob es nicht etwas giebt, das nicht nur alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt, dieses nenne ich einen Sprung über sich selbst hinaus u. s. w. Auch scheinen Sie selbst auf diesen wunderlichen Einfall Lessings kein sonderliches Gewicht zu legen." „Ich legte gar kein Gewicht darauf! sagt Jacobi (in der fünften Beilage zu den Briefen über Spinoza, Werk IV, 2. S. 82.) . . . Sehr glücklich aber hat, nach meinem Urtheile, Mendelssohn diesen Einfall mit einem Versuche, über sich selbst hinaus zu springen, verglichen." Dann bemerkt Jacobi: Lessing habe ihn in einem folgenden Gespräche über diesen Punkt auf Hume's Gespräche über die natürliche Religion (zweite Abtheilung) verwiesen, wo allerdings gegen die Endursachen und einen Gott, der von ihnen geleitet werde, gehandelt wird. Spinoza fällt dem Jacobi dabei gar nicht ein — und kann man sich denken, zu welcher Ergötzung Lessings, der auf die Frage an jenen: Also Sie kennen den Spinoza doch? die Antwort bekommen hatte: ich glaube ihn zu kennen, wie nur sehr wenige ihn gekannt haben mögen — und doch ist ja — man schämt sich heutigen Tags eine solche Frivolität zu wiederholen — die Identificirung des Alls mit dem Einen vermöge der Attribute Gottes, die, jeder für sich genommen, diesen nicht erschöpfen, der eigenthümliche Grundgedanke der Philosophie des Spinoza, und durch den dieselbe sich von dem gemeinen Pantheismus der Phantasie unterscheidet." [1])

---

1) Das Studium des Spinoza ist gegenwärtig in ein neues Stadium eingetreten, seitdem sich so viel ergeben, daß Spinoza eine der wichtigsten Seiten seiner Philosophie, die Substantialität der Elemente und individua im Verhältniß zur Einen göttlichen Substanz, in seiner Ethik nur dunkel und von weitem angedeutet — dagegen in dem Tractatus

„Eben dieses Verständniß des Spinoza, fährt Danzel fort, findet sich nun bei Lessing auch schon in einer frühern Periode. Es ist ganz verkehrt von Jacobi, Lessings Spinozismus nur in die „letzten Tage“ desselben zu versetzen, gleichsam wie eine Todtenbekehrung ins Schlimmere, wenn ihm auch freilich die ausdrückliche Notiz hierüber, die man später bekommen hat, noch nicht vorlag. Bereits in Breslau wurde, nach Kloses Zeugniß, Spinoza's Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen [1]). Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle, nach seinem Urtheil, derjenige war, welcher ihn am wenigsten verstanden hatte; Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am tiefsten eingedrungen.“

„Wirklich findet sich in einer Schrift dieses Fanatikers eine Stelle, die mit der so eben angeführten Aeußerung Lessings gegen Jacobi sehr merkwürdig übereinstimmt. [2]) Und eben auf die Spinozische Lehre von den Attributen bezieht sich auch die Zurechtweisung, welche Lessing dem Mendelssohn um dieselbe Zeit — in einem Brief aus Breslau von 17. April 1763 — angedeihen läßt. Er zeigt ihm, daß Gedachtes und Ausgedehntes bei Spinoza so wenig in einer bloßen Harmonie mit einander stehe, daß sie vielmehr ein und dasselbe Ding seien, nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorgestellt. In dem Concept des Briefes ist noch ein Satz angehängt, in welchem Lessing den Gegensatz zwischen der Lehre des Spinoza und der prästabilirten Harmonie auf die schlagendste Weise zu erläutern anfängt (XI, 113). „Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bild in einem Spiegel erblicken, die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild im Spiegel, sagen beide, macht eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nämlichen Ordnung. Folglich schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und eben demselben Grunde erklären lassen.“

---

de mund. intellectus und zum Theil im Tractatus theologico-politicus ziemlich deutlich hervortreten lassen. Eine vollständige, abschließende Erörterung dieser Fragen wird nicht verfehlen, auch auf das Verhältniß zwischen Leibniz und Spinoza ein neues Licht zu werfen. Die Auffassung dieser Seite bei Spinoza ist von Karl Thomas ausgegangen, besonders in seiner Schrift: Spinoza's Individualismus und Pantheismus. Königsberg 1848.

1) Lessings Leben von Karl Lessing I. 246. — Lessings Erziehung des Menschengeschlechts u. s. w. S. 47.

2) Die von Danzel vollständig herausgehobene Stelle findet sich in Christiani Democriti Fatum fatuum, das ist die thörichte Nothwendigkeit. Neue Ausgabe Altona 1730. (Die erste Ausgabe erschien 1708 in Amsterdam). S. 139 — 147. Die Absicht des Werkchens ist, wie der längere Titel angiebt, zu beweisen, daß alle, „die in der Gottes-Gelehrtheit und Sittenlehre der vernünftigen Creatur die Freiheit des Willens abdisputiren, durch offenbare Folgen gehalten sind, die Freiheit in dem Wesen Gottes selbst aufzuheben oder des Spinosae Atheismum festzusetzen“. Die tieferen Gedanken müßten aus der burlesken Manier und Sprache Dippels in unsre Sprache erst übergetragen werden.

Es ist klar, wie Lessing fortfahren wollte: „Aber über den Grund selbst werden sie uneinig sein; der eine wird sagen: mein Körper bewegt sich für sich selbst und das Bild im Spiegel ebenfalls, sie sind aber durch eine verborgene Macht so eingerichtet, daß sie übereinstimmen müssen, und der andre wird behaupten: Es finde nur eine Bewegung statt, die man nur zweimal an verschiedenen Orten erblicke: die erstere Ansicht wird dem Leibnizianismus, die andere dem Spinozismus entsprechen."

Klose bezeugt, Lessing habe in Breslau nie das mindeste, wie gegen Jacobi, so auch gegen seine vertrautesten Freunde geäußert. „Wenn damit zu verstehen gegeben sein soll (bemerkt Danzel), Lessing habe damals die Lehre des Spinoza wohl gekannt, aber sich nicht zu ihr bekannt, so wird er sich freilich nicht für einen „entschiedenen Spinozisten" ausgegeben haben (wofür ihn eben auch Jacobi nur mit Unrecht ausgegeben hat); um so mehr aber werden wir annehmen dürfen, daß er die allgemeinen speculativen Grundgedanken, die er sich später aus dem Spinozismus angeeignet hatte, schon jetzt in seine persönliche Ueberzeugung werde aufgenommen haben. Auch ist in dem so eben erwähnten Aufsatze, besonders in dem Schlußgleichnisse, unverkennbar, auf wessen Seite die Wage sich neigt; der Wilde, dessen Ansicht der Lehre des Spinoza analog ist, erklärt die Sache eben nach dem wahren Sachverhalte; der andere bringt eine gezwungene und unwahrscheinliche Theorie vor."

„Es ist eben gegangen wie sonst auch: Spinoza war im höchsten Grade verabscheut, nicht nur bei den Theologen, sondern fast noch mehr bei den Philosophen, wie denn Christian Wolf sich in einer eigenen Schrift gegen den Vorwurf des Spinozismus vertheidigen zu müssen geglaubt hat, und Bayle, der freigeistige Bayle, ihn nicht schlecht genug machen kann. Das hat Lessingen veranlaßt, seine Schriften selbst einmal in die Hand zu nehmen — und da hat er — zwar keine Rettung des Spinoza geschrieben, aber in der Weltgeschichte vorbereitet, und damit eine Rettung der Philosophie selbst [1])."

„Denn es ist ein Anfang großer Dinge gewesen, daß Lessing sich am Anfang des siebenten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts mit dem Spinoza hat befreunden können, worin freilich Jacobi und Mendelssohn, von denen jener in der Entwickelung, die sich daran knüpfte, mittendrin, und dieser gar noch hinter ihr zurückstand, nichts als ein Bischen Atheismus oder nicht — zu erblicken gewußt haben. Der Gang der Geschichte der Philosophie im vorigen Jahrhundert läßt sich ziemlich erschöpfend in wenige Worte zusammen fassen. Die speculativen Elemente der Lehre Leibnizens wurden verkannt, und sie selbst erlangte wenig Verbreitung; zum Theil wegen der Zerstreuung seiner Schriften

1) Unde eo res devenit, ut, cum nostris fere temporibus immortali ingenio Lessingiano Spinozismus tribueretur, non secus ac si de quodam Africae monstro, vix quo ad nomen cognito, fabula nova percrebuisset, ne de facto quidem, quid in philosophia B. de. Spinoza proprium infuerit et capitale, inter eruditos constaret. (Paulus, Praefatio zu B. de Spinoza Opera p. 4.

und exoterischen Natur derselben; das formale Princip des bloßen klaren und deutlichen Denkens, mit welchem auf der einen Seite in der Wolfischen Philosophie, auf der andern in dem Scepticismus und Materialismus der Engländer und Franzosen im höchsten Grade ernst gemacht wurde, griff immer mehr Platz, bis endlich zuletzt durch die Koryphäen der Wissenschaft, deren Thätigkeit zum Theil erst in unser Jahrhundert fällt, das speculative Vermögen wieder aus dem Schlafe geweckt wurde. Dazu ist nun, neben der Kantischen Philosophie, besonders Spinoza behülflich gewesen, und schon in sofern wäre die erste Anerkennung, die diesem zu Theil geworden ist, ein epochemachendes Ereigniß. Allein es findet hier noch eine viel concretere und lebendigere Beziehung statt. Ein jeder neue Standpunkt in der Wissenschaft, die sich, wie bei der neuern Philosophie der Fall gewesen ist, zu einer totalen Bildung erweitert, beginnt mit einem gewissen Dilettantismus. Dilettant ist derjenige, welcher sich über die Schule hinwegsetzt: wie aber soll man eine neue Schule gründen, wenn man nicht den Zirkel der Voraussetzungen in der alten, aus welchen eben nichts entstehen kann, als was schon daraus entstanden ist, durchbricht? — Die speculative Philosophie unsre Tage ist auf diese Weise von einer Anzahl von Männern vorbereitet worden, die sich nicht für Philosophen von Fach ausgegeben haben; Fichte, Schelling, Hegel, stellen es nicht in Abrede, daß sie sich an *Goethe*, Herder, Jacobi (unter denen der letztere von Mendelssohn mit vollem Recht, der Wolfischen Bildung gegenüber, als bloßer Dilettant behandelt wird) erkräftigt und auferbaut haben. Das Philosophiren aller dieser Männer beruht aber auf dem Spinoza, dessen Philosophie Jacobi für die Philosophie selbst erklärte, die ihm nur eben deshalb nicht genüge; — auf welche Goethe nicht nur seine sittlich speculative Anschauung, sondern auch seine naturwissenschaftliche Grundgesinnung größtentheils zurückführt [1]), den Herder längst hervorzuziehen beabsichtigt hatte, und endlich in seinem „Gott" auf seine Weise auszudeuten und anzuwenden suchte; durch Spinoza gelangen diese alle, im Gegensatz zu der Zerfahrenheit der Verstandesphilosophie und der Dürftigkeit ihrer Abstraktionen, zuerst wieder zu einer Ahnung des Weltlebens in seiner Großheit und Ganzheit, das heißt wenigstens zu einem Analogon speculativer Anschauung. Die literarischen Aeußerungen dieser Umwälzung knüpfen sich an Lessing an: die Herder'sche Schrift erschien auf die Veranlassung von Jacobi's Briefen über den Spinozismus, und auch Goethe wurde durch den Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn auf Spinoza zurückgeführt; Lessing ist aber auch wirklich der erste, der in diese Reihe zählt: nicht das philosophische Dogma des *ἓν καὶ πᾶν* als solches, nicht ein bestimmtes Bekenntniß ist es, was er aus dem Spinoza gezogen hat: es ist schon oben darauf hingedeutet worden, daß sich neben einem Verständniß des Spinozismus, wie es keiner von den

1) Danzel hat dies in seiner Schrift „über Goethe's Spinozismus" näher ausgeführt.

obengenannten besitzt, bei ihm zugleich Ansichten finden, die der Lehre des Spinoza schnurstraks widersprechen: zur Speculation überhaupt hat er sich und die ganze Zeit an ihm emporgehoben, weshalb denn auch der erste, welcher es ihm eingeräumt hat, daß er, neben andern Handwerken, auch das philosophische verstanden, Schelling gewesen ist [1]), und wenn man vielleicht dies Schellingen im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht zugeben kann, wenn Lessings philolophische Aufsätze nicht systematisch, nicht erschöpfend im einzelnen, vielleicht nicht einmal consequent sind, und nicht nur bei dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft ungenügend erscheinen müssen, sondern selbst an und für sich eine gewisse wissenschaftliche Durchbildung vermissen lassen, so liegt darin gerade ihr Werth und ihre historische Würde; und von dieser Seite her betrachtet, ruht Lessings philosophische Thätigkeit mit seiner literarischen auf einem und demselben Fundament. Es ist nicht zufällig, daß es gerade jene Erneurer der deutschen Poesie, Jacobi, Herder, Goethe gewesen sind, die sich zum Spinoza hingezogen fühlten: die Erneuerung der deutschen Literatur und der Speculation ist vielleicht nur allzusehr ein und derselbe Geistesprozeß, blos auf verschiedenen Stufen; in beiden Sphären ein Streben des Geistes, seiner selbst inne zu werden und dadurch einen reichern und lebendigern Inhalt zu gewinnen. Sucht doch Schiller mit seinem Philosophiren einen Standpunkt für sein Dichten, und erklärt doch Schelling die Kunst für ein Organ der Philosophie. Im Besondern aber, daß man sich zu einer gewissen Zeit dem Spinoza zuwandte, könnte geradezu unter den Charakterzügen der Sturm- und Drangperiode mit aufgeführt werden, die man eben so gut die Periode der Dilettanten aus Princip nennen könnte; es ist eine Extravaganz, wie die Anpreisung und Nachahmung des Shakspeare, die Lessing auch veranlaßt hat; da wird es nun auch wohl nicht ganz zufällig gewesen sein, wenn er zu derselben Zeit, da er die Minna von Barnhelm und den Laokoon schrieb, sich auch mit dem Spinoza beschäftigt hat ....“ Bis hieher Danzel.

So betrachtet, stehe ich nun nicht an, ein dauerndes, lebendiges Verhältniß Lessings zu Spinoza anzuerkennen. Wenn ich zu dieser gediegenen Entwickelung Danzels von der Bedeutung des Studiums Spinoza's für Lessing und sein Zeitalter noch eines hinzusetzen soll, so ist es dieses: durch Spinoza hat Lessing jenes tiefere und allgemeinere Verständniß des Leibniz gewonnen, vermöge dessen er endlich zu seinen eigenthümlichen Ergebnissen in der Philosophie, und deren Anwendung auf Religion und Theologie, durchgedrungen ist [2]). Man wird sagen, daß es

1) Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen F. J. Jacobi's S. 46.

2) Schon 1812 sagte Friedrich Schlegel (Vorlesungen II, 294) von Lessing: „Leibniz war unter den Nahestehenden fast der einzige, der ihn noch berührte, und er sah ihn in einem weiten Abstande von seinen damaligen Nachfolgern. Um so mehr, je tiefer er ihn durchdrang, da er das Studium des Spinoza damit verband.... Die deutsche Philosophie würde sich vielleicht glücklicher entwickelt haben, wenn Lessings freier und kühner Geist dazu fortdauernd mitgewirkt hätte, als es nachher durch Kant allein geschah.“

hierzu weder eines besonderen Muthes, noch einer besondern Anstrengung bedurfte, im Vergleich mit dem Gange, den das Verständniß der Schriften und der Philosophie des Spinoza genommen hat. Die Zeit war allerdings vorüber, da die Leibnizische Philosophie, nicht minder wie die des Spinoza, gegen die Anklage des Atheismus vertheidigt werden mußte, und die Lehre von der vorherbestimmten Harmonie als staatsgefährlich verfolgt wurde. Dagegen war seit der Mitte des Jahrhunderts mit dem Siege und der Herrschaft der Wolfischen Philosophie der ächte Leibniz, wenigstens auf den Universitäten, in den Hintergrund gerückt, sowohl was den eigentlichen Gehalt, als den Geist seiner Schriften betrifft. Gegenüber den weitschichtigen, nach mathematischer Methode abgefaßten Werken Wolfs, welche über alle Theile seines Systems sich erstreckten, schien Leibniz mit seinen in den Zeitschriften zerstreuten und daher schwer zugänglichen Aufsätzen und Fragmenten gewissermaßen nur ein vornehmer Dilettant; andern, wie Voltaire'n, und sogar unserm — Kant [1]), nur der Vielwisser, der in jedem Felde der Wissenschaft von einem andern übertroffen wurde. Gottscheds löbliches Vorhaben, das hundertjährige Geburtsfest Leibnizens (1746) durch eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke zu ehren [2]), blieb unerfüllt und die Ausführung blieb, nicht zur Ehre des deutschen Volkes, einem Ausländer überlassen [3]), welcher dabei nicht einmal die nöthige Unterstützung und *Mitwirkung* bei seinem Unternehmen in Deutschland erhielt. Lessing, welcher bekennt, daß, wenn es nach ihm ginge, „Leibniz nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben", nimmt deshalb den französischen Herausgeber wegen der vielen Lücken, zu deren Ausfüllung er in seinen Beiträgen mitwirkte, in Schutz: „Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen; hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckten Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte sie freilich nicht alle selbst wissen; und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freilich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein andrer darin zuvorgekommen: so ist es weit weniger befremdlich, als das todte Stillschweigen, welches unsre Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringsten eine Anzeige verdient hätte?" [4]) — Lessing durfte so sprechen; denn als Dutens das Werk unternahm, war er beim Theater in Hamburg, und noch nicht an der Bibliothek zu Wolfenbüttel; sonst wäre er zuverlässig mit seinem Beispiel vorangegangen.

1) Kants Menschenkunde, herausgegeben von Fr. C. Stark. S. 245.

2) Danzel, Gottsched und seine Zeit S. 55.

3) Die Opera omnia Leibnitii, durch L. Dutens, erschienen zu Genf 1768 ff.

4) Leibniz von den ewigen Strafen. Schriften IX, 152.

Kein Zweifel, daß, wie ein zusammenhängendes und genaueres Studium Leibnizens mit der Sammlung seiner Werke erst begann, auch Lessings philosophische Thätigkeit literarisch einen Anhalt damit gewonnen. Außer den eigenen Beiträgen, die wir schon kennen, begann er das wichtige Werk, die Neuen Versuche über den menschlichen Verstand, welche gleichzeitig Raspe aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben, zu übersetzen [1]) und entwarf den Plan einer neuen kritischen Darstellung von Leibnizens Leben und Philosophie (XI, 43 — 47). Wer kann überhaupt die mächtige Geistesverwandtschaft Lessings mit Leibniz verkennen? — Wenn er im Gespräche mit Jacobi von Leibniz rühmt: „Seine Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht ertragen konnte, wenn man ihr zu enge Schranken setzte; aus dieser Denkungsart seien viele seiner Behauptungen geflossen, und es sei bei dem größten Scharfsinn oft schwer, seine eigentlichen Meinungen zu entdecken"; wenn er hinzusetzt: „eben darum halt' ich ihn so werth; ich meine wegen d i e s e r g r o ß e n A r t z u d e n k e n und nicht wegen dieser oder jener Meinung, die er nur zu haben schien, oder auch wirklich haben mochte —" so paßt dieser Zug, namentlich wenn man auf den Anlaß der ganzen Rede hinblickt, vollkommen auf ihn selbst. Es ist seinem innersten Gefühl zuwider, wenn Eberhard über Leibniz die Behauptung hinwirft: da ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie allgemein zu machen, so habe er gesucht, sie den herrschenden Lehrsätzen aller Partheien anzupassen, um sich Aller Beifall zu verschaffen. „Wie wäre das auch möglich gewesen? entgegnet Lessing. Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil, er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Partheien seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder beides ist nicht weniger als einerlei. Leibniz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht im Kiesel." Der nemliche Gedanke, wie in der Unterredung mit Jacobi; das nemliche Verfahren, das er selbst zuweilen beobachtete, wie wenn er bei dem Hamburger Streite über das Gebet wider die Heiden einen Augenblick auf Gözes Seite trat. „Allerdings pflichtete er ihnen bei, sagt er von Leibniz in Bezug auf gewisse herrschende Lehrsätze; nemlich nach dem erträglichen Sinne, den er

1) Einen Irrthum Karl Lessings, der in Lachmanns Ausgabe von Lessings Schriften überging, habe ich in meiner Schrift: Lessings Erziehung des M. G. S. 59 berichtigt..

ihnen nicht sowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten sollen? Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten ..... er setzte willig sein System bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand." Ich wiederhole: es ist die nemliche Stellung im Ganzen und Großen, welche wir Lessingen, gegenüber der orthodoxen Theologie und ihren Glaubenssätzen, einnehmen sehen werden. Doch über dieses Verhältniß werden wir erst vollständig urtheilen, wenn wir Lessings philosophische Speculation näher kennen. Eben sie wird uns nicht mehr blos persönlich und subjektiv, sondern auch objektiv und, daß ich so sage, dogmatisch, in Lessing wahrhaft einen Schüler Leibnizens erkennen lassen, aber einen Schüler, dessen Ideen keine bloße Copie, keine Wiederholung, sondern eine wirkliche Erweiterung und Fortbildung, ja, unter ganz originellen Wendungen, eine Ergänzung des Leibnizianismus bedeuten. —

Zweites Kapitel.[1])

Jede Philosophie, welche nicht bloße Schulphilosophie ist, gleichviel in welcher literarischen oder logischen Form sie uns entgegentrete, steht mit den Grundfragen ihres Jahrhunderts in einem innern Zusammenhang; sie sind es, welche das Interesse des Philosophen, ihm Ziel und Richtung bestimmen. Das höchste und würdigste Interesse, welches der denkende Mensch überhaupt nehmen kann, ist aber die Religion; je nach der Ansicht und Lösung dieser höchsten Fragen fällt auch die Beantwortung, um es mit einem Wort zu berühren, der irdischen Fragen aus. Das achtzehnte Jahrhundert in Deutschland wurzelte bis zum Auftreten J. Kants in dem Leibnizianismus, also in einer geistigen und philosophischen Gedankensphäre, die um keine hundert Jahre zurück lag. Bleiben wir bei dem Verhältniß der Philosophie zu Religion und Christenthum und vergleichen in dieser Hinsicht die Zeitalter, denen Lessing und Leibniz angehört haben, so kann uns ein wesentlicher Unterschied derselben nicht entgehen. Fassen wir bei Leibniz nur sein Hauptwerk, die Theodicee, ins Auge, so geht darin, wie in den übrigen philosophischen Schriften, sein Hauptstreben dahin, die Grundwahrheiten der natürlichen oder Vernunftreligion,

1) Der von mir hier eingehaltene Gang ist im Wesentlichen der nämliche, welchen ich in meiner ältern Schrift eingeschlagen, und zu welchem Danzel, in seiner Recension von Ritters Abhandlung a. a. O. S. 690, seine Beistimmung ausgedrückt hat.

als Basis des Christenthums: die Einheit und Außerweltlichkeit Gottes, seine Gerechtigkeit und Güte, die Freiheit des Menschen, und die Unsterblichkeit der Seele und was damit zusammenhängt, gegen Atheisten und „Spinozisten" zu befestigen.[1]) Dieses alles nicht blos in abstrakten und dialektischen Bestimmungen ontologischer Begriffe, sondern mit einer Welt neuer Gedanken und erhabener Anschauungen, welche die Phantasie, das poetische Vermögen, in das Unendliche leiten, während sie den strengsten Forderungen der spekulativen Vernunft genug thun wollen. Was hingegen die spezifischen Glaubenssätze des Christenthums oder einer bestimmten christlichen Kirche anlangt, so setzt Leibniz die substanzielle Wahrheit derselben, wenigstens die der Fundamentalartikel, welche den christlichen Kirchen gemeinsam sind, voraus oder läßt sie, wie vor ihm Descartes, beim Philosophiren, als gläubiger Sohn der Kirche, auf sich beruhen; höchstens daß er einmal, wie bei der Lehre von der Trinität, die Analogie des menschlichen Bewußtseins erläuternd herbeizieht; wenn er darüber philosophirt, so handelt es sich bei ihm (wie Schelling in neuerer Zeit den Gegensatz ausgedrückt) um das Formale, nicht aber um das Reale ihrer Denkbarkeit. Es ist in so fern noch ganz der Standpunkt der alten scholastischen Philosophie und Theologie. Die Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit, ist hier allein Sache der Vernunft oder des natürlichen Lichtes, im Gegensatz zu dem Glauben; mit andern Worten, es ist blos die Aufgabe, den Glauben von dem Scheine des absoluten Widerspruchs zu befreien, wie gegen die Socinianer und die Zwinglianer, bei der Lehre von der Dreieinigkeit und der Abendmahlslehre. Beide Seiten nun hat Lessing bei Leibniz zuerst scharf ins Auge gefaßt. So wenn er einmal folgende Bemerkungen, welche früher ganz übersehen wurden, in französischer Sprache zu Papier brachte:[2])

„Die Philosophie Leibnizens ist sehr wenig bekannt; aber seine Theologie ist es noch weniger. Ich spreche nicht von derjenigen Theologie, welche alle Theile der Philosophie ausmacht, sondern von jener andern himmlischen Ursprungs, mit einem Wort von der christlichen. Die Art, wie diese in dem Kopfe unseres Philosophen existirt, wie sie sich zu den Principien der reinen Vernunft gefügt hat, welchen Einfluß sie sowohl auf das Leben des Philosophen, als auf seine Vernunftschlüsse und seine Darstellungsweise geübt hat: das ist es, was ich seine Theologie nenne, und welche, wie ich sage, sehr unbekannt ist, so werth sie auch ist, ganz aufgeklärt zu werden."

Niemand hat, wie gesagt, vor Lessing jene christliche Theologie bei Leibniz vermißt, weil sie keiner vor ihm gesucht hat. Damit stimmt überein, wenn

1) Ein merkwürdiges Geständniß Leibnitzens in dieser Hinsicht findet sich in seinem Briefe an Thomas Burnet, vom Juli 1696. (opera VI, 236): Dans ce qui est du Déisme, dont on accuse le Clergé d'Angleterre dans le livre d'un inconnu, plût à Dieu que tout le monde fût au moins Déiste, c'est-à-dire, bien persuadé que tout est gouverné par une souveraine sagesse! —

2) XI, 65. Von Karl Lessing und noch von Lachmann irrig als ein Leibnitianum gegeben. S. meine Schrift über Lessings Erziehung des M. G. S. 65.

Lessing hervorhob, daß Leibniz in seiner Widerlegung der Socinianer nicht im geringsten die Absicht hatte, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen, ihm eigenen philosophischen Gründen zu unterstützen: „er wollte sie blos gegen den Widerspruch mit sich selbst und mit unläugbaren Wahrheiten der Vernunft retten. Er wollte blos zeigen, daß ein solches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte". [1]) Für den Glauben war diese Auflösung socinianischer oder anderer Sophisterei hinreichend; der Beweise für die Sache bedurfte er nicht. Die Wolfische Philosophie hatte in dieser Hinsicht in der christlichen Theologie einen merkwürdigen Umschwung bewirkt: man glaubte, den christlichen Glauben selbst beweisen zu müssen und zu können. Hier ist es, wo Lessing, ein Laie, die Theologen seiner Zeit auf jenen Unterschied der älteren Dogmatik zwischen menschlichen und göttlichen Gründen für die Wahrheit der christlichen Religion aufmerksam machen mußte; oder, wie Leibniz sich auch ausdrückte, zwischen erklärbaren und unerklärbaren Gründen, [2]) deren erstere, die erklärbaren oder menschlichen, auf alle Weise unter der Ueberzeugung bleiben, welche Ueberzeugung, oder derselben Complement, einzig und allein durch die andern, die unerklärbaren und göttlichen, könne und müsse bewirkt werden. „Diese altväterische Meinung, sagt Lessing ironisch, müßten die neuen Theologen Leibnizen schon verzeihen! Denn wie konnte er voraussehen, daß sie nun bald am längsten wahr gewesen sein würde, und Männer aufstehen würden, die, ohne sich viel bei jener vorläufigen Streitfrage aufzuhalten, sogleich Hand an's Werk legen, und alle erklärbaren, aber bisher unzulänglichen Gründe zu einer Bündigkeit und Stärke erheben würden, wovon er gar keinen Begriff hatte? Er mußte leider, aus Vorurtheilen seiner Jugend, sogar dafür halten, daß die christliche Religion, blos vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heiße; und daß das einzige Buch, welches, im eigentlichen Verstande, für die Wahrheit der Bibel jemals geschrieben worden, und geschrieben werden könne — kein anderes als die Bibel selbst sei."

In der That aber hat Lessing, auch indem er in Bezug auf die philosophische Darstellung der christlichen Theologie sich eine neue Bahn bricht, jene andere, subjektive Seite des Glaubens, welche mit völliger Sicherheit den Angriffen und Streitigkeiten auf dem Boden der Kirche und der Wissenschaft zusieht, immer vollkommen anerkannt. „Sollen denn, müssen denn alle Christen

---

1) Zum Belege führe ich nur eine Stelle aus einem Aufsatze Leibnizens: Remarques sur le livre d'un Antitrinitaire anglais etc. 1690 (Opera I, 24—26) an, welche sich direkt auf die Lehre von der Dreieinigkeit bezieht. „Il faut avouer, qu'il n'y a aucun exemple dans la nature, qui réponde assez à cette notion des personnes divines. Mais il n'est point necessaire, qu'on en puisse trouver, et il suffit, que ce qu'on en vient de dire, n'implique aucune contradiction, ni absurdité."

2) IX, 293. Ueber des Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.

zugleich Theologen sein? ruft er Gözen zu (X, 463.). Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten." Es ist, mit einem Worte, das, was er das Gefühl nennt, andere die innere Erfahrung, diejenige Seite, welche Schleiermacher zum Ausgangspunkte seiner Glaubenslehre macht, und welche Neander seiner allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche zu Grunde legte,[1] die aber in ihrem Kern nichts Neues ist und weit über Lessing zurückgeht. Das ist der Boden, auf welchem Lessing sich so sicher weiß, was bei ihm ein Zeichen der Stärke bedeutet, indeß seine orthodoxen Gegner jene Seite viel zu gering anschlagen und ihre Schwäche verrathen.

Dieser Gesichtspunkt führt uns von selbst auf die Sache zurück. Was Lessing, und zwar mit klarem Bewußtsein, im Gegensatze, oder, will man, zu Ergänzung Leibnizens erstrebte, ist eine Theologie, in welcher nicht scholastisch die blos formale, in welcher vielmehr die reale Denkbarkeit der christlichen Theologie gezeigt werde. Eine solche Theologie ist wesentlich Philosophie, christliche Philosophie, aber ohne alle Nebenbedeutung![2] Das Ziel also hat Lessing sich unabhängig von Leibniz gesteckt; aber auf dem Wege hat er ihn zum Führer angenommen, und in so weit Leibniz dem Spinoza sich entgegen gestellt, findet sich auch Lessing dem Spinoza entgegen gesetzt. Leibniz hat ihm die Grundlinien seiner Philosophie gegeben; der Charakter derselben ist deutlich und scharf in ihnen ausgesprochen. Die Grundzüge der Monadologie, mit allen ihren schon von Leibniz aus ihr entwickelten Folgerungen, namentlich der Individualität der Wesen, ihrer wechselseitigen Harmonie, der Unendlichkeit ihrer Stufenleiter und Entwickelung, das ἓν καὶ πᾶν in dem Leibnizischen Sinne, hat Lessing als Wahrheit festgehalten, frei von allem Formalismus der Wolfischen Schule. Um es mit einem Wort zu sagen (ich wiederhole das an einem anderen Ort Gesagte[3])): das principium individuationis in Lessings Philosophie beruht auf Leibnizischer Basis. Man muß aber beachten, wie Lessing es verstanden hat, den abstrakt-ontologischen Begriffen Leibnizens eine selbstständige fruchtbare Anwendung, theils auf die lebendige Natur, theils auf die Geheimnisse des christlichen Glaubens, zu geben. In § 17 des „Christenthums der Vernunft" hat Lessing auf überraschende Weise das Princip der mo-

1) F. Ch. Baur, die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung. Tübingen 1852. S. 207.

2) „Die Benennung: christlicher Philosoph hat so eine Nebenbedeutung — eine Nebenbedeutung! — wer müßte sich nicht scheuen, eine Kokarde anzustecken, der, auch wenn sie Einer aus reiner Ueberzeugung angesteckt hat, schon aus der Ferne ein gnädiges Lächeln den Mächtigen der Erde entgegen winkt. Lassen wir also den christlichen Philosophen." (Danzel a. a. O. S. 691, mit Rücksicht auf die von mir gebrauchte Bezeichnung. Ich bleibe dabei; auf Lessings Zeit, unter der Regierung Friedrichs des Großen, paßte jene Besorgniß ohnehin nicht.)

3) Lessings Erziehung des M. G. S. 69—84., wo das hier summarisch Vorgetragene mit Rücksicht auf Lessings philosophische Bruchstücke ausführlicher entwickelt ist.

dernen Naturbetrachtung in seiner Universalität anticipirt: die Idee einer durch die Natur gehenden **Entwickelung**, deren Bestätigung durch die Naturforscher er vorher sah. Es ist hier der Ort zu bemerken, daß Lessing, ohne jemals direkt Naturwissenschaften zu treiben, die großen Fortschritte der Physik in seiner Zeit, namentlich die Lehre von der Elektricität, mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte [1]). — Selbst in seinen theologischen Streitschriften bedient er sich gern der Gleichnisse und Bilder aus der Naturlehre, und er war weit entfernt zu glauben, daß das Gebiet der großen Entdeckungen in der Natur schon durchmessen sei. Ferner beruht die Idee der **Harmonie** bei Lessing auf einer breiteren ontologischen Basis, als bei Leibnitz, so daß das Begriffsmäßige, Apriorische, hier sich uns ergiebt, sofern sie, diese Harmonie, direkt aus dem Satze § 19 des „Christenthum der Vernunft": Gott schafft nichts als einfache Wesen — folgt; während bei Leibniz es einer Reflexion bedarf, um die prästabilirte Harmonie, ohne den Schein des Zufälligen, Endlichen, und in die Zeit Fallenden, rein zu denken. Diese Idee der Harmonie tritt aus den übrigen Sätzen immer klarer hervor. Als Endzweck der Entwickelung des menschlichen Geistes wird aber das Aufgehen der Spekulation in die Erfahrung — alles auf religiös-christlicher Grundlage, in Aussicht gestellt. „Bis hieher wird einst ein **glücklicher Christ** das Gebiet der Naturlehre erstrecken: doch erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben, so daß nichts mehr übrig ist, als sie auf ihre wahre Quelle zurückzuführen." Man bemerkte ferner, daß das psychologische Moment der **dunkeln** und **klaren** Vorstellungen und deren **Abstufung** an Leibniz erinnert, der zuerst dieser von ihm gemachten Entdeckung (so kann man sagen) die vielseitigste Ausführung und Anwendung in der Moral und Seelenlehre, selbst in der Physiologie und Medizin, gegeben hat. Leibniz verfährt analytisch, von dem menschlichen Bewußtsein ausgehend und in dem Reiche der Natur auf- und niedersteigend; Lessing ist synthetisch, von der Idee des Alls ausgehend. Das zeigt sich besonders bei der Lehre von den Sinnen, die bei Lessing eben so tief auf ontologischer Basis begründet ist, als die Idee der Harmonie. Es ist nur ein Blatt von ihm, nicht mehr, auf welches Lessing seine Gedanken hingeworfen hat; aber ein Blatt (ich wiederhole es), welches uns mit Bewunderung vor dem Scharfsinn, vor der Tiefe der Conception erfüllt. Von dem Herausgeber, Karl Lessing, trägt es

---

1) Lessings Tagebuch (Kollektaneen zur Literatur) liefert manche Belege für seinen Antheil an der Natur und Naturwissenschaft, z. B. in den Artikeln: **Hören**, **Sehen**, **Magnet**, **Wunderbare Menschen** u. a. Bei dem letztern bemerkte er: „Wir kennen den Umfang der menschlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wissen noch lange nicht, wozu ein Mensch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in seinem Organismus sich äußern können, ohne seiner Erhaltung und Gesundheit hinderlich zu sein". — Bei dem Artikel **Magnet** und „über den äußerlichen Gebrauch des Magnets gegen innerliche Krankheiten" bemerkt er, daß Paracelsus der eigentliche erste Erfinder dieser Kur sei, durch welche jetzt (1769) **Mesmer** in Wien so viel Aufsehen mache." (Das weit größere Aufsehen, welches Mesmer durch die Anwendung des animalischen Magnetismus gemacht hat, erlebte Lessing nicht.)

die Aufschrift: „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können". Im Grunde aber ist das von den Sinnen entnommene Moment nur das Vehikel der Betrachtung, welche etwas viel Allgemeineres, nämlich das Gesetz der Entwickelung in der Natur, zum Gegenstand hat, im übrigen aber auf das Verhältniß Gottes zur Welt, der Schöpfung, und der unendlichen Reihe auf der Leiter der einfachen Wesen zurückweist. Der Zusammenhang wäre, wie bereits angedeutet, dieser: Gott schafft nichts als einfache Wesen, und das Zusammengesetzte ist nichts als eine Folge seiner Schöpfung (Christenthum der Vernunft § 18.). Diese einfache Wesen sind geordnet nach dem Gesetze der Continuität. Ein jedes Wesen setzt die ganze vorhergehende Reihe der Wesen in der Stufenleiter der Schöpfung voraus, und weist auf die ganze nachfolgende hin, welche an keinem anzugebenden Punkte still steht, sondern in das Unendliche fortgeht. Jedes Wesen ist Seele und begrenzt, d. h. mit Materie begabt. Als Seele ist es vorstellende Kraft, und zwar, als Glied einer unendlichen Reihe, unendlicher Vorstellungen fähig. Die Vermittelung der ihr anhaftenden Endlichkeit mit der Unendlichkeit der Vorstellungen geschieht in der Form der Zeit, als der Form einer unendlichen, continuirlichen Folge. Die Natur thut keinen Sprung. Keine Seele ist in einem Momente, wo sie von sich oder anderen Intelligenzen als Objekt erfaßt ist, ein rein unmittelbares, wenn gleich einfaches und mit sich identisches, sondern ein durch die hinter ihr liegende Reihe von Wesen Vermitteltes. „Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet." Die unterste Staffel der Seele ist die, wo die Seelen zwar einen Sinn haben, d. h. Grenzen ihrer Vorstellungen oder Materie, aber nur ganz allgemein in Nacht und Dunkel (Christenthum der Vernunft § 27.). Sie haben noch keinen organischen Körper: sie machen die, welche die unorganische Natur constituiren, die einfachen Wesen oder Seelen aus. Denn „die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt; jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinne dienen". Sobald aber ein Wesen mehr als einen Sinn überhaupt, wenn es z. B. nur zwei Sinne hat, so tritt es in eine höhere Ordnung über, in die der Wesen mit organischen Körpern. Denn die Sinne sind, nach Lessing, die Blüthe und gleichsam der Exponent der Reihe, zu welcher ein gewisser Organismus gehört. Wie nun, zufolge der Continuität, jedes organische Wesen einmal ein unorganisches gewesen war, welches sich in eine höhere Ordnung erhoben, so schließen wir von unserem thierischen Organismus einerseits auf unsere ehemaligen, niedrigern zurück, welche wir durchlaufen haben, und nach der andern Seite auf höhere Organismen, gegen welche wir uns entwickeln, da wir z. B., wie jetzt für das Licht, so auch für ätherische Potenzen, wie Elektricität und Magnetismus, eigenthümliche offene Sinne haben werden, und so zu andern homogenen Urstoffen (oder Kräften), von denen wir jetzt noch nicht einmal eine vermittelte Erfahrung haben dürften. Und so ge-

langt Lessing von Moment zu Moment zu seiner Idee der Palingenesie, und Seelenwanderung (Metempsychose), bei welcher er übrigens mit mehreren gleichzeitigen Denkern zusammentraf [1]), namentlich mit Bonnet, obschon er es vorzieht, sich auf den uraltesten, dem Orient fast gemeinsamen Gedanken zu berufen. [2]) „Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?" [3]) Er nennt es an dieser Stelle eine „Hypothese", weil er hier dem Gedanken diejenige wissenschaftliche Begründung nicht geben konnte, wie es in den nachgelassenen Fragmenten geschehen. So erklärt Lessing einmal die von Campe in seinen philosophischen Gesprächen (1773) aufgeworfene Frage: Warum die göttliche Weisheit eine solche Verschiedenheit in Absicht der Grade der Ausbildung unter den Menschen beliebt, und warum sie dieselben nicht vielmehr Alle zu einem gleich hohen Grade der Vollkommenheit bestimmt habe — für ein Unding (XI, 454.). „Wie, wenn ich sagte, daß der Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung wohl durch mehr als eine Hülle der Menschheit durch müßte?"

„Vielleicht lag dieser Wanderung der Seele durch verschiedene menschliche Körper ein ganz eigenes neues System zu Grunde? Vielleicht war dieses neue System kein anderes als das ganz älteste" — — hier bricht er ab. [4]) Daß Lessing keine blos bildliche, symbolische, sondern eine reale und natürliche Seelenwanderung angenommen hat, darüber kann, nach diesen seinen eigenen Aeußerungen, kein Zweifel walten. Gewissen Philosophen unserer Zeit mag eine solche Hypothese sehr crude erscheinen; [5]) Lessing aber scheute als Denker keine Folgerung, so ungewöhnlich, so parador sie lauten mochte, wenn sie nur mit innerer logischer Nothwendigkeit aus seinen Principien folgte.

---

1) Am nächsten kommt unter Lessings Zeitgenossen ihm vielleicht J. G. Schlosser, (Kleine Schriften III. Theil. Basel 1783. Zwei Gespräche über die Seelenwanderung.) Auch A. W. Schlegel, vielleicht in Folge seiner indischen Studien, neigte sich später dieser Idee zu. G. Widenmanns gekrönte Preisschrift: „Gedanken über die Unsterblichkeit, als Wiederholung des Erdenlebens", Wien 1851, kenne ich nur dem Titel nach.

2) Das Geschichtliche und Kulturhistorische über das Vorkommen des Glaubens an die Seelenwanderung findet sich übersichtlich zusammengestellt in Bohlen's Indien I. Band. S. 170.

3) Erziehung des Menschengeschlechts § 95.

4) Aus Lessings Brief an Campe, XIII, 535, von Lachmann in den December 1779 gesetzt, ersieht man, daß Lessing durch Krankheit gehindert war, diese „Grille", wie er sich ausdrückt, zu Ende zu führen. Der Herausgeber verweist dort allgemein auf Lessings theologischen Nachlaß, ohne sich zu erinnern, daß ein Bruchstück a. a. O. abgedruckt ist.

5) Wirklich hat der Recensent meiner Schrift über Lessings Erziehung des M. G. in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik bei diesem Punkte mir vornehm zwar Kenntniß, aber keine Erkenntniß Lessings zugestanden.

So weit nun ließe sich, bei aller Eigenthümlichkeit, der Typus Leibnizischer Ideen bei Lessing wiedererkennen; wiewohl hier in Bezug auf die Metaphysik eine Grundverschiedenheit nicht zu verkennen ist, welche darin besteht: daß, wie bemerkt, der Dualismus, von dem Leibniz beim Spekuliren aussetzt, und welcher durch seine prästabilirte Harmonie nicht überwunden wird, welcher auch seiner Psychologie und Physiologie zu Grunde liegt, daß dieser Dualismus, sage ich, bei Lessing von vorn herein überwunden ist; daß Idealismus der unterscheidende Charakter dieses Systems ist, [1]) und die Harmonie nicht in der Uebereinstimmung zweier verschiedener, absoluter Potenzen, welche in einem Wesen sich vereinigen, liegt, sondern darin, daß jedes Einzelwesen in wahrem und absolutem Sinn Mikrokosmus ist. Der Organismus ist ihm ein rein Innerliches, Idealisches, und aus dem Begriffe eines Wesens, z. B. des Thieres, Erklärbares, nicht etwas äußerlich Teleologisches. Dieses alles kommt darauf hinaus, daß Lessing sich ein theologisches, kein physikalisches Problem gestellt hat; daher dies andererseits den Nachtheil mit sich führte, daß er sein „System" [2]) nach der physikalischen oder vielmehr naturphilosophischen Seite nur skizzenhaft abgehandelt, während die ethische und theologisch-religiöse Seite bei den Fragen der Zeit über Christenthum, Offenbarung und Geschichte, nicht systematisch, sondern an bestimmte Objekte sich knüpfend, energisch bei ihm vertreten ist. Hier ist es, wo wir die Selbstständigkeit, die Eigenthümlichkeit Lessings am meisten erkennen, wodurch er Epoche macht, wenn dies auch erst spät anerkannt wurde. Es spricht sich dies vornehmlich nach zwei Richtungen aus, in dem Streben nach spekulativer Auffassung der eigenthümlichen Lehren des Christenthums, namentlich der Dreieinigkeit, im Zusammenhang mit dem transcendentalen Begriffe Gottes, [3]) der Erbsünde, der Genugthuung des Sohnes, der Ewigkeit der Strafen u. s. w., und dann in der Anwendung des Begriffs gesetzmäßiger Entwickelung auf die Weltgeschichte, immer mit besonderer Beziehung auf Offenbarung, aber auch auf die Staatenbildung. Beide Richtungen begegnen sich an einem Ziele. Näher und im Zusammenhange darauf einzugehen wird die

1) Diesen vorherrschend idealistischen Charakter in Lessings philosophischen Grundsätzen hebt auch H. Ritter (a. a. O. S. 176) hervor. An einem andern Orte (Allgemeine Monatschrift für Wissenschaft und Literatur, März 1853. „Auch ein Versuch, über die deutsche Philosophie seit Kant sich zu verständigen") sagt Ritter: „in Beziehung auf die deutsche Philosophie könne Lessing als der Vorläufer Fichte's, wie Herder als Vorläufer Schellings, angesehen werden; bis auf den Stil herab lasse sich die Verwandtschaft dieser Männer verfolgen". Diese Verwandtschaft Lessings mit Fichte hat schon Fr. Schlegel ausgesprochen.

2) Man gestatte schon der Kürze wegen diesen Ausdruck, dessen Lessing hier überall selbst sich bedient, obschon er am besten wußte, daß er nichts als Umrisse gebe.

3) Das Christenthum der Vernunft, die ersten 12 §§. und die Erziehung des M. G. § 73. Vgl. die ausführlichere Erörterung in meiner früheren Schrift, mit Bezug auf Schelling und D. Strauß, S. 115—125. H. Ritter a. a. O. zergliedert den Begriff Gottes bei Lessing besonders mit Rücksicht auf sein Verhältniß zur Substanz des Spinoza und der Weltseele der Stoiker, mit Hinsicht auf gewisse Mittheilungen F. H. Jacobi's.

Zergliederung der Erziehung des Menschengeschlechts und der Freimaurergespräche die Gelegenheit bieten. Diese beiden Schriften, vorzüglich die erstere, können nur dann allseitig und erschöpfend verstanden und gewürdigt werden, wenn man die Fäden, mit welchen sie mit den übrigen Bestrebungen und Principien Lessings zusammenhängen, im Auge hat. Ebenso verhält es sich mit einzelnen Aeußerungen Lessings, wie z. B. über die menschliche Freiheit, welche er vor Jacobi zu läugnen schien, deren Idee aber mit seiner Lehre von Gott und der Entwickelung der Stufenleiter der einzelnen Wesen und der göttlichen Leitung oder Erziehung der Menschheit in der Geschichte, auf das engste verknüpft ist [1]).

Drittes Kapitel.

Gehen wir jetzt zu Lessings Beziehungen zu Religion und Theologie über, so knüpfen wir an einen vorhin gefundenen Grundsatz Lessings wieder an, welcher als das fruchtbarste Axiom hier an die Spitze gestellt zu werden verdient, indem alles übrige davon sein Licht erhält. Dieses Axiom liegt in dem Satze: die Religion liegt im Gefühl. Es ist bemerkenswerth, daß Lessing, er, bei dem man den denkenden Verstand überall als das Höchste und Maßgebende voraussetzt, schon früh zu jener Ueberzeugung durchdrang und sie bis ans Ende fest hielt. Er unterscheidet (in den Zusätzen zu den Fragmenten X, 9) den Christen von dem Theologen, und er fragt, „was den Christen dieses Mannes Hypothesen und Erklärungen und Beweise angehen? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches so wahr, in welchem er sich so selig fühlet. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet [2]) oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?" — Hier ist auch der Punkt, wo bei Lessing die Religion mit der Lehre von dem Schönen, der Aesthetik, zusammenhängt; nicht durch das Gefühl überhaupt, sondern durch die innere Verwandtschaft des religiösen mit dem Schönheitsgefühl, wie dies in dem Schluße der Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet, mit Wärme ausgedrückt ist: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen," und „es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene, wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt".

Doch dies ist nur die eine Seite. Die wahre Religion besteht nicht in dem bloßen in sich seligen Gefühle, sondern sie muß sich auch in ihrer Wir-

---

1) S. die Beilage.

2) Der Abbé Nollet, welcher 1770 als Lehrer der Physik und Naturgeschichte der enfans de France zu Paris starb, war in der Lehre von der Elektricität ein Gegner Franklins.

kung nach außen — praktisch — mit einem Wort, in der Liebe bewähren, die Liebe ist die nothwendige Ergänzung des Gefühls. Die poetische, dramatische Darstellung dieser Seite des religiösen Lebens in ihrer höchsten Blüthe — wird uns im „Nathan" gegenüber treten. — Hier aber müssen wir durch jene Kämpfe hindurch, welche zu Nathan dem Weisen den geschichtlichen Hintergrund bilden.

Vermöge des so eben berührten Grundsatzes, welcher aus der wissenschaftlichen Theologie der Schule damals entwichen war, gerieth Lessing fast nach allen Seiten mit seiner Zeit in Widerspruch und ward ihr wiederum selbst zum Räthsel:

In Widerspruch erstlich mit den Apologeten, welche die Wahrheit der christlichen Religion gegen die Freidenker und Deisten beweisen wollten; —

In Widerspruch mit den Freidenkern, welche das Christenthum zu widerlegen und zu vernichten glaubten und ihre Vernunft an die Stelle der Offenbarung setzten; —

In Widerspruch mit den Wolfianern, welche die Lehrsätze des kirchlichen Glaubens demonstrirten; —

In Widerspruch mit den lutherischen Theologen, welche keine andere und höhere Quelle der Religion, als das geschriebene Wort der Bibel kannten; —

In Widerspruch endlich mit den Neologen unter den damaligen Theologen, welche den kirchlichen Glauben nach der herrschenden Popularphilosophie reformiren wollten.

Dies verdient eine weitere Ausführung. Geht man erstlich in Lessings Schriften bis auf die Kritiken aus seiner früheren Jugend zurück, so findet man schon seine Geringschätzung der gelehrten Vertheidiger des Christenthums. Klopstock hat, ihm zufolge, für die christliche Religion unendlich mehr gewirkt, als alle jene Abhandlungen seit Grotius, deren Schriften zur Zeit seiner Jugend „Modeschriften" waren [1]). „Wenn der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unsrer Religion, und dieses um desto mehr, als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herrn durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen." — Bestimmter und schärfer drückt er sich später über solche Werke aus, wenn er sagt, daß sie nicht allein sehr schlecht beweisen, was sie beweisen sollen, sondern auch dem Geiste des Christenthums ganz entgegen sind, dessen Wahrheit mehr empfunden sein will, als anerkannt, mehr gefühlt, als eingesehen [2])."

---

1) XI, 540. „Der bessere Theil meines Lebens ist — glücklicher oder unglücklicher Weise? — in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. Was Wunder also, daß meine Lektüre ebenfalls darauf verfiel, und ich gar bald nicht eher ruhen konnte, bis ich jedes neue Produkt in diesem Fache habhaft werden und verschlingen konnte..."

2) Kollektaneen, Artikel: Religion. XI, 371. Den neuern Apologeten hält er hier die Kirchenväter entgegen, als deren für die Religion geschriebene Werke nicht sowohl

Ebenso weit zurück datirt sein Widerwille gegen die Wolfischen Theologen und ihre Anwendung der mathematischen Methode auf die Dogmatik, worin „die Philosophie den Glauben durch Beweise erzwingen und die Theologie die Beweise durch Glauben unterstützen soll [1]).“ Mit der Zeit aber hatte diese Schule jener andern den Platz räumen müssen, welche wir so eben im Vorbeigehen genannt haben, der popularphilosophischen, welche unter ihren Vorkämpfern Männer der verschiedensten Richtungen und Talente hatte. Was sie bei ihren Bestrebungen gegen die alte orthodoxe Theologie zusammenhielt, war die Erhebung des gemeinen Menschenverstandes zum Richter aller religiösen Wahrheit und Vorstellungen, sowohl mit Beziehung auf die Bibel, als auf die kirchlichen Symbole. Diesem Kreise zur Seite stand die historisch- kritische Schule, als deren Gründer J. D. Michaelis und Semler angesehen werden, denen man mit Bezug auf die biblische Auslegung Ernesti beifügen muß; Männer übrigens, welche sich, nach ihrer persönlichen Ueberzeugung, der strengsten Uebereinstimmung mit dem Glauben der Väter beflissen. Ernesti, sahen wir, vertheidigte z. B. in einer eigenen Schrift den lutherischen Begriff von Abendmahl, gegen den Abfall des Literators Heumann von diesem Dogma. Michaelis suchte den Schein der Heterodoxie auf jede Weise und fast ängstlich zu vermeiden; er protestirte, als Semler eingestand, daß der Kirchenglaube der Protestanten von der Lehre, die ein ehrlicher Mann als Christi Lehre verkündigen könne, durchaus abweiche. Semler war offener und ehrlicher, als Michaelis; aber während er durch seine Unterscheidung der öffentlichen von der Privatreligion, des Oertlichen und Zeitlichen von dem Bleibenden und Ewigen in der Schrift (indem ihm das moralische Princip, die „Ausbesserung des Menschen,“ über Alles ging), die Revolution in der Theologie, deren Wirkungen noch fortdauern, vorbereitete, war er für sich nicht frei von den früh empfangenen Eindrücken pietistischer Grundsätze, zeigte sich als ein Beschützer theosophischer und alchymistischer Bestrebungen, und griff Bahrdt und Lessing als Feinde der Kirche an. Was für Semler die Moral, war für Michaelis die Geschichte, auf dem breiten Grunde aller mit dieser Wissenschaft verbundenen Kenntnisse und Disciplinen. Die Bibel sank in seinen Händen zu dem beschränkten und bedingten Werthe eines profanen Buches herab, und es bedurfte des edlern, philosophischen und poetischen Geistes der Lessing, Herder und Goethe, um das Jahrhundert zu den Höhen der Betrachtung des ehrwürdigsten aller Bücher zurückzuführen.

Anders jene Rationalisten, welche mit Bewußtsein die Schranken einer abstrakten Schule zu durchbrechen und eine Gemeinde zu bilden, oder vielmehr die neue Lehre in die bestehende protestantische Kirche hinüber zu tragen bestrebt waren. Eberhard, Mendelssohn, als Vertreter eines reinen Deismus, Garve, waren gewis-

---

Behauptungen derselben, als blos Vertheidigungen gegen die Heiden sind. Sie suchten die Gründe gegen sie zu entkräften, aber nicht unmittelbare Gründe für sie festzusetzen.“ Als Selbstbekenntnisse von großer Bedeutung gelten vor andern die Fragmente, überschrieben: Lessings Bibliolatrie. XI, 540.

1) Gedanken über die Herrnhuter XI, 27.

sermaßen die Philosophen dieser Schule; Eberhard als Theologe und Geistlicher wandte die neue Philosophie direkt auf die Theologie an, wurde aber bald von den Bahrdt, Basedow und A. überholt. Selbst F. H. Jacobi, bei allen seinen Kämpfen gegen die Philosophie der Schulen, von Mendelssohn bis Schelling, gehörte dem rationalistischen Bekenntnisse so gut an, als Kant oder Jean Paul. Hauptsitz dieser Schule wurde seit 1770 Berlin, wo Spalding, Teller eine ansehnliche Stellung einnahmen, ihr Organ Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek. Nicolai betrachtete sich als einen der Apostel der theologischen Reform und sprach sich als Herausgeber der Allgemeinen Bibliothek gleichsam eine Mission zu. Er hätte sie sonst viel früher aufgegeben. „Wollte Gott, schrieb er den 8. März 1771 an Lessing, ich dürfte an die deutsche Bibliothek gar nicht mehr denken! — Ich habe schon oft aufhören wollen. Wissen Sie was mich zurückhielt? Die theologischen Artikel. Sie haben eine so merkwürdige Revolution in deutschen Köpfen verursacht, daß man sie nicht muß sinken lassen. Sie haben vielen Zweifel erregt, und dadurch die Untersuchung rege gemacht. — Gut! werden Sie sagen; ich will der Zweifel noch mehr machen, wenn ich die Orthodoxie gegen die neuen Heterodoxen vertheidige, diese werden sich alsdann verantworten und deutlicher erklären müssen. Nein, liebster Freund! Sie werden stille schweigen und sich hinter das Schild der Orthodoxie verbergen. Der denkenden Leute sind so wenige, sie haben in den meisten Ländern so viel zu riskiren und sind daher so furchtsam; die Orthodoxen sind durch Gesetze und Besitz so mächtig geschützt, daß, wenn sie den geringsten Beistand bekommen, sich die denkenden Leute gering merken lassen werden, daß sie freier denken, als andere. — Wer unsern neuen Theologen nicht von der Seite der Orthodoxie, sondern von der Seite der natürlichen Theologie ihre Inconsequenz zeigen könnte: das wäre eine schöne Sache! Ich habe es in meinem Roman [1]) beiläufig thun wollen; aber die Feder fällt mir aus den Händen, wenn ich bedenke, wie wenig das Publikum in Deutschland noch vorbereitet ist, gewisse Wahrheiten ganz nackend zu sehen. Kann man sie aber nackend nicht zeigen, so wollen wir es jedem überlassen, wie er, den Umständen oder seinen Vorurtheilen nach, meint, sie bekleiden zu können. Genug, wenn die holden Augen der Wahrheit, die uns beglücken, nur nicht verhüllet sind." — So weit Nicolai. — Wenn nur das, was er die natürliche Theologie nannte, nicht eben meistentheils jene neue aufgeklärte Theologie gewesen wäre, welche den überall scharf unterscheidenden Verstand Lessings so beleidigte. Gegen diese neue Theologie trat er auch bald offen hervor.

Der Aufsatz: Leibniz von den ewigen Strafen (1773), war wie ein Absagebrief an seine Berliner Freunde, von denen Eberhard, mit seiner Neuen Apologie des Sokrates [2]), ihm den Stoff seiner Bemerkungen

1) Dem Sebaldus Nothanker.

2) Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden von J. A. Eberhard, Prediger in Charlottenburg, Berlin bei F. Nicolai 1772. Zweite Auflage 1776 — 1778 (worin er gegen Lessings Angriffe sich mehrfach vertheidigt).

lieferte [1]), denen Mendelssohn, Nicolai, Karl Lessing, so gut als Eberhard, lebhaften Widerspruch entgegensetzten, von dem sich Lessing aber nicht getroffen fühlte; nur das hätte ihm leid gethan, wenn er etwa, durch diese Kritik, den Gegnern Eberhards einen Vorwand mehr gegen ihn in die Hände gegeben hätte. Doch beruhigte er sich bei dem Gedanken, daß Eberharden bei den Geistlichen Berlins mehr sein Lob, als sein Widerspruch geschadet haben könne! Im Uebrigen schrieb er: „Wenn Herr Eberhard mich nicht besser versteht, als Du mich zu verstehen scheinst, so hat er mich sehr schlecht verstanden. So habe ich wirklich, meinst Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meinst, ich habe es nicht bedacht, daß auch sie damit weder zufrieden sein könnten, noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie eben so sehr, als Du; nur verachte ich unsere neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben." So sprach sich Lessing in Kurzem auch öffentlich aus [2]). Noch deutlicher drückt Lessing gegen seinen Bruder in einem berühmten Briefe (von 2. Februar 1774) sich aus, daß er sich in Ansehung der Religion eine ganz falsche Idee von ihm mache, und sein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehe. „Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis da man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie, gegen die Orthodoxen, als Mistjauche gegen unreines Wasser?" —

1) Ich wiederhole nicht die ausführliche Erörterung über Lessings Begriff von der Hölle und ihrer Ewigkeit, die ich in „Lessings Erziehung des Menschengeschlechts" S. 132—145 gegeben. (Siehe die Beilage).

2) Von Duldung der Deisten. Im dritten Beitrag 1774 (XI, 421) gegen die Rationalisten, „die sich gegen die Vertheidiger einer blos natürlichen Religion mit so vielem Stolze, mit so vieler Bitterkeit ausdrücken, daß sie mit jedem Worte verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn sie die Macht in ihren Händen hätten, gegen welche sie itzt noch selbst protestiren müssen. Dieses ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihr das Christenthum sitzt."

„Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, erkundige Dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruine meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen, als meines eigenen." —

„Bei diesen Gesinnungen (setzt Lessing hinzu) kannst du dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von Teller sehr gefaßt bin[1]). Laß ihn nur kommen, wir wollen doch sehen, wer dem andern nach Hause leuchtet..." Diese Besorgniß war ohne Grund.

Eben jetzt trat Nicolai mit seinem so berühmt gewordenen Zeit-Roman: Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker (1773) auf, in welchem er den Nerv der damaligen Bewegungen, in der protestantischen Theologie und Kirche, in dem Helden und den Nebenpersonen, namentlich in Stauzius (den man allgemein auf den Senior Goeze in Hamburg bezog), so glücklich erfaßte, daß dieser Roman für die Geschichte dieser Uebergänge immer wichtig und anziehend bleiben wird. Der arme Sebaldus wird ein Opfer der Begeisterung, womit er das tausendjährige Reich predigt und die Ewigkeit der Höllenstrafen verwirft. Die Strafrede, welche ein orthodoxer Prediger zu Berlin auf der Straße den neologischen Theologen mit ihrer Inconsequenz hält[2]), ist ganz Lessing abgeborgt. „Wir haben oft darüber gelacht, erzählt Nicolai, daß ich Lessingen in meinem Romane im Costüme eines Predigers redend eingeführt hatte". Fichte hat bekanntlich die Behauptung aufgestellt, dieser Roman, wenigstens das Beste darin, rühre nicht von Nicolai, sondern von einem ganz an-

1) Karl Lessing hatte ihm gemeldet, Teller wolle gegen ihn wegen des „Andreas Wissowatius" schreiben.

2) Zweiter Band, 7. Abschnitt. Erste Ausg. S. 79 ff.

dern Manne; worin er jenem sicher Unrecht that. Nicolai hat in einem Briefe an Lessing (XIII, 475) die Geschichte seines Romans umständlich mitgetheilt. Dagegen könnte man sagen: das Beste in Sebaldus Nothanker gehöre, dem Geiste nach, Lessings Einfluße auf den Verfasser, und dieser hat sich vor Allen Lessingen zum Richter gedacht. Auch gestand Lessing dem Verfasser in einem leider verlorenen Briefe, daß ihm das Buch Vergnügen gemacht habe [1]). Auch Wieland gab im Merkur dem Buche seinen Beifall und zerfiel darüber mit F. H. Jacobi, welcher es ihm sehr übel nahm, daß er ein Buch loben konnte, in welchem sein Bruder Georg Allen kenntlich in der Person Säuglings gezeichnet war, wie Riedel in der Person des Rambold. Selbst Lessing scheint sein Mißfallen über diesen satirischen Zug geäußert zu haben [2]). —

Bald aber verlor Lessing die Berliner Aufklärer aus den Augen, welche ihm im übrigen wenig zu thun gaben. Er wählte sich einen viel bedeutendern, seinen Kräften angemessenen Feind. Er fing an, die Fragmente des Ungenannten herauszugeben.

Viertes Kapitel.

Die Herausgabe der Fragmente, abgesehn von den Kämpfen, welche sie Lessing bereiteten, und von dem Anstoß, den dadurch die Theologie erhielt, wäre schon für sich selbst ein Beweis von der Höhe, womit er auch hier über den größten Theil seiner Zeitgenossen sich erhob. Er that damit nichts anderes, als was vor ihm Leibniz billigte und sogar beförderte, wenn er am Abend seines Lebens auf die Bekanntmachung des Heptaplomeres des Bodinus drang (dieses entschiedenen Deisten), welches in vielen Abschriften seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts nicht blos unter den Gelehrten, sondern auch in den höchsten Kreisen verbreitet war und mit Begierde gelesen wurde. Ganz wie später Lessing, ganz wie die erleuchtetsten Theologen unsrer Zeit (ich nenne einen Neander) dachte der große Mann, daß der Sieg der Wahrheit und des Christenthums im Verhältniß der Stärke der Angriffe nur gewinnen könne. Doch scheiterte der Druck an dem Dazwischentreten der Regierungen, und eines der merkwürdigsten Werke, welches Scharfsinn und Gelehrsamkeit im Dienste der Gewissensfreiheit und bürgerlichen Duldung, allerdings mit deistischen Principien, mitten

1) XIII, 474. Lessing hätte ihm Anmerkungen zum Sebaldus versprochen, nämlich zum ersten Theile, der eben heraus war.

2) Ebend. Nicolai entschuldigt sich dort bei ihm, es komme noch von der ersten Anlage des Plans her; in der Folge werde er sich noch mehr bemühen, alle individuellen Züge zu vermeiden. „Wenn aber Jacobi in das genus der Säuglinge und Riedel in das Geschlecht der Rambolde gehöre, so sei dies wieder seine Schuld nicht."

im Brande des bürgerlichen und Religions-Krieges in Frankreich verfaßt hatte, gerieth endlich in Vergessenheit [1]), so sehr, daß selbst Lessing von dessen Dasein nichts erfahren, weil er sonst unmöglich so ganz davon geschwiegen hätte; ich setze hinzu, weil er sonst ganz gewiß auch jenen großen „Fragmentisten" des 16. Jahrhunderts, in welchem die Idee Nathans des Weisen im Keime liegt, ans Licht gezogen hätte.

Unterdessen hatte, noch während des 17. Jahrhunderts, ein der christl. Offenbarung viel feindlicherer Geist in England sich erhoben, mit mannichfachem Wechsel der Formen, im Kampfe mit bedeutenden Talenten der Kirche, bis in das achtzehnte Jahrhundert sich herabgezogen und noch Leibnizen zum Widerstande aufgerufen. Dasjenige Land, welches die ersten Sendboten des Evangeliums vor tausend Jahren nach Deutschland geschickt hatte, war es, welches jetzt den Samen des religiösen Zweifels, des Unglaubens nach Deutschland verpflanzte: bekannte literarische Kämpfe, welche, im gewissen Sinne bereits an das reformatorische Streben Baco's von Verulam anknüpfend, in Lord Herbert, Hobbes und Locke ihren ausgesprochenen philosophischen Ausdruck, und in den oft genannten Deisten Toland, Tindal, Collins, ferner in Wihston, Woolston, Morgan, und Chubb ihre Apostel hatten, [2]) indeß Lord Shaftesbury und Bolingbroke dieses Amt durch ihre Schriften in den vornehmen Kreisen, mehr in Frankreich als in Deutschland, ausübten, bald aber von Voltaire und den Encyclopädisten überholt wurden. Hervorragende Köpfe in England, ein Gibbon, ein Hume, huldigten offen dem Deismus, und wenn die Mehrzahl der englischen Nation den Kern des alten kirchlichen Glaubens bewahrte, so verdankte sie es besonders dem Umstande, daß die Vertheidiger der Bibel und der Offenbarung, daß Männer wie Robert Boyle, Sherlok, Leland, Ditton, Warburton, Skelton, Butler, durch Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, philosophischen Geist, verbunden mit einer edlen würdevollen Haltung, den Gegnern die Spitze boten. In Deutschland drang der englische Deismus später ein als in Frankreich, wo um die Mitte des Jahrhunderts der entschiedenste Atheismus sein Haupt erhob. Aber die Wirkungen jenes Deismus drangen bei uns tiefer. Was dem Deutschen an Geist und Witz abging, ersetzte er durch eine gewisse Ehrlichkeit und gründlichen Ernst. Bei den deutschen Deisten des 18. Jahrhunderts pflegt man ein Zusammenwirken mehrerer Anläße und Quellen anzunehmen, unter welchen die Wolfische Philosophie, welche alles auf das blos Begreifliche, Verstandesmäßige herabsetzte, eine wichtige Stelle einnimmt. Johann Christian Edelmann, welcher nach mancherlei Irrfahrten und Verfolgungen in Berlin eine Zuflucht fand, wo er im Jahre 1767 starb, bekannte sich offen zum Pantheismus oder, wie man es schlechthin nannte, Spinozismus; er erklärte die Schriften des neuen Testaments für ein Machwerk aus den Zeiten Constan-

---

1) Siehe „das Heptaplomeres des Jean Bodin. Mit einem Sendschreiben von A. Neander. Berlin 1841, und meine Einleitung.

2) Vgl. Lechler, Geschichte des englischen Deismus.

tins. Aehnliche Schicksale erfuhr Johann Lorenz Schmidt, der sogenannte Wertheimische Bibelübersetzer, dessen Bibel durch den Reichsfiscal confiscirt, und der selbst in die Acht erklärt wurde. Er fand eine Zuflucht in Wolfenbüttel [1]), wo er eine kleine Pension vom Herzog genoß. Aber diese und ähnliche Männer wurden seit dem Erscheinen der Wolfenbüttler Fragmente in Vergessenheit gerückt.

Wir kennen heute den wahren Verfasser, auf den übrigens die Vermuthung sich früh, noch zu Lessings Zeit, gewandt hat: es war Hermann Samuel Reimarus, Professor an dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt Hamburg, berühmt als Philosoph und Gelehrter; er war Anhänger der Wolfischen Philosophie. Sein nachgelassenes Werk, wie es von der Hand des Verfassers jetzt in der Stadtbibliothek zu Hamburg aufbewahrt wird, führt den Titel: Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes, und besteht aus fünf Büchern. Reimarus vollendete die letzte Umarbeitung dieses seines zu widerholtenmalen bearbeiteten Werkes kurze Zeit vor seinem Tode (1768). Da das Werk, dessen früheste Theile, nach den vorhandenen Spuren, bis in den Anfang der vierziger Jahre zurückgehen, noch immer nicht ganz herausgegeben ist, so läßt sich eine vollständige und genaue Kenntniß aller Quellen und Motive noch nicht erlangen [2]). Herder, einer der Wenigen, welche Lessingen für die Herausgabe der Fragmente dankten, der nichts mehr wünschte, als die Ausgabe des ganzen Werkes [3]), und dessen ausgebreitete Belesenheit den Umkreis dieser Literatur übersah, urtheilte, daß

1) Er starb hier 1749. Lessing, der auf Schmidt einen Augenblick die Vermuthung zu lenken suchte, als sei er der Verfasser der angeblich auf der Wolfenbüttler Bibliothek gefundenen Fragmente, widmet ihm einen Artikel in seinen Kollektaneen, womit Eschenburgs Zusätze zu vergleichen sind.

2) Dr. W. Klose in Hamburg hat angefangen, das Werk von Reimarus in der Zeitschrift für historische Theologie, besorgt von Ch. W. Niedner, Jahrg. 1850 4. Heft und in spätern Heften, in neu ausgewählten Fragmenten herauszugeben. An der Spitze steht ein Brief des jüngern Reimarus, in welchem er die Autorschaft seines Vaters klar und deutlich anerkennt, womit alle anderweitigen Beweise überflüßig gemacht werden. Eine Abschrift befindet sich in der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen; dagegen ist es, nach dem Zeugnisse Schönemanns, im Serapeum, 1844. No. 15. S. 231, als Thatsache anzunehmen, daß „jene Handschrift, aus welcher Lessing die Fragmente herausgab, und welche er (nachmals) auf höhern Befehl einliefern mußte, niemals Eigenthum der Wolfenbüttler Bibliothek gewesen ist." Lessing bediente sich nur dieser Angabe, um die Vermuthungen auf den Verfasser von dem wahren Sitze und Ursprunge des Manuscripts abzuleiten. (Was neuerdings aus dem Reisetagebuche von Paulus hierüber berichtet ward, findet an den Thatsachen seine Widerlegung.) (Beilage).

3) Herder an Lessing aus Weimar den 25. Dec. 1778. Lessings Antwort vom 10. Januar 1779. XII, 520 ist darum bemerkenswerth, weil dadurch indirekt bestätigt wird, daß sein Vorgeben, die Fragmente in der Bibliothek zu Wolfenbüttel gefunden zu haben, eine bloße Ausflucht war. „Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte (schreibt er), die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich

alle Zweifel des Ungenannten keinesweges so neu und unerhört seien, als sie vielleicht auch Lessing geglaubt habe[1]). Viele seien längst gesagt und wiederholt worden, nur nicht von Christen, sondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in diesem Jahrhundert, nicht von Freidenkern in Frankreich und England (wohin sich die Polemik vieler großen Retter und Streiter einschränkt), sondern von Rabbinen früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentist manches, wenigstens den ganzen Schnitt der Sehart, genommen zu haben scheine.[2]) Die Vermuthung eines neuern Theologen, daß Reimarus in diesem nachgelassenen Werke gar nicht sein Eigenthum anerkennen würde, daß er darin die Schriften der Freidenker (vielleicht durch eigene Beiträge vermehrt) nur nach Verwandtschaft ihres Inhalts verarbeitet, in einen gewissen Zusammenhang gebracht und in eine eigenhändig von ihm geschriebene Sammlung vereinigt habe — bleibt ein frommer Versuch, das Andenken eines so berühmten Mannes, welcher seine übrigen Schriften im Dienste des Christenthums verfaßt zu haben schien, zu retten[3]). Des Verfassers eigener Vorbericht, welchen Lessing in dem siebenten Anti-Göze mitgetheilt hat, läßt hierüber nicht den geringsten Zweifel bestehen; nur soviel geht daraus hervor, daß nach seinem Willen das Werk auch nach seinem Tode nicht sobald durch den Druck bekannt gemacht werden sollte, bevor sich die Zeiten mehr aufklärten. „Blos meine eigene Gemüths-Beruhigung, sagt er, war vom ersten Anfange der Beweggrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb; und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine bekanntgemachten Einsichten irre zu machen oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift sollte blos im Verborgenen, zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl es ohne meine Schuld geschehen würde, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte.“ Lessing hat insofern allerdings dem Willen des Verfassers entgegen gehandelt, daß er, wenn auch nicht das Ganze, doch einzelne Theile so bald in die Welt schickte; er gesteht es selbst, er will es aber selbst vor Gözen vertreten. „Der

---

abgeschreckt hätte, der Wahrheit diesen Dienst zu thun: sie mag sich nun endlich finden lassen, auf welcher Seite sie will. Sondern weil ich wirklich das ganze Manuscript nicht in Händen, und es nur bei Leuten gelesen habe, die entweder viel zu eifersüchtig, oder viel zu furchtsam damit sind, als daß sie es mir anvertrauen möchten; so viel und heilig ich auch die vom letzten Schlage versichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wollte.“ (Dies ging besonders auf den Sohn von Reimarus; die Tochter, Elise, dachte anders. Vgl. XII, 503, 531 und die Beilage.)

1) Herder, über G. E. Lessing. Werke zur Litt. und Kunst XIII. Allein Lessing hat dies nie geglaubt, und sich in der Duplik, X, 48, bestimmt darüber ausgesprochen. „Freilich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand ausgeschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehren Stürmen gewesen u. s. w.“

2) Diesen Punkt habe ich früher berücksichtigt in Bodins Heptaplomeres, S. 157 ff. „Zur Vergleichung mit den Wolfenbüttel'schen Fragmenten.“

3) A. a. O.

Ungenannte, sagt er, war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte, und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß; fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man blos zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen weder sich noch andre unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wenn er schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist."

In dem Bruchstücke eines Aufsatzes gegen Marscho sagt Lessing in gleichem Geiste (XI, 514): „Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen, in die Welt gezogen. Also bin ich ihm meine Vorsprache schuldig, so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpfen. — — Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegenzusetzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter auseinander bringen: und dieser Dritte kann niemand als das Publikum sein."

„Ja, ich bin stolz genug zu glauben, daß da, wo ich Belehrung brauche oder finde, auch Andre derselben ermangeln dürften. Ich halte mich für kein Haar besser, als irgend einen Menschen in der Welt, aber ich habe auch keine Ursache, mich für schlechter zu halten, als irgend einen. Ich kann fehlen, wie Andre; aber Andre können auch fehlen, wie ich. Und wenn ja gefallen sein muß, so will ich lieber über meine eigenen Beine zu Boden straucheln, als zu Boden gerissen werden." —

So manches Bekenntniß aus dem Anti-Göze könnte ich noch anführen, welches mit mehr oder weniger Nachdruck und Wärme von dem Ernst zeuget, womit Lessing die Sache der Wahrheit und des Gewissens bei der Herausgabe dieser viel besprochenen Fragmente ergriffen, was Herder, selbst ein Theolog, so kräftig betonte: „Ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren und, wie ich aus manchen Aeußerungen schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte, und seinen Charakter über das, was männliche Wahrheitsliebe ist, genug zu kennen glaube: ich bin für mich überzeugt (für Andere mag ichs nicht sein,

noch werden), daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freien und männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laie seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte: überhaupt Lessings Charakter, wie er jedem eingedrückt sein muß, der ihn gekannt hat (und Andere sollten doch darüber behutsam sprechen und urtheilen): alles dies ist mir Bürge für seine reine philosophische Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte: nemlich — ich wiederhole es — freiere Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden, der sie glaubt und an sie glaubt, sein muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein, nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessings Schuld nicht; — aber zu unsern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios sein, der so etwas zu behaupten wagte." — So Herder im Todesjahre Lessings (1781); und sollte es heute solche Theologen, solche Religiöse geben? —

In dem Anti-Göze nehmen die Beweise für die Zulässigkeit, ja die Nothwendigkeit der Bekanntmachung ketzerischer, der Religion verderblicher Schriften einen großen Raum ein. Er will zeigen, (Anti-Göze III.) „daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entsteht, in keine Betrachtung zu kommen verdiene; — daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste verstehe, sich nicht einfallen lassen kann, die Freiheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken, weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen Göze forderte, und wie viele andere mit ihm! die Einwürfe der Gelehrten gegen die Religion sollte lateinisch geschrieben werden, was Lessing im IV. Anti-Göze halb ernsthaft, halb komisch, als eine unnütze und lächerliche Forderung hinstellt — daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (A. G. V.), indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte."

Was konnte Lessing Besseres thun, als sich zuletzt auf Hieronymus zu berufen, der eine, seinem eigenen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — „man merke wohl, übersetzte! und übersetzen, ist doch wohl mehr, als blos herausgeben" (X, 197) — es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν; um sie vor den Verkleisterungen und Verstümmelungen eines andern Uebersetzers, des Rufinus, zu retten, d. i. um sie in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Versuchungen,

der Lateinischen Welt vorzulegen. Als ihm nun hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele, was war seine Antwort? (fragt Lessing, Anti=Göze VI.) O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit! — Nun weiß ich freilich nicht — fährt er fort — was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen [1]). Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Göze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben (im 1. Anti=Göze). „Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrath anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?" —

Er wünscht nichts mehr, gesteht er offen, als „alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können". Sollte die Nachricht bei Isaac Vossius sich bestätigen, daß von den so gefährlichen „fünfzehn Büchern des Porphyrius gegen die Christen" (von deren Dasein bisher noch nicht die geringste Spur verlautete —) ein Exemplar in der Mediceischen Bibliothek in Florenz im größten Geheimniß verwahrt würde, so daß niemand es lesen, niemand das Geringste der Welt daraus mittheilen dürfte — so möchte er dort, in Florenz, nicht Bibliothekar sein, und wenn er Großherzog zugleich sein könnte (X, 200). „Oder *vielmehr*, (setzt er hinzu) ich möchte es nur unter dieser Bedingung sein, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verbot geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Pallaste drucken lassen, und geschwind das Großherzogthum, welches mir itzt schon in Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte." — Das nämliche betheuert Lessing in Hinsicht eines damals noch ungedruckten Werkes von Abailard, welches Martene und Durand in der Hand gehabt, in quo, genio suo indulgens, omnia christiana mysteria in utramque partem versat, — und welches sie drucken zu lassen noch zu zaghaft waren. „Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin. — Aber wünschen einer zu sein, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?" — [2])

---

1) Hierin liegt ein Mißverständniß, wie Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation VI, S. 283. gezeigt hat. Die von Hieronymus gegen Ruffinus hier gebrauchten Worte: schola tyrannica bedeuten nicht etwa irgend eine verfolgende theologische Sekte, sondern sind eine ironische Anspielung auf den Vornamen seines Gegners: Tyrannius Ruffinus.

2) Diese von Lessing so ersehnte Schrift des Abälard ist erst in unsrer Zeit von V. Cousin (Oeuvres inédites d' Abélard, Paris 1836) wieder aufgefunden und herausgegeben. Sie führt den Titel: Sic et Non. Aber der Kern dieser ehemals für so furchtbar gehaltenen Schrift ist mehr philosophisch als theologisch, und das Geheimniß um diese Schrift hatte die Vorstellungen davon sehr vergrößert. S. Cousins Introduction l. c. XXXV.

Lessing hatte eine hohe Meinung von dem wissenschaftlichen Werthe des nachgelassenen Werkes von Reimarus und dies war nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß, es herauszugeben. Gewiß kann ein Werk, welches auf einen Lessing einen so tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließ, anregend wirkte, nicht für unbedeutend gehalten werden. Eine hervorragende Stelle in der Geschichte der modernen Kritik der Bibel und Offenbarung bleibt ihm unbenommen; sein Verfasser ist der Vorgänger von David Strauß, der einiges davon benutzt hat, und dessen Nachfolgern. Daß die Anschauungsweise des Verfassers im Ganzen jetzt nur noch historischen Werth habe, wird man dem neuesten Herausgeber gern zugeben [1]). Immer bleibt die Frage, erstlich, ob diese Fragmente ohne Lessing, als Herausgeber, und ohne die von ihm deshalb geführten Kämpfe die außerordentliche Wirkung gehabt hätten; und dann, ob Lessing dieses hohe Interesse für das Werk gefaßt hätte, ohne die Hochachtung für die Talente, die Gelehrsamkeit und den Charakter des ihm wohl bekannten Verfassers, welche er hinzubrachte, wenn er gleich vor den Lesern diese seine Meinung von dem Verfasser lediglich und allein aus dem Werke geschöpft zu haben vorgiebt. Neben einem Reimarus, wie tief stand ihm ein Göze mit seinen Stäubchen aus der Literar- und Bücherkunde; man begreift den Unmuth, womit Lessing die Schmähungen desselben und seinesgleichen gegen seinen Ungenannten aufnimmt. Doch muß man gerecht sein, und anerkennen, daß der Eifer der Orthodoxen durch die nicht immer würdige, in Voltaire's Ton mitunter fallende frivole Behandlung der Personen und Gegenstände, vorzüglich in dem alten Testamente, hinlängliche Nahrung und ihre Rechtfertigung fand. Eichhorn, welcher in dem Ungenannten einen Mann voll schöner Kenntnisse, einen Denker voll Untersuchungsgeist, einen Gelehrten voll Scharfsinn, voll Gefühl historischer Wahrscheinlichkeit und gutem Urtheil rühmt [2]), bedauert es um so mehr, daß seine Untersuchung nicht so kalt und ruhig bleibt, wie sie sich für einen Denker und Forscher der Wahrheit allein schicke, daß er nur gar zu oft in Wärme und Erbitterung gerathe und, von dieser Leidenschaft hingerissen, auf Uebertreibungen, Verdrehungen und Verfälschungen der Geschichte und harte Ausdrücke verfalle, daß er dadurch sich und seiner oft guten Sache Schaden thue, und seinen Gegnern Gelegenheit gegeben werde, an seinem Charakter irre zu werden, und über Mangel an Redlichkeit zu klagen. Mendelssohn, welchem Lessing bei seinem Besuche in Wolfenbüttel im Herbste 1770 das Manuscript mittheilte und nach Berlin anvertraute, tadelte schon Aehnliches an dem Ungenannten. Lessing freilich wollte diesen Tadel nicht zugeben; nur so viel, daß auch bei dem Ungenannten manchmal „das Ziel seines Nachdenkens die Stelle war, wo er des Nachdenkens müde geworden." Aber Unbilligkeit möchte er

1) Dr. Klose a. a. O.

2) Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur, von Joh. Gottfr. Eichhorn, I. Leipzig 1787. S. 4 in der Anzeige der „Uebrigen noch ungedruckten Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten." Von C. A. Schmidt.

nicht gerne auf ihn kommen lassen. Mendelssohn hatte die richtige Bemerkung gemacht: „daß man bei Beurtheilung gewisser Charaktere und Handlungen das Maaß der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in die Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen". — „Allein doch wohl nur bei solchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts sein sollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen? (wirft ihm Lessing ein, XII, 281) und sollen das die sein, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilt, und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurückzustellen. Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend sein, und die geringsten ihrer Handlungen sollen in Absicht auf eine gewisse göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet sein. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will: so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge blos entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unsern bessern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die sie in noch besseren, noch aufgeklärteren Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist, (schließt Lessing) muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen."

Wenn aber gar die Gegner unter den Theologen die Person mit der Sache verwechselten und die Streiche, welche nur der letztern gelten sollten, gegen jene kehrten; wenn sie einen Mann mit Verachtung überhäuften, vor welchem Lessing als Gelehrten und Denker die größte Hochachtung empfand, so kam jedesmal sein Blut in Bewegung und aus dieser Quelle floßen die heftigen Stellen seiner Polemik, worin er die dem Ungenannten zugefügte Beleidigung, viel mehr als die eigene, mit aller Bitterkeit und Schärfe zurückgab. Er verlangte jene Unterscheidung, zwischen der Person und der Sache, mit um so größerem Gewicht, als er selbst von Anfang an die Erklärung abgab, wie wenig er diese Sache, die Ausführungen des Fragmentisten, in allen Stücken vertreten möge; als er sogar, von seinem Standpunkte, Wege und Richtung andeutete, wie den Angriffen des Ungenannten auf die Bibel und die Offenbarung ihre Spitze abgebrochen werden könnte. Als daher Göze mit ungeschicktem Ausdrucke hingeschrieben, Lessing habe die „Advokatur des Ungenannten" übernommen, durfte er mit gerechtem Bewußtsein jene Beschuldigung von sich abweisen: „Denn ich habe nirgends gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt: vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß, wenn

der Ungenannte auch noch in so viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan sei: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl habe ich aber mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welcher ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlichlutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe." — Lessing durfte dies von sich rühmen, da Göze selbst ihm früher seinen Beifall gespendet hatte. Mit eben so viel Grund glaubte er anderseits auch den Ungenannten gegen den Vorwurf „muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustafieren, die man Lügen zu sein weiß" — Vorwürfe, welche den Ungläubigen und Ketzern, oder die es zu sein schienen, zu allen Zeiten gemacht wurden — zu schützen. Es ist der Maaßstab der Sittlichkeit, ja der Religion selbst, nämlich die innere Gesinnung, die Ueberzeugung, das unendliche Streben nach der Wahrheit, das Lessing als die Idee aller Wissenschaft festhielt, die ihm höher ging, als alle Ergebnisse der Wissenschaft. Dies ist, um sich so auszudrücken, sein kategorischer Imperativ. Das Werk ist ihm nichts — die That, das Streben ist ihm alles. Diese Denkart ist weit entfernt, ist wesentlich verschieden von der Lessingen sonst oft beigelegten skeptischen Denkart, welche mit der Wahrheit, als solcher, nur zu spielen scheint, oder einem Indifferentismus, welchem an der Wahrheit selbst wenig zu liegen scheint. Niemals ist Lessing beredter, als wo er diese Seite anzuschlagen veranlaßt wird, und nirgends wird ihm dieser Anlaß so nahe gelegt, als bei der Vertheidigung seines Ungenannten. Sie entlockt ihm jene berühmte Apostrophe, welche ihn mehr charakterisirt als ganze Bände von Schilderungen vermöchten: — „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz." —

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" — [1])

1) X, 49. („Eine Duplik"). Man vergleiche mit diesem Ausspruch das bekannte Wort von Fontenelle: „Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hätte, so würde ich mich hüten, sie zu öffnen!

Fünftes Kapitel.

Den Gedanken, die Fragmente von Reimarus in die Welt zu schicken, brachte Lessing bereits von Hamburg nach Wolfenbüttel mit. Ich habe schon erwähnt, daß er bei Mendelssohns Anwesenheit in Wolfenbüttel im Herbste 1771 ihm das Manuscript zeigte und anvertraute. Vor andern Personen hielt er damit zurück, selbst vor dem Erbprinzen, der vielleicht durch Mendelssohn von jenem Manuscripte Kunde erhielt. „Die Neugierde der bewußten Person (schreibt Lessing an Mendelssohn nach dessen Rückkehr nach Berlin, den 9. Juni 1774 XII. 282) nach dem Manuscripte hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist; daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuscript bei sich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wollte."

Als Lessing im Sommer dieses Jahres nach Berlin kam, wollte er hier sogleich das Ganze in den Druck geben. Sowohl Nicolai als Mendelssohn widerriethen ihm auf das ernstlichste dieses Vorhaben. „Umsonst!" (sagt Nicolai) „er war davon nicht abzubringen; wie er sich denn überhaupt nicht leicht von einer Idee abbringen ließ, die einmal in seinem Geiste lebhaft geworden war. Er schrieb unsre Widersetzlichkeit einem ganz falschen Beweggrunde zu." Es fand sich auch ein Verleger, welcher den Druck übernehmen wollte, unter der Bedingung, daß das Buch die Censur passirte. Die theologische Censur wollte nun den Druck weder verhindern noch unterdrücken, aber doch nicht ihr vidi darunter setzen, welches man (meint Nicolai) einem christlichen Theologen auch nicht so übel nehmen konnte. Der Verleger hielt sich dadurch gegen alle Verdrießlichkeit nicht gedeckt und Lessing nahm das Manuscript zurück nach Wolfenbüttel. [1]) So geschah es, daß er das Werk in Bruchstücken seinen Beiträgen aus den Schätzen der Bibliothek von Wolfenbüttel einverleibte. Er hatte für seine Beiträge, welche in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Braunschweig herauskamen, die Censurfreiheit und unter dem Schutze derselben erreichte er, wenn auch durch einen Umweg, seinen Zweck. An den Aufsatz über Adam Neuser im dritten Beitrage (1774) geschickt anknüpfend, machte er den Anfang mit dem unverdächtigsten dieser Fragmente: Von Duldung der Deisten.

„Bei den Katholiken, heißt es unter anderm in diesem Fragmente, mit einiger Bitterkeit, ist die Intoleranz wenigstens consequent, nicht so bei den Protestanten, welche sonst allen Sekten in und außer der Christenheit ein freies Bekenntniß und öffentlichen Gottesdienst gestatteten." ... „Aber glauben mußt du

1) Anmerkung Karl Lessings XIII, 258.

doch etwas, was es denn auch sei! Eine reine vernünftige Religion zu haben und zu üben, ist wenigstens in der Christenheit nirgends erlaubt. Soll ich zu den Juden, Türken und Heiden gehen? Sie werden mich eben so gläubig hassen, verdammen und verfolgen (hier beruft sich der Verfasser auf das Beispiel von Uriel Acosta). Wenigstens sei die Kirche des alten Testaments gegen die Anhänger der Vernunftreligion, die proselytae portae, duldsamer gewesen. Endlich aber sei es unbillig, Jemanden zu verfolgen, weil er nicht glaubt, was zu glauben gar nicht in unsrer Macht, noch in unsrem freien Willen steht. Dadurch erzeuge man Heuchelei oder blinden Glauben, beides des Menschen, als eines vernünftigen Wesens, unwürdig." —

Zu diesem Fragmente gestattete sich Lessing einige Bemerkungen. Er wirft erstlich auf Adam Neuser einen Blick zurück. Hierauf wendet er sich gegen die Berufung des Ungenannten auf die proselytae portae, insofern diese keinesweges die volle bürgerliche Gleich- und Freiheit mit den Juden, wie es doch der Ungenannte voraussetzte, genossen hätten. Gewiß werden sie gewissen Einschränkungen in Beziehung auf die herrschende Religion unterworfen gewesen sein, und in diesem Fall dürften daraus leicht Regeln abzuleiten sein, unter welchen sich auch die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden. „Aber unsre Deisten, damit nimmt Lessing eine unerwartete Wendung, seinem Ungenannten gegenüber, unsre Deisten wollen ohne alle Bedingung geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, die christliche Religion zu bestreiten, und doch geduldet sein. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Christen zu verlachen, und doch geduldet sein. Das ist freilich ein wenig viel: und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdischen Kirche erlaubt war." — Man würde Lessing verkennen, wenn man etwa auf diese Aeußerungen sich stützen wollte, um die politische Unduldsamkeit gegen die Deisten zu rechtfertigen. Aber es bleibt ein großer Unterschied zwischen „die christliche Religion bestreiten und den Gott der Christen verlachen", und Lessing legt in dem Vorwort dieses ersten Fragments einen großen Nachdruck darauf, daß sein Ungenannter nicht unter die Spötter gehöre. „Er sei ein wahrer gesetzter Deutscher, in seiner Schreibart und seinen Gesinnungen; Leichtsinn scheine nicht sein Fehler gewesen zu sein und nirgends erlaube er sich Spöttereien und Possen". Daß Lessing in dieser Hinsicht manchen Zug übersehen mögen, ist schon bemerkt worden: hier handelt es sich im Allgemeinen um das Princip. Religionsspötter hat Lessing nicht geduldet haben wollen. Offenbar hat er hier Voltaire im Auge gehabt, dessen Fanatismus und Frivolität gegen die Bibel, besonders das alte Testament, mehr Schaden gethan, als zehn Ungenannte jemals vermocht hätten; es möge niemand überraschen, Lessing auch hier als den entschiedenen Gegner eines Voltaire anzutreffen. —

Drei Jahre später, 1777, nachdem Lessing inzwischen als Begleiter des Prinzen Leopold von Braunschweig in Italien gewesen und durch seine Ver-

heirathung sich in Wolfenbüttel gewissermaßen von neuem befestigt hatte, gab er den vierten seiner Beiträge zur Geschichte und Literatur und mit ihm fünf weitere Fragmente, welche den ganzen Band ausfüllen, unter der Ueberschrift: Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend, heraus. Ob die Aufmunterungen „von Seiten gewisser Freunde, ein Mehreres und wo möglich das Dreisteste und Stärkste mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unverantwortliche Dinge so geheim gehalten würden" — gerade so an ihn ergangen sei, mag unausgemacht bleiben, denn diese Fortsetzung war bei ihm beschlossen; nur daß er das Dreisteste und Stärkste diesmal noch zurück behielt; darauf sollten seine Leser durch das Vorangeschickte erst vorbereitet werden.

Ein jedes dieser Fragmente nun begleitet der Herausgeber, wie er schon früher gethan hatte, mit Zusätzen, mit „Winken," nennt er es, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich „in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt habe." Diese Zusätze enthalten nun schon den Kern desjenigen, was man Lessings Religionsphilosophie nennen kann, (vorzüglich die erste Hälfte der Erziehung des Menschengeschlechts) nur daß die Beziehung zu dem betreffenden Fragmente überall durchgeht, und die aus der Herausgabe dieser Fragmente nachher entsprungene Polemik Lessings spricht nichts aus, was nicht größtentheils im Princip hier enthalten ist. Dies gilt vorzüglich von dem ersten und allgemeinen Theile, welcher in gewichtvollen Sprüchen das Verhältniß von Buchstabe und Geist, von Bibel und Religion und die Entstehung des Kanon behandelt — Sätze, wegen deren Göze ihn als einen Gegner der christlichen Religion hingestellt, was Lessingen bewogen, sie mit der Aufschrift: Axiomata, [1]) nur in einer veränderten, mehr logischen Ordnung, als Texte einer ausführlichen Erörterung, von neuem zu bearbeiten und zu begründen. Es handelte sich bei dem Streite zwischen Lessing und Göze — von der literarischen und persönlichen Seite desselben abgesehen — um ein Princip, ein Princip, auf welches das ganze theologische System gegründet war, von welchem Lessing sonst wegen seiner „Bündigkeit" mit Achtung sprach. Es war der Glaube an die Theopneustie, an die Inspiration der Bibel, ein Glaubenssatz, an welchem die gesammten Neuerungen der biblischen Kritik und Dogmatik machtlos abgleiteten. Die ältere Schule hatte wo nicht immer das Bewußtsein, doch den Instinkt, daß sie mit dem Aufgeben der Theopneustie ihren Boden preisgab; daß mithin die neue kritische, historische Schule ihr weit gefährlicher wurde, als der baare Deismus und

1) Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Wider den Herrn Pastor Göze 1778 X. 133. — Bei der folgenden Darstellung habe ich mehr die Verwandtschaft und den Zusammenhang der Gegenstände, als die chronologische Folge der einzelnen Schriften im Auge, welche aus der Anordnung derselben in der Lachmann'schen Ausgabe, Bd. X., von selbst ins Auge fällt.

Naturalismus; daher der maßlose Eifer Göze's gegen diese Neuerer[1]), daher die Lessingen so stutzig machende Erscheinung, daß Göze die Fragmente des Ungenannten bei Seite ließ und sich mit aller Heftigkeit auf die Zusätze des Herausgebers warf, welche doch selbst eine Widerlegung des Naturalismus sein sollten und die neuen Reformatoren der Theologie so wenig schonte. Aber Lessing unterschied Buchstaben und Geist, Bibel und Religion. Die Bibel, lehrt er, „enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört, und es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sei. — Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. — Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben haben. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen könnten ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat" — dies war mehr als genug, um ihn in Göze's Augen als einen Gegner der christlichen Religion darzustellen[2]). Wir sind noch nicht bei dem Punkte angelangt, wo die Polemik gegen Göze dem Gegenstande des Streites eine hochkomische Färbung, ein dramatisches Interesse verleihen wird. Verweilen wir bei dem zuletzt angeführten Punkte, den Lessing unter die Axiome aufgenommen, und dessen wissenschaftliche Ausführung eine so bedeutende Stelle in der Theologie einnimmt: der Untersuchung über die Entstehung des Kanon, und, was damit im nächsten Zusammenhang steht, über den Gebrauch der heil. Schrift in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche.

Sechstes Kapitel.

Die Frage über die Entstehung des neuen Testaments ist eine Folge des Deismus in England. Toland hat im Jahre 1699 in seinem Amyntor den ersten Streit über den Kanon erregt, der aber Anfangs mehr dogmatisch, als historisch geführt wurde. Später wurde Deutschland der Schauplatz dieser Controvers. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts war es zuerst die Offenbarung Johannis, deren Aechtheit in Deutschland in den Vordergrund der Untersuchung gezogen wurde und eine lebhafte Bewegung hervorrief.

---

1) „Der rasende Abbt, der nachbrüllende Semler, der bei der Austheilung der Logik zu kurz gekommene Nicolai" u. dgl. (Thieß a. a. O. S. 27.)

2) „Wenn uns Herr Lessing (schrieb Göze in seinem „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessings — feindselige Angriffe auf die christliche Religion", S. 75) die Ausgabe einer Bibel liefern sollte, in welcher nichts weiter enthalten wäre, als was er in derselben für göttlich anerkennt; so würde solche gewiß im Taschenformate erscheinen."

Während mehrere Theologen (unter ihnen der General-Superintendent Knittel in Braunschweig) an der Aechtheit festhielten, stellte Semler sich an die Spitze der Gegner. Bald begann die strenge Prüfung auch der andren neutestamentlichen Bücher und endlich trat Semler im Jahre 1771 mit seiner „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" auf, welche für diesen ganzen Zweig der biblischen Kritik Epoche macht. Er wandte das historisch-kritische Princip mit aller Unbeschränktheit auf den ganzen biblischen Kanon alten und neuen Testamentes an und was seine Vorgänger, namentlich Michaelis, nur von fern und behutsam andeuteten, sprach er ohne allen Rückhalt aus. Der biblische Rationalismus erhielt mit ihm seine wissenschaftliche Grundlage. Zugleich zog er die Folgerungen aus den Grundsätzen seiner Kritik. Er zeigte, daß die herkömmliche Meinung von der beständigen Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit des Kanon historisch unrichtig sei — man behauptete sonst, daß der Apostel Johannes denselben auf immer geschlossen habe — er schied scharf in dem kirchlichen Kanon die Schrift von dem darin enthaltenen Worte Gottes oder, nach der Ausdrucksweise eines heutigen berühmten Kritikers, Bleibendes und Vergängliches im Christenthume. Viele biblische Bücher und Stellen könnten, Semlern zufolge, weil sie nichts zu der moralischen Besserung des Menschen beitrügen, ohne Nachtheil der christlichen Religion wegbleiben. In den ältesten Zeiten habe Kanon auch blos ein Verzeichniß der in den öffentlichen Versammlungen vorzulesenden Bücher, nicht aber eine Richtschnur des Glaubens und Lebens für alle Christen bedeutet. Die Kraft des Christenthums und die geistige Wohlfahrt des Menschen sei daher nicht an den Kanon, sondern an die darin enthaltenen Wahrheiten gebunden. Die angesehensten damaligen Theologen, wie Ernesti und Eichhorn, betraten denselben Weg und nicht lange, so wurde eine Frage der Schule, der theologischen Gelehrsamkeit, wie diese, so populär, daß der Dichter von Werthers Leiden einmal davon Gebrauch machte [1]). Michaelis setzte den Begriff der Aechtheit dem der Theopneustie der einzelnen Bücher der heiligen Schrift entgegen; auf ihn beruft sich daher Lessing. [2])

Lessing wurde längere Zeit vor den Angriffen Gözes auf diesen wichtigen Wendepunkt der neuern Theologie hingeführt, und zwar eben durch das Werk von Reimarus, welches am Schlusse des zweiten Theiles einen Abschnitt über den Kanon und das kanonische Ansehen der Bücher des neuen Testaments enthält, der aber ungedruckt geblieben ist. [3]) Diesen Abschnitt wollte Lessing im Jahre 1774 bei Voß in Berlin herausgeben, mit einer Vorrede unter dem

1) Goethes W. XVI, 124. zeichnet Werther (also um 1772) ein Bild der Frau Pfarrerin, „einer Närrin, die sich abgibt, gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons verliert, gar viel an der neumodischen, moralisch-kritischen Reformation des Christenthums arbeitet" u. s. w. Dieser Zug wird aus dem Leben genommen sein.

2) Axiomata. Schluß X. 164.

3) Zeitschrift für histor. Theologie a. a. O. S. 522.

Titel: „Eine noch freiere Untersuchung des Kanons alten und neuen Testaments". Das — noch freiere ging, wie Lessing ausdrücklich an seinen Bruder erklärte, auf Semlers freie Untersuchung.[1]) Dieses Vorhaben unterblieb, vermuthlich weil Lessing sich mit dieser wichtigen Untersuchung nicht genug that. — In der That kam er nach mehreren Jahren auf diesen Gegenstand zurück; dies zeigt das Fragment seiner im theologischen Nachlasse erschienenen: Neuen Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtsschreiber betrachtet (1781. XI, 425). Lessing spricht sich sehr zufrieden mit dieser Schrift aus, er, der sonst nur wegwerfend über seine besten und schönsten Leistungen redet. „Etwas Gründlicheres, schreibt er seinem Bruder vom 26. Februar 1778, glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft selbst, wie natürlich sich alles aus einer Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das ist die nämliche Schrift, die ich Voßen zugedacht habe, denn sie ist so, daß sie bei dem allen sich vor der Berlinischen Censur nicht fürchten darf." Neue Hindernisse traten aber dazwischen und der Aufsatz, wie er unter Lessings Papieren sich gefunden hat, kann immer nur als ein bloßer Entwurf gelten und darnach beurtheilt werden. In der Vorrede sagt Lessing, daß es nur die ersten Linien eines Werkes seien, an welchem er seit vielen Jahren arbeite; Umstände seien eingetreten, welche ihn nöthigten, einen Vorschmack davon zu geben. Denn er sei bei den Haaren dazu gezogen worden, sich über gewisse Dinge zu erklären, die mit der gegenwärtigen Hypothese sehr genau zusammenhängen (das Verhältniß der Bibel zur Glaubensregel und zur Tradition, und der Gebrauch der Bibel in den ersten Jahrhunderten der Kirche ist gemeint, deren Betrachtung nachher an die Reihe kommt). Sollte er nun auch in dieser Hypothese oder in jenen Dingen oder in beiden irren: so werde man doch finden, daß er nicht ohne Charte, und daß er nach einer und der nämlichen Charte geirrt habe, die man für falscher ausschreie, als sie bei sorgfältigen Nachmessungen sich wohl finden möchte. — „Den wahren Weg einschlagen ist oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu sein giebt allein Verdienst."

Lessing spricht nur von einer Hypothese, wobei er „die höhere Würde der Evangelisten weder bestreite noch läugne; vielmehr könne diese höhere Würde bei seiner Hypothese selbst noch sehr wohl bestehen" .... Auch ist die Kritik der neuern Zeit bereits über diese Hypothese hinaus gegangen; dennoch nimmt sie in der Geschichte der biblischen Wissenschaft ihre bestimmte und eigenthümliche Stelle ein. Es handelte sich hier zunächst um das Verhältniß der drei synoptischen Evangelien, des Matthäus, Marcus und Lukas, sowohl in ihrer Uebereinstimmung zu einander, als mit Bezug auf eine gemeinsame Quelle. Semler

1) XII. 421, den 11. Nov. 1774.

hat bekanntlich 1783 die Quelle der Uebereinstimmung der drei ersten Evangelien in der Annahme einer oder mehrerer Syro-Chaldäidschen Urschriften gesucht [1]). Allein schon zehn Jahre vor ihm hat Lessing [2]) in seiner neuern Hypothese es wahrscheinlich zu machen gesucht, das Evangelium der Hebräer oder der Nazarener möge die Quelle für unsre Evangelien gewesen sein. Er findet nämlich, daß die Nazarener des vierten Jahrhunderts ein eigenthümliches chaldäisch-syrisches Evangelium hatten, [3]) welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen des Evangeliums der Apostel; bald unter dem Namen des Evangeliums der Hebräer, bald unter dem Namen des Evangeliums Matthäi vorkommt. Dies wird jenes hebräische Evangelium gewesen sein, welches Matthäus in das griechische übersetzt; eben die nämliche hebräische Urkunde haben sowohl Lukas, als Marcus vor sich gehabt; jener habe wo nicht alles, doch das meiste, nur in einer etwas andern Ordnung, in einer etwas bessern Sprache in sein Evangelium übergetragen; letzterer, den man gemeiniglich nur für den Epitomator des Matthäus hält, scheine dieses blos zu sein, weil er aus eben derselben hebräischen Urkunde schöpfte, aber vermuthlich ein minder vollständiges Exemplar vor sich hatte. — Diese hier kurz zusammengedrängte Ansicht wurde gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zuerst von A. H. Niemeyer, darauf von mehreren Theologen [4]) mit einigen Modificationen angewendet und noch weiter ausgeführt. Aus dieser Annahme entwickelte sich bei Eichhorn die überaus scharfsinnige combinirte Hypothese von dem Urevangelium, welche längere Zeit herrschend blieb, endlich aber doch, weil sie sich von dem Gesetze der Einfachheit und von jeder Art historischer Begründung entfernt, aufgegeben wurde [5]).

Hier handelte es sich nur um die drei synoptischen Evangelien. Was nun aber das Evangelium Johannis anlangt, so haben die einen ihm mehr einen polemischen Zweck (z. B. gegen die sogenannten Johannesjünger); andre mehr einen apologetischen Zweck ihm zugeschrieben. Zu den letztern gehörten andeutungsweise Eichhorn, ausdrücklich Schott und besonders Lücke, und dieser weist wieder auf Lessing zurück [6]). Nicht mit Unrecht, nur daß Lessing noch etwas Höheres und Allgemeineres beim Johannes vorschwebte, wenn er von ihm sagt, sein Evangelium „mache allein eine Klasse für sich aus!" Er leihet dem Evan-

1) K. A. Credner, Einleitung in das neue Testament, I. Theil Halle 1836 S. 175.

2) Ich gehe hier auf den ersten Entwurf von 1774 zurück, während Credner nur das Bruchstück von 1778 anführt.

3) Die nämliche Ansicht ist noch in einem andern Aufsatze in Lessings theologischem Nachlasse: „Theses aus der Kirchengeschichte" (XI. 593 — 598) ausgesprochen.

4) J. C. Weber, Corrodi, Thieß, Venturini, J. E. Chr. Schmidt, J. A. Bolten, s. Credner a. a. O.

5) Credner S. 176 — 178. Der Annahme eines Urevangeliums wurde gleichzeitig die der mündlichen Ueberlieferung als Quelle entgegengesetzt, und jene zählt Herder zu ihren Anhängern.

6) Credner (a. a. O. 274.), welcher sehr nachdrücklich gegen diese Ansicht und alle

gelium Johannis eine für die Entwicklung des Christenthums constitutive Bedeutung, wenn er sagt [1]): „das Evangelium der Nazarener, die Quelle der drei ersten Evangelien, hervorgegangen von Leuten, welche persönlichen Umgang mit Christo gehabt, war unfähig, eine höhere Idee von der göttlichen Person Christi zu erwecken: — sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Sekte wieder einschlafen und verschwinden; sollte es unter den Heiden als eine besondere unabhängige Religion bekleiben: so mußte Johannes in's Mittel treten und sein Evangelium schreiben. Nur sein Evangelium gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz, nur seinem Evangelium haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion in dieser Consistenz, aller Anfälle ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben: das ist (setzt Lessing hinzu), das ist ewig.“ — Die ewige Fortdauer der christlichen Religion kann, mit Rücksicht auf die tiefsten religiösen Bedürfnisse der Menschheit, nicht bestimmter, nicht zuversichtlicher ausgesprochen werden, und wir verstehen jetzt besser, was Lessing auf diesem Gebiete so oft von dem beseligenden Glücke des Christen spricht, auch wenn er für seine Person es nicht erfahren. Unverkennbar theilte Lessing mit andern vorzüglichen Männern in der Kirche und der Wissenschaft (ich erinnere an Fichte) die Vorliebe für den Johannes, dessen Evangelium er, mit Berufung auf die alten Kirchenväter, das Evangelium des Geistes nennt, indem er es dem des Matthäus, als das Evangelium des Fleisches, entgegensetzt, was (setzt er hinzu) noch von keinem neuen orthodoxen Theologen geläugnet worden. Warum aber das Evangelium des Fleisches von drei Evangelisten gepredigt wurde, sei jetzt nicht sowohl die Frage, als warum unter vielen andern, aus der Nazarenischen Urkunde geflossenen griechischen Evangelien die Kirche außer dem Matthäus nur eben noch den Lukas beibehalten. Lessings Meinung, für welche er den strengen Beweis schuldig bleibt, weil er durch Induction geschehen müsse und er die Beispiele nicht genug beisammen habe, um eine solche Induction zu einer Art von Demonstration zu machen, geht dahin: die Kirche habe jene beiden Evangelien beibehalten, weil sie in vielen Stücken gleichsam die Kluft ausfüllten, die zwischen dem Matthäus und dem Johannes liege, indem der eine ein Schüler des Petrus und der andre ein Schüler des Paulus gewesen sei [2]). —

---

und jede „Nebenzwecke“ sich ausgesprochen. „Diese als höchste Wahrheit angepriesene Entdeckung (nämlich, daß es der Hauptzweck des Evangeliums gewesen sei, jene vornehmlich durch die Entwickelung der falschen Gnosis verursachten Störungen und Schwankungen des Glaubens durch apologetische Darstellung der christlichen Wahrheit aufzuheben, welcher Lessing nur auf der Spur war (sagt Lücke), lasse sich schwerlich mit Joh. 20, 31. vereinigen.“

1) § 61 bis zu Ende. XI, 512.

2) Credner a. a. O. S. 112. „Mit wenigen Ausnahmen gilt das Evangelium des

An der Aechtheit des Evangeliums Johannis zweifelt Lessing eben so wenig, als an der Authentie irgend einer einzigen Schrift des neuen Testaments, wenn er erklärt: „Ich glaube fest, das sie alle von den Männern geschrieben worden, deren Namen sie führen. Ich bin nicht der Meinung derjenigen, welche glauben, daß diese Schriften vor den Zeiten des Trajan gänzlich unbekannt waren. Wie könnte ich auch, da mich nichts berechtigt, sie für untergeschobene Schriften zu halten?" [1]) Nur daß sie schon so früh, als manche Apologeten, z. B. Leß, wollten, allgemein gewesen wären, das bestreitet Lessing. Doch dies führt schon zu der andern Hauptfrage, welche bald an die Reihe kommt [2]). Auch an der Göttlichkeit der Schriften des neuen Testaments hält Lessing aus theologischen Gründen fest (die philosophischen Gründe dafür fließen ihm aus einem andern Princip). Noch mehr: er verwirft selbst die Eingebung dieser Schriften durch den heiligen Geist nicht durchaus [3]); nur daß sie ihm nicht, wie bei Calov und Göze, an den Buchstaben geknüpft ist, welche die Natur gleichsam aufhebt, und sich einer wissenschaftlichen Betrachtung und Prüfung widersetzt.

Und hier stehen wir bei der Frage, welche, im Zusammenhange mit der vorhergehenden, über die Evangelisten und die Geschichte des Kanon, in Folge der Wendung, welche die Polemik mit Göze genommen, vor jener in den Vordergrund trat und selbst in der unvollkommenen Entwickelung, wie Lessing sie hinterließ, der Theologie einen Anstoß gegeben, der noch fortwirkt. Es ist die Frage von der Glaubensregel (regula fidei), ihrem Verhältniß zur Kirche und zur heiligen Schrift, und von dem Ansehen der heiligen Schrift in den ersten Jahrhunderten der Kirche. Auch auf diese Grundfragen ist Lessing nicht erst durch den Streit mit Göze geleitet worden, er gab ihm nur die Gelegenheit, sie fester zu begründen und anzuwenden. Er sagt in dem Fragmente eines Entwurfs: G. E. Lessings Bibliolatrie (XI, 537), daß er in diese Streitigkeit gleichsam bei den Haaren gezogen worden. „Ich

---

Markus allgemein als abhängig vom Apostel Petrus. Aber die Art und Weise dieser Abhängigkeit wird verschieden angegeben. Anfangs wird sie als eine allgemeine, später als eine besondere beschrieben. Nur vereinzelt wird, gegen die allgemeine kirchliche Ueberlieferung, auf eine Abhängigkeit des Markus von Paulus hingewiesen. (Folgen die Belegstellen aus den Kirchenvätern.) —

1) Zusätze Lessings zu der „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze." Theologischer Nachlaß. XI, 543. Aus dem 6. Theile der vermischten Schriften Lessings. (In dem Inhaltsverzeichnisse zu dem XI. Bande der Lachmannschen Ausgabe sind diese Zusätze ganz übergangen und daher schwer zu finden.)

2) Ueber die Entstehung des Kanon des N. T. in Bezug auf die übrigen Bestandtheile desselben, besonders die Offenbarung Johannis spricht Lessing in dem Fragment „Historische Einleitung in die O. J." (XI, 599) so weit sich aus, daß man sieht, er hat diese Schrift für keine ächte halten mögen.

3) Theses aus der Kirchengeschichte § 3. XI, 593.

sage, bei den Haaren gezogen worden. Nicht weil ich mich vor einem solchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt. Denn ich hatte es längst für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum. Nur, weil man dergleichen Untersuchungen doch eigentlich nur zu seiner eigenen Beruhigung anstellt, und sich selten die Mühe nimmt, ihnen die Runde und Politur zu geben, durch welche sie allein im Publico Umlauf erhalten können, war es mir verdrießlich, zu einer Arbeit zurückzukommen, die ich einmal für allemal abgethan glaubte." Und so gebietet uns schon die Zeitfolge, wie die Natur der Sache, den Kern von Lessings Forschungen über diese Aufgabe hier zu entwickeln.

Es liegt derselbe in den allgemeinen Sätzen, welche Lessing auf die Fragmente folgen ließ, und von denen wir ausgegangen sind, schon ausgesprochen: „Auch war die Religion, ehe eine Bibel war, das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der (christlichen) Religion davon abhängen."

Der nähere Inhalt dieser inhaltschweren Sätze wird von Lessing, obschon ohne die Beweise aus den Quellen, in den Axiomata näher entwickelt. Hier kommt der Gegensatz von Schrift und Ueberlieferung schon in einer solchen Fassung zur Sprache, daß sich Lessing damit zu seinen Untersuchungen über die Entstehung und Fortbildung des Christenthums und der Kirche den Weg bahnt, wo er den ersten Schritt thut, den Vorstellungen eines beschränkten Lutherthums auf dem Boden der apostolischen Kirche entgegenzutreten, ohne dabei, wie er versichert, den Boden der Reformation zu verlassen. Lessing unterscheidet scharf und lebendig Luthern und das Lutherthum. In seinem Berengarius Turonensis schien er gegen die katholische, wie gegen die reformirte Kirche als ein eifriger Sachwalter der lutherischen Orthodoxie aufzutreten. Aber hier wollte er nur Historiker sein. Als Philosoph und Theolog wurde ihm dieser Boden bald zu eng. Schon in dem Aufsatz über die ewigen Strafen hat Lessing im Vorbeigehen es bedauert, daß die Reformatoren den Begriff „eines Mittelzustandes nach dem Tode" in der alten Kirche aufgegeben haben; noch weit mehr thut er dies jetzt in Betreff des Begriffes der Ueberlieferung, als Ergänzung der heil. Schrift. „Ich kann unmöglich vorsätzlich taub sein (schreibt er), wenn mir das ganze Alterthum einmüthig zuruft, daß unsre Reformatoren unter dem ihnen so verhaßten Namen Tradition, viel zu viel weggeworfen haben". Die von Göze mit so viel Sicherheit aufgeworfene Frage: ob, wenn die Neutestamentlichen Bücher nicht geschrieben und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Christus gethan und gelehrt hat, in der Welt übrig geblieben sein würde? — giebt Lessing eine der erhabendsten Stellen seiner Streitschriften ein. „Alles, was in der Welt geschieht,

ließ Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann; und nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären gepredigt worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst in todte Buchstaben verwandelt Worte des Lebens geworden sein? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? —— O über den Gottesgelehrten, der außer diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andern Wege, die er nicht sieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde!" —

So war es denn auch eine Herausforderung Göze's, welche Lessingen nöthigte, diese Untersuchung mit aller Schärfe und Bestimmtheit auf denjenigen Punkt zu bringen, welcher, abgesehen von dem beschränkten Kampfplatz Gözen gegenüber, eine bleibende Frage der Wissenschaft geworden ist. Auch trat Göze mit eins vom Kampfplatz ab und verstummte. Dafür traten andere und geachtetere Gegner an die Stelle.

Göze also glaubte seinen Gegner damit in die Enge zu treiben, daß er, mit Bezug auf das Verhältniß von Bibel und Religion, die bestimmte Erklärung forderte: was für eine Religion er unter der christlichen Religion verstehe? — [1])

Dies war es, was Lessing nur wünschen konnte, eine Frage, worauf er durch längeres, sorgfältiges, mehrmaliges Lesen der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte vorbereitet war, um sagen zu können, daß er im Stande sei, „sich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen". „Der Belesenste, sagt er, hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich; der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten."

Lessings einfache und kurze Antwort auf die vorgelegte Frage lautet: daß er unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. [2]) Das Wort verstehe ist hier nicht ohne Absicht. Lessing schrieb damals, 9. August 1775, an Elise Reimarus (XII, 508): „Es freut mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm Evolutiones machen, deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da

---

1) Lessings Schwächen, gezeigt von Johann Melchior Göze. Das zweite Stück. Hamburg 1778. S. 66. „Meine Erklärung ist diese: ich werde mich nicht eher in die Beantwortung der Hauptsache der Axiomen einlassen bis — bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite. Die Frage, über welche ich mit Herrn Lessing streite" u. s. w.

2) X, 240. „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage u. s. w."

er sich nun einmal verredet hat, und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich von der christlichen Religion verstehe; so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwerk schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern suchen, was ohnedem nicht geschehen wird; nämlich nur zu verhindern suchen, daß die Papisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Papisten werden." Niemand wird aus dieser halb im Scherz hingeworfenen Rede den Schluß ziehn, als sei es Lessing mit der Sache selbst kein Ernst gewesen. Aber Göze hatte nach der Frage: was für eine Religion er unter dem Wort, christliche Religion, verstehe, unmittelbar hinzugefügt: „— und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennt, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu sein er sich rühmet!" — Diese zweite Frage hat nun Lessing, als geradezu inquisitorisch, ganz unbeachtet stehen lassen.

Lessing stellte sich ganz auf den Boden der Geschichte und giebt mit vollen Händen zu, was die strengste Orthodoxie zu fordern das Recht gehabt hätte; indem er, „damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whistonsche Falle träumen lasse", hinzusetzt, „daß er sogar das sogenannte Symbolum der Apostel und das Symbolum des Athanasius mit darunter begreifen will, ob es schon ausgemacht sei, daß dieses zu jenem gar nicht gehöre." [1])

Es kam hier darauf an, das ursprüngliche Verhältniß dieses Inhalts der christlichen Religion zum neuen Testament urkundlich und geschichtlich zu bestimmen. Dies thut Lessing in einer Kette von neunzehn Paragraphen, welche als eben so viel Thesen dastehen, denen nur der erforderliche gelehrte Apparat fehlt, um unter den bedeutendern Leistungen der neuern Theologie einen selbstständigen Platz einzunehmen. Das Summarische, Gedrängte dieser Thesen gestattet keinen Auszug. Zu näherem Verständniß der Frage darf ich mich auf folgende beschränken:

1. Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse hieß bei den ältesten Vätern regula fidei.

2. Diese regula fidei ist nicht aus den Schriften des neuen Testaments gezogen.

3. Die regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Testaments existirte.

4. (6) Diese regula fidei also ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi erbaut worden, und nicht die Schrift.

5. (8) Die Schriften des neuen Testaments, so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen, und die einzelnen Stücke,

---

[1]) Wilhelm Whiston, englischer Mathematiker und Theolog († 1747) und bekannter Antitrinitarier, Chiliast und Prophet. Seine Neue Theorie der Erde (1696) hatte ihm den Beifall Newtons erworben, der ihn zu seinem Nachfolger an der Universität zu Cambridge vorschlug, welche ihn nachher wegen Häresie verstieß.

welche sie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie, bei einigen von uns, nach Luthers Zeiten, stehn.

6. (12) Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden.

7. (18) Der ganze wahre Werth der apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der christlichen Lehrer oben an stehen; daß sie, sofern sie mit der regula fidei übereinstimmen, die ältesten Belege derselben, aber nicht die Quellen derselben sind." —

Vielleicht sind seit Luthers Thesen in der lutherischen Kirche keine so einschneidenden, so umwälzenden Sätze gegen ein ganzes System der Theologie, wenigstens gegen das sogenante formale Prinzip der protestantischen Kirche, geschweige gegen den todten Buchstabendienst eines Göze, gegen das, was Lessing mit einem bei dieser Gelegenheit geschaffenen Worte Bibliolatrie nannte, erhoben worden, als in jenen neunzehn Thesen, welche, „eine ganz neue Welt theologischer Anschauung" in sich schlossen. Heute ist Lessings Thesis als ein Axiom, auch unter evangelischen Theologen, anzusehen;[1]) lange aber dauerte es, ehe es sich durch Lessing zur völligen geschichtlichen Klarheit gestaltete. Georg Calixtus im siebenzehnten Jahrhundert, der in gewisser Hinsicht ein Vorgänger Lessings auf diesem Felde genannt werden darf, indem er die Differenzen der christlichen Kirchen nach der Reformation durch ein Zurückgehen auf die ersten vier Jahrhunderte der Kirche ausgleichen wollte, hatte doch im wesentlichen an die Lehre de scriptura, die Achillesferse des protestantischen Systems (wie Strauß sie nennt) nicht gerührt, daher er mit seinen großen und edleren Bestrebungen für die Union, diese Aufgabe seines Lebens, dem Vorwurfe der Inconsequenz nicht entgehen konnte. Dahingegen wäre nun durch Lessing, mit der neuen Grundlage eines protestantischen Systems der Theologie, folgerecht angewandt, für die Union mit der katholischen Kirche ein Grund gelegt, haltbarer und fruchtbarer, als selbst derjenige, welchen, nach Calixtus, Leibniz und Molanus ohne Erfolg anbahnten. Wenigstens hat Lessing für seine Person, unter andern verwandten Beziehungen zu Leibniz, auch die, daß er sich als Theolog und als Christ durchweg auf den Boden der Union stellt und daher, wie Leibniz, von den Eiferern der lutherischen Kirche nicht verstanden wurde, obschon er die Grenze, wo die römisch-katholische Dogmatik in ihrer geschichtlichen Entwickelung über den Boden der regula fidei der ersten Jahrhunderte der Kirche hinausging, nicht minder scharf ins Auge faßte.[2]) Doch um diese Seite war es ihm bei der Lage der Dinge

1) „Es lag in der Natur der Sache, daß das lebendige Wort früher, als der Buchstabe der Schrift, Erkenntnißquelle des Christenthums sein mußte, denn durch das lebendige Wort wurden ja zuerst die Gemeinden gegründet und unterrichtet." C. A. Neander, Antignosticus, Geist des Tertullianus." S. 311. Vgl. S. 325. über die Glaubensregel.

2) Gleich § 7. der obigen Auseinandersetzung der regula fidei ist polemisch gegen die römisch-katholische Kirche: „Diese regula fidei ist der Fels, auf welchem die Kirche Christi

viel weniger zu thun, als um den consensus. Göze's und seiner Schule Behauptungen über die Bibel, als den einigen Lehrgrund der christlichen Religion, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, nicht fortgepflanzt werden, also nicht bestehen könnte — waren offen gegen die katholische Kirche im Reiche gerichtet. Es war kein bloßes Stratagem, wenn Lessing, um den Verfolgungen auszuweichen, womit Göze und sein giftigster Bundesgenosse, der Licentiat Wittenberg [1]) in Hamburg, vor dem Reichsfiscal ihn bedrohten, seine Sache mit der beleidigten katholischen Kirche, „des größern Theils der Christen", verknüpfte. „Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich mich in diesem Stücke auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik, noch Protestant zu antworten weiß; so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist." Deutlicher kann das Prinzip der Union nicht ausgesprochen werden. „Es hat unter den Katholiken einige gegeben, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollten, sagt Lessing weiterhin, und sich über das Prinzip der Kirche, gegenüber der Bibel, nachgebender erklärt haben. Dieses gehet mich nichts an, und der eigentliche Lehrbegriff der römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubigen Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind; sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, (mit dieser unerwarteten Wendung kehrt Lessing sich zu seinen Gegnern) mit welchem Fuge ein lutherischer Pastor und ein verdorbener Advocat (er meint den Licentiat Wittenberg) einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in

---

erbaut worden, und nicht Petrus und dessen Nachfolger" (von Lessing unterstrichen) — und in den Zusätzen, zu § 7. „Ueberhaupt haben die Papisten darin gefehlt, daß sie den canon fidei zur norma catholici et ecclesiastici sensus gemacht." Wenn diese ein wenig dunkel ausgedrückte Stelle nur so viel bedeuten soll, daß die katholische Kirche ihre Glaubensnorm überhaupt (und nicht blos die regula fidei der ersten Jahrhunderte) zur Norm der Wahrheit in der heiligen Schrift macht, so wird sie dies zwar nicht in Abrede stellen (Vgl. Möhlers Symbolik, 5. Aufl. S. 323); anderseits hat aber auch die lutherische Kirche von ihren symbolischen Schriften einen ähnlichen Gebrauch sanctionirt, während die katholische Exegese seit R. Simon bis heute immer eine größere Freiheit in Anspruch genommen. (Vgl. Möhler a. a. O.)

1) Albrecht Wittenbergs, beider Rechte Licentiaten, Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing. Qui, quae vult dicit, quae non vult, audiet. 1778. S. 38. Er citirt gegen Lessing Instr. Pacis Osn. Art. V. und das Patent Kaisers Karl VI. vom Jahr 1715 wegen Schmähschriften in Glaubens- und Staatssachen.

welchem, nach dem höchst neuen und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengen Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten sein soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen, denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen sein, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionspartheien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem sie alles, was katholisch ist, für unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Parthei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen." [1])

Göze wußte auf Lessings, ihm gewiß unerwartetes „Glaubensbekenntniß" im dritten Stücke von Lessings Schwächen nichts weiter entgegenzusetzen, als daß seine Behauptung: „daß die christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern könne" gar keines Beweises bedürfe, ja daß es eine Ungereimtheit sei, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern; wobei er, ohne sich zu besinnen, es einen Grundsatz aller Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Partheien, in welche dieselbe getheilt ist, selbst die Socinianer nicht ausgenommen, nannte, daß die Bibel der einige Lehrgrund der christlichen Religion sei. — Er machte es Lessing sehr leicht, diese Punkte geschichtlich in ihrer Gehaltlosigkeit hinzustellen, besonders da er durch „ein einziges abgedroschenes Stellchen aus dem Irenäus, das er Gott weiß aus welcher Lutherschen Polemik aufgelesen, alle 20 Gegensätze Lessings auf einmal niederzuschlagen meinte". Lessing schließt seine Antwort auf Gözes Erwiederung (im 3. Stücke der Schwächen) mit einer neuen Reihe von (12) Thesen, als dem Entwurf eines künftigen Beweises, daß die Socinianer nicht die ersten gewesen zu sein scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, wie sich aus dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio ergeben. Und hier habe sich der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit nur schlecht erwiesen. Die rechtgläubigen Väter stützten sich allein auf die regula fidei, also auf die Ueberlieferung, und erwiesen nur, daß die Schrift dieser Ueberlieferung nicht widerspreche. „Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen (heißt es im vorletzten Paragraph, mit Bezug auf die allgemeine Seite der Frage, welche für alle Zeiten ihre Geltung hat), so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christenthum zu wissen, das ganze Christenthum aus den neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr."

---

1) X, 246.

Auf diese Betrachtung, so geeignet, in die Verwirrung der Streitenden auf dem Boden der Kirche Licht und Ordnung zu bringen, ist ein kleiner Aufsatz in Lessings theologischem Nachlaß (XI, 603) gegründet, überschrieben: Die Religion Christi (1780) in acht Paragraphen mit dem Motto: „Denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten. St. Johannes." Lessing unterscheidet die Religion Christi und die christliche Religion als zwei ganz verschiedene Dinge. „Jene, die Religion Christi, ist diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte; — diese ist diejenige Religion, die es für wahr annimmt, daß Christus mehr als Mensch gewesen (dies wird in Paragraph 1. als ein Problem hingestellt) und ihn selbst, als solchen, zu einem Gegenstande der Verehrung macht. — Kaum lassen sich die Lehren und Grundsätze dieser beiden Religionen in einem und demselben Buche finden. Wenigstens ist augenscheinlich, daß jene, nämlich die Religion Christi, ganz anders in den Evangelisten enthalten ist, als die christliche. Die Religion Christi ist mit den klarsten und deutlichsten Worten darin enthalten; — die christliche dagegen so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, die nämlichen Gedanken verbunden haben".

Man kann das Problem, welches die verschiedenen Kirchen zu lösen haben, nicht schärfer und schneidender hinzeichnen, als es von Lessing geschieht; und das ist das Große seiner Schriften, bis auf das kleinste Fragment, daß alle Christen, welche es ehrlich meinen, an ihnen sich am schnellsten orientiren lernen können. Historisch aber weist uns Lessing auch hier wieder auf die Ueberlieferung hin.

Göze aber wollte Lessing auf ein Feld nicht länger folgen, wo das Poltern und Verdammen ein Ende hat und die Gelehrsamkeit und Kritik allein mitspricht. Diese Wendung hatte er offenbar nicht vorhergesehen. „Er erstaunte bis — zum Verstummen"; — nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der freiwilligen Beiträge und der Postreuters war mit ihm zugleich verstummt." [1])

Wie die Thesen über die regula fidei das Positivste sein möchten, was aus Lessings Feder über die christliche Religion überhaupt geflossen ist (er hat sie in einem Briefe an Herder sogar sein „Glaubensbekenntniß" genannt) [2]), so haben sie für die lutherische Kirche noch die besondere Bedeutung, daß sie in den Zeitpunkt fallen, da von angesehenen Theologen, wie Büsching und Semler, die früheren Angriffe eines Spener und Arnold auf die Gültigkeit und den Werth der symbolischen Bücher erneuert wurden, Büsching sogar (welcher selbst sein Buch auf dem Titel ein solches nannte, über welches Vorlesungen gehalten werden könnten) den Kern der ältesten Symbole nicht unberührt ließ, und die Nicänische Glaubens-

1) Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch. XI, 562.

2) Vom 25. Juni 1780. Es war ein Irrthum, daß ich diese Stelle in meiner Schrift über Lessings Erziehung des Menschengeschlechts S. 13—14. auf letztere bezogen wissen wollte.

formel ganz verwarf. [1]) — Dieser Streit, welcher weit über Lessings Leben hinaus sich verlängerte, indem er in Folge des preußischen Religionsedikts von 1788 aus dem Gebiete der Wissenschaft auf den allgemeinen Boden des kirchlichen Lebens, so wie der Denk- und Gewissensfreiheit versetzt wurde — scheint vorzüglich die Ursache, daß Lessings Thesen nicht diejenige Beachtung und Würdigung fanden, welche er erwartete, während die heutige Theologie sie in den Vordergrund der Controversen gestellt hat. [2]) In dem eben angeführten Briefe an Herder, kein volles Jahr vor seinem Tode, schreibt er, indem er seine Aufgabe als Herausgeber der Fragmente in gewisser Hinsicht als abgethan betrachtet: „Mein Ungenannter scheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigstens haben — und — sie ihm zu machen, redlich gesucht; so wenig sie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird sich der Ungenannte schon selbst so weit helfen, als er sich nach den Gesetzen einer höhern Haushaltung helfen soll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelassen, wenigstens mich darüber ausgelassen; denn zum Einlassen gehören zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt, vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen, noch der andern Parthei gelegen kam. Ist er noch so weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lärmen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meinung doch ganz und rein wissen soll, noch mit dem einzigen — anbinden müssen. Und darüber bin ich auch wirklich aus." [3])

Jener einzige, gegen welchen Lessing in der That mit einer selbstständigen Schrift über diese Frage aufzutreten sich rüstete, worin er aber durch den Tod unterbrochen wurde, war Christ. W. F. Walch, Verfasser der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" (Leipzig 1779). Sie war gegen Lessing und gegen Semler zugleich gerichtet, welcher nämlich noch vor Lessing bei verschiedenen Gelegenheiten geäußert hatte, daß der Gebrauch der Bibel in der ältesten Zeit bei dem gemeinen Christen sehr eingeschränkt gewesen. Seltsam genug wollte Walch sein Werk weder gegen den einen, noch den andern geschrieben haben, vielleicht um durch diese Wendung einer unangenehmen Polemik aus dem Wege zu gehen. „Ich kann, sagte er, die polemische Absicht nicht haben, den Herrn Hofrath Lessing zu widerlegen, weil er bis jetzt noch keine Gründe angegeben hat, die beantwortet werden können." Lessing aber glaubte die

1) Schröckhs Kirchengeschichte nach der Reformation. VIII. 191—200. Auch bei dieser Lebensfrage trat Göze dazwischen, hauptsächlich gegen den Berliner Prediger F. G. Lüdke, Verfasser der Schrift: Vom falschen Religionseifer. Berlin 1767.

2) Vgl. Ferd. Delbrück, Christenthum. Betrachtungen und Untersuchungen. 3. Theil. Bonn 1827. S. 19—21. „Als seine Lehre vor beinahe fünfzig Jahren an das Licht trat, fand sie nicht die Aufnahme, welche sie wegen ihrer Trefflichkeit verdiente. Hiervon lag die Ursache unstreitig in den damaligen Zuständen unserer Kirche u. s. w."

3) XII 541. Die Lücken bei den Namen rühren ohne Zweifel von Herders Hand.

Walch'sche Schrift nur um so mehr als gegen ihn geschrieben, „je sonderbarer die Ursache war, warum sie es nicht sein sollte". — „Also da der Herr Doktor mich nicht bestreiten kann, so will er mir wenigstens im voraus die Waffen aus dem Wege räumen, die ich brauchen könnte?" [1]) — Lessings Sache gegen Walch führten zwei Ungenannte, der eine noch zu Lessings Leben, mit scharfen Waffen, und erklärten seine Widerlegungen Lessings im Wesentlichen für verfehlt. [2]) Ein Urtheil, welches neuere Kritiker direkt oder indirekt im Ganzen bekräftigt haben. Wie bitter beklagt sich Lessing in den, im theologischen Nachlaß bekannt gewordenen „sogenannten Briefen an verschiedene Gottesgelehrten" [3]) gegen Walch, dem er sich als Theologen gern untergeordnet hätte [4]), über das sonderbare Unglück, das er habe, „nicht selten gerade da auf eine ganz ungeheure Art mißverstanden zu werden, wo er geglaubt hätte, daß seine Aeußerungen am allerwillkommensten sein würden; und daß so auch diesmal der Doktor Walch ihn lieber aus Gözen, als aus ihm selber verstehen wollen". Lessing läßt sich tiefer auf die Erörterung der Sachen ein; wovon hier nur einige Hauptsätze herausgehoben werden können. Lessing hatte gesagt, daß die ersten Christen das neue Testament nicht für ihre regula fidei erkannt: nun soll er, nach Walch, gleichwohl unter einem „Schwalle von Stellen"

---

1) Briefe an den Herrn Doktor Walch, XI. 564 Bibliolatrie XI, 540.

2) Beiträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Erstes Heft. Frankfurt und Leipzig 1780. St. I. S. 160. — Allgemeine Deutsche Bibliothek. Band 50. 1782. S. 44. Beides im Auszuge bei Delbrück a. a. O. II, S. 188 — 190. Verfasser des zweiten Artikels war Joh. Aug. Hermes.

3) „Ich bin jetzt mit „Sogenannten Briefen an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt, beschäftigt, schreibt Lessing seinem Bruder den 12. Dec. 1779 (so also müßte der Titel im theologischen Nachlaß, und bei Lachmann XI, 560 heißen). Die erste Verschickung enthält Briefe an den Dr. Walch in Göttingen, dessen kritische Untersuchung ich vor allen Dingen beantworten muß. Die zweite wird Briefe an die Herren Leß und Räß enthalten u. s. w. Die erste wird zu Ostern gewiß erscheinen. Aber was du zu der Ankündigung derselben sagen wirst, die du kurz nach dem neuem Jahre erhältst, soll mich wundern." Aber diese Ankündigung blieb Lessing ebenso schuldig, als die Briefe an Walch. Das Bruchstück: Von den Traditoren. In einem Sendschreiben an den Herrn Doktor Walch, XI, 553, gehört zu jener Ankündigung, welche wohl nur darum unterblieb, weil sie Lessingen unter der Hand zu einer eignen Abhandlung erwuchs. Daß Lessing starb, ohne diese Briefe zu vollenden und herauszugeben, ist ein großer Verlust für die Wissenschaft; da er selbst von dieser Arbeit (im Juni 1780, an Elise Reimarus, XII, 540) rühmte: „daß er keine Schrift mit gewaschenern und vollern Händen angefangen habe."

4) „Und in wessen Augen mich zu rechtfertigen, muß mir angelegner sein, als in den Augen eines Mannes, den ganz Deutschland für den competentesten Richter in dieser Sache erkennt? So sei er denn auch mein Richter: nur höre er mich erst aus! Nur verstehe er mich nicht aus Gözen, sondern aus mir selber. Und wenn ja die Sache Gözens die Sache der Wahrheit sein soll: so unterscheide er wenigstens diese Sache von diesem Anwalte." —

erliegen, die alle nur erweisen, das die ersten Christen das N. T. blos für regula disciplinae gehalten haben. Aber Walch hat einen ganzen langen Paragraphen, um gegen Lessing darzuthun, „daß die heilige Schrift die Erkenntnißquelle der christlichen Religionslehren sei"; und dieser Paragraph ist sehr reich und gelehrt mit Zeugnissen aus dem Ignatius, Justinus Martyr, Theophilus von Antiochien, Celsus, Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian, Athanasius, Julian, Hilarius, Paulinus, Johann Chrysostomus, Hieronymus, Pelagius, Augustinus, Theodoretus belegt. Welcher Laie würde sich nicht für geschlagen erachtet haben? —

Getrost geht Lessing an das Werk und fertigt die ersten drei Stellen mit einer und derselben Antwort ab, da sie alle drei blos von den „Propheten des alten Testaments" und nicht von Schriften des Neuen reden, die man doch nur vornehmlich in Gedanken hat, wenn man behauptet, daß die Grundlehren unsres Glaubens aus der Bibel gezogen worden. Bei dem Zeugniß des Ignatius erinnert Lessing, daß die Worte desselben äußerst verstümmelt und verfälscht sind, und daß das, was Walch und Leß darin zu finden glaubten, unmöglich an dieser Stelle gestanden haben könne. Zugleich stellt Lessing aus einer Parallelstelle beim Ignatius den richtigern Sinn her. Die Stellen, welche Walch aus den Fragmenten des Celsus anführt, beweisen nach Lessing kaum, daß er die Schriften des neuen Testaments nur gekannt habe. Hätte er sie aber gekannt, so war ihm doch unbekannt, daß die Christen auch wegen der Lehren, (hierauf kam alles an) die nicht unmittelbar aus den Thaten ihres Meisters folgten, sich auf die nämlichen Evangelien oder auf irgend eine der jetzigen Schriften des neuen Testaments berufen haben. Denn er macht gerade ganz andre Schriften namhaft, wenn er den Christen ihre geheimen Lehrsätze vorrückt; das himmlische Gespräch zum Exempel, diese gnostische Armseligkeit. „Wer unsre symbolischen Bücher kennt, wird der einen Einwurf gegen das Lutherthum aus einem herrnhutischen Katechismus hernehmen?" — Was den Irenäus anbelangt, den Göze anfangs für sich angeführt, so ist Walch bei der Hauptstelle das nämliche begegnet, was Gözen: er hat falsch construirt. Aber Lessing möchte auch hier und bei den folgenden Stellen nicht gern einen Walch mit Göze zusammenstellen. Auch indem er ihn widerlegt, will Lessing dem Manne von Fach sich bescheiden unterordnen. „Ich bin weit entfernt, mich in einem Studium, welches ich nur bis zu meiner eigenen Beruhigung getrieben, einem Manne gleich zu dünken, dessen Stand und Pflicht es mitgebracht, den größten Theil seiner Zeit und seines Fleißes darauf zu wenden. Ich bin zufrieden, wenn mir ein solcher Mann nur zugesteht, daß ich nicht in den Tag hinein plaudere, und keine feindseligen Angriffe auf die christliche Religion thue, welche mir jener Schreier so hämisch schuld giebt." — Am längsten hält er sich bei dem Clemens von Alexandrien auf, aus dem Walch nicht weniger als fünf Stellen beibringt, wobei ihm aber Mißverständnisse, ja Mißbrauch und Verstümmelung, nach Lessing, zur Schuld fallen. Hier

kann dieser ein bitteres Gefühl nicht unterdrücken. „Ich muß über den Clemens nur wegzukommen suchen, sagt er, wo er zu der fünften und letzten Stelle übergeht. Es möchte mir länger unmöglich sein, über Männer nicht heftig und bitter zu werden, die uns solche Steine für Brod in die Hände stecken wollen." Von Clemens und seinen Stromata, diesem „so buntschäckigen, desultorischen Werk, (wie er es nennt, XI. 581) „daß man selten eine Seite lang gewiß bleibt, mit ihm auf einer Bahn zu wandeln", geht Lessing auf einen Lateiner über „der zwar in Ansehung des Stils und der Worte vielleicht noch salebroser ist, aber doch in Ansehung der Ordnung und Deutlichkeit des gesammten Vortrags ihn bei weiten übertrifft: auf den Tertullian. Lessing bekennt, daß es dieser Kirchenvater war, von welchem er zuerst eine richtige Vorstellung von der wahren Quelle unsres Glaubens erlangt zu haben glaube, daß er es ist, welcher ihm das Pochen auf die bloße Schrift zuerst verdächtig gemacht hat u. s. w., und wie viel „alles für sein System aus dem einzigen Tertullian zu beweisen stehe, was zu zeigen hier der Ort noch nicht sei". Wie sehr Tertullian bei ihm in Ansehen stand, zeigte Lessing früher im dritten Anti-Göze, mit einem Motto aus Tertullians Abhandlung de praescriptione haereticorum: Avolent quantum volent! — wo er es ausspricht: (X, 182) „daß überhaupt alles, was Tertullian von den Ketzereien seiner Zeit mit so vieler Scharfsinnigkeit sage, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeister unsrer Zeit anzuwenden sei." [1]) Lessing fing sogar an, diese von ihm so geschätzte Schrift ins Deutsche zu übertragen und durch Anmerkungen zu erläutern; ein schätzbares Stück davon ist in seinen theologischen Nachlaß übergegangen (XI. 81 — 91).

Bei oder vielmehr mitten in der Kritik der Stellen bei Tertullian. und einer „kleinen Ausschweifung über das Glaubensbekenntniß der ersten Christen" mit besonderer Beziehung auf diesen Kirchenvater, bricht Lessings Arbeit ab; und von den Kirchenvätern, welche noch alle an die Reihe hätten kommen müssen, sind nur noch ein Paar Seiten dem Hilarius gewidmet (de trinitate). Ein Bogen mit der Ueberschrift: Theodoretus war eben nur angefangen. —

Aber auch so behalten diese Briefe an Walch, zur Kenntniß von Lessing als Theologen, und zur Beurtheilung der Sachlage, einen bleibenden Werth. Nur in einem Punkte sah Lessing sich gedrungen, seinen Satz einzuschränken, weil er ihn nämlich zu allgemein auf die ersten vier Jahrhunderte ausgedehnt hatte, indem er ihn nun auf den Zeitraum vor dem Nicäischen Concilium zurückführte. Aber dieser Unterschied der Zeiten,

---

1) Vgl. XI, 91. „Von den Schriften wider die Religion läßt sich sehr wohl sagen, was Tertullian von den Ketzereien sagt: ad hoc sunt, ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem veri".

sagt Lessing, sei ihm vorher so wenig unbekannt gewesen, daß vielmehr dieser nämliche Unterschied zwischen den Vätern vor der Nicäischen Versammlung und nach derselben, eben das war, was ihn zuerst aufmerksam gemacht hatte. Er giebt auch die Ursache davon an. Dieser Unterschied könne nicht blos die Frucht einer allmäligen Wurzelgewinnung der größern Evidenz sein. Mit einem Wort, Lessing nimmt an, was er auch schon gegen Göze ausgesprochen, die Streitigkeiten des Arius, welche in der katholischen Kirche in jenem Concilium ihre Erledigung gefunden, haben jenen Umschlag bewirkt. Allein, daß nicht erst die Arianer, daß vielmehr auch andre Ketzer, vorzüglich die Gnostiker, ihre Meinungen durch die Bibel beweisen wollten, ist mit Grund gegen Lessing eingewandt worden[1]). Ueberhaupt war die Frage über das Verhältniß von Schrift und Tradition, mit Beziehung auf die regula fidei, einer viel weitern Fassung und tiefern Begründung fähig und bedürftig, als Lessing und seine Gegner ihr gegeben. Diese hat erst die neuere Theologie nachgeholt; aus einer Streitfrage der Confessionen ist eines der weitgreifendsten Probleme aus der Geschichte der Anfänge des Christenthums und der Kirche geworden, an dessen Lösung die Zukunft noch zu arbeiten hat. Immer aber wird die Wissenschaft bei Lessings Thesen anzuknüpfen haben. Die ehemalige Spannung der Kirchen auf diesem Felde hat, Dank den Fortschritten der Wissenschaft, einer Verständigung Platz gemacht; und wenn Katholiken anfingen, auf den Gebrauch der Bibel in den ersten Jahrhunderten ein Gewicht zu legen, so haben in neuester Zeit protestantische Theologen das Wesen und die Wichtigkeit der Ueberlieferung tiefer erforscht. Es ist merkwürdig, daß es in unserm Jahrhundert wiederum ein Laie war, welcher bei einer feierlichen Gelegenheit die Sache Lessings zu der seinigen gemacht und zu einer Reihe gründlicher Untersuchungen den Anstoß gegeben hat.[2])

Wir sind bei dieser Frage von Semler ausgegangen, den Lessing in seinen Untersuchungen bald hinter sich ließ. Man wird hier die treffenden

1) K. H. Sack, Sendschreiben, in der Schrift: Ueber das Ansehen der heiligen Schrift u. s. w. Drei theologische Sendschreiben an Dr. Delbrück von Sack, Nitzsch und Lücke. Bonn 1827. S. 41. ff. besonders auch S. 47. wo auf die 60 oder 70 Glaubensformeln, die in der Walch'schen symbolischen Bibliothek verzeichnet sind, hingewiesen wird. — S. 42 heißt es: „Lessing hat eine Scheidung anbringen wollen, wo keine zulässig ist, und hat, um diese zu behaupten, die entgegenstehenden Anführungen Walchs zum Theil mit sehr unhaltbaren Ausflüchten erwiedert, z. B. wenn er einige Kirchenlehrer der ersten drei Jahrhunderte zwar in sittlichen Dingen dem Ansehen der Schrift alles unterordnen, in Sachen des Glaubens aber ihr die außerschriftliche Regel überordnen läßt, wodurch er die entschiedenen Erklärungen einer Cyprian zu neutralisiren sucht. Unmöglich aber kann ein religiöses Gemeindeleben in der Ethik auf eine andre, und in der Dogmatik wieder auf eine andre letzte Autorität zugestanden werden."

2) S. die Beilage.

Worte eines theologischen Schriftstellers aus der Schule Neanders [1]), bei Gelegenheit des uns hier beschäftigenden Problems, über Lessings Beruf auf dem Felde theologischer Kritik, und zwar in einer Vergleichung mit seinem Zeitgenossen Semler, gern lesen. „In Deutschland, heißt es, waren es vornehmlich Lessing und Semler, welche die herrschende Theorie über die Schrift so sehr erschütterten, daß das ganze kirchliche Lehrgebäude zu wanken anfing... Beide waren Männer von großer Redlichkeit und Wahrheitsliebe, von einer Selbstständigkeit des Urtheils und einer Schärfe der Prüfungsgabe, wie sie nur denen zu Theil wird, welchen die Aufgabe beschieden ist, die Resultate einer langen Entwickelungszeit zu sichten und der neuen Epoche Bahn zu brechen. Für Lessing war das Gebiet, auf welchem er sich mit Semler begegnete, nicht das einzige, nicht einmal das hauptsächlichste der Thätigkeit: aber wer möchte, was er selbst nur sein wollte, ihn für einen bloßen Dilettanten der Theologie halten? so eingehend ist seine Behandlung, so sicher sein Griff in das Wesentliche, so gegenwärtig der Ueberblick. Diese Vielseitigkeit der Anlage und Studien, das Element der Anschauung neben dem kritischen, die Frische und die geistvolle Leichtigkeit der Behandlung, die Herrschaft über den massenhaften Stoff seiner Gelehrsamkeit, die scharfen Umrisse und die Reinlichkeit der Methode, die Präcision des Ausdrucks, alles, was die Festigkeit und der Metallganz seiner Rede ausmacht, unterscheidet ihn sehr wesentlich von Semler. Dieser ist ganz Mann von Fach; seine weitschichtigen Kenntnisse bezieht er fast durchaus auf den theologischen Bereich; mühsam, doch unermüdet, schleppt er die Masse seiner altväterischen Gelehrsamkeit vorwärts, deren Gewicht ihm jede Form zerdrückt. Es ist nicht leicht, seinen verworrnen Schritten zu folgen; denn nachdem er die Grenzen der bestehenden Betrachtungsweise umgestoßen, kann er nun selbst sich nicht zurecht finden und sein aller Intuition entbehrender Geist leidet bereits an dem Atomismus, welchem die gesammte Richtung, deren Vormann er ist, nicht zu entgehen vermochte. Beide stimmten darin überein, daß sie auf den neuen Standpunkt traten, welchem sich die Intelligenz der Zeit zuneigte, nämlich: für die höchste Norm der Erkenntniß das allgemein Vernunftmäßige erklärten. Denn obgleich Lessing im Streit über die Fragmente die Thatsachen des Lebens Christi nicht unmittelbar ergriff, so blickt doch die Skepsis nicht undeutlich durch, und die Resultate, mit denen er endigte, enthielten noch bestimmtere Verneinungen. Er stand der rechten Auffassung des Evangeliums ferner und näher als sein Mitarbeiter. Ferner, weil er die Principien folgerechter durchgeführt und mit dem kirchlichen System entschiedner gebrochen hatte; näher, weil sein tieferer und beweglicherer Geist eine richtigere Einsicht in das Wesen der Religion und des christlichen Glaubens ins Besondere gewann ..."

Lessing selbst hat in eben so demuthsvollen, als erhaben lautenden Worten,

---

1) J. L. Jacobi, die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift in ihrer Entwicklung dargestellt. I. Abtheilung. Berlin 1847. S. 111.

seine Stellung zur Kirche und Religion gezeichnet durch das, aus dem Ion des Euripides entlehnte und durch Substituiren eines Wortes bedeutsam gemachte Motto, das er seiner „Bibliolatrie" hatte vorsetzen wollen:

Καλον γε τον πονον, ὦ
Χριστε, σοι προ δομων λατρευω
Τιμων μαντειον ἑδραν·

wo beim Euripides[1]) *Φοιβε* steht. „Diese Zeilen (so legt Lessing diese Verse aus) sagt beim Euripides Jo, indem er die Stufen vor dem Tempel des Apollo kehrt.[2]) Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch bin ich stolz auf diese geringe Arbeit; denn ich weiß am besten, wem zu Ehre ich es thue."

Siebentes Kapitel.

Die apologetischen Sätze, welche Lessing den Einwürfen des Ungenannten gegen die Bibel angefügt hatte, und welche seinen tiefern Untersuchungen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons und den Gebrauch desselben in den ersten Jahrhunderten zu Grunde lagen, beziehen sich nicht blos auf diesen einen Theil der heiligen Schrift und dessen Verhältniß zu dem christlichen Glaubensinhalt: damit wäre seine Aufgabe, den Ungenannten aus einem erhabeneren Standpunkte zu prüfen, nicht ausgefüllt, da jener nicht blos das neue, sondern eben so sehr und noch vielmehr das alte Testament, und nicht blos die christliche Offenbarung, sondern alle Offenbarung nach dem Maaßstabe der Moral und seines Deismus gemessen hatte. Es war im Grunde nur die eine und die nämliche Aufgabe, welche Lessing nach der besondern, wie nach der allgemeinen Seite, zu lösen übernahm.

Da aber Lessing bei der Herausgabe der Fragmente keine methodische Anordnung befolgte, sondern, vielleicht mit Absicht, Allgemeines und Besonderes, Alt- und Neutestamentliches, in scheinbar zufälliger Folge mittheilte, so muß es uns gestattet sein, um nicht den Weg zurück zu machen, vorerst mit der Betrachtung derjenigen Stücke und der durch sie veranlaßten Streitschriften, welche sich auf das

---

1) Jon. v. 127 — 129. (Nach Donners Uebersetzung:)
Wie schön ist, Phöbos, der Dienst,
Den ich übe vor deinem Hause,
Fromm [illegible]end den Sehersitz —

2) Doch ich will — —
— — mit dem Lorbeerzweig,
Mit dem heiligen Reis, am Tempel umher
Rein kehren die Schwell —

neue Testament und die Geschichte Jesu beziehen, fortzufahren. Ich beginne mit dem Fragmente zur Kritik der Auferstehungsgeschichte.

Kein Theil der evangelischen Geschichte hat von jeher die Angriffe des Naturalismus, und gleichzeitig die Bemühungen der Apologeten in dem Maaße hervorgerufen, als die Geschichte der Auferstehung, der Anker des Glaubens und der Hoffnungen der Christen aller Kirchen. Aber der Erfolg der älteren Apologeten reichte gegen die Angriffe des Fragmentisten nicht mehr aus. Lessing hebt die bedeutendsten mit einer kurzen Kritik heraus (X, 32). „Ditton[1]), sagt er, hat die Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber die Widersprüche der Evangelisten hatte er ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben worden, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß seine Demonstration, ohngeachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt" (setzt Lessing hinzu).

Eben so ist Sherlock[2]) in seiner „gerichtlichen Prüfung der Zeugen der Auferstehung" verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen, aber auf die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läßt er sich nicht ein. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt, dabei aber zu ewiger Vervielfältigung der nämlichen Personen und Erscheinungen seine Zuflucht genommen.

Dagegen hat nun der Ungenannte sich angestrengt, jene Widersprüche in allen Punkten aufzusuchen und deren zehn an der Zahl, als unauflöslich zusammengestellt. Lessing schildert ihn als einen Mann, [3]) der nichts geringeres, als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Da sei keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich habe er diese Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bei mehreren Stürmen gewesen, einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsstücke auf den Feind herabwarfen. Und so habe er auch bei der Auferstehungsgeschichte alles mitgenommen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet, oder einwenden hätte können; denn „der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich einmal doch siegen helfen".

Was Lessing betrifft, so begnügte er sich in seinen Zusätzen, einige Unterschiede klar zu machen und Grundsätze festzustellen, geeignet, wenn nicht den Theologen, so doch den Christen über alle die Widersprüche des Ungenannten mit eins hinwegzuheben. Er unterscheidet die Zeugen der Auferstehung

---

1) Humfred Ditton aus Salisbury, Professor der Mathematik zu London, wo er 1715 starb. Sein Buch von der Wahrheit der christlichen Religion, aus der Auferstehung bewiesen, wurde in's Französische, Holländische und Deutsche übersetzt.

2) Thomas Sherlock starb als Bischof von London 1748.

3) Eine Duplik X, 48.

Christi von den Evangelisten, die uns die Nachricht von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben; und mithin mögliche Widersprüche unter den Zeugen, und unter den Geschichtschreibern dieser Aussagen der Zeugen. „Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? — Sind aber wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Das wissen wir nicht. Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden. Wenigstens ist das Protocoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt".

„Nur daß, setzt Lessing hinzu, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nämlich. Der große Prozeß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhängt, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die heidnische und jüdische Religion gesiegt. Es ist da!

„Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Prozeß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schließen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen, nochmals nach zweitausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr. Vielmehr, so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten als man will! — Es sind nicht Widersprüche der Zeugen, sondern der Geschichtschreiber; nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen" . . .

Lessing hat die Summe seiner Betrachtungen (in der „Duplik") in folgende Antithese zusammengefaßt:

„Mein Ungenannter behauptet, die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten davon sich widersprechen. Ich erwiedere, die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen."

Denn: „Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den dreißig bis vierzig Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht ereignet hätten. Wer dessenungeachtet die Untrüglichkeit der Evangelisten in jenem Worte behauptet, der versuche es, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsres Fragments. Aber er beantworte sie alle. Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegenzusetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehn, heißt keinen beantworten." —

Gegen dieses Fragment über die Auferstehung trat zuerst ein Ungenannter, (welcher sich später als Johann Heinrich Räß, Archidiakonus und Superintendent zu Wolfenbüttel, zu erkennen gab — Lessing der ihn wohl kannte, nennt ihn daher nur seinen „Nachbar") in einer besondern Schrift [1]) auf. Es sind sechs Gespräche, worin A., welcher durch das Fragment in seinem Glauben wankend

1) Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi gegen einige im vierten Beitrage u. s. w. gemachte neue Einwendungen vertheidigt. Braunschweig 1777. 8.

gemacht worden, am Schlusse, von B. in diesem Glauben neu befestigt, abgeht. Die allgemeine deutsche Bibliothek [1]) nannte den Verfasser einen schwachen Apologeten, der mehr guten Willen, als Geschicklichkeit, es zu sein, besitze.

Gegen diesen Apologeten nun tritt Lessing mit einer Widerlegung hervor, welche er prägnant Eine Duplik nannte. [2]) Nämlich Duplik: nicht Replik wie Lessing zum Schluß erklärt. „Denn die Evangelisten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit unbilligen Aeußerungen, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sei. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische holen, die mehr Abgang fände. Es sei aber dem Verfasser weniger um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangelisten, als um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigener Schöpfung zu thun, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt habe."

Der Körper der Duplik besteht aus einer exegetischen, streng gelehrten, kritischen Discussion aller der von dem Fragmentisten aufgestellten zehn Widersprüche.

Es war Lessing nicht schwer, zu zeigen, daß Räß nicht einen einzigen gründlich, d. h. nach den Regeln der Sprache und gesunden Auslegungskunst, gehoben, daß er „der engbrüstigen, lahmen, schielenden, thersitischen Harmonie der Evangelisten (thersitisch, sagt Lessing, denn sie ist eben so ungestalten, als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere) zu Liebe zu den grundlosesten Einfällen seine Zuflucht genommen".

Aber man muß bekennen, daß der Ton, welchen Lessing in der Mitte der Arbeit anschlägt, und der sich mit jeder folgenden Seite bis zur Leidenschaft steigert, mit dem Anfang in einen grellen Widerspruch tritt, der auch auf Lessings Verehrer (wie den Recensenten der Allg. d. Bibliothek) einen peinlichen Eindruck machte. „Wir handeln alle nach dem Maaß unsrer Einsichten und Kräfte, heißt es im Eingang; und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, falls kein jüngerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraut". Warum also diese unbarmherzige Vernichtung, diese tiefe Verachtung eines alten abgelebten Nestors? — Lessing fühlt es selbst, will es aber nicht entschuldigen, und noch weniger zurücknehmen. „Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt, itzt, da ich diese Duplik

---

1) 1. Stück. S. 59. Der Verfasser dieser und der ganzen Reihe von Recensionen über die Fragmentenliteratur war (wie aus der Chiffre in Parthey's Verzeichniß ersichtlich ist) der Prediger Lüdtke in Berlin, der oben genannte und bekannte Verfasser der Schrift vom faschen Religionseifer.

2) Braunschweig 1778. Lessing nannte sich auf dem Titel nicht.

ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich kann, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich rede so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in der Sache meines einzigen [1]) Halses zu sprechen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Miene eines ausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle?"

„Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?" —

Wohl! nur, möchte man erinnern, nicht ohne die Person von der Sache zu scheiden, daß nicht der Irrende, der Schwache wie ein Schuldiger, wie ein Feind behandelt werde. Lessing wollte bei seinem Streite mit Klotz von einem unverzeihlichen Fehler nichts hören (VIII, 3). Denn „Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen sein". Lüdcke vermuthet: Lessing wäre in der Herabwürdigung dieses Buches nicht so weit gegangen, wenn nicht eben Göze in den freiwilligen Beiträgen dasselbe „als das vortrefflichste Meisterstück, daß je geschrieben worden", gerühmt hätte. Dies kann die gereizte Stimmung, welche bei Lessing während des Schreibens gewachsen zu sein scheint, erklären helfen. Manches hätte er gegen Göze selbst nicht stärker sagen können. [2]) Doch machte Lessing später einen großen Unterschied zwischen ihm und Göze, der sich beklagt hatte, wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend er gegen sie beide geschrieben habe. „Ihn, seinen Nachbar, habe er nirgends so behandelt. Blos sein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; blos dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieser Vorwurf, von dessen Gifte ein Theil auf ihn (den Herausgeber) zurückspritze: blos dies habe im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als er zu sein sich vorgenommen (eilfter Anti-Göze X, 232). Das bitterste sei doch wohl, daß er von ihm gesagt habe, Er schreibe im Schlafe. Er habe dabei immer noch so viel von der allgemeinen brüderlichen Liebe, als Hieronymus, wenn schon nicht ganz so viel, als Göze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen mache, als ihnen das Schlafen vorwerfe" (bittere Anspielung auf Göze's letzten Streit mit Alberti, an welchem letzterer sich den Tod geholt). — Wie schön, wenn hier

---

1) So steht da; auch in der ursprünglichen Ausgabe; man sollte es aber für einen Druckfehler, statt: eigenen, halten.

2) z. B. wenn er zum Schlusse die Argumente des Nachbars „ekle Mißgeburten seines eignen Gehirns nennt, deren man freilich den langen Tag über nicht so viele ersäufen könne, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande sei."

Lessing seinen Nachbar, dem er wehe that, mit den Worten des Augustinus um Verzeihung bittet: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

C. A. Schmid in Braunschweig schrieb ihm: „Ihre Duplik habe ich nicht, wie Sie, mein lieber heißhungriger Erisichthon, den Schumann, hinuntergeschlungen, [1]) sondern recht lecker ausgesogen, und mir rechte Zeit zum Schmecken genommen. Das Gericht hat mir herrlich geschmeckt; ich habe es verdauet und es ist mir wohl bekommen. Machen Sie sich aber nur darauf gefaßt, mein lieber ehrlicher Lessing, daß es in vielen andern Magen eine ganz andre Wirkung hervorbringen wird." Darauf will er ihn aber auch tadeln oder „bekunstrichtern". Erstlich breche er ihm die Duplik zu schnell ab und springe gleichsam von dem Wege, ohne ihn ganz zurückgelegt zu haben. „Sie sagen es zwar Ihren Lesern, allein ein Bogen mehr in dem edlen herzhaften Tone, in welchem Sie am Ende sind, hätte meinesgleichen doch herzlich behagen sollen [2])." Doch was hätte Lessing für die Sache noch hinzufügen sollen, was er im Laufe der Schrift nicht gesagt hätte? Nur daß so manche Stellen von hoher Schönheit und Wahrheit vor den Dornen der Kritik und Polemik kaum Luft bekommen. Wie erhaben ist Lessing überall, wenn er von diesen Niederungen auf die Höhe der Menschheit und der Religion sich schwingt. So am Schlusse: „Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken soll und kann. — Vielleicht soll sie so viel nicht wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichtes und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das, so verzeihe du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen; hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen, so sind deine Goldkörner unverloren! —" [3])

---

1) Lessing begann seinen Aufsatz gegen den Direktor Schumann: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft, mit den Worten: „Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich wie Erisichthon alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht". (X, 33.)

2) Das zweite betrifft eine Stelle (S. III.) über die Zeit, wann Hieronymus seinen Commentar über den Matthäus geschrieben habe. Lessing setzte ihn erst nach dem Briefe dieses Kirchenvaters an die Hedibia. Schmidt dagegen hält es mit der gewöhnlichen Annahme, wonach jener Brief ein Werk seines hohen Alters ist, oder läßt ihn gar nicht für ächt gelten.

3) Räß ließ nachmals eine Antwort gegen Lessing erfolgen. „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi ohne Widersprüche, gegen eine Duplik." Hannover 1779. Lessing beachtete sie nicht weiter.

Dasselbe Fragment setzte noch viele andre Federn in Bewegung; von F. D. Behn, Subrektor zu Lübeck 1777, vermehrte Aufl. 1778. J. B. Lüderwald, Superintendent zu Vorsfelde (der auch gegen einige andre Fragmente schrieb), von G. Leß, Pro-

Seinen immer wiederkehrenden Grundsatz, daß wir nach zweitausend Jahren nicht immer von neuem den Grund untersuchen, sondern uns an das Gebäude halten sollen, welches auf diesem Grunde errichtet ist, kleidet Lessing im Eingange der Duplik in die Parabel von dem Tempel der Diana zu Ephesus (X, 56). „Ich lobe mir, was über der Erde steht und nicht was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange . . . Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heidnische und jüdische Religion gesiegt hat: und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen sein, als sie siegte! Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre volle Glaubwürdigkeit beweisen kann?" —

„Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das billig, wenn das auch nur klug gedacht ist. — — — Es sei herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen — das sagt mir mein Verstand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand: so hatte ich nie einen. — Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt schlägt." —

Der Ideengang, welchen Lessing in dem allgemeinen Theil der Duplik genommen, weist uns auf zwei kleine Schriften, zwei Bogen, sagen wir bald, verwandten Inhalts, welche der Zeit nach vorangehen, zurück. Sie führen die Ueberschrift: Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft und Das

---

fessor in Göttingen, der auch die Fragmente in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1778. Nr. 129—130 (ohne allen feindlichen Sinn gegen Lessing, indem er ihm sogar für die Mittheilung der Fragmente dankt,) angezeigt; — diese Recension gab ein Unbekannter unter dem Titel: Ueber die aus Braunschweig durch Herrn Hofrath Lessing herausgegebenen Fragmente wider das Christenthum. Mit einer Vorrede, ohne Druckort, heraus. — G. H. D. Moldenhawer, Pastor zu Hamburg, G. Ch. B. Mascho, Senior zu Frankfurt am Main, A. F. Rückersfelder, Doctor der Theologie zu Deventer, J. E. Scheibel, Prorektor des Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, J. M. Schreiter zu Freyroda, A. Ph. G. Schickedanz, Prediger in Frankfurt a. d. O. u. A., abgerechnet die Gegner in Programmen, Zeitungen und Zeitschriften. Die einzelnen Titel führt Karl Lessing in der Vorrede des von ihm herausgegebenen theologischen Nachlasses seines Bruders S. 9—17 an. Karl Lessing übergeht Johann David Michaelis, Lessings Jugendgönner, der aber erst nach dessen Tode mit seiner Erklärung der Begräbniß- und Auferstehungsgeschichte Christi nach den zwei Evangelien (Halle 1783) auftrat. Vgl. Schröckh VI, S. 284.

Testament Johannis. Ein Gespräch.[1]) Es sind die einander ergänzenden Antworten auf die erste aller der vielen, gegen die Fragmente gerichteten Schriften: Ueber die Evidenz der Beweise für die christliche Religion (Hannover 1778) von dem Direktor Schumann, welche übrigens sich durch Milde und Mäßigkeit empfahl. Sie war hervorgerufen durch das zweite Fragment, wo behauptet wird: „Es sei zum gegründeten Glauben, der aus der Bibel entstehen soll, nöthig, daß einer alle Alten und ihre Nachrichten von den Büchern der Bibel und ihren Verfassern durchlese; daß er die Kritik, Sprachen und Historie der Zeiten, Gewohnheit und Meinungen inne habe; viel Schärfe des Verstandes besitze, und seine Vernunft im Nachdenken wohl geübt habe". Dieser Forderung, welcher nicht viele Gelehrte, geschweige Ungelehrte genügen möchten, setzt nun Schumann entgegen, was er den Beweis des Geistes und der Kraft nach den Worten des Apostels Paulus und des Origines nennt, nämlich denjenigen Beweis, der von den erfüllten Weissagungen des alten Testaments und den zur Bestätigung des Evangeliums von Christo und seinen Aposteln verrichteten Wundern hergenommen ist. Gegen diese Ausführung also ist zunächst Lessings erster Bogen gerichtet, welcher von jeder, auch der leisesten Spur des Unwillens oder der Reizbarkeit frei ist. Er versichert den Gegner aller der Hochachtung „welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen". Lessing war ja auf Prüfung gefaßt; sie kam ihm fast zu saumselig, aber selbst das anfängliche Schweigen der Theologen bestärkte ihn nur, wie er seinem Bruder, den 28. Mai 1777, bekennt, in der guten Meinung, die er jederzeit von ihnen gehabt habe. „Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihretwegen schreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzt, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, eben so gut dazu, als neue." Lessing beurtheilte diese Männer nach sich selbst; bald sollte er seines Irrthums gewahr werden. —

Der Kern seiner Gegenschrift ist in folgenden Gegensätzen ausgesprochen: „Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebte; ein andres erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie Andre wollen erlebt haben; ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe; ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehn und geprüft haben. —"

„Origines hatte wohl Recht zu sagen, daß die christliche Religion in diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle Dialektik gewähren könne; denn noch war zu seiner Zeit die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen, die nach Christi Vorschrift lebten. Aber wenn ich anstehe (fragt Lessing), noch jetzt aus dem Beweise

1) Beide anonym, Braunschweig 1777.

des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere, meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es?"

„Daran liegt es, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist."

— „Wenn aber keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: „zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden".

„Aber von jener historischen Wahrheit (Schumann hatte sich auf die Auferstehung Christi berufen) in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüberspringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll, mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubenswürdiges Zeugniß entgegensetzen kann, alle meine Grundideen vom Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μετάβασις ἐις ἄλλο γένος* ist; so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennnung verstanden."

Das, das nennt Lessing den „garstigen breiten Graben," über den er nicht kommen kann, so oft und ernstlich er auch den Sprung versucht hat. „Kann mir jemand herüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir." —

In dem Aufsatz über des Socinianers Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit nahm Lessing einen ganz andern Standpunkt ein, als es galt, Leibniz von dem Verdachte zu befreien, daß er von der ganzen Sache nichts glaubte. — Da unterscheidet er göttliche und menschliche Gründe des Glaubens, jene als solche, die, nach der ältern Dogmatik, durch eine übernatürliche Gnadenwirkung mit Hilfe des heiligen Geistes bewirkt werden. Lessing ist insofern wohl consequent, wenn er die Beweisführung aus den Weissagungen und Wundern, d. h. aus den historischen Zeugnissen über dieselben, verwirft; zugleich aber legt er stillschweigend das Bekenntniß ab, daß er eben von jener übernatürlichen Wirkung, jenen göttlichen Gründen und dem dadurch bewirkten Glauben nichts in sich verspüre: zwischen ihm und diesem Glauben liegt der garstige breite Graben, über den er nicht kommen kann, der aber, wie er selbst zugegeben haben wird, für den Glauben im alten Sinne gar nicht vorhanden ist. Er theilte diesen Standpunkt mit den Meisten unter den Gebildeten seiner Zeit (denn nur von diesen kann hier die Rede sein); nur bei einigen von tieferem Gemüthe war an die Stelle des Glaubens eine unendliche Sehnsucht getreten, welche, um sich in das religiöse Gefühl zu flüchten, lieber den eigentlichen dogmatischen Inhalt des christlichen Glaubens preisgab. Zu diesen gehörten, wenn auch in sehr verschiedenem Sinn und Maaß, die Hamann, die Claudius und, in gewisser Beziehung, ein F. H. Jacobi. Das ist es aber, was Lessing über diese sonst edelen Geister wieder so hoch stellt, ihn so einzig hinstellt,

daß er, jeder Selbsttäuschung gegen sich selbst vollkommen unfähig, was ihm mangelte, offen bekannte; daß die Sentimentalität der Religiösen ihm so wenig zusagte, als die der Poeten; daß ihm der achtzehnhundertjährige reiche Inhalt des christlichen Glaubens höher und ehrwürdiger stand, als das subjective Gefühl einer allgemein religiösen Seelenstimmung. Aehnlich wie hier ist die Art, wie er sich in dem Gespräche mit Jacobi ausdrückt, [1]) der aus dem Spinozismus in den Theismus durch einen Sprung sich rettete. „Gut, sehr gut! sagte Lessing. Ich kann das alles auch gebrauchen; aber ich kann nicht dasselbe damit machen. — Ueberhaupt gefällt Ihr Salto mortale mir nicht übel, und ich begreife, wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopfunten machen kann. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht. (Jacobi.) Wenn Sie mit mir auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so geht es von selbst. (Lessing.) Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf." — —

Der zweite Bogen: Das Testament Johannis, wird am Schlusse des ersten schon angekündigt, in dem Wunsche: „Möchten doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen. Es ist freilich apokryphisch, [2]) dieses Testament, aber darum nicht weniger göttlich."

Hieronymus ist es, welcher diese schöne und rührende Sage in seinem Commentar zu dem Paulinischen Briefe an die Galater c. 6. aufbewahrt hat. Es sind nur wenige Zeilen (Lessing theilt sie am Schlusse im Originale mit, X, 46). Der selige Evangelist Johannes, welcher bis in das höchste Alter zu Ephesus lebte, und kaum in den Armen seiner Jünger in die Kirche getragen werden konnte, so daß er keine längere Rede zusammenzufügen mehr fähig war, pflegte zwischen den einzelnen Collekten nichts als die Worte vorzubringen: Kinderchen, liebt Euch! (Filioli diligite alterutrum) Endlich konnten Jünger und Brüder das Nämliche nicht ohne Ekel immer wieder anhören und sagten: Meister, warum sagst du immer dieses Nämliche? und Johannes gab die seiner würdige Antwort: Weil es ein Gebot des Herrn ist, und wenn es allein geschieht, genug ist. (quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit)

Diese Stelle nun bildet den Text, welchen Lessing seinem Gespräche zu Grunde legt und zu eigenthümlichen Betrachtungen ausspinnt. Es ist eben nicht nothwendig, mit dem Berichterstatter der Allgemeinen deutschen Bibliothek, das Er und Ich auf die Namen: Schumann und Lessing überzutragen, wodurch der Verfasser eine Schärfe und Bitterkeit gegen die Person seines Gegners angenommen hätte, welche gegen den Ton in dem ersten, kurz vorher ausgegebenen Bogen, in einem gar zu grellen Abstande bliebe. Schumann selbst hat dieses nicht auf seine Person bezogen. Aber diese Schärfe ist nichts desto weniger

1) Jacobi's Werke IV, 1. Abth. S. 74.

2) Im Gegensatze des kanonischen Evangelium Johannis, erklärt es Lessing nachher X, 43.

vorhanden. Er beginnt mit dem Vorwurf, daß der Verfasser sonst deutlicher zu schreiben pflege. „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit." — Er hatte nie von einem Testament Johannis gehört und es in keinem gelehrten Verzeichnisse gefunden. — „Muß denn auch alles ein Buch sein?" —

„Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelium Johannis: Im Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden."

„Gleichwohl glaube ich, — daß mit weit mehrem Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte angeschrieben zu werden verdiente das Testament Johannis."

„Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden."

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!" Hier kommt der Gegensatz, der ihn auf immer von der entgegenstehenden Seite trennt. Er will keine andere wahre christliche Liebe anerkennen, als die auf christliche Glaubenslehren gegründet ist. „Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?" Cui non competit definitio, non competit definitum. Und darum ist diesen Leuten der Name des Christen abzusprechen.

„Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns? — Sie kennen ihn doch den guten Mann?" „Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

„Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel." —

Der Schluß ist bitter. Aber wer erkennt nicht in diesem Gespräche die Tendenz im Keime, welche bald in Nathan der Weise so hellleuchtend heraustritt? —

Schumann erließ eine Antwort auf das aus Braunschweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geistes und der Kraft (Hannover 1778). Voll Hochachtung für Lessing, „der auch, wenn er Fehde ankündigt, Geist und freien Sinn mit so vieler Eleganz, als Würde in seinen Ausforderungen verbände" [1]). Neben einzelnen guten Bemerkungen entfielen ihm mehrere Mißverständ-

1) Allgemeine deutsche Bibliothek 39. I. Stück. S. 57. Schumanns Antwort läßt das „Testament Johannis" völlig außer Acht; Göze meinte (Etwas Vorläufiges S. 47), daß er es seiner Aufmerksamkeit nicht würdig gehalten habe. Vielleicht aber nur, weil seine Antwort bereits fertig war, als jene Nachschrift Lessings herauskam.

nisse der Lessingschen Sätze. Uebrigens erklärte er, daß er künftig schweigen werde. (A. a. O.) Lessing war wenig erbaut von der Schrift und schrieb an Eschenburg, den 7. Januar 1778: „Schumanns Antwort ist weit schlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten soll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte [1])." Er schwieg auch. Aber in seinem theologischen Nachlaß fand sich der abgebrochene Entwurf eines zweiten Schreibens an Schumann (XI, 519), anknüpfend an dessen Versicherung, Lessingen nicht weiter Rede stehen zu wollen. Diese Demüthigung, sagt hier Lessing, nehme er im voraus hin. Auch habe er sich über manche Mißdeutung, manche Entnervung seiner Meinung zu beklagen. Freilich gewissermaßen nicht ohne seine Schuld. Denn es sei leider seine eigensinnige Art, von der unerheblichsten Kleinigkeit am liebsten auszugehen, wenn er durch sie sich am geschwindesten mitten in die Materie versetzen könne. „Eine solche unerhebliche Kleinigkeit ist mir sodann gleichsam der niedrige elastische Punkt, auf welchem ich mein Tempo nehme. Doch das Tempo ist nicht der Schwung, und wer sein Auge nur auf mein Tempo heftet, der kann mich eben so wenig springen sehen, als er vermuthlich mag.... Denn er ist vermuthlich selbst ein Springer, und will nur kunstmäßig beurtheilen, ob ich mein Tempo nicht zu weit oder nicht zu kurz genommen habe. Der Sprung an und für sich ist ihm ein Nichts: den kann er auch; den kann er besser". Darauf geht Lessing auf eine Stelle beim Origines ein, um seinem Gegner zu zeigen, daß er sie weniger nach ihrer wahren Bedeutung, als nach der neuern Apologeten eignen, abschwächenden Weisheit genommen habe. Doch in der Mitte bricht er ab.

Achtes Kapitel.

Der Schriftwechsel mit Schumann und mit dem „Nachbarn" war nur der Vorläufer zu dem Kampfe mit dem, welchen wir in diesem und in frühern Abschnitten so oft schon haben nennen müssen: mit Johann Melchior Göze. Von allen Streitschriften, welche Lessing, als Herausgeber und, in gewisser Beziehung, auch als Vertheidiger der Wolfenbüttler Fragmente, in den Jahren 1777 und 1778 herausgab, haben seine Anti-Göze und die dazu gehörigen Flugblätter die

1) XII, 499. Irrig bezieht sich Eschenburg in seiner Anmerkung zu dieser Stelle, welche Lachmann a. a. O. mit aufgenommen, auf die erste Schrift Schumanns: Ueber die Evidenz u. s. w. und setzt Lessings zwei Bogen, die er dieser Schrift entgegengesetzt, damit in Verbindung. Die Jahreszahl 1777 hätte ihn auf das Rechte führen müssen. Aber auch die allgemeine deutsche Bibliothek irrt, daß sie das Testament Johannis als Lessings Entgegnung auf Schumanns Antwort betrachtet, und in Folge dessen eine Persönlichkeit da findet, wo keine ist.

meiste Popularität erhalten, weil die Mehrzahl der Leser, ohne auf den Grund der Fragen über die dunkelsten und schwierigsten Theile der Theologie und Kirchengeschichte einzugehn, an dem komischen, man kann sagen, dramatischen Charakter dieser Meisterstücke der Polemik — welche in der deutschen Literatur ungefähr dasselbe bedeuten, was in der französischen Pascals Provinzialbriefe gegen die Jesuiten — sich ergötzen, im Ganzen aber weiter nichts als den Sieg der Vernunft und der Glaubensduldung über Verfinsterung und Pfaffenthum erblicken wollen, als dessen Typus in der lutherischen Kirche Göze unsterblich dastehen muß; wiewohl das, was einem Lessing als Vernunft galt, so sehr verschieden ist von dem, was die Mehrzahl zu allen Zeiten so nannte. —

Mit Lessings Abgang von Hamburg war in seinen hier angeknüpften freundlichen Beziehungen zu Göze nichts geändert; im Gegentheil hatte er sich durch den Berengarius Turonensis in Göze's Augen nur noch mehr gehoben, und dieser ergriff die Gelegenheit, Lessingen öffentlich ein Zeichen seiner Anerkennung zu spenden.[1]) Einige Jahre später, als Göze seinen Sohn in Helmstädt besuchte (oder auf die dortige Universität brachte), reiste er durch Braunschweig und von da nach Wolfenbüttel, um Lessingen zu sprechen, der aber an eben dem Tage mit einigen Hamburgischen Freunden nach Braunschweig gegangen war.[2]) Da sie einander also verfehlt hatten, ging Lessing, sobald er es erfuhr, mit Eschenburg in das Wirthshaus, wo Göze in Braunschweig abgestiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben Karten ab. Den Morgen darauf reiste Göze in aller Frühe wieder ab. Nicht lange darauf aber schrieb er von Hamburg an Lessing, und ersuchte ihn, da er eben an seiner Historie der Niedersächsischen Bibeln arbeitete, eine in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindliche Bibelausgabe, wegen einer gewissen Stelle, zu vergleichen, und wenn diese sich so verhielte, wie sich von ihm auf einem Zettel bemerkt fand, blos das Wort: concordat darunter zu schreiben.[3]) Lessing

---

1) Als Herausgeber von J. G. Palm's Historie der deutschen Bibelübersetzung Dr. Martini Lutheri von 1517—1534. Halle 1772. 4. In der Vorrede gedenkt er Knochs unvollendeter „Hist.-kritischer Nachrichten von der Braunschweigischen Bibelsammlung", und bemerkt: „Da diese Sammlung seit einigen Jahren der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel einverleibt, so lenkt vielleicht die Vorsehung die Neigung des itzigen Bibliothekarii, des berühmten Herrn Lessings, zu dieser Arbeit, der schon durch so manche Probe, und noch vor nicht gar langer Zeit, durch seinen Berengarium bewiesen, daß ihm, bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie, alles, was er vornimmt, wohl geräth". S. Serapeum, herausg. von R. Naumann 1852. Nr. 21. S. 324.

2) Lessings Leben, von Karl Lessing I, 401., der es erzählen hörte.

3) Göze erzählt den Umstand ausführlich im ersten Stück von Lessings Schwächen. Hamburg 1778. S. 28. Es betraf die erste Ausgabe des Niedersächsischen Neuen Testaments, gedruckt zu Wittenberg 1523. Dem Exemplar der Hamburgischen Stadtbibliothek fehlte das letzte Blatt, auf welchem der Name des Druckers, der Ort und die Jahreszahl befindlich ist. Ein vollständiges Exemplar war aber in der Bibelsammlung der Herzogin Maria Elisabeth Sophia, die sie der Wolfenbüttler Bibliothek vermacht hatte.

versäumte, ihm zu antworten; Göze beklagte sich darüber in der schwarzen Zeitung [1]), ohne ihn noch anders, als: den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek zu nennen, indem er hinzufügte: er habe sich darauf an einen berühmten Geistlichen eben dieses Ortes (den Generalsuperintendenten Knittel) gewendet, der ihm sogleich mit umgehender Post alle erwünschte Auskunft gegeben habe. Als Lessing dieses las, wollte er an Göze schreiben und sich entschuldigen, aber auch das vergaß er, und Göze, der ein besseres Gedächtniß hatte, nicht. Er erzählte diesen Vorfall in Lessings Schwächen S. 28. [2]) und „blies darauf in den schwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührte". Lessing war eben von einem großen Unglück, dem Verluste seiner Frau, tief gebeugt, und dies, glaubt sein Bruder, war vielleicht Schuld, daß er bei Gözen eine Gefälligkeit unterließ, die er dem unbekanntesten Gelehrten nicht so leicht zu versagen pflegte, so geringfügig an und für sich selbst die Sache sein mochte. Hätten sich aber alle diese kleinen Umstände auch nicht ereignet, bemerkt er sehr richtig, Göze hätte wahrscheinlich doch gegen die Fragmente und ihren Herausgeber zu schreiben nicht unterlassen...

Den Anfang machte Göze anonym und noch glimpflich in Nr. 55 und 56 der schwarzen Zeitung, [3]) indem er nach dem Maaßstabe seiner Orthodoxie Lessings Zusätze zu den Fragmenten commentirte und zwar die allgemeinen Grundsätze: Der Buchstabe ist nicht der Geist u. s. w., die nämlichen, welche Lessing nachher unter der Ueberschrift: Axiomata näher ausgeführt und begründet hat. Dieser Ausdruck ist ihm von Göze an die Hand gegeben, und durch ihn die mehr logische Anordnung derselben hervorgerufen. [4]) Auf die Fragmente

---

1) So hießen damals die von Ziegra herausgegebenen freiwilligen Beiträge zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit.

2) Hier schreibt Göze: „Ich machte mir die gewisseste Hoffnung, diese meine Bitte erfüllt zu sehn, um so vielmehr, da ich bei seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen lernen, da er mir einigemal die Ehre erwiesen mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen; denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntniß Andern mitzutheilen — er war damals noch nicht Hofrath (setzt er hinzu) — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde! Allein meine Hoffnung war verloren. Es erfolgte keine Antwort. Durch die dritte Hand wurde ich benachrichtiget, daß ich, wenn ich auch meine Bitte an Herrn Lessing zehnmal wiederholen wollte, doch nichts erhalten würde, weil er sich ein vor allemal ernst vorgesetzet hätte, keinem auswärtigen Gelehrten auf solche Art zu dienen. (Dies war nun die ärgste Verläumdung.) Ich wurde darüber so verdrießlich, setzt Göze hinzu, daß ich meine angefangene Arbeit würde haben liegen lassen, wenn ich nicht auf den glücklichen Einfall gerathen wäre" u. s. w. Man sieht aus diesem eignen Bekenntnisse, wie viel persönliche Gereiztheit zu Göze's Angriffen auf Lessing beigetragen.

3) Göze nahm sie in sein „Etwas Vorläufiges" wieder auf.

4) Etwas Vorläufiges, S. 4. „Ich finde in dieser ganzen Stelle auch keinen einzigen Satz, den ich in der Verbindung, in welcher er hier steht, für richtig erkennen

will Göze nicht eingehen. Sie seien keine bescheidenen Einwürfe gegen die christliche Religion, sondern die lauteste Lästerung derselben. Den Juden werde insonderheit das letzte Fragment (von der Auferstehung) sehr willkommen sein. Er, Göze, würde vor seiner Todesstunde zittern, wenn er besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser Aufsätze Rechenschaft an jenem Tage von ihm würde gefordert werde. „Ich wünsche, schließt er, daß uns der Herr Herausgeber aus dem Schatze der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas Besseres liefern möge, als Gift und Aergernisse." In den spätern Stücken (61—63) der freiwilligen Beiträge giebt Göze eine lobende Recension von Räß's Buche über die Auferstehungsgeschichte. Hier setzt er alle Rücksicht gegen Lessing aus den Augen, während er doch anerkennen muß, daß ohne die Fragmente jene vortreffliche Schrift nicht geschrieben worden wäre. „Es ist nichts so arg, das nicht zu etwas Guten dienen könnte." Aber den Grund seiner Seele deckt er auf, indem er unversehens die Frage auf das Gebiet der Staats-Polizei hinüber spielt: „Nur derjenige, sagt er (Etwas Vorläufiges S. 18), kann Unternehmungen von dieser Art (wie die Fragmente) als etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion entweder für ein leeres Hirngespinnst oder gar für einen schädlichen Aberglauben hält, und der nicht eingesehen hat, oder nicht einsehen will, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmitttelbar auf derselben beruhe, oder der den Grundsatz hat: Sobald ein Volk unter sich einig wird, Republik sein zu wollen, so darf es,[1]) folglich die biblischen Aussprüche, auf welchen die Rechte der Obrigkeit beruhen, als Irrthümer verwirft." Ich erkenne diese gefährliche Drohung in den Worten des Patriarchen wieder:

„Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich selber für den Staat es ist,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöset, sind zerrissen, wenn
Der Mensch nichts glauben darf. —

Zum Schlusse eine dreiste und beleidigende Herausforderung Lessings, das Buch von Räß doch zu widerlegen! So bereitete er sich selbst sein Geschick.

Ich werde auf Lessings Meisterstücke der Beredtsamkeit: Eine Parabel — Die Bitte — Das Absagungsschreiben — nicht ausführlich eingehen: wer hat sie nicht gelesen, wer wird sie nicht wieder lesen? Die Parabel ist deutlich; der Pallast ist die christliche Religion; die verschiedenen Grundrisse desselben sind die Kirchen und Sekten; bei dem geringsten Lichtschein glauben die Wächter dieser Grundrisse den Pallast in Gefahr — und halten oft ein bloßes Nordlicht für eine Feuersbrunst. — Göze bezog die Parabel zwar auf die christliche

---

könnte. Der Herr Herausgeber hat sie zwar alle als lauter Axiomen dahin gepflanzt, aber einige davon bedürfen allerdings noch einen sehr starken Beweis, die übrigen, und das sind die meisten, sind erweislich falsch". Darauf nimmt er sie Satz für Satz nach seiner Weise durch.

1) Er will die Schrift, in welcher dieser rebellische Grundsatz als hohe Weisheit angepriesen wird, nicht namentlich anführen.

Religion, das Nordlicht aber einzig und allein auf die Fragmente [1]). Lessing beabsichtigte daher, diese Parabel unter dem Titel: Der Pallast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung, aufs neue herauszugeben; er hatte schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es fand sich darin nur der Entwurf zu einer Vorrede (X, 132), die so beginnt: „Diese Parabel ist nicht das Schlechteste, was ich geschrieben. — — — Die albernen Deutungen des Herrn Göze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Göze läßt sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christlichen Religion darunter vorzustellen." —

Als ein Commentar zu dieser Idee kann das Bekenntniß dienen, welches Lessing in der Bitte ablegt, wo er den Einwurf abweist, als verdienten die Schriften der Neuern unter den Feinden der Religion, in Vergleich mit den Alten, nicht aufbewahrt zu werden. Er bekennt nämlich, daß er an eine unübersehbar lange Entwickelung des Christenthums durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende glaube. — „Dazu bin ich der festen Meinung, daß Welt und Christenthum noch lange stehen werden, daß, in Betracht der Religion, die Schriftsteller der ersten zweitausend Jahre nach Christi Geburt der Welt eben so wichtig sein werden, als uns jetzt die Schriftsteller der ersten zweihundert Jahre sind. — Das Christenthum geht seinen ewigen allmähligen Schritt: und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonne und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung."

So darf Lessing endlich in dem Absagungsschreiben von sich bekennen, er sei sich bewußt, daß er es weit besser mit der lutherischen Kirche meine, als Göze, der nicht den „allergeringsten Funken lutherischen Geistes habe, ja der auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sei". Ja er möchte ihn selbst, Luthern, zu seinem Richter haben. — „Luther, du! — großer, verkannter Mann! Und von niemandem mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreiend, aber gleichgültig, daherschlendern! [2]) — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!" —

Auf Luther kommt Lessing so gern zurück. Wenn Göze und sein Bundesgenoß,

2) Lessings Schwächen. Erstes Stück, S. 12., wo er sich „die Mühe geben will, über diese Parabel nach den Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes ein kleine Prüfung anzustellen".

2) Nodnagel findet hier eine Anspielung auf das Sprüchwort bei Zinkgref: Doctor Luthers Schuhe sind nicht allen Dorfpfaffen gerecht. (Lessings Dramen, 24.)

der Licenciat beider Rechte, Albrecht Wittenberg, mit dem Reichshofrath drohen, (in Berlin arbeitete Göze unter der Hand gegen Lessing bei dem Minister Zedlitz — mit schlechtem Erfolge!) beruft sich Lessing nur auf Luther, und fragt, ob ein solcher Schritt, vor zweihundert und fünfzig Jahren mit Ernst gethan, uns nicht um alle Reformation gebracht hätte? Was Luther für Rechte hatte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie habe? Er nennt Bahrdt und dessen damals confiscirte Bibelübersetzung, gegen welche Göze aufgestanden war, [1]) und nimmt den Mann, von dessen Geist und Charakter ihn sonst eine Kluft trennte, gegen Göze in Schutz. „Wenn es itzt keinem Doctor der Theologie erlaubt sein soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann; so war es auch Luther nicht erlaubt. Ich setze hinzu: so war es Luther noch weniger erlaubt. [2]) Kurz, Bahrdtens oder eines andern Itztlebenden Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Uebersetzung den Proceß machen; wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehe .... Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit, nach seinem eigenen Gutdünken, fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen, ist kein Fortgang im Ganzen möglich."

„Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsere Päbste werden; daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen, — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten, Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päbstchen wieder mit dem Papste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuscheuchen. So ein lutherischer Eifer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog." —

Lessing durfte so sprechen, er, der das Wesen des von der Kirche fortgepflanzten christlichen Glaubens, unabhängig von der Bibel, in die lebendige Ueberlieferung (die Glaubensregel) der ersten Jahrhunderte setzte. Mit dem Princip der freien Schriftforschung blieb er, nach seiner Ueberzeugung, ein besserer Protestant, als

1) Er schrieb dagegen seinen „Beweis, daß die Bahrdt'sche Verdeutschung des neuen Testaments keine Uebersetzung, sondern eine vorsätzliche Verfälschung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes sei".

2) Diese Stelle nannte Göze im 2. Stück von Lessings Schwächen S. 99. ein bloßes Gewäsche. Lessing nahm davon die Veranlassung zu dem so witzigen als lehrreichen „Kanzeldialog": „Ueber die von der Kirche angenommene Meinung, daß es besser sei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen würde", die aber erst im theologischen Nachlaß (doch noch bei Gözes Leben) herauskam. (XI, 521—535). Die gelehrten Anmerkungen, womit Lessing seine Sätze beweisen wollte, sind bei diesem Entwurfe unausgeführt geblieben.

der, welcher es dahin bringen wollte, daß die lutherischen Pastores unsre Päbste würden. Das hinderte ihn nicht, von seinem Standpunkte dem Katholiken die Hand zu reichen, von dem Standpunkte, den wir als den geschichtlichen der Union erkannt haben. Man muß sich wundern, unter denjenigen, welche Lessing in dieser Richtung verkannt haben, einem Hamann zu begegnen. [1])

Lessing sah in den beiden Kirchen, welche sich in die Christenheit theilen, keine so scharfen Gegensätze, daß sie nicht beide, seit ihrem Bestehen, einem höhern Gesetze folgten, welches eine beständige Ausgleichung und Wechselwirkung unter ihnen erhält. Eigentliche Religionsbewegungen [2]) wollte er in seinem Zeitalter, so voll auflösender Arbeit an dem orthodoxen theologischen System, trotz ernster dagegen erhobener Bedenken, nicht angenommen wissen (XI, 590); sondern höchstens Fermentationen, d. h. „Bewegungen, welche die Bewegung, in welcher das fermentirende Ding mit andern Dingen steht, nicht ändern, sondern zur Aufklärung und zum Wachsthum desselben beitragen". „Die Fermentation geht durch die ganze Natur, da, wo sie die nämliche Mischung der Bestandtheile findet. So auch mit den Religionen. Eine steckt die andere an; eine bewegt sich nie allein. Die nämlichen Schritte zur Verbesserung oder Verschlimmerung, welche die eine thut, thut die andre bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche vor der katholischen vorausgewonnen, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Pabstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, auch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Pabstthum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen." — —

Von diesem seinem höhern welthistorischen, man könnte sagen, prophetischen Standpunkte, wobei es zunächst um das Princip der freien Schriftforschung zu thun war, war es ihm Göze gegenüber nicht schwer, mit einer ungezwungenen Wendung seinem Gegner den Vorwurf zurückzuspielen, daß er den Protestanten

---

1) Hamanns Schriften VII, 239. An Herder, den 28. März 1785. „Was sagen Sie zu Lessings theologischem Nachlaß? Es ist Schade um einige Stücke, daß sie nicht ganz sind. Manches ist wohl nicht der Rede werth. Ich hatte mich eben an dem Parasiten und Compilator H...l (?) übel und weh gelesen, fand daher desto mehr Mark, Saft und Kraft an einem Manne, der selbst gedacht, und dem es ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen. Unterdessen ist es doch sonderbar, daß der Genius unseres saeculi spornstreichs sich in das Pabstthum wieder stürzet, besonders dadurch, daß man dem Volke die Bibel durch alle möglichen Sophistereien (!) zu verleiten und aus den Händen zu spielen sucht."

2) Im December 1780 theilte der Herzog Ferdinand Lessingen ein von dem Consistorium eines evangelischen Reichsstandes (vermuthlich Kursachsen) bei dem Corpus Evangelicorum eingereichtes „Gutachten über die dermaligen Religionsbewegungen, besonders der evangelischen Kirche" mit (XI, 547.). Darauf bezieht sich das Fragment: „Ueber die jetzigen Religionsbewegungen". XI, 590.

nur den Weg zur römischen Kirche bereite. Ihm ist Protestantismus und wahres Lutherthum (Luthers Geist!) von ungehindertem Gebrauche freier Forschung und Vernunft unzertrennlich, und doch steht er auch so dem Rationalismus und dessen durchaus subjectiver Stellung zum Christenthum, wie zur Bibel, ganz entgegen, denn er hält eben so sehr an der Glaubensregel, wie sie sich in den frühesten Symbolen der Kirche ausspricht, und der gemeinsame Grund aller christlichen Kirchen ist, fest. Ohne diese ist für ihn kein Christenthum.

Göze war es, durch den Lessing sich immer mehr auf den Boden der katholischen Kirche hingedrängt sah, damit er nur noch als ein Christ angesehen werden möchte, da, in Göze's Augen, Christenthum und Lutherthum unzertrennlich war. Eine sonderbare Wendung war es mitten in diesem Streite, daß, während Göze gegen Lessing wegen der Herausgabe der Fragmente den Reichshofrath anrief, er (im Juli 1779) wegen Beleidigung der Katholiken in einer Predigt von dem kaiserlichen Residenten in Hamburg bei dem Rath zu Hamburg verklagt wurde. [1]) Doch entging er, scheint es, der Anforderung eines Widerrufes, die der Rath zu Hamburg an ihn stellte. [2]) Diesmal hatte Göze den Spott von allen Seiten zu ertragen. „Rette doch, wenn es noch möglich ist, den armen Göz in Hamburg aus den Händen des Reichshofraths (schrieb Karl Lessing an seinen Bruder den 17. Januar 1780); daß er dich ihm überliefern wollte, mußt du nun vergessen!" — Lessing, welcher überall, auch bei einem Göze, Standhaftigkeit und Consequenz verlangte, fand ihn wegen solcher Schwäche verächtlicher, als je. „Schreiben Sie doch (lesen wir in seinem Briefe an Elise Reimarus vom 22. Juli 1780), ob es wahr ist, daß der Hauptpastor widerrufen? Wenn er das gethan hat, so ist er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn könnte nun doch weiter nichts bei kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unsinn, den er jemals gepredigt und geschrieben, es koste was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Ist der Text von seiner Widerrufungspredigt zu haben?" [3])

Auf diesen Vorfall spielt Lessing an in der Berichtigung des Mährchens von tausend Dukaten oder Judas Ischarioth dem zweiten (X, 283), einem Flugblatt, welches er im December 1779 zu Regensburg ausgehen ließ, zu Widerlegung der eben so boshaften, als abgeschmackten Lüge, als habe er von der Judenschaft zu Amsterdam für die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente

---

1) Göze wollte in der Predigt am Sonntag Rogate den Beweis führen, daß weder die römisch-katholischen, noch auch die reformirten, sondern allein die evangelisch-lutherischen Christen erhörlich beten können! (J. O. Thieß Leben 44.)

2) Gleim an Lessing, den 20. Juli 1779. (XIII, 627.) „Der Rath hat von dem Patriarchen Widerruf verlangt; darüber hat der Patriarch sich bei den Rechtsgelehrten zu Leipzig Raths erholt..." Eine Spur des Widerrufs hat sich wenigstens in den Akten des Hamburgischen geistlichen Ministerii nicht entdecken lassen.

3) Von einer solchen findet sich indeß keine Spur. Nach dem Berichte bei Thieß ward ihm auf Vorstellung des kaiserlichen Ministers jedoch nachdrücklich angedeutet, sich solcher „constitutionswidriger" Reden zu enthalten.

ein Geschenk von tausend Dukaten erhalten und angenommen. [1]) Dieses Mährchen war aus andern Zeitungen auch in das Wiener Diarium, Nr. 85, übergegangen, und Lessing benutzte den Aufenthalt seines Stiefsohns in Wien, um in dessen Namen und Charakter die wahre Beschaffenheit der Sache und den Verlauf seines Streites mit Göze in das Licht zu setzen. [2]) Welche Schonung verdiente auch dieser Eiferer, welcher sich nicht entblödet hatte, dem Braunschweigischen Hause, dem Lessing diente, zu Gemüthe zu führen: „in welchen schlimmen Händen sein Interesse sei, und daß ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohe Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären". (Anti-Göze, dritter, X, 179).

Wir befinden uns mitten in den „Anti-Gözen", deren Ideengehalt übrigens, des Zusammenhangs wegen, in dem Vorangehenden schon größtentheils vorweggenommen ist. Den Stoff lieferte ihm Göze, außer dem „Vorläufigen Etwas", durch drei Stücke „Lessings Schwächen." [3]) Die Anti-Göze kamen von Ostern 1778 ab in einzelnen Bogen, jedes mit einem kräftigen Motto aus den Kirchenvätern oder Luther, heraus; Lessing nannte diese Blätter selbst nur Schnurren. „Und so eine Schnurre soll Göze unfehlbar jederzeit haben, so oft er in seinen freiw. Beiträgen eine Sottise wider mich und meinen Ungenannten sagt. Dazu bin ich fest entschlossen, und sollte aus dem Göze eine förmliche Wochenschrift werden"... schrieb er (XII, 505) an Reimarus, den Sohn.

Wie bei seinem Streite gegen Klotz, mußte Lessing, nur in noch viel höherem Grade, über die vernichtende Schärfe seines Witzes, das Feuer seines Zorns Vorwürfe hören, aber er wußte, welch einen gefährlichen Gegner er an Göze hatte, dem bisher aus Furcht noch ein jeder das letzte Wort gelassen hatte. Dabei ging

---

1) Aehnliches wurde nicht lange nachher Dohm wegen seiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden angedichtet, daß er nämlich durch reiche Juden erkauft worden. In unsrer Zeit hieß es wieder von Voigt, daß er für das Werk über Hildebrand mit mehreren tausend Dukaten vom Pabste gewonnen worden! —

2) Die Literatur- und Theaterzeitung für d. J. 1780. S. 157. theilt am Schluß einer Recension der „Noch näheren Berichtigung" eine sonst nirgends gedruckten Stelle aus dem Briefe Lessings an einen seiner Freunde mit: „Daß die tausend Dukaten von der Judenschaft in Amsterdam eine alberne Erdichtung ist, können Sie ja wohl denken. Da ich sie wegen der Fragmente erhalten haben soll, die man von einem Juden wider die christliche Religion geschrieben zu haben glaubt: so möchte man mich gern als einen Judas Ischarioth verschreien, der seinen Meister nicht für dreißig Silberlinge, aber doch für tausend Dukaten abermals zu verkaufen im Stande wäre.",

3) Hamburg 1778 mit fortlaufender Seitenzahl (148 Seiten). Das dritte Stück mit einem Liede Klopstocks auf dem Titel, dessen letzte Strophe lautet:

Auch sie, o HErr! hast du versöhnt,
Sie, deren Spott dich itzt verhöhnt;
Gieb, daß noch vor der Todesnacht
Zur regsten Reu' ihr Geist erwacht!

er, wie bei Klotz, auch wo er scheinbar von einer Empfindung des Zorns hingerissen wurde, mit aller Besonnenheit und Berechnung der Mittel zu Werke, wie er denn bei Uebersendung der ersten Stücke an seinen Bruder diesen bedenken hieß, daß er seine Waffen nach seinem Gegner richten müsse, und daß er nicht alles, was er γυμναστικως schreibe, auch δογματικως schreiben würde (XII, 502). In den antiquarischen Briefen hatte er den Stil und den Charakter der Alten für sich anzuführen, in den Anti-Göze liegen ihm die Kirchenväter, in denen er jetzt lebt, mit ihrer Kraft und durchfahrenden Geradheit viel näher. „Hieronymus sagte, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie vielmehr der Irreligion) der Art sei, in qua tolerantem esse, impietatis sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für mein Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll.“ —

Mit Verachtung weist Lessing Göze's Spöttereien über seinen Stil, wie über seine „Theater-Logik“ ab (Anti-Göze II). „Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich, mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben.“ — Dann aber: „Ich kenne keinen blendenden Stil, sagt er, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein giebt ächten Glanz; und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.“

Von sittlicher Entrüstung getragen, nimmt Lessings Schreibart auch in den Anti-Göze, wo sonst der Ton der niedern Komödie vorherrscht, einen höhern Schwung. So bei dem Zionsrufe der Göze's, in den Wendungen des Evangeliums: „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felsichten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt, da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie vieles Gute der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerem Gärtchen zu schaden? Warum bläst er nicht bei eurem Zaune vorbei? oder nimmt die Backen weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?“ —

Gleich Anfangs (Anti-Göze I) hat er Gözes Ton und Manier gegen ihn mit dem eines „gewissen Monsieur Loyal in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennt“ (es ist der Tartüffe), verglichen. „Er ist für

meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge [1]), — nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft." — (Anspielung auf Ev. Joh. XIV, 2.)

Neuntes Kapitel.

Mitten im Kampfe gegen Göze [2]) geschieht es, daß Lessing das stärkste und anstößigste aller Fragmente, das vom Zwecke Jesu und seiner Jünger, als eine besondere Schrift [3]) herausgiebt, mit einer Vorrede, aber (was auffiel, sich aber aus dem Streite mit Göze hinlänglich erklärt) ohne alle und jede Zusätze, worin er, wie bei den frühern Fragmenten, von dem allgemein christlichen Bewußtsein aus, die Sache des Glaubens zu wahren versucht hätte. Dadurch eben steht dieses Fragment, abgesehen von dem Inhalt, so schroff,

---

1) Z. B. Etwas Vorläufiges Seite 69. „Ich besorge sehr, daß Herr Lessing, wenn er in das Feld der Philosophie und Theologie übergehen, und sich in demselben eben das Ansehen geben will, mit welchem er in seiner Dramaturgie und in andern Aufsätzen, welche die schönen Wissenschaften betreffen, commandirt, sehr gegen die vom Aristoteles so hoch verpönte *μεταβασις εις άλλο γενος* anstoßen werde. Ich bewundere den Herrn Lessing, wenn ich seinen Laokoon, seine antiquarischen Briefe, vornehmlich aber sein unnachahmliches Meisterstück, die Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet haben, lese. Allein wenn ich sehe, was er als Philosoph für Grundsätze hat" u. s. w. Ein andermal (Lessings Schwächen, II, S. 59) schreibt er: „Herr Lessing ist längstens von seinen Verehrern, und zwar nicht ohne Grund, für den größesten Meister unter den Verfertigern deutscher Schauspiele erklärt worden. Soll nun das Theater solche heilsame Wirkungen bei den Zuschauern hervorbringen, (wie nämlich manche behaupten wollen —) wie vielmehr müssen sich dieselben bei denen zeigen, die selbst Schauspiele, moralische Schauspiele, Meisterstücke derselben, verfertigen?" — Dies wendet er weiter mit einem argumentum ad hominem gegen Lessing. S. 51 ruft Göze mit einem Seufzer, über den 8. Anti=Göze: „Ach, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten..!" Das ehrende Zeugniß, das Göze mit dieser Anerkennung gleichsam gegen seinen Willen sich selbst ausstellt, soll ihm unverloren bleiben.

2) Lachmann setzt die Herausgabe des neuen Fragments hinter alle 11 Anti=Gözen; allein diese Schrift mit Lessing's Vorrede fällt noch vor den 8. Anti=Göze, wie aus Lessing's Schwächen, II. Stück, S. 43 und 51 erhellt. Dieses Stück gedenkt zu Anfang des neuen Fragmentes: „dieser abscheulichen Mißgeburt". Lessing muß dasselbe also schon im Frühjahr 1778, als der Streit mit Göze im Beginn war, in den Druck gegeben haben.

3) Mit dem Beisatze: Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Herausgegeben von G. E. Lessing. Braunschweig 1778. 276 Seiten.

so herausfordernd da. Er gesteht im Eingang der Vorrede, daß dieses Fragment, seinem ersten Gedanken nach, durch ihn entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit, „in dem abgelegenen, so wenig besuchten Winkel bibliothekarischen Kehrichts" (so nennt er seine Beiträge) erscheinen sollte, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. „Ich lasse es mir ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?"

„Dieses Fragment gehöre zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte, welches bereits so viele Federn beschäftigt habe und wahrscheinlich noch lange immer neun, gegen eine beschäftigen würde, die gegen die übrigen Fragmente schreiben werden. Jeder Homilet, der sich getraut, eine Osterpredigt zu halten, getraue sich auch, mit dem Ungenannten hier anzubinden. „Krüppel will überall voran tanzen . . ." Nicht als wenn Lessing alle die, welche gegen dieses Fragment bisher geschrieben hatten, in diesem ärmlichen Lichte erblicken wollte. In einigen derselben, sagt er, erkenne er wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht sei, wenn der Gegner nicht zu Boden liege [1]). Man konnte es dem Bruchstücke nicht ansehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten werde. Das neue Fragment solle diesen Fehler des Herausgebers gut machen. Man werde vermöge dessen, wo nicht günstiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urtheilen, und wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will. Er schließt nicht so: die Geschichte der Auferstehung ist verdächtig; folglich ist die ganze Religion falsch, die man auf die Auferstehung gegründet zu sein vorgiebt; sondern er schließt vielmehr so: die ganze Religion ist falsch, die man auf die Auferstehung gründen will; folglich kann es auch mit der Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, und die Geschichte derselben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren sie auch wirklich trägt. — „Es hilft schlechterdings zu nichts, den Krebs nur halb schneiden zu wollen, darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll."

1) Unter diesen nimmt in mehr als einer Hinsicht die erste Stelle ein Joh. Chr. Döderlein, damals Professor der Theologie in Altdorf, später in Jena, Verfasser der Fragmente und Anti-Fragmente. Nebst einigen Landkarten. Nürnberg 1778. Er behandelt hier nur das Fragment vom Durchgang der Israeliten und von der Auferstehung. Seine Vorläufigen Betrachtungen über Zweifel, besonders in der Religion, zeigen eine philosophische und freisinnige Denkart. „Ist denn der allemal ein Feind der Religion, der gegen ihre Wahrheiten Zweifel erregt und Gegengründe vorträgt? — Ich wünschte, daß statt des Heulens und Wehklagens, wenn etwa unsre Messe ein Buch gegen die Religion geliefert, statt des Anziehens der Sturmglocken, welche Ministerien und Fiscale, Obrigkeiten und Pöbel in Bewegung setzen, den mordbrennerischen Künsten Einhalt zu thun und der bestürmten Religion zu Hülfe zu kommen, statt der wehmüthigen und furchtsamen Warnungen, dergleichen Schriften zu fliehen, wodurch man immer Schwäche und Bewußtsein, daß man nicht ausdauern kann, verräth, wie bisher die Bekanntmachung solcher Zweifel mit Dank und Freude, welche aus dem Bewußtsein einer höhern Sache und einer hinlänglichen Kraft zum Widerstande entspringt, aufgenommen würde."

Eine Schrift, worin, in Deutschland wenigstens, zum erstenmale der bis dahin auch dem Deismus ehrwürdige Charakter Jesu, das Ideal einer erhabenen Sittenlehre und reinen Gottesverehrung, zu dem Zerrbild eines politisch-religiösen Schwärmers und Verschwörers, sowie die Verbrüderung seiner Jünger zu einem berechneten Plane, die Welt zu täuschen und zu betrügen, herabgezogen wurde — eine solche Schrift konnte bei ihrem ersten Eindrucke nur tief verletzen und Aergerniß erregen, bei weitem mehr, als das Fragment über die Auferstehung. Daher setzte jenes Fragment eben so viel und noch mehr Federn in Bewegung. [1]) Von der andern Seite war es von dem Herausgeber dieser Fragmente ebenso folgerecht, als weise, mit demjenigen Stück zu Tage zu kommen, woraus der wahre und letzte Endzweck des Ungenannten mit Rücksicht auf das Christenthum erst deutlich hervorging, indem so erst die Stellung der Apologeten zu dem Ungenannten, als einem außerhalb aller christlichen und jeder Offenbarung stehenden Deisten, deutlich und der Punkt sichtbar wurde, wohin ihre Thätigkeit am meisten und mit dem größten Erfolg zu richten war. In dem Maße verloren seine Angriffe auf einzelne Theile des ganzen Gebäudes wesentlich von ihrer Kraft und Bedeutung: sowie das Fragment vom Zwecke Jesu in höherm Sinne seine eigne Widerlegung in sich trug. Daher sind alle Gegenschriften gegen jenes Fragment mit ihm selbst längst der Geschichte anheimgegeben, und nur in dem trefflichen Werke F. V. Reinhard's, dem „Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf" [2]), welches durch jenes Fragment ins Leben gerufen wurde, lebt seine Spur unter uns fort.

Eine von diesen Gegenschriften aber müssen wir hier herausheben, weil sie von einer Seite kam, woher Lessing sie am wenigsten erwartet haben sollte, und die ihn schon ihrer Form wegen tiefer verletzen mußte, als alles, was von Göze gegen ihn ausging. Der Theologe, welcher das Werk der Auflösung gegen das alte orthodoxe System der lutherischen Theologie fast in allen seinen Theilen in einer langen Reihe von Schriften durchführte, der als Haupt einer Schule die zerstörenden Wirkungen seiner Kritik weit über seine Lebenszeit hinaus verpflanzte, der Mann, dessen Namen wir oben selbst mit Lessing's

1) Von Asbrand, Professor und Prediger zu Rinteln, Blasche, Professor zu Jena, Fr. Christ. Göze, Prediger zu Danzig, C. W. Mascho, Silberschlag in seinem Antibarbarus (welchem Lessing seinen Barbarus Antibarbaro entgegensetzen wollte, XI, 517) u. A. — Heubner führt noch eine witzige Parodie von Christ. Kruse, Vom Zwecke des Sokrates und seiner Schüler, für Freunde des Wolfenbütteler Fragmentisten. Leipzig 1785, an. Die Allgemeine deutsche Bibliothek, 40. Bd., S. 356—428 enthält den ausführlichsten kritischen Bericht über das Fragment vom Zwecke Jesu und der durch es hervorgerufenen Streitschriften. Durchaus nimmt sie unter den Gegnern des Fragments ihren entschiedenen Platz ein. (Diese frühere Periode der A. D. Bibliothek ist im Vergleiche mit der spätern, in den Neunziger Jahren, in der Wöllnerschen Epoche, eine positive zu nennen.)

2) Die erste Ausgabe erschien 1781, die fünfte, mit Zusätzen und Anhängen von H. L. Heubner, Wittenberg 1830. Der erste Entwurf der Schrift erschien als akademische Gelegenheitsschrift noch bei Lessings Leben, 1780.

Namen verknüpften, so gewiß auch sonst die innern Gegensätze sie trennen, — Joh. Salomo Semler, erschrickt über die Macht der Bewegung, deren er nicht mehr Herr werden kann, und glaubt sie einzuhalten, wenn er sich den Gegnern, wie eines Bahrdt, so des Ungenannten und eines Lessing, zugesellt. Er gab ein ausführliches Werk gegen den Ungenannten heraus [1]); dies betraf blos die Sache. Aber in einem kurzen Anhang mit dem Beisatze: Von dem Zwecke Herrn Lessing's und seines Ungenannten. Ein paar Fragmente eines Ungenannten aus meiner Bibliothek (1779), — eine kahle Travestie des Titels des von ihm widerlegten Fragments —, greift er Lessings Gedanken: „dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll" — als Thema eines Gesprächs heraus, dessen Personen der Lord-Mayor von London, als Richter, sein Secretär und ein Bürger John Bowling ist. John Bowling hat ein Haus am hellen Tage in Brand gesteckt, weil er ein brennendes Licht auf dem Boden desselben angetroffen, welches möglicherweise während der Nacht eine Feuersbrunst hätte anrichten können. Das Feuer, das in der Nacht hätte gefährlich werden können, wurde am Tage geschwind gelöscht, und den Feueranstalten Gelegenheit gegeben, Ehre einzulegen. Wegen dieser Handlung wird er vor den Richter gebracht.

„Mylord! sagte der Secretär, lassen Sie den Mann nach den Gesetzen verurtheilen, er ist schuldig.

Lord-Mayor. Nein, das thue ich nicht; er ist wirklich kein Bösewicht, sondern er ist nicht richtig im Kopfe. Bringt ihn nach Bedlam!

Mich nach Bedlam? sagte Sir J. Bowling.

Lord-Mayor. Ja, Sir, da gehören Sie hin.

Und er wird nach Bedlam gebracht, wie ein jeder weiß, und sitzt da bis auf den heutigen Tag."

Also Lessing nach Bedlam! das ist der Sinn des Gesprächs.

Das Alberne dieses Schlusses hätte den von der Beleidigung Betroffenen vielleicht darüber hinwegheben sollen. Aber Lessing war wirklich erbittert, so daß er sich einige Tage in aller geistigen Thätigkeit gehemmt fand. Selbst die Briefe an seine Freundin, Elise Reimarus, ließ er unbeantwortet; und als er endlich schrieb, ließ er seiner Erbitterung und Verachtung gegen Semler (den Schubiak Semler nennt er ihn) freien Lauf (XII, 530). Er war eben am fünften Akte von „Nathan der Weise", als er Semler's Buch erhielt: „Ich war über die impertinente Professorgans so erbittert," schreibt er, „daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen so nöthig ist, darüber verlor, und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen. Ich will ihm ein Briefchen aus Bedlam schreiben; daß er an mich denken soll." [2]) Wie uns Semler beinahe um den Na-

1) Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten u. s. w. Halle 1779. Zweite Auflage 1780.

2) Bereits berichtete die Literatur- und Theaterzeitung von 1779, S. 553. ihren Lesern: „Der Herr Hofrath Lessing, heißt es, wird eine Antwort auf das Gespräch drucken

than gebracht hätte, so hatte er es dem Nathan zu danken, wenn Lessing die ihm zugedachte Züchtigung hinausschob, bis der Tod dazwischentrat. Zur Abwehr gegen einen Lessing war niemand von der Natur weniger ausgerüstet, als Semler mit seiner schwerfälligen Schreibart und Methode. Aber auch als Theolog wäre er in Gefahr gekommen, wenn Lessing ihm alle die Widersprüche, Halbheiten und Inconsequenzen mit der Schärfe seiner Logik aufgedeckt hätte, wie er es mit Mascho that, den Göze zu seinem Bundesgenossen erwählt hatte. [1]) Lessing hätte ihm blos zeigen dürfen, daß er im Grunde mit seinem Ungenannten auf ein und demselben Boden stehe. Doch vorläufig wollte Lessing nur wegen des Anhangs anbinden, (schreibt er seinem Bruder XII, 528,) und in Ansehung des Uebrigen abwarten, was die lutherischen Orthodoxen selbst dazu sagen würden. Wir haben nur einen kleinen Anfang seines „Briefes aus Bedlam" an Semler; hier ist er (XI, 536): „Es hat Ew. Hochehrwürden beliebt, Ihre sonst ganz ernsthafte Widerlegung des Wolfenbüttler Fragments vom Zwecke Jesu und seiner Jünger mit einem lustig-gründlichen und gründlich-lustigen Nachspiel zu beschließen und zu krönen, in welchem ich die Ehre habe, ins Tollhaus verwiesen zu werden."

„Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wohl bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehreren Zahl mich gern in ein eigenes Tollhäuschen sperren möchten ..."

In dem Entwurfe der sogenannten „Briefe an den Herrn Doktor Walch" verbittet er es sich ernstlich, mit Semler, „ungeachtet er mit ihm auf Einem Wege zu wandeln scheine" (nur daß sie beide gewiß nicht nach Einem Orte wallen), zusammengestellt zu werden: „So viel weiß ich nur, daß ich sein Interesse von dem meinigen nicht früh genug absondern kann. — Zudem" (fährt Lessing fort) „hat mich unlängst Herr Doctor Semler durch einen guten Freund, der ehemals Theologie studiret, jetzt aber festere Wissenschaften treiben soll (vermuthlich handfestere), nach Bedlam ins Tollhaus bringen lassen. Und das wohl darum, damit ich auf alle Weise mit ihm zu thun zu haben verreden muß. Träte ich nun auf seine Seite, dächt' ich, spräch' ich, so wie er: würde es nicht scheinen, als ob ich wünschte, daß er ein lucidum intervallum für die völlige Rückkehr meiner Vernunft halten, und sonach Befehl stellen möchte, daß man mich aus dem Tollhause nur wieder entlassen könnte! Gleichwohl befinde ich mich in dem Tollhause, in welches mich gewesene oder noch sein wollende Theologen bringen, so wohl! so wohl!"

„Oder wollt' ich nun gar andrer Meinung mit ihm sein, nur im Gering-

---

lassen, welches Herr Dr. Semler seiner Beantwortung der Fragmente eines Ungenannten angehängt hat und worin Herr Lessing ein Wahnsinniger genannt worden."

1) Erster Anti-Göze X, 170. „Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nämlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben." — Vgl. das Fragment eines Entwurfs „Gegen Mascho" XI, 514.

sten mit ihm anbinden — Gott sei bei uns! — er ließ mich vollends an Ketten legen!"

Man glaubt die Gräfin Orsina zu hören, als sie gewahr wurde, daß man sie für wahnsinnig ausgegeben: „Ich fühle so was!" — Und — „wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren!" —

Welch ein seltsamer Stand der Dinge, wo ein Semler das Christenthum gegen Lessing, und bald darauf ein Basedow dasselbe Christenthum gegen Semler zu vertheidigen auftritt! [1])

Wenn Lessing in der letzten Zeit seines Lebens gegen die Theologen so erbittert sich ausspricht, so hat Semler mehr als andere dazu beigetragen. Doch gab es Theologen, welche Lessing bis zu Ende aufrichtig schätzte und liebte, auch wenn er mit ihnen nicht auf einem und demselben Boden in der Theologie stand. Einer derselben war der verdiente Johann August Nösselt, Semler's Amtsgenosse an der Universität Halle. Nösselt gehörte früh zu den Verehrern Lessing's; auf einer Reise im Jahre 1771 besuchte er ihn zu Wolfenbüttel und es knüpfte sich eine dauernde Verbindung zwischen beiden. Als Pockels in Braunschweig, ein Schüler Nösselts, Lessingen einst einen Brief seines Lehrers mitbrachte, begrüßte er das Schreiben als ein „reiches Geschenk" und setzte hinzu: „Das ist doch noch ein Theologe, wie er sein soll!" [2]) — es war gerade zu der Zeit, als er durch die Herausgabe der Fragmente mit der übrigen theologischen Welt zerfallen war.

Gegen Lessing trat damals unter den Nichttheologen Johann Georg Schlosser in dem Schreiben an Herrn O., Pfarrer zu L., über das Werk vom Zwecke Jesu auf. [3]) Allein seine Voraussetzungen sind die nämlichen, welche Lessing selbst machte, nur daß er mehr die Erfahrung, Lessing mehr die Idee im Auge hatte, daher er die Welt, wie sie ist, für wenig reif zu solchen Versuchen erklärte, wie Lessing mit der Herausgabe solcher Fragmente sie machte. Von dem er aber noch weniger wissen will, das ist Semler mit seiner Widerlegung. Das Göttliche in Christi Lehre sei Gegenstand des Gefühls, mehr des Herzens als des Kopfes, und die Geistlichen würden mehr thun, wenn sie „mehr Apostel und weniger Theologen wären" (S. 112). „Könntet ihr Herren das begreifen und darnach thun, wie sehr wollt' ich's Lessingen danken, daß er durch dieses Buch euch dahin gebracht hätte; aber da ich das nicht hoffe, so danke ich's ihm gar nicht, daß er das Buch hat drucken lassen; denn er

---

1) Basedow's „Urkunde von der neuen Gefahr des Christenthums durch die scheinbare Semlersche Vertheidigung desselben, wider den ungenannten Fragmentisten". 1786. Kurz vorher erschien sein: „Vorschlag an die Selbstdenker des 19. Jahrhunderts (!) zum Frieden zwischen dem wohlverstandenen Urchristenthum und der wohlgesinnten Vernunft", worin er gegen den Fragmentisten die Einheit des biblischen Christenthums und der natürlichen Religion behauptete.

2) Leben, Charakter und Verdienste Nösselt's, von J. A. Niemeyer, I, S. 187.

3) J. G. Schlosser's Kleine Schriften. III, Basel 1783. S. 34—113.

konnte wohl wissen, daß unter uns so wenig Köpfe sind, die solch' eine Last tragen können, weil so wenig Herzen da sind, die einem so beladenen Kopfe das Gegengewicht halten können."

Bedurfte es für Lessing eines bei der Mit- und Nachwelt unverdächtigen Bundesgenossen, so stand gleich Anfangs sein Freund Matthias Claudius im Wandsbecker Boten für ihn auf. Wer kennt nicht die drollige und dabei so fein gehaltene „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan", [1]) worin Asmus dem Chan über die Fragmente im vierten Beitrag und Lessing's Zusätze einen unpartheiischen Bericht abstattet [2]), in Folge dessen zuletzt der Chan sein Gefallen an Lessing bezeugt und fragt, ob er wohl Lust haben sollte, nach Japan zu gehen? — „Ich weiß nicht, Sir! wenigstens müßte Ew. Majestät ihm die Conditiones sehr bündig und detaillirt vorlegen lassen, denn er mag gern alles hell und klar mit seinen Augen sehen."

Lessing fühlte sich dem Wandsbecker Boten sehr verpflichtet. „Mein lieber Claudius," schreibt er ihm (XII, 504), „danken Sie Ihrem ehrlichen Vetter, dem weltberühmten Asmus, von mir tausendmal, daß er sich meiner bei Seiner Majestät dem Kaiser von Japan so günstig erinnern wollen. Aber warum hat er mich ihm so schwer zu haben beschrieben? Einen salvum conductum für meinen Bauch und ich komme ... Denn genug, daß ein Asiatischer Monarch kein Europäischer ist, und ich wenigstens von den Jannabos an seinem Hofe nichts werde zu besorgen haben ..." und wie er weiter in den Ton des ehrlichen Asmus eingeht.

Die Herausgabe des Fragments vom Zwecke Jesu (wovon übrigens Lessing unaufgefordert nicht einmal seinen nächsten Freunden Exemplare mittheilte, um dem Schein absichtlicher Verbreitung zu entgehen), das Aufsehen und Aergerniß, das sich daran knüpfte, führte endlich das herbei, was Göze und seine Sinnesgenossen bezweckt, Lessings Freunde befürchtet hatten. Die Obrigkeit trat dazwischen. Das erste war der Verlust der Censurfreiheit. Die Waisenhausbuchhandlung zu Braunschweig, welche die Beiträge, die Anti-Göze und das Fragment vom Zwecke Jesu verlegt, erhielt unter dem 6. Juni 1778 den Befehl, nicht das Geringste mehr von Lessing zum Druck anzunehmen, wovon nicht zuvor die Handschrift Einem fürstlichen Ministerium eingesandt und von demselben gebilligt wäre, noch viel weniger, wenn dergleichen etwa unter der Presse sich befinden sollte, es auszugeben, dagegen ein genaues Verzeichniß von den vorräthigen Exemplaren des dritten und vierten Theils der Beiträge und der

---

1) M. Claudius Werke, III. Theil. Stuttgart 1844. (Wandsbeck 1774) S. 34.

2) „So ein Trupp Religionszweifel (heißt es) ist aber wie die Klapperschlange, und fällt über den ersten besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel ein Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste .."

darauf sich beziehenden Stücke, nebst einer Note über den Betrag des bisher daraus gezogenen Erlöses einzureichen und kein Exemplar mehr davon zu verkaufen. Als Ursache der zurückgenommenen Censurfreiheit gab das fürstliche Rescript an, daß Lessing die ausdrücklich beigefügte Clausel, nichts drucken zu lassen, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne, höchst muthwillig übertreten habe. [1])

Auf diesen Erlaß richtete Lessing seine Verantwortung an das Ministerium: „Er habe die Censurfreiheit nur so verstehen können, daß er für seine Person, aus seinem Kopfe, in einem dogmatisirenden, affirmativen Tone nichts solle drucken lassen, was besonders der Religion entgegen sei; unter diesem Verstande wäre ihm nichts heiliger gewesen, als diese Clausel. Wenn aber der Concipient dieses Rescripts sie nun auch dahin ausdeuten wolle, als ob ihm dadurch untersagt worden, daß selbst von dem, was er von fremder Arbeit aus Manuscripten bekannt machen würde, nichts die Religion betreffen müsse, so könne er unmöglich glauben, daß dies des Herzogs Meinung sei. Es sei ja von jeher erlaubt gewesen, die Einwürfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den Rechtgläubigen Gelegenheit verschaffe, sie beantworten zu können und unser Glaube nicht den Vorwurf erhalte, daß man irgend etwas, was dagegen gesagt würde, unterdrücke. Er würde eher die ganze Herausgabe seiner Beiträge aufgegeben, als sich einer so unchristlichen Einschränkung unterworfen haben, die dem regierenden Herzoge gar nicht ähnlich sehe. Er selbst habe die Fragmente mit einer Widerlegung begleitet, die von unverdächtigen lutherischen Theologen mehr gelobt worden, als ihm die Bescheidenheit nachzusagen zulasse. Er werde aber dessenungeachtet gehorchen, und von den Fragmenten nichts mehr drucken lassen, ehe er es nicht einem fürstlichen Ministerium zur Untersuchung vorgelegt. Doch hoffe er, daß es der Waisenhausbuchhandlung bedeuten werde, unter das Verbot der Fragmente nicht seine Anti-Gözeschen Blätter mitzurechnen; denn diese bitte er, nach wie vor, ohne Censur in dem Verlage derselben drucken lassen zu dürfen. Er wäre in diesem Streite der angegriffene Theil. Das Bitterste, was er gegen Göze bisher vorgebracht, wären nur Complimente gegen das, womit Göze ihn beleidiget; und der ganze Streit hätte auf die christliche Religion keinen Einfluß."

Hierauf erfolgte unter dem 13. Juli ein Rescript an ihn, das der regierende Herzog (in Abwesenheit des Erbprinzen) zu signiren zwar Anstand genommen, aber auf Zureden des Ministers endlich doch signirt hatte. Es war des noch schärferen Inhalts: „Die Handschrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter, nebst den etwa genommenen Abschriften, binnen acht Tagen unfehlbar einzuschicken, und sich aller ferneren Bekanntmachung dieser Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bei Vermeidung schwerer Ungnade und schärfern Einsehens, gänzlich zu enthalten. Auch sei seine Dispensation von

1) Lessing's Leben, von Karl Lessing, I. S. 395.

der Censur hiermit aufgehoben, und das Original davon von ihm zurückzuliefern".

Diesem Befehle gehorchte Lessing ungesäumt, und gab das Original der Dispensation von der Censur zurück. Er war versichert (bemerkte er dabei), daß er durch den Gebrauch derselben mehr Gutes als Böses gestiftet habe, und sei es ihm sehr gleichgültig, ob dieses jetzt oder hier (in Wolfenbüttel und Braunschweig) einige Theologen begriffen oder nicht. Er überreichte zugleich, fährt Karl Lessing fort, das Manuscript in aller Vollständigkeit, nur in etwas besserer Ordnung, als er es gefunden. Es fehlten zwar daran einige Bogen, er zeigte aber an, daß der Erbprinz sie bei sich hätte. Das, was er ablieferte, betrug 775 beschriebene Oktavseiten. Er bat um ein Recepisse, mit dem er sich einmal über das Abkommen dieses Manuscripts von der Bibliothek legitimiren könne, [1]) und schloß damit, „daß der kleinere Theil davon, welcher in den Fragmenten des ersten Entwurfs, in der herzoglichen Bibliothek gestanden, ganz und völlig ausgearbeitet, bereits in mehreren Abschriften existire und von Hand zu Hand gehe. Käme das ganze Werk an's Licht, als wozu die vom Consistorio zu Wolfenbüttel so unbedachtsam eingeleitete Confiscation einiger Stücke desselben leicht Gelegenheit geben könnte, so möchte man ihn außer Verdacht eines Antheils daran haben".

Unter dem 3. August erfolgte die Resolution (die man wohl, vermuthet Karl L., um dem kranken Herzoge nicht lästig zu fallen, ohne sein Wissen signirt haben mochte), daß sein Gesuch (die Ausstellung des Recepisse) nicht statt habe, daß er aber ohne Vorwissen des Ministeriums auch auswärts nichts drucken lassen dürfe. Zugleich wurde ihm ernstlich verwiesen, „daß er das fürstliche Consistorium bei Ausübung der, diesem Landescollegio obliegenden theuern Pflichten, einer Unbedachtsamkeit zu beschuldigen, sich nicht zu viel sein lassen".

Dieses alles beunruhigte Lessing nicht, und diente vielmehr dazu, ihn in eine heitere Stimmung zu versetzen, da alles so kam, wie er es vorhergesagt hatte. Denn, wie Karl Lessing bemerkt, ehe das Braunschweigische Ministerium sein Verbot gegen die Fragmente erließ, wurden die Beiträge wenig gelesen. Nachdem sie aber confiscirt waren, wollte jedermann wissen, was es wäre, daß so viele christliche Goliathe und Davide sich aufmachten, dem Herausgeber einen Felsen oder ein Steinchen an den Kopf zu schleudern. Die Fragmente

---

1) Wenn Schönemann (im Serapeum 1844. S. 231) dieses Alles für ein unrichtiges Vorgeben erklärt haben will, so kann man ihm nicht anders als beistimmen. Da Lessing einmal öffentlich die Fragmente in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden haben wollte, so konnte er auch gegen das Ministerium keine andere Sprache führen. Aber Schönemann will dieses unrichtige Vorgeben auf Rechnung von Lessings Bruder setzen, und sogar das Recepisse, weil es sich nicht bei den Bibliothekakten befindet, für seine Erdichtung halten. Allein unmittelbar dahinter berichtet ja Karl L. selbst, daß das Gesuch um das Recepisse abgeschlagen worden sei! —

wurden also nachgedruckt „und sogar von Leuten gelesen, die außer ihrer Postille kein Buch ansehen". — Ebert war ganz auf Seiten Lessings, wollte aber den Abt Jerusalem gewiß, und den geheimen Rath von Praun sehr wahrscheinlich als frei von aller Schuld betrachtet wissen. Hierauf antwortete ihm Lessing: „Die Confiscation derselben belustigt mich herzlich. An mir soll es gewiß nicht liegen, daß die angefangene Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon sein, wer da will! Ich sehe nur nicht, warum ich eben die vom Verdacht ausnehmen soll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf sich kommen lassen wollen, und ich weiß vorlängst, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib sind." [1])

Der Bruder und die Freunde in Berlin und in Hamburg machten sich viel Besorgniß. Mendelssohn, der seine Stellung außer den Partheien einnahm, ließ Lessing um Mittheilung einer Abschrift von der Untersagungsakte bitten. Er wollte darüber ein öffentliches Schreiben an ihn in den Druck geben. Er hatte immer prophezeit, daß es so kommen werde (XIII, 607). Lessing beruhigte ihn und den Bruder: „Ich habe meine Ursachen, schrieb er vom 23. Juli (indem er die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze" überschickte) warum ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geschehen lasse. Nur sollte man meine Schriften nicht zugleich mit confisciren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, fest entschlossen, die Sache aufs Aeußerste ankommen zu lassen, und eher meinen Abschied zu nehmen, als mich dieser vermeintlichen Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico (wie der Bruder schon befürchtet hatte) ist nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beiden sehr zu fürchten habe. Denn (Du wirst lachen), ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen und unter sich selbst uneins zu machen, so wie Paulus das Synedrium." Der nämliche Gedanke, den wir in dem Schreiben Lessings an Elise Reimarus (XII, 508), mit Bezug auf die „Nöthige Antwort", angetroffen haben. Dieser Freundin schreibt er noch: „Man hat sich die Abwesenheit des Erbprinzen und die Schwachheit des alten Herzogs, da er selbst wenig mehr nachsehen und unterschreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Versicherung (fährt er fort), daß beide an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um so viel freieres Feld, mich gegen das Ministerium so mausig zu machen, als ich nur Lust habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen sähe, meinen Abschied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, schon zu seiner Zeit verantworten sollten. Doch was wäre das auch mehr? Göze und Compagnie sollten dabei so wenig gewinnen, daß alle und jede,

1) XII, 507. Man denkt an Schillers Epigramm:

Jeder, sieht man einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

welche das Wasser diesen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl bedauern sollten. Denn, im Ganzen die Sache zu nehmen, stehe ich für meine Person so sicher, als ich nur stehen kann; und den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben, daß die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten." — „Diese Streitigkeit, sagt er in einem spätern Schreiben an dieselbe, ist nun schon mein Steckenpferd geworden, das mich nie so herabwerfen kann, daß ich den Hals brechen müßte. Den Stall wird man einem Steckenpferde gewiß nicht versagen, wenn ich ihn nicht selbst aufkündige."

Aus einem Schreiben Eschenburgs an Nicolai, vom 31. August 1778, [1]) geht hervor, daß in Folge dieser Mißhelligkeiten zugleich den Professoren am Carolinum die Censurfreiheit, deren sie sich bisher erfreut hatten, genommen wurde.

Unterdessen waren in Sachsen, Lessings Geburtslande, seine Schriften gegen Göze bei fünfzig Thaler zu lesen und zu verkaufen verboten worden [2]), was natürlich, wie die Confiscation der Fragmente in Braunschweig, nur dazu beitrug, ihre Verbreitung und Wirkung allgemeiner zu machen. Karl Lessing giebt seinem Bruder diese Nachricht, vermuthet aber, daß daran die sächsische Regierung gar nicht schuld sei, sondern nur das Consistorium, welches Statum in statu mache.

Bald trat auch das Braunschweigische Ministerium wegen „der Nöthigen Antwort" wieder auf, indem es Lessingen, unter dem 17. August 1778, diesen Schritt verwies und ihm nochmals verbot, etwas in Religionssachen, so wenig im Braunschweigischen, als im Auslande, unter seinem, noch andern angenommenen Namen, ohne Genehmigung des fürstlichen geheimen Ministerii drucken zu lassen. [3]) Dessen ungeachtet blieb Lessing seinem Entschlusse treu, und ließ in Hamburg, wohin er im Sommer eine Reise machte, „Der Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze" Erste Folge, drucken; womit eine ganz neue Reihe von Anti-Gözen angefangen hätte, wenn nicht Göze mit eins für immer verstummt wäre. Lessing hatte sich eines andern versehen und scherzte darüber. [4]) Göze's Verstummen wurde von der Welt als ein Bekenntniß seiner Niederlage hingenommen. [5]) Das Braunschweigische Ministerium nahm indeß von jener „Ersten Folge" keine Notiz und verfügte nicht das Geringste

1) Handschriftlich, in Danzel's Papieren.

2) Literatur- und Theaterzeitung. Berlin 1778. S. 592.

3) Lessings Leben I, 404. Die Nöthige Antwort trägt zwar als Druckort auf dem Titel: Wolfenbüttel, war aber in Berlin bei Voß gedruckt.

4) An Elise Reimarus, den 16. December 1778: „Göze, hat man mir geschrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches gerad die zwei Stunden wären, die er sonst zu meiner Widerlegung bestimmt gehabt hätte. Wenn das ist, so will ich noch heut anfangen, um seine Genesung zu beten."

5) Göze erlebte noch Lessings theologischen Nachlaß (1785) und darin diejenigen Blätter, womit Lessing ihn beim Leben verschont hatte; aber auch jetzt schwieg er. Er wandte sich andern Streitigkeiten zu, welche seine Lebenszeit bis an seinen am 19. Mai 1786 erfolgten Tod ausfüllten.

dagegen. Der dritte und vierte Theil von Lessings Beiträgen wurde auch wieder zum Verkauf freigegeben, und Lessing schrieb was ihm beliebte; nur wagte er nicht, es im Braunschweigischen drucken und verlegen zu lassen.

Was den Erbprinzen betrifft, welcher nicht lange darauf (1780) die Regierung antrat, so blieb er, berichtet sein Geschichtschreiber Pockels, [1]) lebenslang dem alten Glaubenssysteme mit entschiedener Anhänglichkeit treu, nicht blos aus Gewöhnung, sondern weil es, nach seiner Meinung, in den Leiden des menschlichen Lebens mehr Kraft und Ruhe, als die sogenannte Aufklärung gebe. Daher war er der Verbreitung der neuen Aufklärungsmethode, wegen so mancher Mißgriffe derselben, nicht sehr günstig, ob er gleich in mancher Hinsicht sie in seinem Lande später duldete, und selbst befördern half. Er warnte einst einen Lehrer seiner Kinder: nichts von Semlers neuen Begriffen vorzutragen. Er zeigte sich einst sehr überrascht, als ein freidenkender Theolog, welchem er bei seinen Religionsschriften zur Vorsicht rieth, sich unter andern auf Jerusalem berief, dessen nachgelassene Schriften eben unter der Presse waren. „Ist es möglich", rief der Herzog, welcher bisher Jerusalem für einen Orthodoxen gehalten, mehrmals aus „daß sich mein alter Lehrer auch noch von den Neologen hat anstecken lassen?" Jerusalem (setzt Pockels hinzu) hatte sich nämlich bei den bisherigen Religionsstreitigkeiten so fein und neutral benommen, daß er für oder wider keine Parthei hervortrat, obgleich damals die ganze theologische Welt, und vornehmlich Lessing, die Augen auf diesen geistreichen Veteran gerichtet hatte. [2])

Die Herausgabe der Lessingischen Fragmente, fährt Pockels fort, sah der Herzog sehr ungern, weil das neue Ungewitter gerade in seinem Lande ausbrach, und weil ihm alles polemische „Gewäsch" höchst lästig war. Sie empörte den Herzog um so vielmehr, als nun vollends das theologische „Gegrinse" zwischen Lessing und Göze jahrelang fortgesponnen wurde, und die alten Braunschweigischen Theologen nicht aufhörten, den „Ketzer" zu verdammen. Als der Herzog Lessings Vorrede zum Zweck Jesu und seiner Jünger gelesen hatte, sagte er mehrmals: „Warum schreiben denn diese Leute ihre Sachen nicht in lateinischer

---

1) Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. S. 117.

2) Davon legt das Fragment: Hilkias, in Lessings theologischem Nachlaß (XI. 449) Zeugniß ab. Jerusalem hatte in seinen Briefen über die Mosaischen Schriften und Philosophie die Frage: ob das Exemplar des von dem Hohenpriester Hilkias zu Josias Zeiten wiedergefundenen Gesetzbuches das einzige damals vorhandene Exemplar gewesen — unbedingt verneint, da die Bejahung von denjenigen, welche die Authenticität der Mosaischen Schriften überhaupt in Zweifel zogen, zur Beschönigung dieses ihres Zweifels gebraucht worden. Diese Frage discutirt Lessing; es schien ihm, daß sich der würdige Mann durch seine gute Absicht zu weit verleiten lassen. — „Ich verwerfe die Folge (mit Hinsicht auf die Zweifel gegen die Aechtheit); aber über die Behauptung läßt sich wenigstens noch streiten. Und worüber sich noch streiten läßt, davon muß jeder das eine oder das andere Theil annehmen können, ohne desfalls einer Unverschämtheit beschuldigt zu werden."

Sprache, damit dieses Aergerniß nicht allgemein verbreitet werde?" Darauf hätte er die Antwort in dem vierten Anti-Göze finden können. An einem andern Orte (S. 174) giebt Pockels zu verstehen, daß des Herzogs Unwille über die „unangenehme Fragmentengeschichte" vermehrt wurde, da jene gerade in die Zeit fiel, wo der Herzog wegen der schrecklichen Lage des verschuldeten Landes sehr verstimmt war.

Ungeachtet solcher Gesinnung zeigte Karl Wilhelm Ferdinand, als er die Regierung angetreten, sich gegen Lessing sehr gnädig und theilnehmend. Denn als im November 1780 der braunschweigische Gesandte in Regensburg ihm gemeldet hatte, wie ihm der sächsische Gesandte im Vertrauen eröffnet, daß nächstens an den braunschweigischen Hof ein Excitatorium von dem gesammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um Lessingen als den Herausgeber und Verbreiter des schändlichen Fragments von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen, ließ der Herzog ihn selbst nach Braunschweig rufen, und eröffnete es ihm, mit der großmüthigen Versicherung seines Schutzes! Allein Lessing bat den Herzog ausdrücklich, daß er sich seiner in keinem Stücke annehmen, sondern in allem, ohne die geringste Rücksicht auf ihn, so verfahren möge, wie Er glaube, daß ein deutscher Reichsstand verfahren müsse. Dieses meldete Lessing seiner Freundin Elise, nicht ohne das Bewußtsein, daß er diesmal zu schroff aufgetreten; denn er gesteht, daß er es zuletzt fast bereut hätte, dem Herzog so gleichgültig und sicher geantwortet zu haben. „Denn ich begreife nun wohl, daß eine solche Aeußerung niemand verdient, der uns nützlich zu sein wünscht. Indeß war an meiner mürrischen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gerne verfolgt sein; und bilden sich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man sich nicht einmal mit mir einlassen will. — Aber, meine Liebe, wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken! Kann sein, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Bastard eines großen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sei, und sich lieber unschuldig wollte hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bei seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabei trösten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, seid ihr des Teufels, daß ihr unsers gnädigen Herrn Bastard wollt hängen lassen? Und weiß ich denn etwa nicht, wessen großer Herren lieber Bastard ich bin? — Also nur frisch die Leiter hinan! und daß nur niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen"...

Lessing konnte sich beruhigen; von dem angedrohten Excitatorium des Corpus Evangelicorum hat niemals etwas verlautet. [1])

1) In N. A. Herrich's Fortsetzung von Schauroths Sammlung aller Conclusionum etc. des Corporis evangelici, von 1753 bis 1786. Regensburg 1786, findet sich wenigstens keine Spur dieser Sache.

Was Lessing hier halb im Scherze gegen die Freundin von sich sagt, hat er in dem Entwurfe einer „Vorrede [1])" mit feierlichem Ernste ausgesprochen. „Ich muß nur schon vor aller Welt bekennen, beginnt er, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die berüchtigten Fragmente herausgegeben zu haben, und daß ich nicht wohl einsehe, wie ein solcher Augenblick noch in der Folge kommen könne, wenn ich anders bei gesundem Verstande bleibe. Verdruß hat mir freilich jener Schritt weit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkungsart voraussehen konnte und mochte. Aber genug, daß dieser Verdruß nur von außen kam; daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hatte; und daß die verächtlichsten Menschen die wohl nicht sind, welche nicht alles voraussehen mögen, was sie gar wohl voraussehen könnten."... „Verläumdungen sind ja nur Verläumdungen und thätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die darnach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrentheils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen Ursache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel ist, und der Abgrund, in welchen sie stürzen, an ihrem Unglücke immer die kleinste Schuld hat ..."

Zehntes Kapitel.

Als Lessing eben mit der Abfassung der „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze" den Streit auf einen neuen Boden versetzte und auf einen langen Krieg sich vorbereitete [2]) (dem aber Göze, wie vorhin bemerkt, zeitig aus dem Wege ging), schrieb er an seinen Bruder vom 11. August 1778: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, wie viel man braucht; und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir wohl damals nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung [3])

1) XI, 557. Das Werk, welchem diese Vorrede bestimmt war, giebt der Inhalt nur im Allgemeinen an. Sie ist vom Jahre 1779 oder 1780.

2) Indem er dem Bruder und Voßen für die prompte Besorgung des Bogens dankt, fügt er hinzu: „Es wird auf Gözen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß sein werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweise lassen sich Folianten zusammenschreiben." (XII, 509).

3) So lautet die Aufschrift eines Octavblattes, welches Lessing durch seine Freunde einzeln verbreiten ließ, und das sich in der Literatur- und Theaterzeitung, Berlin

nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken lassen und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines Stückes allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I, Nov. III, Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten."

Auch an Elisen sandte er am 6. September die Ankündigung des Nathan und bemerkte dabei: „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen."

Diese Ankündigung gleicht zu sehr einer Confession, als daß der leitende Gedanke hier übergangen werden sollte. „Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist (er zielt auf das ministerielle Verbot, die Streitigkeit gegen Göze fortzusetzen); so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß, ihm diese zu geben, ich wohl keinen unschicklicheren Augenblick hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchen man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich mir sie denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist."

„Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan der Weise, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalt nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein." —

Im ersten Augenblick erwartete man aller Orten ein Stück gegen die Theologen in dem Tone der Anti-Gözen. So selbst sein Bruder in Berlin. Mendelssohn faßte bald die richtigere Ansicht. Lessing antwortete seinem Bruder vom 20. October: „Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt, und besorgt sich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, selbst Du hast Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe, und Herr Moses hat ganz recht geurtheilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angestimmt (und den Du auch in dieser

---

1778, S. 655—657, in den Schlesischen und anderen Zeitungen abgedruckt findet. In der Lachmann'schen Ausgabe findet man diese Ankündigung unter den Zusätzen XIII, 653.

Folge beobachtet finden wirst [1]), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Lust, und er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade."

Bereits Anfangs November war das Stück im Wesentlichen beendet. Wiederholt bemüht sich Lessing, dem Bruder das Vorurtheil zu benehmen, als müßte Nathan der Weise in seinen Streit mit Göze eingreifen, und sei darauf angelegt. „Mein Nathan, wie mir Professor Schmid und Eschenburg bezeugen können, ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reise (aus Italien) vollends auf's Reine bringen und drucken lassen wollte. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit diesen Veränderungen bin ich nun zu Stande und mein Stück ist so vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig gewesen, wenn ich sie drucken zu lassen anfing, gleichwohl will ich noch bis Weihnachten daran flicken, poliren und erst zu Weihnachten anfangen, alles auf's Reine zu schreiben, und à mesure abdrucken zu lassen, daß ich unfehlbar auf der Ostermesse damit erscheinen kann. Früher habe ich damit nie erscheinen wollen. [2]) — Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, setzt Lessing zur Beruhigung des Verlegers, Voß, hinzu, und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen."

Am ersten December überschickte Lessing seinem Bruder den Anfang seines Stückes, um ihn auf einen Bogen absetzen zu lassen: „damit ich ungefähr wissen kann, was so ein Bogen faßt, und ich meinen Pegasus ein wenig anhalten kann, wenn er freies Feld sieht."

---

1) Die Rede ist von „der Nöthigen Antwort" und deren Ersten Folge gegen Göze. Beide Bogen zeugen von dem Bestreben, einen ganz ernsthaften Ton beizubehalten. Karl Lessing schrieb ihm bei Uebersendung der Exemplare der Nöthigen Antwort (den 4. August 1778): „Teller, als Censor, meint, alles, was in einem solchen Tone geschrieben wäre, könnte hier ohne Bedenken gedruckt werden; aber der Ton, der im Anti-Göze herrscht, wäre auch zu Berlin nicht censirbar."

2) Der Entwurf zu Nathan der Weise von Lessings Hand ist gegenwärtig im Besitz des Herrn Dr. Rubo in Berlin, der ihn Lachmann (aber erst nach der Ausgabe von Lessings Schriften, wie es scheint) geliehen, und von welchem Danzel eine Abschrift genommen. Der Titel heißt: Nathan der Weise, in 5 Aufzügen. Zu versificiren angefangen den 15. November 78. Den 2. Aufzug — 6. December. Den 3. Aufzug — 28. December. Den 4. Aufzug — 2. Februar 79. Den 5. Aufzug — 7. März 79. (Ein Heft von 19 beschriebenen Blättern in 4) — Daja heißt in diesem Entwurfe Dina, und Recha — Rahel. Den ersten Namen veränderte Lessing auf Ramlers Rath, zufolge einem beiliegenden Zettel von dessen Hand. Daja heiße arabisch so viel als nutrix, und das spanische Aya sei damit verwandt. (Das Ganze folgt in der Beilage.)

— „Wenn ich Dir noch nicht geschrieben habe (fährt Lessing fort), daß das Stück *in Versen ist*: so wirst Du Dich vermuthlich wundern, es so zu finden. Laß Dir nur wenigstens nicht bange sein, daß ich darum später fertig werden würde. [1]) Meine Prosa hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als Verse. Ja, wirst du sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubniß; ich dächte, *sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären.* Es soll mich verlangen, was Herr *Ramler* dazu sagen wird. Ihm und Herrn Moses kannst Du sie wohl weisen, dessen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wissen begierig wäre." Früherhin war Lessing einmal mit Ramler übereingekommen, in dem ersten versificirten Stücke, das er machen würde, Anapästen zu gebrauchen, wie Ramler in seinem Cephalus. [2]) Lessings glücklicher Takt bewahrte ihn, bei aller sonstigen Nachgiebigkeit, vor diesem Fehlgriffe. Doch glaubte er sich wegen des fünffüßigen Jambus, den er hiemit in das deutsche Drama eingeführt hat, bei ihm fast entschuldigen zu müssen. (XII, 517.) — „Nur Geduld! das ist blos ein Versuch, mit dem ich eilen muß, und den ich so ziemlich, in Ansehung des Wohlklangs, von der Hand wegschlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wohlklanges wegen gewählt: sondern, weil ich glaubte, daß der *orientalische Ton*, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prosa zu sehr auffallen dürfte. [3]) Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Absprung eher, wie ich ihn itzt, zu meiner anderweitigen Absicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muß. — Mir genüget, daß Sie nur so mit der Versification nicht ganz und gar unzufrieden sind. Ein andermal will ich Ihrem Muster besser nachfolgen. Doch muß ich Ihnen voraussagen, daß ich *sechsfüßige* Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armseligen Ursache wegen wäre, daß sich im Drucken auf

---

1) „Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde, schrieb er an Elise den 16. December 1778. Um geschwind fertig zu werden, mache ich ihn in Versen. Freilich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt." — Als einen Vorgänger Lessings im Gebrauche des reimlosen jambischen Verses macht Danzel auf einem Blatte Brawe im Brutus 1758 (aber erst später gedruckt) und Cronegk in „Der ehrliche Mann, der sich schämt" (von 1758, gedruckt 1760) namhaft. Auch daß E. Schlegel sie in der Uebersetzung von Thompsons Sophonisbe gebraucht habe, mit Hinweisung auf die Bibliothek der schönen Wissensch. V, 119.

2) Cephalus und Prokris, ein Singspiel in einem Act. Ramlers poetische Werke, II, 66. Das von Ramler vorgeschlagene Versmaß ist gar nichts anderes, als der Trimeter mit Auflösungen in pede impari:

∪– | ∪– | ∪– | ∪– | ∪– | ∪–
∪∪–   ∪∪–   ∪∪–

Er schlägt es schon in seinem Batteux 1758 vor. — Mendelssohn sagt in der Recension, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, ganz unschuldig: „Er hat ein neues Metrum zum Gebrauche des deutschen Theaters erfunden, das wir für sehr wohlklingend, aber auch für sehr schwer halten." (Danzel, auf einem Blatte).

3) „Auf die orientalische Färbung und den Umstand, daß sie sich in den Versen ganz gut ausnehme, dürfte Lessing durch (Gleims) Halladat gekommen sein, dessen Versification mit der des Nathan wirklich Aehnlichkeit hat. Aber Lessings orientalischer Ton ist ächter." (Bemerkung Danzels, auf einem Blatte).

ordinärem Octav die Zeilen so garstig brechen." — Mehrere Verbesserungen Ramlers und Mendelssohns nahm Lessing dankbar an. [1]) Er hatte bei dieser Gelegenheit gewisse Grundsätze der Interpunktion für die Schauspieler aufzustellen; er wollte sich hierüber in einer ziemlich starken Vorrede erklären, wenn er sich nicht veranlaßt gesehen hätte, sie ganz zurückzunehmen, aus keinem andern Grunde, als weil das Stück die Bogenzahl, welche er bestimmt hatte, überschritt. Auch sollte, nach seinem ersten Anschlage, noch ein Nachspiel dazu kommen, genannt der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden einer Episode des Stücks wieder aufnähme und zu Ende brächte; außerdem verschiedene Erläuterungen — dieses alles sollte entweder zu einem zweiten Theil oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückgelegt werden. Nachher entschied sich Lessing, Vorrede und alles übrige unter dem Titel: der Derwisch, ein Nachspiel zum Nathan, herauszugeben. Dies alles ist uns nun verloren. Die gelehrten Vorarbeiten zu seinen Briefen an Walch, Leß, zu der Widerlegung Semlers, zogen ihn am meisten davon ab. Wann er damit fertig geworden wäre, wollte er noch an seinen „Frommen Samariter, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi, worin der Levit und die Priester eine gar brillante Rolle spielen sollten", gehen. [2]) — Wie nach Emilia Galotti fühlte Lessing auch diesmal seine Kräfte abgespannt. Auch, gesteht er dem Bruder, würde er das Nachspiel nur gegen die Aussicht eines erheblichen Gewinnes ausgearbeitet haben. „Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monate zum Sklaven einer dramatischen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieser verdorben. Und wer weiß, wie sie noch aufgenommen wird."

Bei der Uebersendung des Nathan an F. H. Jacobi nannte Lessing dieses Stück „einen Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen".

Eilftes Kapitel.

Wir kennen die Entstehung des Nathan nun fast ganz aus Lessing's eigenen Worten. Man nehme noch dazu, was der Verfasser des ersten Bandes (S. 229) [3]) Scharfsinniges und Triftiges entwickelt über den Faden, der den

1) XII, 517. 525. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, David Friedländer an Zelter vom 15. November 1829. „Mendelssohn war auch mit dem Namen Recha und mit Recht unzufrieden. Dieses ist kein hebräischer Name und obenein übel gewählt, denn Rack heißt leer, auch nichtswürdig. Er erinnerte aber nichts, weil Racha im Text vorkommt und es das Metrum gestört haben würde." —

2) An Elise Reimarus, den 25. Mai 1779. XII, 531.

3) Danzel macht auf einem seiner Blätter noch außerdem auf des Marquis d'Argens Lettres juives aufmerksam, welche in 8 Bänden 1754 herauskamen, und wo der jüdische

Nathan mit Lessings Jugendlustspiel: „die Juden" und der Rettung des Cardanus verbindet, und man wird über die Stelle, welche dieses Hauptwerk in der Stufenleiter nicht nur seiner Dichtungen, sondern der deutschen Nationalliteratur einnimmt, nicht schwanken. Dabei hat Lessing nicht blos über die Entstehung, sondern auch über die Absicht, den Grundgedanken dieses dramatischen Gedichtes, so deutlich und vollständig sich ausgesprochen, daß dem Biographen wenig hinzuzusetzen übrig bleibt, außer, daß ungeachtet des milden und heitern Lichtes, welches dieses Gedicht umgiebt, eine Klasse von Christen darin nichts als Verneinung und Verdunkelung des Höchsten und Wahrsten zu erblicken beharrt. Nathan hat man für eine Deklamation gegen alle Offenbarung, für eine Satire auf die christliche Religion genommen — jenes wegen der Parabel von den drei Ringen, dieses wegen der Darstellung der christlichen Charaktere in dem Stücke, vorzüglich des Patriarchen, dann aber auch des Tempelherrn, des Laienbruders und der Daja. Ein anderes ist ein dramatisches Gedicht, ein anderes ist eine theologische Abhandlung. Diese einfache Wahrheit hätte man beachten sollen, und Theologen würden kein Verdammungsurtheil über Nathan den Weisen ausgesprochen haben. Das erste Gesetz des dramatischen Dichters ist Wahrheit und Individualität der Charaktere, in dem Zusammenhange der Zeit wie der Handlung; das sind die ästhetischen Bedingungen, welche aus der Natur eines Kunstwerkes von selbst fließen. Wollte Lessing ein christliches Drama im eigentlichen Sinne des Wortes dichten? Erinnern wir uns, welche Bedenken er in der Dramaturgie bei Gelegenheit von Olint und Sophronia gegen die christliche Tragödie ausspricht, und im Allgemeinen gegen ein jedes Stück, in welchem einzig der Christ als Christ uns interessirt. Ist der Charakter des wahren Christen nicht etwa ganz untheatralisch? — Man müßte also vor Allem behaupten und beweisen, daß Lessing im Patriarchen und Tempelherren, in der Daja, wahre Christen habe schildern wollen ... Demnach wäre die Forderung derjenigen von vorn herein abzuweisen, welche (wie der Verfasser des Aufsatzes: Lessing und der Begriff der Toleranz [1])) in den Hauptcharakteren der, drei ganz verschiedenen Bekenntnissen angehörenden, Männer, die durch gegenseitige Achtung und Liebe eins werden, den Unterschied der religiösen Denk- und Anschauungsweise in scharfen und bestimmten Zügen vermissen wollen. Warum vergißt er doch den Klosterbruder? Der vertritt am meisten den wahren Christen mit jener

Reisende auf die Verwandtschaft zwischen Judenthum und Deismus und Moral hinweist, mit dem Bemerken, daß so viele Christen in Paris es nur äußerlich, im Herzen aber nur Juden seien. Ils se contentent de croire en Dieu, plusieurs pensent, que l'âme est immortelle, beaucoup d'autres, ainsi que les Saducéens, soutiennent qu'elle est sujette à la mort. Je regarde ces derniers comme des gens dans l'erreur, quant aux premiers, je ne sais, si nous pouvons leur refuser le titre des juifs. In dem moralischen, durch Reisen gebildeten Mann findet Danzel den Reisenden in Lessings Juden.

1) Im Freihafen, August 1841. No. 6. (von W Meyer). Gegen ihn ist der Aufsatz: Lessing und die Idee der Toleranz. Ebend. Juni 1842. No. 12. gerichtet.

stillen Gelassenheit, jener unveränderlichen Sanftmuth und Demuth, die seine wesentlichsten Züge sind. Diese Züge finden wir allerdings weder in dem Tempelherrn, noch in dem Patriarchen. Mir scheint, der Dichter hat hier nur im Geiste des Stifters der christlichen Religion gehandelt, daß er den einfältigen evangelischen Sinn der Wahrheit und der Liebe in dem Knechte, dem verachteten Manne aus dem Volke, und nicht in dem hohen Ritter, oder dem noch vornehmern Kirchenfürsten anschaulich macht. Er ist es, welcher in der rührenden Scene mit Nathan, von dem Gefühle der Bewunderung vor seiner edlen That durchdrungen, in die Worte ausbricht, welche wie ein Blitz die ganze Tiefe des Stücks beleuchten:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein beff'rer Christ war nie! —

ein Bekenntniß, welches durch die Antwort Nathans:

Wohl uns! — Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden!

nichts einbüßt.

Gegen den Vorwurf, daß die christlichen Charaktere im Stücke gegen den Juden und den Muselmann in der Oekonomie des Ganzen so weit zurückstehen, vertheidigt sich Lessing aus Gründen, welche von dem Zeitalter der Handlung, der Zeit der Kreuzzüge, entlehnt sind. „Wenn man sagen wird, daß ich wider die poetische Schicklichkeit gehandelt, und jenerlei Leute (solche nämlich, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären) unter Juden und Muselmännern gefunden habe: so werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muselmänner damals die einzigen Gelehrten waren, daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müsse auffallender gewesen sein, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bei den Geschichtsschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultane gefunden." Dieser Satz Lessings müßte allerdings aus der Geschichte der christlichen Theologie und Philosophie im 12. Jahrhundert, dem Jahrhundert Abälard's, eine große Einschränkung leiden; aber Lessing hat unstreitig solche Gelehrsamkeit gemeint, welche ohne alle Beziehung zu Kirche und Religion steht, vor Allem die Physik und Astronomie, in welcher die Araber die Lehrer der Christen waren. Was aber jenen Nachtheil der geoffenbarten Religion betrifft, so leitet ja der Tempelherr ihn von den Juden ab: (II. Aufz. 4. Auft.)

— Doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?
Wie, wenn ich dieses Volk nun zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten

Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Christ und Muselmann vererbte:
Nur sein Gott sei der rechte Gott!

Daß in dem Patriarchen der Typus eines verdammungs- und verfolgungssüchtigen Pfaffenthums abgebildet sein solle, gleichviel von welcher Kirche und Religion! wird nicht geläugnet; und war es Lessings Schuld, daß Alles damals auf Göze mit Fingern hinwies?

Wenn aber der Tempelherr eine starke Beimischung von Deismus an den Tag legt, so wird man sich erinnern, daß unter den Anklagen, welche des Ordens Untergang herbeiführten, die des Abfalls von dem ersten Artikel des christlichen Glaubens, dem der Dreieinigkeit, kurz die Anklage des Deismus, welchen die Templer durch ihre Berührung mit den Muselmännern angenommen hätten, eine der ersten Stellen einnimmt. Der Deismus des Tempelherrn im Nathan ist geschichtlich gerechtfertigt. [1]) Wir werden weiterhin entwickeln, wie scharf Lessing den Orden der Tempelherren, wegen der von ihm vermutheten Verwandtschaft mit dem Freimaurerorden, ins Auge gefaßt hatte; und mit guter Absicht wird Lessing einen solchen Charakter in die Oekonomie des Stückes verwebt haben.

Wenn endlich Nathan den Deismus am reinsten und frömmsten darstellt, wenn seinem Munde aber hie und da ein bitteres Wort — nicht gegen das Christenthum, sondern die Christen entfährt, was ist natürlicher? Sobald einmal ein Nathan zum Helden dieses Stückes gemacht wurde, konnte ihm der Dichter auch keine andere Gesinnung ertheilen, an welche nur derjenige sich stoßen wird, welcher, wie der Berliner Censor des Stückes, aus der Acht läßt, aus welchem Munde diese so auffallenden Zeilen kommen, und der die Person für den Verfasser nimmt. Daß Nathan seiner Recha den reinen Deismus bei der Erziehung eingeflößt, „den Samen der Vernunft so rein in ihre Seele streute", war die nothwendige Folge dessen, daß er dieses angenommene Christenkind als Christin nicht erziehen konnte und als Juden nicht erziehen wollte. Recha ist indeß kein bloßes Echo Nathans. Gegenüber von Nathans vorwaltender Reflexion stellt Recha das unmittelbare Gefühl, die zarteste, aber doch durch und durch gesunde Empfindsamkeit dar.

Weislich hat der Dichter angedeutet, daß Nathan stufenweise bei der Entwickelung von Recha's religiösen Begriffen verfahren, indem er sie als Kind ein unmittelbares außerordentliches Eingreifen der himmlischen Mächte lehrte, Wunder mit einem Worte [2]), und diese Eindrücke erwachen mit aller Macht in der

---

1) Vgl. F. Nicolai's Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, I, 112. Mehrere Tempelherren werden genannt, welche gar zum mahomedanischen Glauben übergetreten sind.

2) — Habt Ihr.
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
(1. Akt 2. Auft.)

Seele des Mädchens in dem Augenblicke, da sie von Liebe zu ihrem Erretter erfaßt wird. Jetzt knüpft Nathan an diese Schwärmerei die Entwickelung des Wunders im philosophischen Sinne an:

— Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern blos so heißen mußte" — —

Die Neigung zum Wunderglauben, zumal wenn es unsre eigne Person betrifft, ist „Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf von Eisen will mit einer silbernen Zange gern aus der Gluth gehoben sein, um selbst ein Topf von Silber sich zu dünken". Sonst ist es die Liebe, welche in dem schwächern Geschlechte Schwärmerei erzeugt und unterhält: hier aber hat Lessing zeigen wollen, wie edle Liebe in ihrer höchsten Stärke die Seele von Schwärmerei reinigt und zu dem Wesen der wahren Religion, welche selbst die Liebe ist, hinanführt. Immer klarer und reiner tritt daher Recha's Ueberzeugung im Gange der Handlung hervor, am meisten in dem ersten Auftritt des dritten Aufzugs zwischen Recha und Daja.

Wenn, wie Goethe bei einer rührenden Veranlassung sagt [1]), auch Bücher ihr Erlebtes haben, das ihnen nicht entzogen werden kann — so verdient hier erwähnt zu werden, daß die in jener Scene vorkommenden Verse in Nathans Munde:

Begreifst Du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist! Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt u. s. w.

bei dem ersten Erscheinen Nathans des Weisen Elise von der Recke, mehr als alle Zusprüche ihrer Freunde, von ihrem Glauben an den Wundermann Cagliostro, der eben (1779) in Mitau sein Wesen trieb, zurückführten und wie durch elektrische Wirkung sie von ihrer Schwärmerei heilten [2]).

Die Parabel von den drei Ringen, welche Lessing dem Decameron entlehnte, ist keine bloße Episode, welche ohne Schaden der Handlung fehlen könnte. Sie liefert den Schlüssel für Nathans sittliches Handeln und giebt zugleich zu verstehen, daß Nathan wohl auch in anderen Fällen des Lebens, im Geiste des Orients, sinnreiche Gleichnisse bei der Hand haben werde, die ihm wohl auch bei seinem Volke den Beinamen des Weisen verschafft haben müssen. Man achte ferner darauf, daß Lessing die Fabel von den drei Ringen nicht so gelassen gehabt hat, wie er sie fand, wie Boccaccio selbst gewiß sie erst älteren Sammlungen entlehnte, die wiederum auf den Orient

---

1) W. XLIX, 55. Mit Bezug auf die Verse:
Wer nie sein Brod mit Thränen aß —

2) Der neue Pitaval. Von Hitzig und W. Häring (W. Alexis). VIII. S. 71.

zurückweisen; [1]) Lessing hat ihr den Geist seiner ganzen Dichtung eingehaucht, wodurch sie erst geschickt gemacht wurde, zum Sinnbild der Religionen zu dienen. Im Original hat der ächte Ring nur den Werth, daß von ihm der Besitz der Herrschaft abhängig ist; der Zusammenhang zwischen dem Besitzenden und dem Ring ist nur ein äußerer; sobald daher der ächte Ring um die zwei falschen Ringe vermehrt wird, von denen er durch die bloßen Sinne nicht unterschieden werden kann, so ist es mit dem Kennzeichen des wahren Nachfolgers aus, so ist die Grenze der Fabel erreicht und die Nutzanwendung erstreckt sich nicht über die nüchterne Folgerung, daß die drei Religionen eben so wenig zu unterscheiden seien, als die drei Ringe. Lessing dagegen giebt dem ächten Ringe die sittliche Eigenschaft, ähnlich der, welche dem Gürtel der Grazien innewohnt: bei Menschen beliebt zu machen. Wie nun die drei Brüder mit ihren Ringen vor dem Richter erscheinen, siehe da, kein einziger von ihnen verräth des ächten Ringes Wunder, vor Menschen beliebt zu machen; die Ringe wirkten nur zurück und nicht nach außen, und der Richter ruft aus: so seid ihr alle drei betrogene Betrüger! — So hat es das Ansehen (wie mancher in der That Lessingen mißverstanden hat), als habe er alle drei Religionen für gleich falsch und irrig erklärt, ganz gegen den Sinn des Boccaccio, wo jedenfalls eine der drei Religionen für die ächte erklärt wird, und nur es unentschieden bleibt, welche es sei. Sollte man hiernach doch fast glauben, als habe Lessing nur den Sinn der berüchtigten Schrift de tribus impostoribus in das Gewand seiner Fabel gekleidet. Aber nun achte man auf das Ende, den Schluß. Der Richter entscheidet gar nicht, er erklärt nur den Spruch noch nicht für reif, er setzt nur den Termin weiter hinaus, vor einen höhern Richter, als der menschliche ist. Unterdessen bleibt es jeder der drei Religionen unbenommen, sich für die wahre zu halten, steht es bei einer jeden, um die höchste Vollendung aller Religionen auf Erden sich zu bemühen, um die Nächsten- und Menschenliebe (Lessings: Testament Johannis). Der Sinn ist: die wahre Religion und Offenbarung ist kein einfaches Geschenk von oben, wobei der Mensch gleichsam eine magische Wirkung von außen erfährt und im Uebrigen passiv bleibt. Nein, der Preis der wahren Religion, wie der Beweis des ächten Ringes, muß durch beständige eigene That und Kraft erworben, errungen werden, jetzt und in alle Zukunft, bis der höhere Richter die Menschheit vor seinen Richterstuhl fordert. Die Fabel von den drei Ringen ist unter Lessings

---

1) In den Gesta Romanorum wird in der Nutzanwendung der Erzählung von den drei Ringen der ächte Ring ausdrücklich auf das Christenthum bezogen, ohne daß die beiden andern durchaus falsch und eitel wären. „Ir lieben, merkt, cristus der künig, der die drei sün hat, daz sind dye juden, saracenen und die cristen. Den juden gab er das gelobt land, den saracenen, das sind die haiden, gab er den hort. Aber den cristen gab er das kosper Fingerlin, das ist über all reichthumb dieser Welt. (Aus der alten deutschen Uebersetzung, Augsburg 1489, bei Nodnagel S. 313.)

Händen ein Gleichniß der allgemeinen Welt- und Kirchengeschichte geworden, geht also über das abstrakte Prinzip der Humanität schon weit hinaus. Noch ist das wahre Christenthum nicht wirklich, noch ist es in seiner Entwickelung begriffen und weist auf eine lange unendliche Zukunft hin. Es ist eben die Seite, wo sich „Nathan der Weise" mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" berührt. Was aber in der geschichtlichen Wirklichkeit noch ein ungelöstes Problem ist, diese höchste Selbstverläugnung bei dem Besitzer des ächten Ringes, gegenüber seinen Brüdern (nicht umsonst werden in der Parabel die Bekenner der drei Religionen als Brüder bezeichnet), das eben ist es, was im Gedicht vorbildlich, idealisch, in würdigen Gestalten dargestellt ist: und wer ist der Dichter dieses Nathan? Wer hat diese Liebe, diese Selbstverläugnung, zu der höchsten Idee, zum Prüfstein der wahren Weltreligion erhoben? Ist es nicht ein Christ? — Ist es nicht Lessing, welcher zur selben Zeit sich der Vertheidigung des Christenthums gegen dessen innere Feinde von beiden Seiten, der Ungläubigen und der lieblosen Zeloten, opferte? Nathan, das ist Lessing selbst, nicht, wie man immer sagt, sein jüdischer Freund, Mendelssohn. Das mögen die bedenken, welche das Christenthum in diesem Stücke den andern Religionen gegenüber nicht würdig genug, nicht mit aller Kraft, mit dem Uebergewicht ihrer Ueberzeugung, ihres Glaubens vertreten finden. Sie mögen erkennen, daß das Christenthum vielleicht niemals größere Verherrlichung gefunden, als im Nathan. Jede Apologie dieses Stückes wird überflüssig. Wer blos sich an den Buchstaben hält, wer sich von den Geschöpfen des Dichters nicht zu der lebendigen Quelle, die ihnen Dasein und Leben gab, erhebt, wer eben nicht will, daß die Religionen, daß die Brüder, als Brüder, anerkannt und geliebt werden, der bekennt, daß er sich mit Lessing zu der Idee der wahren Religion nicht erhoben hat. Man nenne uns das Stück eines Juden oder Muhamedaners, welcher vor Lessing so hoch sich erhoben hätte. Das ist es, was schon Mendelssohn ausgesprochen. „Nach der Erscheinung des Nathan, sagt er, flüsterte die Kabale jedem seiner Freunde und Bekannten ins Ohr: Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinauf schwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen, aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessings ...." In ähnlichem Geiste haben später christliche Theologen (wie Daub) die Bedeutung Nathans anerkannt. Herder aber nannte das Stück (in einem Briefe an Lessing) „Mannesthat" und noch lange nachher, in der Adrastea, nahm er auch den poetisch-dramatischen Werth desselben gegen Engels und Mendelssohns beschränkte didaktische Auffassung in

Schutz.[1]) Goethe rühmt die heitere Naivität im Nathan, im Gegensatze zu dem Stil seiner frühern Stücke, der Minna und Emilia.[2]) Diese Veränderung zeugt von einer gesteigerten Empfindung. Man kann sagen, daß was den Dichter so hoch stellt, sein Gedicht um so niedriger stelle, sofern es, nach Lessings eigener Theorie, zu den Eigenschaften eines wahren, vollkommenen Kunstwerks gehört, daß man das Werk über den Meister vergesse. Ist aber auch Nathan ein Tendenzstück, so ist es doch kein Gedicht, welches blos den Verstand beschäftigte, und nicht das Herz erwärmte. Es ist anerkannt, daß unter allen Stücken Lessings Nathan der Weise das höchste Maaß von Wärme, Weichheit und Gemüth, aber auch das höchste Maaß von Poesie, dessen Lessing fähig war, auf uns überströmen läßt. Die Charaktere haben Wahrheit und dramatisches Leben, wenn schon, bei dem Vorwiegen des Sententiösen, weniger als in Emilia Galotti, darum aber doch um so bewundernswürdiger.[3]) Nathan ist eine fast idealische Gestalt, nichts weniger als eine Kopie. Dem Derwisch hat Lessing manches von seiner eigenen Natur mitgetheilt und einen Zug darin aus dem Leben eines jüdischen Sonderlings in Berlin, den er bei Mendelssohn kennen lernte,[4]) genommen. Das Bild des einfältig treuen Klosterbruders hat Adolph Stahr in Italien wiedergefunden.[5])

Den seelenverwandten Zeitgenossen gereichte Nathan der Weise zur Freude und Erbauung: „Nathan ist gekommen", schrieb Herder an Hamann aus Weimar den 21. Mai 1779, „und hier mit allgemeiner Begierde verschlungen worden. (Hamanns Schriften VI, 86.) Gleim las zu Pfingsten (1779) in der Loge zu Aschersleben einige Scenen aus Nathan vor, unter andern die Parabel von den drei Ringen.[6]) Ihm ging, wie Mendelssohn, dieses Stück über

---

1) Herder's Sämmtl. Werke, zur schönen Litt. u. Kunst XVII, 244—246.

2) Dichtung und Wahrheit, Werke XXV, 88. „Lessing wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in Emilia Galotti, später kehrte er erst zu einer heitern Naivität zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan."

3) Rötscher, Cyclus dramatischer Charaktere, Berlin 1844. S. 206.

4) S. Zelter an Goethe, den 19. Januar 1826. Der Jude hieß Michel; Zelter erzählt einen Vorfall beim Schachspiel zwischen Michel und dem Rechenmeister Abraham (Cassel), den Lessing im 2. Aufz. 2. Auftr. nachgebildet habe. David Friedländer, welcher diese und ähnliche Erinnerungen Zeltern mitgetheilt, war nämlich der Meinung, Lessing habe den Rechenmeister Abraham beim Derwisch zum Modell genommen. „Im strengen Sinne des Wortes wird man dies nicht gelten lassen. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angebornen Cynismus wegen." Was nebenbei von dem Geschenke Lessings an Abraham mit einem raren, mathematischen Buche aus der Wolfenbüttler Bibliothek erzählt wird, widerlegt sich insofern von selbst, als Lessing ein solches Buch nicht schenken konnte. Es ist von einem bloßen Tausche die Rede (XII, 283); von der Wolfenbüttler Bibliothek steht nichts dabei. Man lernt aus solchen Beispielen, wie wenig man dergleichen Anekdoten genau zu nehmen hat.

5) Ein Jahr in Italien, II, 525. „Fra Giuseppe, der leibhafte Klosterbruder im Nathan."

6) Matthissons Liter. Nachlaß I, 276.

Alles, was Lessing geschrieben. „Wer Nathan gedichtet hat", sagte er einst während des Streites über Lessings Spinozismus „ist ein Gott und kein Atheist." Gleich Anfangs hätte er gern ein Buch über den Nathan geschrieben. In Kursachsen sollte das Stück verboten werden und wurde es, nach Gleims Berichte an Lessing (XIII, 627), im Juli 1779; die Rechtsgelehrten in Leipzig (vermuthlich die Juristenfacultät an der Universität) mußten ein Gutachten über Nathan den Weisen aufsetzen. Gleim hoffte, es Lessingen schicken zu können. Das Gutachten indeß wird nicht gar ungünstig ausgefallen sein; dafür spricht das Schweigen der Zeitgenossen.

Die Theologen schwiegen. Dies hatte Lessing in einem Briefe an seinen Bruder richtig vorausgesagt. Was er aber vielleicht weniger befürchtet hatte, das war der stille Groll, welcher sich jetzt, sagt Mendelssohn, um ihn erzeugte, und, vielleicht mehr als die Fragmente, dazu beitrug, ihn im Volke als einen Ungläubigen, einen Feind der christlichen Religion zu stempeln und dem Hasse Preis zu geben.

„Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, sagt Mendelssohn, nahm ein jeder für eine persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren wäre. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockne Gesichter, zurückhaltende frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen und allen Nachstellungen seiner Verfolger blosgestellt." Gewiß ist der Schluß dieses Berichts übertrieben, aber die Voraussetzungen desselben werden um so weniger zu läugnen sein. Als Stimmführer einer großen, durch Lessing gekränkten Parthei trat zuerst kein Theologe, sondern der breslauische berühmte Arzt (und Dichter aus Gottsched's Schule), Dr. Balthasar Ludwig **Tralles**, auf in seinen „Zufälligen Altdeutschen und christlichen Betrachtungen über Lessings neues dramatisches Gedicht, Nathan der Weise [1])", ein Buch, in welchem die Vertheidigung der christlichen Religion gegen ihre Verächter den meisten Raum einnimmt, das Wesen des Stückes wenig berührt und mit den Verbesserungen von Lessings Sprache und Stil einen fast komischen Eindruck hinterläßt. Lessingen verdroß das Geschwätz des alten Mannes, er schwieg indeß und schrieb seinem Bruder nach Breslau (wo dieser seit Kurzem die Stelle des nach Berlin versetzten Münzdirektors Gentz [2]) eingenommen hatte): „Nur sein hohes Alter schützt den alten Tralles vor dem Tanze, den ich sonst mit ihm angeben würde." An den Buchhändler Breitkopf in Leipzig, welcher ihm die Schrift des Dr. Tralles zugeschickt hatte, schrieb Lessing: „Haller, höre ich, soll es Mode gemacht haben, daß nun alle doctores medicinae im Geruch der Heiligkeit sterben wollen. Sonst war es so nicht; und die Religion eines Arztes war noch

1) 2 Theile. Breslau 1779.
2) Vaters des berühmten Publicisten.

weit verdächtiger, als die eines dramatischen Dichters. Was wir noch alles erleben! Es fehlt nur noch, daß nächstens ein doctor theologiae über die Dysenterie schreibt.“ [1]) Lessing fand einen Vertheidiger in dem Verfasser der „Apologie Nathans des Weisen“, dem kursächsischen Hofrath F. W. von Schütz. [2]) Darauf schrieb J. G. Pfranger den „Mönch von Libanon,“ ein Nachtrag zu Nathan der Weise [3]) (mit dem Motto: *Τοις λοιποις ἐν παραβολαις*), in Wahrheit ein Gegenstück. Da Lessing in seinem Nathan die dogmatischen Unterschiede der drei Religionen ganz bei Seite läßt und nur die praktische Seite derselben hervorkehrt, als letzten Maaßstab ihrer Aechtheit, so kann ein Stück, welches zum Zweck hat, die Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung für den Glauben darzustellen, seine Vorzüge und Schönheiten haben, ohne deshalb die große Idee von Nathan dem Weisen zu schwächen. Zum Unglück ist der ästhetische Werth des Mönchs von Libanon, bei allem Streben, dem Originale, wenn auch nur von weitem, nachzukommen, allzu schwach ausgefallen. [4])

Lessing sagte zum Schluß der abgebrochenen Vorrede zum Nathan: „Noch

1) Biographie Herrn Immanuel Breitkopfs. Leipzig 1794. Von M. R. G. Hausius, S. 39. Eine Abschrift dieses von Lachmann übersehenen Briefes hat Danzel für seine Nachträge genommen.

2) Apologie, Lessings Nathan betreffend, nebst einem Anhange über einige Vorurtheile und nöthige Toleranz. Leipzig 1781. Ich kenne sie nicht, Jördens schlägt ihren Werth sehr gering an. Dagegen verdienen hier eines Ungenannten „Briefe“ an Madame B. über Lessings Nathan den Weisen, in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung 1780 und 1781, als die erste mit Wärme und Begeisterung eingehende Zergliederung des Stückes, hervorgehoben zu werden.

3) Dessau 1782. (in der mir vorliegenden Ausgabe) Nodnagel giebt einen Leipziger Druck von 1782, einen stark veränderten, daselbst 1786 und eine dritte Ausgabe von A. Wendt, Leipzig 1817, an.

4) Das Stück erschien anonym. Der Verfasser, J. G. Pfranger, war aus Hildburghausen, 1745 geboren, und starb als ein seiner Zeit hochgeachteter Geistlicher 1790 in Meiningen. Ausführliche Mittheilungen über das Stück hat Nodnagel a. a. O. S. 287—292 gegeben. Der Mönch vom Libanon, dieses christliche Gegenstück Nathans, [1]) entdeckt sich ganz am Schlusse als — Assad, Saladins Bruder, und der Vater des Templers und Recha's. S. 264 giebt der Mönch, im Dialog mit Nathan, diesem eine warme Schilderung von Christi Verdienste um die Menschheit durch seine Genugthuung am Kreuze; worauf Nathan nur erwiedert:

Du sprichst beredter, Mönch, für Deinen Glauben,
Als Deine Patriarchen. Dächten alle,
Die ihn bekennen, so, wie Du, dann wär'
Unglaube freilich Sünd'; und Freude wär's,
Ein Christ zu sein.

Mönch.

O, wär' es Nathan! so
Wär' einer wenigstens der würdigen
Bekenner mehr —

Wie matt gegen die Scene zwischen Nathan und dem Klosterbruder bei Lessing! Derselbe Pfranger hat auch gegen Goethe's Stella geschrieben, indem er das Stück

1) Er heißt im Personenverzeichnisse nur: „der Jude Nathan“.

kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird."

Berlin ist die Stadt, auf welche dieser Segen Lessings fallen sollte, diese Stadt, welche ihm vor allen Städten Deutschlands verhaßt war; die Zeit — die der letzten Jahre Friedrichs des Großen. Hier wurde am 14. April 1783 (zwei Jahre nach Lessings Tode) Nathan der Weise von der Döbbelinschen Truppe zum erstenmale aufgeführt und die beiden folgenden Abende wiederholt. Döbbelin hatte sich durch die Anfangs von Einigen ausgesprochene Meinung von der Unausführbarkeit des Stückes [1]) nicht abschrecken lassen; er selbst gab den Nathan; die Rollen der Recha, Sitha, des Saladin, des Derwisch, des Tempelherrn, des Klosterbruders und des Patriarchen waren von Mlle. Döbbelin, Madame Mecour, Mad. Böheim, den Herren Brückner, Langerhans, Böheim, Reinwald und Frischmuth besetzt. [2]) Döbbelin, heißt es, hatte keine Kosten gespart, dieses Meisterstück so würdig als möglich aufzuführen. Er hatte neue Decorationen und Kleider dazu verfertigen lassen, und man konnte glauben, dieser Aufwand würde ihm tausendfach vergolten werden. Der erste Tag war dem Stücke günstig. Es herrschte eine feierliche Stille, man beklatschte jede rührende Situation, man munkelte allerseits von Göttlichkeiten, welche dieses „Lehrgedicht" belebten; man glaubte, unser Publikum werde das Haus stürmen, aber dies Publikum blieb bei der dritten Vorstellung Nathans beinahe ganz und gar zu Hause. Die Judenschaft, auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war, und so fanden sich nur sehr wenige, denen Nathan behagen wollte . . .[3]) Das Mißlingen dieses ersten Versuchs hatte aber noch einen Grund, und diesen hat der Berichterstatter nicht sagen mögen: es war der schlechte Schauspieler, welcher die Hauptrolle übernommen hatte, Döbbelin; woran eine bekannte Anekdote [4]) erinnert. Döbbelin traf am Tage vor der Aufführung mit Engel in einem Kaffeehause zusammen. „Morgen geb' ich Lessings Meisterstück, Nathan den Weisen", rief er Engeln zu. — „Nathan den Weisen"? fragte jener verwundert. „Wer spielt denn den Nathan?" — „Den Nathan? Hm, ich! ich!" — „Und wer den Weisen?" —

---

als einen Criminalfall behandelte und durch einen beigefügten sechsten Akt den Fernando, als Schurken, ins Zuchthaus an die Karre gehen ließ. (Riemers Mittheilungen über Goethe. I, S. 467.)

1) Deutscher Merkur 1780, S. 243.

2) Berliner Literatur- und Theaterzeitung für das Jahr 1783. S. 285—86.

3) a. a. O.

4) Diese Anekdote wird an mehreren Orten erzählt, unter andern im Vademecum für Schauspieler, Berlin 1796. II. S. 29. Auch in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, 71. Band, S. 158. wird die verunglückte Aufführung Nathans des Weisen in Berlin dem Spiele Döbbelins Schuld gegeben; außerdem der großen Länge des Stückes, welches später abgekürzt wurde. Ueber Döbbelins maßlose Eitelkeit und die Uebertreibung

Erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde Nathan der Weise auf die deutsche Bühne gebracht [1]) und als eine ihrer ersten Zierden dauernd für sie gewonnen. Dieses Verdienst gehört vor Andern Schiller, wie wenig er auch sonst, nach Goethe's Bemerkung, Lessings Dramen liebte, und gegen Emilia Galotti sogar eine Apprehension hatte. Nach Schillers Redaktion, „wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ", wurde das Stück den 28. November 1801 in Weimar zum erstenmale aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die deutsche Bühne. (Goethe's W. XXXI., 119.) Es blieb seitdem auf dem Weimar'schen Repertoir „und wird, bemerkt Goethe, sich lange erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen. [2]) Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl den Nationen heilig und werth bleiben."

„Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht, daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen, daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann." [3])

Nach dem Vorgange Weimars kam Nathan der Weise wieder in Berlin, [4]) dann in Leipzig, Königsberg (wobei einst der berühmte Staatsrechtslehrer Christ. Jacob Kraus bei der Aufführung die Direction übernahm [5])) und in allen großen Städten Deutschlands auf die Bretter und schon wird sich mehr als eine Bühne den Glückwunsch Goethe's zusprechen können.

---

seines tragischen Spieles lese man Nicolai's Anmerkung XIII, 456. Karl Lessing hatte schon 1779 Döbbelins Verwegenheit, in Bezug auf den Nathan, vorausgesagt. (XIII, 624.)

1) Vorher jedoch wurde das Stück in den kaiserl. österreichischen Erblanden, nämlich in Presburg, von dem Schauspieldirector Seipp aufgeführt, und zwar i. J. 1785 (Gothaischer Theaterkalender 1786, wo nicht ohne Bedeutung für den damaligen Umschwung unter Joseph II. zugleich bemerkt wird, daß Seipp auch den Tartüffe zuerst gegeben habe.)

2) Iffland war derjenige, welcher zuerst den Geist der Rolle in seinem Spiel verkörperte, Seydelmann der jüngste und letzte große Darsteller in der neuesten Zeit. Vom 10. März 1802 bis zum 4. December 1844 ist Nathan der Weise 60 Mal auf der Berliner Bühne gegeben worden. (Wolfs Almanach für Freunde der Schauspielkunst, fortgesetzt von A. Heinrich, Berlin 1847. S. 126.) Schröder hat es immer beklagt, daß sein Zeitalter es ihm unmöglich machte, sich der größten Aufgabe, die sein Meister und Freund hinterlassen, zu widmen. [1])

3) Goethe's Werke XLV, 8.

4) Den 10. Februar 1802. Iffland spielte den Nathan. Vorher jedoch gab ihn der Schauspieldirektor Friedrich Ludwig Schmidt in Magdeburg den 27. August 1801. (Schmidt, dramaturgische Berichte, Hamburg 1834. S. 176.)

5) Joh. Voigt, das Leben des Professors Kraus. Königsberg 1819, S. 443. Er übernahm dabei die Wahl und Anordnung der Dekorationen und die Kleidung des Schauspielers, der den Nathan spielte.

---

1) Siehe die Beilage.

Daß außerhalb Deutschlands Nathan der Weise in einem christlichen Lande auf die Bühne gebracht worden, ist nicht bekannt worden. [1]) Dagegen war es in hohem Grade merkwürdig und anziehend, die Wirkung Nathans des Weisen auf Muselmänner, die Bekenner der dritten der in der Erzählung von den drei Ringen vorgestellten Religionen kennen zu lernen. Am 26. März 1842 führte eine griechische Schauspielergesellschaft, die in Konstantinopel Vorstellungen gab, Nathan den Weisen, nach der neugriechischen Uebersetzung von Kaliourgos, welcher in Deutschland studirt hatte, unter dem Titel: der weise Judengreis, auf. Bei der ersten Vorstellung waren nur wenige Türken, meist Polizeibeamte zugegen; bei der am folgenden Tage stattgefundenen Wiederholung des Stückes hingegen waren auch viele Türken erschienen, die, so weit sie dem Griechischen zu folgen vermochten, mit gespannter Aufmerksamkeit und wachsender Theilnahme zuhörten. Schienen sie auch über die Freimüthigkeit des Juden vor dem Sultan Saladin etwas verwundert, so waren sie doch von der Erzählung von den drei Ringen ganz entzückt und mit Jubel stimmten sie zuletzt in den Beifall der Versammlung ein. [2]) Nun ist auch, sagt ein Berichterstatter, diesen das vom Dichter gestellte schöne Ziel gezeigt, nach den Worten Nathans:

— Und gewiß,
Daß er auch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt . . . .

Zwölftes Kapitel.

So hoch Nathan der Weise als ein symbolisches Bekenntniß Lessings auch dasteht, so ist dieses Stück doch nicht sein letztes Wort in der großen Angelegenheit, welcher das Gedicht gewidmet ist. Es hat zwei der wichtigsten Schriften Lessings zur Seite:

Die Erziehung des Menschengeschlechts und die Gespräche für Freimaurer.

Die Erziehung des Menschengeschlechts hat zur Aufgabe: das Verhältniß, den Gegensatz von Offenbarung und Vernunft, der geoffenbarten und der natürlichen Religion, mit Beziehung auf die Bibel alten und neuen Testaments. Das ist eine Aufgabe, welche die christliche Theologie und Philosophie, insbesondere die Apologetik, von den Zeiten der Kirchenväter an, in der Glanzperiode der Scholastik des Mittelalters, vorzüglich aber seit dem 17. Jahrhundert beschäftigt hat. Es ist nicht dieses Orts, die Phasen dieses alten und großen Problems in der Geschichte der Kirche durchzugehen; sie lassen sich auf gewisse

1) Siehe die Beilage.

2) Rodnagel, Lessings Dramen, 295. — Der Freischütz. (Eine Zeitschrift). Hamburg 1842. No. 21.

Grundanschauungen zurückführen, wo alles auf die Fassung und Feststellung der Begriffe von der Offenbarung und Vernunft hinaus kommt. Die ganze Frage hat auch nur da eine Stelle, wo einerseits eine göttliche Offenbarung an die Menschen festgehalten, andererseits der Vernunft bei den Geheimnissen der Religion eine Stelle eingeräumt wird. Die Frage bleibt nicht auf dem Boden der Speculation stehen, sie wird selbst eine dogmatische, sie hängt mit dem Dogma der Erlösung und dessen Voraussetzung, dem Sündenfalle, und dessen bleibenden Wirkungen auf die Erkenntniß, eng zusammen. Hier gingen die Kirchen in sehr verschiedener Richtung. Um bei der Reformation, dem historischen Boden, auf dem Lessing sich bewegt, stehen zu bleiben, so war, während das strenge Lutherthum die vollkommene Verderbniß der Vernunft lehrte, die reformirte Theologie von Anfang an einem freieren Verhalten gegen die Rechte der Vernunft und Philosophie günstig. [1]) Dahingegen wird von den englischen Deisten im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts die Vernunft immer mehr als selbstgenügend, die Offenbarung als unerweislich und überflüssig hingestellt. In Deutschland wurde eine Einwirkung auf diese Verhältnisse ausgeübt durch die Wolfische Philosophie, indem sie Offenbarung und Vernunft auszugleichen suchte, dadurch, daß der Gegensatz beider auf einen blos mittelbaren und formellen herabgesetzt wurde, daraus sich nach und nach jener evangelische Rationalismus entwickelte, welcher bei Einzelnen, wie bei Reimarus, in den reinsten, der christlichen Offenbarung und Kirche ganz abgewandten, Deismus umschlug.

So fand Lessing die Frage. Auf einer Seite einen Göze, als Vertreter der Wittenbergischen Orthodoxie, auf der andern die Berliner und Hallische Schule, welche der Offenbarung, so weit sie ihren Ausdruck in den symbolischen Büchern gefunden hatte, durch die Wolfische Popularphilosophie beizukommen suchte; vor sich die Fragmente des Ungenannten. Keine dieser Richtungen war die seinige: er schlug einen neuen Weg ein; oder, will man, er ging auf seinem Wege ein Stück zurück, um desto sicherer an das Ziel zu kommen. Er nahm den alten Gegensatz von Offenbarung und Vernunft mit Ernst und in seiner ganzen Strenge wieder auf. Da er es bei seinen theologischen Streifzügen anfangs weniger mit den Orthodoxen, als mit den Rationalisten und Deisten zu thun hatte, so fing er damit an, das eine Glied des Gegensatzes, die Offenbarung, in seiner Realität hinzustellen und sie der Vernunft entgegen zu halten. „Die Wahrheit, sagt er (X, 13), muß auch hier, wo sie immer liegt, zwischen beiden Extremen liegen. Ob eine Offenbarung sein kann, und sein muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sei, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine sein kann, und eine sein muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf dawider

1) Wer eine geschichtliche Uebersicht dieser Gegensätze und der im 16. und 17. Jahrhunderte dadurch veranlaßten Kämpfe wünscht, findet sie in Leibnizens Discours de la conformité de la foi avec la raison, als Einleitung der Theodicee.

sein, wenn sie Dinge darin findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspoliret, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben? — Eine Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jener Schriftstelle; sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr — denn das Wort Gefangennehmung scheint Gewaltsamkeit auf der einen und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen — die Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist." — Ferner: „Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus: sondern schließt sie in sich." Hier ist es, wo Lessing die bereits mitgetheilte Bemerkung, mit Bezug auf die von den damaligen Rationalisten (zuerst von Alberti in Hamburg) verbesserten katechetischen Lehrbegriffe, macht, in welchen die Wahrheiten der Vernunft von den Artikeln der Offenbarung gesondert und letztern vorangestellt wurden. Er erzählt, wie es ihm selbst bei einem verwandten Falle in seiner Jugend ergangen sei, um zu veranschaulichen, wie äußerst mißlich der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten sei, wenn man sich durch die eben so scharfen als faßlichen Beweise der erstern ernährt habe. Man erwarte und fordre sodann bei den Beweisen der andern eben dieselbe Schärfe und Faßlichkeit, und halte, was nicht ebenso erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. So sei es ihm in der Jugend gegangen, als er Mathematik studiren wollte und man ihm Sturms Tabellen in die Hand gab, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt war (X, 17). Nicht, als wollte er hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung, und die Beweise für die Chiromantie von einerlei Gewicht wären. „Sie sind freilich nicht von einerlei Gewicht, ihre spezifischen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander; aber beide Beweise sind doch aus der nämlichen Klasse; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fließen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerlei Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist."

Wir sehn schon hier ein inneres pädagogisches Moment von Lessing da geltend machen, wo seine aufgeklärten Zeitgenossen nur einen ganz äußerlichen Zusammenhang zwischen Vernunft und Offenbarung gelten lassen wollen. Und es ist nicht so bei ihm gemeint, als wenn Vernunft und Offenbarung ihrem Wesen nach, wie etwa Positives und Negatives, einander gegenüber stehen sollten. Im Gegentheil, Offenbarung und Vernunft leisten einander einen wechselseitigen Dienst. „Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem

menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbart wurden waren sie freilich noch keine Vernunftwahrheiten; aber sie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichsam das Facit, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem vorausgesagten Facit begnügen, so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht, in welcher der gute Meister ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen." [1])

Indem Lessing für das Gesetz dieser aufsteigenden Bewegung zwischen Offenbarung und Vernunft in der Geschichte der Religionen eine Formel suchte, kam er auf seine Idee von der Erziehung des Menschengeschlechts.

Man würde irren, wenn man Lessing für den Erfinder des pädagogischen Begriffs von Bibel und Offenbarung hielte. Liegt doch die Idee einer Stufen-Erkenntniß des Göttlichen und der Heilswahrheiten im neuen Testamente schon angedeutet. In ausdrücklichen Worten wird die Erziehung des Menschengeschlechts durch die Offenbarung nach verschiedenen Stufen von den meisten Kirchenvätern gelehrt, und Lessing wird die erste Anregung durch Tertullian erhalten haben, dem er so viel verdankte. Johannes von Müller fand Lessings Erziehung des Menschengeschlechts beim Epiphanius wieder (siehe meine frühere Schrift. S. 39). Jetzt freilich, bemerkt H. Ritter, weiß man nun ziemlich allgemein, daß nicht allein Epiphanius, sondern die meisten Kirchenväter und noch manche Scholastiker dieses Bildes und der daran sich schließenden Lehren sich bedienten. Ferner: „So wie die Lehre von der Erziehung des Menschengeschlechts nicht neu oder gar Ketzerei ist, insofern sie vielmehr erst mit dem Christenthum in die Welt kam, [2]) eben so wenig ist es die Forderung, daß wir die Lehren der positiven Religion nur als etwas Vorläufiges ansehen sollen, welches zuletzt in einer Vernunfterkenntniß sich auflösen werde. Lange vor ihm hatten dasselbe Kirchenväter und Scholastiker gelehrt. Wenn auch die Forderung, „daß wir vom Glauben zum Schauen kommen sollen, nicht ganz mit Lessings Meinung übereinstimmt, so fallen doch mit ihr alle die wissenschaftlichen Bestrebungen zusammen, welche die Glaubenslehren zum Verständniß zu erheben suchen. Credo ut intelligam"…. „Zwar beruft sich Lessing nirgends auf einen Kirchenvater; doch führt er gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts an, welche die Perfectibilitäts-Lehre des Tertullian und der Montanisten unter dem Symbol eines neuen ewigen Evangelium wieder aufnahmen, „welche einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten. Vielleicht war ihr dreifaches Alter keine so leere Grille; und gewiß hatten sie keine schlimme Ab-

1) § 76. Die Erziehung des Menschengeschlechts. (X, 325).
2) Vgl. H. Ritter Gesch. der christl. Philosophie I. 354. bei Irenäus.

fichten, wenn sie lehrten, daß der Neue Bund ebensowohl antiquirt werden müsse, als es der Alte geworden". Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts."

Mit der Reformation zwar trat nach dieser Seite eine Art Stillstand ein, in sofern als die Reformatoren weniger die Kirche in ein ganz neues Stadium zu erheben, als in die frühesten Zustände zurück zu führen glaubten. Doch wurde man sich der Idee der Perfektibilität der Religion in der reformirten Kirche durch die ihr eigenthümliche, von dem frommen Coccejus (dem Spener der reformirten Kirche) im 17. Jahrhundert ausgebildete Föderal-Theologie bewußt, wo schon der damit verbundene Begriff der göttlichen Oekonomie (so eben begegneten wir diesem Begriff bei Lessing) auf den Begriff der Erziehung zurückführte; nachher begegnet uns, im 18. Jahrhundert, in der Jugendzeit Lessings, die reformirte theologische Schriftstellerin Maria Huber aus Lyon, welche ganz deutlich der orthodoxen Kirchenlehre den Begriff der Offenbarung, als eine Erziehung des menschlichen Geschlechts, doch in einem von Lessing abweichenden Sinne entgegenstellt. [1]) Aus den Schriften der Huber mag dieser Gedanke in andre Köpfe und Schriften übergegangen sein. Und so hat es geschehen können, daß Albrecht Thaer sich später einen wesentlichen Antheil an

1) In den Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distingueé de ce qui n'en est que l'accessoire. Amsterdam 1738. Ich kenne diese Briefe nur aus der Anführung in dem Artikel: Apologetik von Heubner, in der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie und in dem Auszuge in S. J. Baumgartens Nachrichten von merkwürdigen Büchern. I. Band. Halle 1752. S. 114. In dem 5. Briefe wird der Satz: la religion naturelle est de beaucoup inferieure à la religion reveleé für falsch erklärt. Die geoffenbarte Religion, heißt es, verhalte sich zur natürlichen, wie die Erziehung zur Natur der Kinder; sie hat ein genaues Verhältniß zu den natürlichen Fähigkeiten; sie hat ihre Grundsätze und einzigen Beweise in der natürlichen, welche die Seele derselben ist. Die natürliche ist die älteste, die offenbarte aber nur hernach hinzugekommen, um die Menschen in der natürlichen zu erhalten, sie dauert nur eine Zeitlang, die natürliche aber bleibt ewig u. s. w. Bei aller Aehnlichkeit dieser Gedanken mit denen in Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, fehlt doch der Nerv dieser Schrift, welcher in der Offenbarung selbst wieder eine Entwickelung annimmt, welche auf Stufen der natürlichen Religion zurückweist. Gleichwohl konnte Heubner a. a. O. S. 459. den Satz hinstellen: „Doch war diese Idee (nämlich die Offenbarung als Erzieherin des menschlichen Geschlechts betrachtet), nicht von Lessing, sondern von ihm nur bekannt gemacht, da sie schon mit denselben Worten in Lüderwald Von der Seligkeit der Heiden, (I, 188—190) 1754. und von dem Ungenannten wahrscheinlich aus den Lettres sur la religion ess. de Maria Huber, Lettre 7. und 9. (vielmehr 5. und 6) geschöpft war. Heubner hat also vor Körte die Vorrede Lessings zu der Erziehung des Menschengeschlechts buchstäblich genommen, wonach Lessing nur der Herausgeber eines „Ungenannten" war. — Ich bemerke noch, daß es diese Lettres sur la religion essentielle à l'homme, sind, welche Campe in seinem „Väterlichen Rath für meine Tochter" vor andern empfiehlt, ein Buch, sagt er, dem er selbst in seinen Jünglingsjahren die Besitznahme des ersten festen und sichern Flecks im Ge-

Lessings Schrift im Stillen zuschrieb, die in unsern Tagen beinahe zu einer literarischen Thatsache erhoben worden wäre. [1])

Also nicht der allgemeine und abstracte Gedanke von einer Erziehung des Menschengeschlechts wäre es, welcher das eigenthümliche und selbstständige Verdienst von Lessings religiösem Testamente, wie man seine Schrift genannt, ausmachte, sondern daß er die beiden Glieder des Gegensatzes, welche in jene Kategorie fallen, in einem viel positivern und tiefern Sinne faßte, als seine Vorgänger, und zwar mit besonderer Hinsicht auf die Bibel: er sucht Vernunft in der Offenbarung, als dem Weg zur höhern Vernunfterkenntniß. Indirekt liegt allerdings darin auch eine Kritik aller Offenbarung, sofern das Verhältniß zur Vernunft ihren Maßstab abgiebt. Aber auch so, in dem relativen, vernünftigen Werth und Gehalt der verschiedenen Offenbarungen, welche sich sämmtlich auf Geschichte gründen, behalten sie für den Philosophen Bedeutung und Würde. Dieser Gedanke ist von Lessing in der Vorrede, wo er sich als den bloßen Herausgeber und nicht als Verfasser darstellt, ausgesprochen. „Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln könne, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdient in der besten Welt nichts; und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele: nur bei unsern Irrthümern nicht?" — Man beachte, daß Lessing in dieser Betrachtung sich gewissermaßen wieder über sich selbst stellt, indem er den Gang der Offenbarung, den er in der Schrift selbst historisch auf die christliche Religion beschränkt, in seiner Allgemeinheit auf das Menschengeschlecht überhaupt ausdehnt, wenn er an einem andern Orte sogar (ein Gedanke, den er von Montesquieu oder von Aristoteles entlehnt haben kann) die Verschiedenheit der Religionen und der Sittenlehren bis auf die Verschiedenheit des Klima zurückverfolgt. [2]) Um uns aber diesen particulären Charakter von Lessings Aufsatz, sofern die jüdische und christliche Offenbarung, als unmittelbar göttliche, vor allen Religionen der Welt herausgehoben werden, aufzuschließen, brauchen wir nur zu den Bedingungen seiner Entstehung zurückzugehen. Lessing schrieb diesen Aufsatz mit besonderer Beziehung auf die Fragmente des Ungenannten, zunächst des vierten, „daß die Bücher des alten

biete der zur Gotteslehre gehörigen Wahrheiten verdankte". Ein Beweis von der nachhaltigen Wirkung jener Schrift.

1) S. die Beilage.

2) In den Gesprächen für Freimaurer. In dem Fragmente: „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion" (XI, 607) faßt Lessing die geoffenbarte Religion von der rein menschlichen oder vielmehr politischen und conventionellen Seite auf, wonach geoffenbart und positiv der natürlichen Religion eben so entgegenstehe, wie das positive Recht dem Rechte der Natur. Man sollte dieses Bruchstück, wegen seines innern Gegensatzes zu dem Inhalte der Erziehung des Menschengeschlechts, in eine frühere Periode setzen.

Testaments nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren,[1]) darum nicht, weil das alte Testament von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben weiß". Lessing giebt dieses zu, und noch mehr: nämlich daß das alte Testament, oder doch das israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des alten Testaments vor den Zeiten der babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt habe. Beides, vorzüglich aber die Lehre der Unsterblichkeit der Seele und die sittliche Bedeutung derselben, sei erst von Christo gelehrt, „dem ersten zuverlässigen und praktischen Lehrer der Unsterblichkeit". Dieser Mangel des alten Testaments sei indeß nur ein relativer, welcher in dem göttlichen Erziehungsplane für das israelitische Volk seinen Grund und seine Rechtfertigung finde. Das Volk war für jene Wahrheit noch nicht reif genug, sowie hinwiederum die Lehre von der Unsterblichkeit nicht die letzte und höchste Stufe der Tugend anzeigt, insofern eine innre Reinigkeit des Herzens noch in Hinsicht auf ein andres Leben, in Hinsicht auf ewige Belohnung und Strafe empfohlen wird. Wenn der sittliche Zustand des alttestamentarischen Volkes das Knabenalter der Menschheit vorstellt, so erblicken wir in dem christlichen Glauben an Unsterblichkeit das Jünglingsalter, oder vielmehr das Mittel, den Jüngling zum Manne zu erziehen. Das ist die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist...

Lessing legt den Maaßstab seiner großen Seele an, wenn er die Lehre der Unsterblichkeit eher als ein Hinderniß, denn als ein unterscheidendes Kennzeichen der vollkommenen Religion ansieht. Zwei Fragmente aus seinem Nachlaß zeigen schon durch ihre Ueberschrift, wie scharf er über diesen Punkt dachte.[2]) Er vergleicht in dieser Beziehung die geoffenbarte Religion mit der Astrologie: „Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag? — Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz unbezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber der Religion kein Gehör geben."

1) Die erste Hälfte der Erziehung des Menschengeschlechts ist deshalb den Zusätzen zu diesem Fragmente in den Beiträgen beigegeben.

2) XI, 611. „Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht sie mir gerade am verdächtigsten." — „Daß man die Menschen eben so von der Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten solle, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sei." —

Man hat gestritten, ob Lessing unter seinem neuen ewigen Evangelium wirklich eine neue Religion und Offenbarung verstand, wodurch die christliche ebenso antiquirt werden müsse, als der alte Bund durch den neuen — oder ob er sich darunter nur eine höhere, innere Entwickelung des Christenthums dachte. Wenn auch nicht hier, so hat doch Lessing, wie wir hervorgehoben haben, an andern Orten seinen Glauben an die Unvergänglichkeit des Christenthums auf Erden deutlich ausgesprochen. Wenn er dies aber auch nicht gethan hätte, so bleibt doch eins gewiß: die christliche Religion und Kirche würde, nach seinen Grundsätzen über die Erziehung des menschlichen Geschlechts, eben so weiter leben, als neben der christlichen Kirche das Judenthum und der Islam, ja als die polytheistischen Religionen auf dem Erdball. Dies gehört zu dem Plane der Erziehung, welcher aus dem innersten Mittelpunkte der Liebe und der Duldung bei ihm sich entwickelt. „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich, es deinem schwächern Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehen beginnst... Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist. Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen, so viel Seitenschritte zu thun!..."

Bis die verheißene Zeit der Vollendung, das neue ewige Evangelium herankommt, behält, auch Lessing zu Folge, der neue Bund um so mehr seine Bedeutung und Wichtigkeit für alle Zukunft, als er die großen Vernunftwahrheiten enthält, die hier noch blos als Offenbarungen „angestaunt" werden. Darum ruft er dem vorangeschrittenen fähigern Jünger zu: „kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehreres ist..."

Hier folgen, eben beispielsweise, (da es in seinem Plane nicht lag, die gesammte Dogmatik spekulativ umzugestalten) Erörterungen einzelner Dogmen der christlichen Glaubenslehre, namentlich über die von der Dreieinigkeit, der transcendentalen Einheit Gottes, von der Erbsünde,[1]) von der Genugthuung des Sohnes. Mit diesen muß man die an andern Orten entwickelte Lehre Lessings von der Freiheit des Willens, von der Ewigkeit der Strafen, von der Vollkommenheit und dem Fortschritt der Welt verbinden, Probleme, deren ausführliche Erörterung, zum Theil mit Rücksicht auf gegenüberstehende Auslegungen, ich an einem andern Orte zu geben versucht habe.[2])

---

1) Dies ist früher ausführlicher in den Gegensätzen zu dem ersten Fragmente X, 14. geschehn.

2) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts S. 115—147. — Die beiden Pro=

Nun noch ein Wort von der Hypothese der Seelenwanderung, welche den Schluß der Schrift bildet. Daß sie ernstlich gemeint, nicht etwa blos bildlich zu verstehen sei, darüber habe ich mich erklärt. Mit dieser Lehre thut Lessing allerdings den Schritt aus dem orthodoxen Religionssysteme heraus, indem er die gesammte religiöse Anschauung aus dem Jenseits in das Diesseits zurückruft, anderseits alles Sinnliche an den kirchlichen Vorstellungen durch ihn in ein Geistiges verwandelt wird. Der letzte Grund ist bei ihm doch wieder ein ächt christlicher Gedanke, der Gedanke, der im Gebiete des religiösen, wie des bürgerlichen Lebens durchgeht, daß die Religion, daß die Erlösung und Beseligung nicht um eines Abstractum, sondern um eines jeden Einzelnen willen gegeben sei; denn: „Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwenglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?" —

Lange vor Lessing hat der Neapolitaner Vico, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, den Gesetzen einer höhern Bestimmung unsers Geschlechts in der Weltgeschichte nachgeforscht, und drei Zeitalter in der Entwickelung der Menschheit, in denen sie einen Kreis durchlaufen, angenommen. Aber seinem eignen Zeitalter war Vico ein Räthsel, und erst in der andern Hälfte des Jahrhunderts erkannten die Italiener die ganze Tiefe der „neuen Wissenschaft". Für Deutschland hat Lessing den sittlich religiösen Grundton in der Philosophie der Geschichte angegeben. Ihre volle Ausbreitung und wissenschaftliche Rundung hat diese Idee darauf durch Herder erlangt, der auch hier ergänzend sich an Lessings Seite stellt, und hieran vor andern die Unsterblichkeit seines Namens geknüpft hat. Nur während Lessing die sittliche Freiheit des Einzelnen zum Ausgang nimmt, knüpft Herder die Geschichte des Geschlechts an das Universum, an die Natur. Heute dürfen wir es sagen: wenn Lessing in seinen Philosophemen von Leibniz ausgeht, so wird Herder mit seiner ganzen Natur- und Weltanschauung überwiegend von Spinoza getragen. Das Erhabene, welches bei Lessing am Ende der Geschichte uns entgegenleuchtet, strahlt in Herders Ideen aus dem Ganzen der Schöpfung, der Natur, von welcher sich das menschliche Geschlecht in der Geschichte ablöst und befreit, indem es nach reiner Menschheit hinanstrebt. Beide aber, Lessing und Herder, begegnen sich in der Rückkehr zu den Ahnungen der Menschheit im Anfange der Geschichte, im Orient. Es dauerte aber längere Zeit, ehe der Deutsche die tiefere und allgemeine Bedeutung des Vermächtnisses

---

gramme des Dr. Weidemann über Lessings Stellung zur Theologie seiner Zeit. 1. Stück, Hildburghausen 1842. 2. Stück, Saalfeld 1847. will ich hier bemerken, sind über die Einleitung nicht hinausgekommen.

von Lessing verstand,[1]) bis Friedrich Schlegel am Anfange des neuen Jahrhunderts darauf hinzeigte:

„Es wird das neue Evangelium kommen,“ —
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschlossnen Pforte.
Und dennoch was der Theure vorgenommen,
In Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wen'gen Worte.

Dreizehntes Kapitel.

Man wird Lessings Ansichten von der Bestimmung des Menschen in der Geschichte erst dann nach allen Seiten kennen und würdigen, wenn man schließlich auch in seine Lehre vom Staate und der bürgerlichen Gesellschaft eindringt. Diese bildet den Kern seiner Schrift: Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer.[2]) Sie ist dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gewidmet, welcher Großmeister aller Freimaurerlogen in einem großen Theile von Norddeutschland und seit 1772 aller deutschen Logen, besonders des Systems der Maurer der sogenannten strikten Observanz war.[3]) — Es war auf seiner Reise

1) Ein Paar Gegenschriften vom Jahre 1780 und 1781, welche Jördens, Lexicon III, 173. anführt, sind spurlos vorübergegangen. Ewald, Superintendent in Detmold, gab einen Band Predigten heraus, mit dem prägnanten Titel: „Die Erziehung des Menschengeschlechts nach der Bibel. (Lemgo 1783)

2) Vor dem Drucke ließ sie Lessing in der Handschrift durch die Hände von Brüdern in Braunschweig, Hamburg und andern Orten gehen. — Die Fortsetzung (das 4. und 5. Gespräch) erschien 1780 mit der Vorrede eines Dritten (X, 286), welcher, zufolge Lessing, einen Wink höhern Orts bekam, diese Fortsetzung nicht bekannt zu machen. Daraus schließt ein Ungenannter in der Literatur- und Theaterzeitung (Berlin 1781, S. 690), daß diese Fortsetzung wider Wissen und Willen Lessings gedruckt worden, wenn anders Lessing der Verfasser war, was ihm noch sehr zweifelhaft ist. Diese kritischen Zweifel werden ausführlich erörtert. Allein daß Lessing in der That der Verfasser war, braucht keines langen Beweises, da wir sein Bekenntniß in dem Briefe an seinen Bruder vom 19. März 1779 (XII, 526) haben. Hier sagt er auch, daß er „aus nöthigem Menagement für den Herzog Ferdinand“ den Druck des 4. und 5. Gesprächs unterlasse. Nicolai sagt in seinem Versuch über den Tempelherrnorden (I. 150) von dieser Fortsetzung: „Sie ist zwar ohne sein Vorwissen herausgegeben worden, aber unstreitig von ihm.“ War jenes der Fall, so wäre die „Vorrede eines Dritten“ (X, 280) auch nicht von Lessing. Doch ist mir wahrscheinlicher, daß Lessing selbst, nur unter der Maske dieses Dritten, sammt der Vorrede, die Fortsetzung herausgegeben hat.

3) Dieses System war von einem Herrn von Hund, einem Edelmann aus der Oberlausitz, nach dem siebenjährigen Kriege gestiftet und auf das Vorgeben, daß die Freimaurerei ursprünglich von den Tempelherren abstamme, gegründet, sowie mit den Formen und Einrichtungen dieses Ordens umgeben. Das Nähere bei Mauvillon, Geschichte

nach Hamburg im September 1771, daß Lessing an diesem Orte Freimaurer wurde. [1]) Die nähern Umstände dieses für ihn bedeutungsvollen Schrittes waren bisher in Dunkel gehüllt. Folgendes ist eine authentische Nachricht hierüber, welche ich aus handschriftlichen Quellen schöpfe:

„Lessing ist in Hamburg 1771 in der 1770 nach dem von Zinnendorfischen System constituirten Loge des Baron Georg von Rosenberg zu den drei goldenen Rosen recipirt."

„Der Baron von Rosenberg war ein reducirter Rittmeister von dem von Lucknerschen Armeecorps. Er hatte im Jahre 1768 in Hamburg eine nach französischem Ritus arbeitende Loge errichtet, die aber durch kein Patent autorisirt war. Durch Vermittelung der Herren F. H. von Sudthausen und Johann Daniel Leonhardi, Brüder des von Zinnendorfischen Systems, erhielt gedachte Rosenberg'sche Loge 1770 ihre ordentliche Constitution nach dem System der großen Landesloge. Dieses System hatte damals unstreitig die größten Intelligenzen in seiner Mitte und an seiner Spitze. Dazu gehörten Männer wie die Grafen Stolberg, von Bernstorf, J. H. Voß, Claudius; obenan stand Herzog Ernst von Gotha."

Karl Lessing, der, ohne Freimaurer zu sein, seine Feder hierüber wie gewöhnlich laufen läßt, erzählt über seines Bruders Aufnahme mehrere lustige Anekdoten. Auch soll man ihm einen ehrenvollen Vorzug bei der Aufnahme angeboten haben, der sonst Fürsten und Prinzen nach freimaurischer Klugheit gewährt würde, welcher darin bestand, ihn durch alle Grade hindurchzuführen, wenn er die Fortsetzung seines Ernst und Falk unterdrücken, und sich aller weitern Untersuchung enthalten, oder wenigstens sie nur für sich anstellen wollte, ohne etwas darüber drucken zu lassen. Allein, wurde hinzugesetzt, er hatte die Wahrheit zu lieb, als daß er eine solche Bedingung eingegangen wäre. Der Biograph fügt selbst hinzu, daß an der Richtigkeit seiner Anekdote noch zu zweifeln sei, weil Lessing diese Gespräche erst zu Wolfenbüttel vollendete, ob er sie gleich in Hamburg angefangen haben mochte. Aber daß Lessing um 1769 Freimaurer geworden, war ja schon eine falsche Voraussetzung.

Bode, Lessings Freund, der in der Geschichte der Freimaurerei eine so bedeutende Rolle spielte, widerlegt eine andere, von Bonneville erzählte Sage. [2]) Lessing nämlich habe in seinem Nathan der Weise den Charakter eines Tempelherrn mit Meisterhand gezeichnet; er habe darin auf freimaurerische Zeichen und auf den geheimnißvollen Ring angespielt. Aus dem nervigen Tone dieser Tragödie könne man mit Gewißheit abnehmen, daß er sich für einen

Ferdinands, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, II, S. 460 ff. und Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, III. Band, 1. Abth.. S. 290 ff.

1) Unrichtig hat Karl Lessing seines Bruders Aufnahme in den Orden an seinen mehrjährigen Aufenthalt in Hamburg geknüpft. I, 295.

2) Lenning, Encyclopädie für Freimaurer, Artikel Lessing.

wahren Tempelherrn hielt und die wahre Bedeutung dieses jesuitischen Ringes nicht wußte. —

— „Was man nicht alles aus dem Tone eines Stückes abnehmen könnte!" ruft Bode aus.

Der Verfasser, (fährt er fort) der lange Zeit mit Lessing in wahrer Vertraulichkeit gelebt hat, ist es seiner Asche schuldig, Folgendes zu sagen:

„Lessing sagte zu einem Meister vom Stuhl der strikten Observanz: er wisse das Geheimniß der Freimaurerei, ohne eingeweiht zu sein, und wolle darüber schreiben. „Lessing, (antwortete jener) ich möchte nicht gern in irgend einer Wissenschaft Ihr Gegner sein: aber hier wissen Sie so wenig, daß ich es leicht haben würde, meinen Speer gegen Sie aufzunehmen." Lessing meinte freilich, das sei nur die Sprache eines Meisters vom Stuhl; indeß brachte ihn doch der ernsthafte Ton dieses seines Freundes dahin, um die Aufnahme zu ersuchen. Der Meister vom Stuhl aber gab ihm zur Antwort: „Ich wüßte keinen Mann, den ich lieber zum Bruder hätte, als Sie: aber ich muß es Ihnen deswegen platterdings abrathen, sich aufnehmen zu lassen, weil die Fortschritte in unserm System zu langsam für Ihr Alter und für Ihren feurigen Charakter sind." — Dabei blieb es. Ein anderer Meister vom Stuhl, von einem andern System in Hamburg (dies war der vorhingenannte Baron von Rosenberg), der Lessings Wunsch, Freimaurer zu werden, erfahren hatte, machte sich ein Vergnügen daraus, ihm die Erfüllung seines Wunsches anzutragen. Unmittelbar nach der Aufnahme sagte dieser Herr von R. zu Lessing: „Nun? Sie sehen doch, daß ich die Wahrheit gesagt? Sie haben doch nichts wider die Religion oder den Staat gefunden!!" — — Hier kehrte sich Lessing, der eben ein wenig lange Weile gefunden haben mochte, um, und sagte: „Ha! ich wollte, ich hätte dergleichen gefunden, das sollte mir lieber sein". [1]) „Indeß ging er, fügt Bode hinzu, den gewöhnlichen Schritt der Grade bis zum dritten fort, weiter aber ist er nie gekommen, obgleich das nur an ihm lag; und für einen Tempelherrn hat er sich nie gehalten, — wahrhaftig nicht einmal für einen symbolischen, geschweige für einen wahren!" Auch Nicolai bezeugt, daß Lessing ins Innere der Freimaurerei gar nicht eingedrungen sei, und das nämliche sagt der vorgenannte Berichterstatter über die Fortsetzung von Ernst und Falk in der Literatur- und Theaterzeitung von 1781, S. 670. Er versichert, aus sehr sichern Händen geschöpft zu haben, daß Lessing die Gespräche für Freimaurer schrieb, als er nur noch die erste Stufe der Freimaurerei betreten hatte, was seinen durchschauenden Geist aber nicht gehindert hätte, sogleich in das Wesen dieser Verbrüderung unter Bildern und Verhüllungen einzudringen.

Moses Mendelssohn (erzählt ferner Karl Lessing) erinnerte sich einst mit

---

1) Diese Rede ist schärfer, als was Karl Lessing seinem Bruder bei dieser Gelegenheit a. a. O. in den Mund legt: „Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, so fände ich doch etwas." —

vielem Vergnügen in einem Cirkel seiner Freunde einer Unterredung, die er mit Lessing über diesen Gegenstand gehabt hatte. Als er ihn auf einer Rückreise von Hannover in Wolfenbüttel besuchte, fragte er ihn: „Sie sind auch, wie ich gehört habe, Freimaurer geworden? Ist das wahr, Freund?“

„O ja, lieber Moses, wohl bin ich's geworden!“

„Nun?“

„Was nun? Nun soll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht, — ich habe geschworen.“

„Sie scherzen, lieber Lessing. Glauben Sie wirklich, mein unschuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimnisse des Glaubens zu entlocken? Das sei fern! — Aber wie? Von früher Jugend suchen wir die Wahrheit; seit unserer Bekanntschaft suchen wir sie gemeinschaftlich mit aller Anstrengung, mit aller Treue, mit welcher sie gesucht sein will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Lessing seinem fünfundzwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren geschworen? — feierlich geschworen? Und ich sollte diese Wahrheiten zu wissen nicht neugierig sein können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der Orden seinen Jüngern mittheilt, so werden Sie noch vielmehr gestehen, daß ich — —“

Lessing lachte herzlich über Moses Eifer, und sagte: „Hören Sie auf, lieber Moses, da habe ich meinen Orden für nichts und wieder nichts compromittirt ...“ [1])

Mehr braucht es wohl für den Leser nicht (fügt Karl Lessing hinzu), um ihm zu beweisen, was Lessing von der Unbedeutsamkeit, aber auch Unschädlichkeit dieses Ordens für einen vernünftigen Mann gedacht und erfahren hat. Er hätte dabei auf das vierte Gespräch zwischen Ernst und Falk hinweisen können, wo der in seinen Erwartungen betrogene Ernst gleich nach seiner Aufnahme nicht Worte genug findet, um seinen Verdruß auszusprechen und Falk ihm gesteht, daß er ihn von seinem Vorsatze, hätte er ihn gewußt, ganz gewiß

1) Auf die Freimaurerei bezieht sich Lessings im Jahre 1751 verfaßtes satirisches Gedicht: „das Geheimniß“ (I. 105); darum ließ er es 1771 im ersten Bande der vermischten Schriften weg, wie Karl Lessing (Vorbericht zum 2. Bande der verm. Schriften, S. XXV.) versichert. Der Schluß dieser Erzählung lautet:

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf die Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimniß hat, kann leicht den Mund verschließen.
Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

abgeredet haben würde. „Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?“ —

Und doch wäre die höhere Bedeutung von Lessings Schritt schon hinlänglich gesichert, wenn er auch weiter nichts, als den Anlaß und Stoff zur Ausarbeitung seiner meisterhaften Gespräche dort geschöpft hätte, Gespräche, sagt ein Kenner der Alten, [1]) welche alle die Einfalt, alle die Süßigkeit, alle den Tiefsinn, alle die glückliche Mischung von Scherz und Ernst haben, die wir an den Platonischen Dialogen bewundern. Ich überlasse die Frage den Freimaurern, wer von beiden Theilen, Lessing oder der Orden, mehr einer von dem andern gewonnen, sowie, ob Lessing durch den Eintritt in den Orden zu den großen Ideen über denselben den Anstoß empfangen, oder, was mir wahrscheinlicher ist, ob er die empfangenen Anschauungen und gemachten Erfahrungen mit seinen frei durch sich selbst erzeugten Ideen befruchtet habe. Ich finde es wahrscheinlicher, wegen der in die Augen springenden Verwandtschaft zwischen Ernst und Falk und der Erziehung des Menschengeschlechts, und was hiermit zusammenhängt; wie bereits an einem andern Orte entwickelt ist. [2])

Nicht also, um Lessings Gespräche in Bezug auf ihre Resultate für den Orden speculativ und historisch zu erörtern, mögen sie hier in Betracht gezogen sein (wiewohl die Freimaurer darin ihr Ideal heute im Wesentlichen gefunden zu haben glauben [3])), sondern wegen des Reflexes, welchen diese Ideen auf Lessings Begriffe von Staat und bürgerlicher Gesellschaft in politischer und socialer Hinsicht zurückwerfen. In diesem Zeitalter (zwischen 1770—1780) sprach sich eine Vorahnung großer Veränderungen und Umwälzungen in Europa in jenem dunklen Streben nach geheimen Verbindungen aus, welches hie und da in die seltsamsten Verirrungen ausartete. (Ich nenne Adam Weishaupt, den Stifter des Ordens der Illuminaten, als eines höhern Grades der Freimaurerei; Bahrdt, den Stifter der Union der Zweiundzwanziger, der die Hypothese aufstellte, daß Jesus sich zur Ausführung seines Plans eines geheimen Ordens, einer geheimen Gesellschaft, als Mittels bediente, was Reinhard einer ausführlichen Widerlegung für nöthig achtete [4]). Zu welchen Spielereien und Fictionen jener Hang zum Geheimniß damals führte, erzählt uns sehr ergötzlich Goethe aus seinem Leben in Wetzlar 1772 (Werke XXVI, 135—39) von dem nachgeäfften Tempelherrnorden und dem

1) Ch. G. Schütz, über Lessings Genie und Schriften. Drei Vorlesungen. Halle 1782.

2) Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, S. 147—174.

3) Vgl. den ausführlichen Artikel Freimaurerei von August Wilh. Müller in der Ersch- und Gruberschen Encyklopädie I. Sect. 49. Theil. 1849, S. 77. (Auf diese von Freimaurern sehr geschätzte Arbeit beziehe ich mich öfter.)

4) Reinhards Versuch über den Plan u. s. w. S. 121. Dennoch wurde diese Hypothese in neuerer Zeit in A. Kestners Agape, Jena 1819, wiederholt.

Orden des Uebergangs, von dem hannoverschen Edelmann von Goué gestiftet. Auch der junge Jerusalem, der sich hier am 29. October 1772 erschossen hat, gehörte zu dem Orden. (Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1852. No. 52. Der Ritterbund mit dem Orden des Uebergangs zu Wetzlar u. s. w.) Dies Wesen riß auch die bessern Geister fort und war nicht nur auf ihr Thun und Wirken im Leben, sondern auch auf die Literatur und Kunst von Einfluß, wie dies unter andern Gervinus mit Bezug auf deutsche Poesie angedeutet hat, und zwar mit besonderer Hinsicht auf den Freimaurerorden [1]), welcher allein jene ephemeren Geburten phantastischer und mystischer Köpfe überlebte, übrigens aber in sich selbst in verschiedene Systeme zerfiel, welche, wie in Hamburg 1773—78, in offenem Krieg gegen einander lebten und wo über das Wesen der Maurerei nichts als Streit und Verwirrung unter den Maurern herrschte. [2]) In dem vierten Gespräche läßt Lessing diesen Stand der Dinge durchblicken, nicht ohne Spott und Ironie: „Der Eine will Gold machen, der Andre will Geister beschwören, der Dritte will die Tempelherren wieder herstellen.“ Falk möchte selbst in diesen Verirrungen einen gewissen Zusammenhang und einen Anknüpfungspunkt mit dem Höhern erblicken und spricht von Neulingen des Ordens, welche sich mit diesen Grillen von Goldmachern, Geisterbannern und Tempelherren schleppen — „Spielzeug, worin er aber schon die Waffen erblicken will, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden“; — er kann aber nicht umhin, seine Furcht zu äußern über das „Logenwesen“, wie es jetzt getrieben werde, „wenn sie sich von Königen und Fürsten Privilegien geben lassen und das Ansehen und die Gewalt derselben zur Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen möchte“. — Diese Intoleranz, welche der Orden mit den religiösen Sekten gemein hatte, zeigte sich nicht nur in der Ausschließung der Juden, sondern auch der Handwerker und Dienstboten, „die sich die Farbe zu ihrem Rock nicht selbst wählen“ [3]) (Es wird nicht auffallen, daß Lessing, durch die Worte der hier übereinstimmenden Ernst und Falk, seiner sonstigen Gesinnung gemäß, gegen diese Ausschließungen sich ausspricht). Falk setzt die bedeutenden Worte hinzu: „das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so.“

Dieses alles sei nur gesagt, um zu dem Schlusse zu gelangen, wo

1) V., 274—75. „In den letzten dreißig Jahren des Jahrhunderts entstand das Getriebe mit diesen Geheimorden über ganz Deutschland hin; man wußte nicht woher und wohin ... Wie Meteore schwanden diese Erscheinungen wieder, nur der Freimaurerorden bestand durch alle Verfolgungen. — Wie diese Interessen die Nation ausfüllten, erkennt man in unsrer schönen Literatur auf Weg und Steg“ u. s. w.

2) Aus handschriftlichen Mittheilungen.

3) Die Loge der stricten Observanz, welcher Lessing angehörte, basirte sich auf „das christliche Prinzip‘,.

Lessing auf allgemein faßliche Art über das Verhältniß der Loge zur Freimaurerei sich ausspricht.

Falk. In die Loge vorjetzt auf eine Zeit nicht können zugelassen werden, und von der Freimaurerei ausgeschlossen sein, sind doch zwei ganz verschiedene Dinge.

Ernst. Wie so?

Falk. Weil Loge sich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben.

Dieser Gedanke findet sich schon im dritten Gespräche (bevor Ernst sich hat aufnehmen lassen), da, wo Falk in symbolischer Weise den Begriff der Freimaurerei — wir werden ihn näher kennen lernen — entwickelt: „Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freimaurer zu heißen."

Ernst. Du legst auf dieses heißen so viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas sein kann, ohne es zu heißen.

Endlich im fünften Gespräch: „Die Freimaurerei, sagt Falk, beruht im Grunde nicht auf äußerlichen Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, sondern auf dem Gefühl gemeinschaftlich sympathisirender Geister." So ist denn ziemlich deutlich zu erkennen gegeben, daß wir in diesem Gespräche keine sogenannten Geheimnisse erfahren, sondern eine philosophische Doctrin kennen lernen sollen, welche er die wahre Ontologie der Freimaurerei nennt, zu welcher ihm aber der bestehende Orden mit seiner Geschichte und seiner Verfassung eben so nur als Vehikel und Substrat dienen muß, wie die Bibel und die Dogmen der christlichen Kirche (auf welche er in der Vorrede selbst hinweist) auf die Entwickelung und Darlegung seiner Ideen über die Erziehung des Menschengeschlechts.

Welches ist nun diese Ontologie der Freimaurerei? Dies bildet den Gegenstand des zweiten Gesprächs. Der Kern darin betrifft Wesen und Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft.

Wie anderswo, geht Lessing auch hier von keiner Definition von Staat und Gesellschaft aus, um daraus a priori die Eigenschaften derselben abzuleiten, sondern er legt eine bestimmte lebendige Anschauung aus der Natur zu Grunde. Diese Anschauung liefert das Leben und Weben eines Ameisenhaufens. „Welche Geschäftigkeit und doch welche Ordnung. — Die Ameisen leben in einer noch wunderbareren Gesellschaft, als die Bienen, denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regiert. — Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können...?"

„Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß."

„Ob es wohl einmal mit den Menschen dahin kommen wird?"

„Wohl schwerlich." —

Ordnung und Freiheit, die höchsten Forderungen der Menschheit und der Vernunft, ohne alle äußere Einschränkung durch Gesetze, werden also als unerreichbare Ideale der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft gelehrt. Die

bürgerliche Gesellschaft ist nothwendig, aber sie ist nur ein Mittel zum Zweck; die Staaten sind für die Menschen, die Menschen sind nicht für die Staaten erschaffen worden. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückseligkeit aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andre Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyrannei: „Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens zur Absicht gehabt hätte!" — Auch hier also das uns bekannte Princip der Individualität, auf die bürgerliche Gesellschaft übergetragen, wie vorhin auf die Kirche: — „wehe dem menschlichen Geschlechte, hieß es dort, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht." In der Oekonomie des Staates und der Gesellschaft soll es nach dem nämlichen Prinzipe, dem der Liebe, eingerichtet sein. Dieses bildet den Kern von Lessings Politik, der freilich, in einer nachherigen Periode, als ein durch die neuern Philosophen (seit Kant) wesentlich überwundener Standpunkt bezeichnet wurde. Dieser Eudämonismus in der Politik hätte denjenigen Begriffen des Staats Platz gemacht, welche aus der Idee des Staates hergeleitet sind, dessen Grundlage die Vernunft und das Recht ist. Nächst der Idee des Rechts aber sei es die Nationalität, das lebendige Volksbewußtsein, welches im Staate über dem Einzelnen schwebt und ihn an den Boden mit unzerreißbaren Fäden knüpft. Daß aber die Zustände des deutschen Reichs, im Ganzen und in seinen Theilen, unter der Herrschaft des Absolutismus und der Kabinetsregierung, solche Begriffe von Staat und Vaterland nicht aufkommen ließen, wird zugegeben. Aber jene Kant'sche Kritik des Eudämonismus in der Politik und Moral trifft in Wahrheit Lessing nicht, welcher in Religion und Moral diesen Standpunkt völlig überwunden und sich schon ganz auf den Kant'schen Standpunkt versetzt hat, ja über denselben hinausging, da er das Gute schlechthin fordert, weil es das Gute ist, und sogar alle Rücksicht auf die Unsterblichkeit der Seele und die Belohnung in einem zukünftigen Leben aus dem Systeme der wahren Religion ausgeschlossen haben will. Dies hindert ihn nicht, das Wohlsein der Einzelnen als die höchste Aufgabe von dem Ganzen, der bürgerlichen Gesellschaft, zu fordern. Aber worauf beruht denn zuletzt dieses Wohlsein?

Wenn wir der Sache näher auf den Grund gehn, ergiebt es sich, daß diejenige Glückseligkeit, welche Lessing für die Bürger des Staats fordert, von der Sache der Vernunft unzertrennlich ist und auf ihr ruht, mithin von selbst zur wahren Moral führt. Einen andern Begriff kannte Lessing nicht. Auch in Bezug auf das Christenthum ist es ihm nicht um unsre Seligkeit, „sie mag herkommen, woher sie will", sondern um die Seligkeit vermittelst

unserer Erleuchtung zu thun; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist; in welcher am Ende unsere ganze Seligkeit besteht. [1]) Und so heißt es in den Gesprächen für Freimaurer, nachdem alle die nothwendigen Mängel und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft, auch bei der besten Staatsverfassung, auseinander gesetzt sind: „Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebaut werden kann: ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen."

Die Dialektik, mit welcher Lessing die innern Widersprüche in dem Begriffe des besten Staats entwickelt, ist ächt platonisch; und die Idee der Freimaurerei ist aus der tiefsten Erkenntniß der socialen Gebrechen hergeholt. Ohne daß Rousseau genannt wird, ist das Ganze dieser Entwickelung Rousseau's Lehren vom Ursprung und Wesen des Staats entgegengesetzt; der Staat, bei allen unvermeidlichen Uebeln, unendlich hoch über den Stand der Natur erhoben, wie bemerkt: weil in ihm allein die menschliche Vernunft angebaut werden kann. Daß aber die Uebel, welche mit dem menschlichen Staate verknüpft sind, doch wieder aus dem Begriffe desselben als unvermeidliche fließen, bildet die andere Seite dieses Gegensatzes. „Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen. — Die bürgerliche Gesellschaft kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen, nicht befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen theilt und trennt. Diese Trennung in wenige Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam in's Unendliche fort: Verschiedenheit der Stände. Wenn auch alle Glieder des Staats an der Gesetzgebung Antheil haben, so können sie doch nicht gleichen Antheil haben; wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben (Lessing dachte, scheint es, an aristokratische Verfassungen). Endlich die Unterschiede von Besitz und Eigenthum. Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilt worden, so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der andere; einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als andre. Es wird also reiche und arme Glieder geben. (Das nämliche Argument, und mit den nämlichen Worten, welches dem Communismus unsrer Tage entgegengehalten wurde!) So tief greifen die Unvollkommenheiten des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft, auch wo der beste Staat in der Wirklichkeit vorausgesetzt wird: wie vielmehr aber zu einer Zeit, wenige Jahre vor der Revolution, wo sich das Gefühl einer herannahenden Katastrophe der Edlern bemächtigte. Lessing erlebte noch

1) Vierter Anti-Göze, X, 187.

den Ausbruch des Kampfes für die Unabhängigkeit Nordamerika's, wodurch diese Bewegung der Geister sich ihres Zieles bewußter wurde. Doch er wandte von allen gewaltsamen Erschütterungen und Revolutionen zu Verwirklichung der Ideale der Menschheit seine Blicke ab, gleichwie in einer spätern Periode Goethe. In dem fünften Gespräch spricht Falk von einem Freimaurer, der zu denen gehöre, welche „in Europa für die Amerikaner fechten", und der die Grille hat, daß der Kongreß eine Loge sei; daß da endlich die Freimaurerei ihr Reich mit bewaffneter Hand gründen werde. — Das sind nur „Träume!" sagt Falk, der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können. — Die Lichter auslöschen, und wenn sie ausgelöscht sind, da erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar wieder andere Lichter aufstecken muß: ist der Freimaurer Sache nicht.

Ernst. Das denke ich auch. — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk. „Vortrefflich". — Aehnlich sagt Lessing in der Erziehung des Menschengeschlechts von den religiösen Schwärmern: „Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseins reifen." —

Das Gegenstück solcher Schwärmer oder Träumer sind jene, welche ganz allgemein die Weisesten und Besten eines jeden Staats genannt werden, näher aber die Freimaurer: „Männer, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg sind und genau wissen, wo Patriotismus aufhört Tugend zu sein; Männer, welche dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterliegen, nicht glauben, daß alles nothwendig gut und wahr sein müsse, was sie für gut und wahr anerkennen; Männer endlich, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht ekelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebt". An dieser Schilderung erkennen wir den Charakter jener ächten Humanität, deren Verwirklichung die Weisesten und Besten unter verschiedenen Formeln erstrebten: so Schiller, unter der Idee reiner ästhetischer Erziehung der Menschen, wo die, welche dazu erzogen sind, in allen Staaten der Erde immer nur eine unsichtbare Kirche ausmachen. Eine ähnliche Idee schwebte Goethe'n in Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren vor. Lessing bediente sich der Freimaurerei, nach ihrer Idee, als dieser Formel, und in diesem Sinne heißt es bei ihm: „Ihrem Wesen nach ist die Freimaurerei eben so alt, als die bürgerliche Gesellschaft. Beide konnten nicht anders, als mit einander entstehen, wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft ein Sprößling der Freimaurerei ist... Wo sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freimaurerei und umgekehrt"... Hier verläßt die Spekulation ganz den historischen Boden und die Freimaurerei ist nur noch ein symbolischer Begriff.

Nur die wenigsten unter den Freimaurern, bei denen die Gespräche umliefen, erhoben sich zu diesem Standpunkte; die meisten hielten den Verfasser für einen Schwärmer. Zu jenen wenigen gehörten die Herder, Hamann [1]), Claudius, Campe. „Es ist schon einmal in Hamburg gewesen, bei Herrn Boden, schrieb Lessing an Claudius (XII, 504): aber — und itzt läuft es hier durch die Hände der andern Observanz. Es soll mich verlangen, ob es am Ende doch auch Einer verstehen wird." Campe's Antwort beim Zurücksenden des Gesprächs wirft Licht auf den Geist, der in Hamburg in diesem Kreise herrschte (XIII, 637): „Ich dachte Wunder, wie viel ich an Einsicht gewinnen würde, wenn ich sie von denen lesen ließe, die mich, noch ehe sie sie gelesen hatten, in einem so zuversichtlichen Tone versicherten, daß sie lauter Chimären enthielten! Aber was war's? Ein mitleidiges und geheimnißvolles Achselzucken über Ihre Verblendung; und eine triumphirende Verweisung auf den ersten Theil des Zoroasters, auf gewisse mikrokosmische Vorspiele, und auf das Geheimniß der Verwesung und Verbrennung aller Dinge — Scharteken, die ich nie gesehen habe, und nie zu sehen verlange — waren alles, was man mir einzuernten gab. Mit dem letztgenannten Buche, glaube ich, tröstet man sich (fügt Campe ironisch hinzu); weil, wenn alles verbrennen und verwesen soll, Ihre leidigen Gespräche ja auch nicht ewig dauern können. Sehen Sie, lieber Lessing, wie selbst diejenigen, die eben keinen Drang, Sie zu loben, bei sich verspüren, kein anderes Mittel, Ihre Schriften zu zernichten, als die Zerstörung des Weltalls durch Fäulniß und durch Feuer kennen!"

Herder, welcher, sichern Nachrichten zufolge, bereits in Riga sich in den Orden hatte aufnehmen lassen, nachher aber, mit Rücksicht auf seine Stellung in Weimar, sich zurückzog, und seine Verbindung mit dem Orden verhüllte, hat sich in „Adrastea" [2]), mit Rücksicht auf Lessings Gespräche, skeptisch über des Ordens Wesen und Wirken geäußert: „Lessing legte ihnen eine so große, so feine Absicht unter." — An „Ernst und Falk" sich anschließend, setzte Herder neue Gespräche über Freimaurerei auf (unter dem Titel: Fama fraternitatis, oder über den Zweck der Freimaurerei, wie sie von außen erscheint), von denen er aber selbst bekennt, „daß sie auf Lessings dialogische Grazie keine Ansprüche machen".

Darin sind die Schriftsteller der Freimaurer heute einig, daß der historisch-kritische Theil von Ernst und Falk: die Ableitung der masoney von dem deutschen Mase oder Masoney, und die Hypothese, daß der Freimaurerorden in seiner heutigen Gestalt gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus

1) Hamann erhielt das Manuscript durch Herder, und schrieb an diesen den 21. Februar 1779 (Hamanns Schriften VI, 66): „An Lessings ontologischem Gespräche habe ich mich nicht satt lesen können..." Hamann nahm auch Rücksicht auf Ernst und Falk in seinen in demselben Jahre erschienenen „Fragmenten einer apokryphischen Sibylle über apokalyptische Mysterien". (Ebend.)

2) Werke zur Phil. und Geschichte XII, 279.

einer Masoney der Tempelherren, die sich, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hätte, entsprungen wäre, als ganz unhaltbar sich erwiesen hat. [1])

1) Gegen diese Hypothesen trat zuerst Nicolai, ein Jahr nach Lessings Tode, 1782, in seinem „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden..“ auf. Er sagt im Anhang, über das Entstehen der Freimaurergesellschaft I, S. 150: „Ich nahm mir vor, ihn selbst über diese mir unerklärlichen Behauptungen zu befragen, als ich die traurige Nachricht von seinem frühzeitigen Tode erhielt.“ Im Uebrigen verweise ich auf den schon angeführten Artikel: Freimaurerei, in der Ersch- und Gruber'schen Encyklopädie, und bemerke nur noch, daß überall, wo in dem vierten Gespräche von Ernst und Falk Lücken gelassen sind, das Wort Tempelherrn zu lesen ist, was, nach Nicolai's Vorgang, längst hätte in den Text gesetzt, wenigstens unter dem Texte angedeutet werden müssen. — In F. Nicolai's Nachlaß finden sich einige Blätter, mit der Aufschrift: „Erster Entwurf zu Ernst und Falk“, mit Anmerkungen von Nicolai, wovon Herr Dr. Parthey Danzeln eine Abschrift zu nehmen gestattet hat. (S. die Beilage.) Es sind eigentlich nur die noch unverarbeiteten Gedanken zu dem fünften Gespräch, über die historische und etymologische Ableitung des Namens und Begriffs free mason, masoney. Lessings Herleitung des Ordens von den Ueberresten des Tempelherrnordens begegnete sich mit den Ideen und Bestrebungen der stricten Observanz, was bei ihm aber gewiß ungesucht war. Ueber die Tempelherren des Mittelalters stimmte Lessing dem günstigen Urtheil von Christian Thomasius bei, (XI, 388.) während Nicolai die entgegengesetzte Ansicht vertrat. Lessings Ansicht scheint heutzutage im Ganzen das Uebergewicht zu haben. Vgl. W. G. Soldan, Ueber den Proceß der Templer u. s. w. im Historischen Taschenbuch, herausgegeben von F. Raumer. Jahrg. 1545. (Der Herausgeber sucht nicht blos die Unschuld der Tempelherren, sondern auch ihre geheime Fortdauer bis auf unsre Zeit darzuthun.) Ihm stimmt im Resultate bei W. Havemann in seiner Geschichte des Ausgangs des Tempelherrenordens. Stuttgart und Tüb., 1846. Raynouard hatte die Unschuld der Tempelherren in seiner Tragödie „Les Templiers“ schon zu Anfang dieses Jahrhunderts gefeiert; während der Consul Bonaparte sich gegen die apologetische Tendenz des Stücks mißbilligend aussprach. Es sei mir zum Schlusse vergönnt, auf A. Henschel's Aufsatz: „Das Tempelherrenthum und dessen geschichtliche Stellung im Mittelalter“, in dem Freimaurer-Kalender auf das Jahr 1852, herausg. von H. Bretschneider, Gotha, S. 63—91 zu verweisen, wo jede Einseitigkeit durch die tiefere Auffassung und von einem universelleren Standpunkte glücklicher als von den Andern vermieden worden.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Wir haben den Schriftsteller im Zusammenhange, nach den mannigfaltigen Richtungen seines tiefen und umfassenden Geistes, bis zum Ende seiner Laufbahn kennen gelernt. Es ist übrig, den großen Mann in seinen reinen menschlichen Beziehungen, in seinem Leben zu Wolfenbüttel und in Braunschweig, wie es sich in dem letzten Decennium seines Lebens gestaltete, aufzusuchen. Ach, daß wir von der heitern Lichthöhe des Denkers und Dichters, von der Gesundheit und dem kräftigen Mark aller dieser Geisteswerke, von dem noch die spätesten Geschlechter sich nähren und kräftigen werden, herabsteigen müssen in die dunklen Schatten einer nur noch so kurzen Lebensstrecke, wo Kränklichkeit, düstre Einsamkeit, ungestillte Sehnsucht, getäuschte Erwartungen, oft drückende Nahrungssorgen, welche sogar auf die Wahl der Materie für seine Feder von Einfluß waren — [1]), und der härteste Schlag, der ihn betreffen konnte, der schnelle Verlust des einzigen ihn beglückenden Wesens, zuletzt die bittern Streitigkeiten mit den Theologen, den Faden seines Lebens aufrieben und verkürzten. Doch ist es der Kampf einer großen Seele mit dem Leben, mit dem Feinde in seinem Innern nicht weniger, als mit den Umständen, welcher die Geschichte dieser letzten Periode wieder so anziehend, so erhebend macht. Von der Menge verkannt, unbegriffen, fehlt es ihm doch nicht an treuen Freunden, welche ihm voll Hingebung, einige mit Begeisterung anhängen. Dieser engere Kreis bildet seine eigentliche Welt, vor welcher alle die reichen Quellen seines Geistes in leuchtenden Strahlen spielen.

Haben wir im vorhergehenden Buche Lessings schriftstellerische Thaten

1) An seinen Bruder den 11. Nov. 1770, wenn er ihm den Rath giebt, weniger zu schreiben, und desto mehr für sich zu studiren, und ihn versichert, daß er diesen Rath für sein Theil selbst weit mehr befolgen würde, wenn ihn seine Umstände weniger nöthigten, zu schreiben. — „Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnsten ist; wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen."

und Leistungen mehr nach dem innern Zusammenhange, als mit Beobachtung der äußern Reihefolge, in gemeinsamer Uebersicht zu entwickeln versucht, so erscheint es jetzt angemessen, das Leben Lessings in diesen zehn Jahren mehr annalistisch zu erzählen. Als einen Schatz voll Mittheilungen, in denen Lessing sich weit mehr, als je irgend wo, in der ganzen Offenheit und Anmuth seines Geistes und Herzens zeigt, muß der Biograph den Briefwechsel Lessings mit Madame König, seiner nachmaligen Gattin, preisen. Länger als fünf Jahre war Lessing mit dieser seltenen Frau in ununterbrochener reger Verbindung, deren Ziel sie anfangs selbst für die nächsten Verwandten und Freunde geheim hielten. Ein großmüthiger Wetteifer im Entsagen, so lange die Verhältniße beiderseits keine feste Gewähr zu bieten schienen, drohte bisweilen der Verwirklichung ihrer sehnlichsten Wünsche entgegen zu treten. Gewiß ist: ohne diese Entwürfe, ohne diese geheimen Bande hätte Lessing in Wolfenbüttel nicht länger als an andern, frühern Orten ausgehalten.

Schon wenige Monate nach seinem Abgang von Hamburg, im August 1770, hatte Lessing die Freude, seine Freundin in Wolfenbüttel wieder zu sehen, wohin sie den Weg nahm, um über Nürnberg und München nach Wien zu gehen, wo die Geschäfte und die Verhältnisse ihrer dortigen Fabriken ihrer warteten. Von Haselfeld im Harz giebt sie ihm auf der Weiterreise die erste Nachricht, dankt ihm für alles Gute, und erzählt, welche lächerliche Gesellschaft sie auf dem Wege belustigt habe. Lessing dankt ihr für diese Nachricht. „Das Lächerliche, bemerkt er, ist meistens das einzige Vergnügen, das man sich auf der Reise machen kann. Nehmen Sie es ja überall mit; denn das Lachen erhält gesund und macht, wie man sagt, sogar fett." Als Mad. König nach vielen Widrigkeiten glücklich in Wien angelangt war, schrieb ihr Lessing, beruhigt, dahin: „Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin stolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie selbst, wie ich oft gemerkt habe, besitzen ein gutes Theil von dieser Gabe, die ich Ihnen recht sehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedener machen, als eben sie."

„Seit acht Tagen (fährt er fort) denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals, und fange fast an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten nur etwas Gutes aufzusuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben so viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anders wo; die wenigstens, die gut da sind, können vielleicht recht sehr gut sein. Sehen Sie, was ein paar Beispiele vermögen! Zwei Wiener Grafen und Kaiserliche Kammerherrn, von Winzek und von Chotek, haben sich auf ihrer Durchreise einige Tage hier aufgehalten und, außer dem Beifall, den sie bei Hofe erhalten — Sie wissen wohl, wie weit der Beifall bei Hofe her ist — uns alle in Erstaunen gesetzt. Sie wissen eben sowohl, wen ich unter uns allen verstehe; die alle, welche ein Reisender nur einiger Maßen dem Namen nach

kennen kann. Sie haben jeden von diesen besucht, und von ungefähr war ich eben in Braunschweig, und logirte in meiner Rose — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weise mußten diese Herren ebenfalls da einkehren. Es sind wirklich ein Paar vortreffliche Leute, voller Kenntniß und Geschmack. Erzählen Sie es ja in allen Gesellschaften, wie sehr sie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. (Ebert?) machte ihnen das Kompliment, daß sie eine sehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären! Das Kompliment war nicht das feinste; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek ist, darauf ertheilte, war desto feiner: „Wir schämen uns, wenn wir es sind." —

Im Oktober hatte Lessing die Freude, seinen Freund Moses, welcher von Pyrmont kam, bei sich aufzunehmen. In Braunschweig hatte ihn Ebert bei dem Erbprinzen angetroffen. „Er (der Erbprinz) hat mir aufgetragen, schrieb Ebert an Lessing, Ihnen die Ankunft Ihres Freundes zu melden, und er hofft, daß Sie deswegen so bald als möglich herüberkommen würden." Lessing führte seinen Freund in die Bibliothek, um ihn mit ihren Seltenheiten bekannt zu machen. Der Verfasser des Phädon war, als er herein trat, wie versteinert und rief endlich aus: „Welche erstaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man! . . Ich bin zu Ihnen, wandte er sich zu dem Bibliothekar, nicht darum, sondern um Ihretwillen gekommen. Nur Ihre Meinungen will ich wissen, nicht was in diesen schönen Särgen ist." [1])

Als der Erbprinz von Ebert hörte, daß Lessing in Folge seiner fleißigen Arbeiten schon halb blind wäre, dachte er darauf, wie dieser den ganzen Winter in Braunschweig zubringen könnte (dies schreibt Ebert den 21. Oktober). Lessing jedoch wollte sich von Wolfenbüttel nicht schon jetzt trennen, zumal er an Emilia Galotti schrieb. Erst zum neuen Jahre 1771 kam er auf einige Wochen nach Braunschweig herüber. Seine Freundin, welche schon zu Ende des Januar wieder in Hamburg sein wollte, ward theils durch Krankheit, theils durch Verwickelung ihrer Geschäfte noch in Wien zurückgehalten. Sie war mit seinem einsamen Leben in Wolfenbüttel unzufrieden, wie er über ihren Zustand in Unruhe.

„Sie sitzen also immer weg in Ihrem lieben Wolfenbüttel? Ich dachte, Sie wollten den Winter über in Braunschweig sein? Und thäten Sie nicht besser? Oder haben Sie einige Bekanntschaften gemacht, die Ihnen die langen Winterabende verkürzen helfen? Wenn Sie es nicht gethan haben, so thun Sie es doch noch. Sie werden sonst wahrhaftig hypochondrisch." So schrieb sie, die selbst von solcher Gemüthsstimmung nicht frei war; sie gesteht ihm wenigstens, daß sie einen Brief an ihn, worin sie seinen Rath verlangt, zurückbehalten, aus Furcht, er hätte sie bedauern oder verlachen müssen. „Was für eine seltsame Besorgniß, antwortete Lessing den 13. Januar 1771, hat mich um das Vergnügen gebracht, von Ihnen um Rath gefragt zu werden! Sie fürchten, daß ich Sie bedauern oder verlachen würde. Bedauern, das wäre möglich gewesen:

1) Lessings Leben, von K. Lessing I. 319.

und ich danke Ihnen, daß Sie mir keine mißvergnügte Stunde mehr machen wollen. Aber verlachen? Wie fingen Sie es denn an, daß ich Sie verlachen könnte? Mit einem lachen, mit einem zugleich über eine Verlegenheit lachen, aus der er sich selbst nicht geschwind genug helfen kann, das ist ja nicht das, was das häßliche Verlachen sagen will, sondern ist eine unschuldige Lust, die sich Freunde einander nicht versagen sollten. — Ich kann nicht schließen, sagt er noch, ohne mich noch ein wenig wegen Ihrer fortdauernden Schwermuth zu zanken. Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich die Schwermuth für eine sehr muthwillige Krankheit halte, die man nicht los wird, weil man sie nicht los werden will."

Ein Brief, den Lessing nach seiner Rückkehr von Braunschweig, den 11. Februar, von seiner Freundin vorfand, stürzte ihn in neue Unruhe. Sie hatte einen Fall gethan und verfiel in ein Fieber, vielleicht in Folge dieses Falles; hauptsächlich litt sie am Kopfe, woran sie den härtesten Stoß erlitten. Van Swieten, der berühmte Arzt, an den sie sich hatte wenden wollen, lag selbst auf den Tod krank, er starb bald darauf. Doch reichten ihre Kräfte so weit aus, sie geistig, wie körperlich oben zu erhalten. Sie dachte weniger an sich selbst, als an ihren Freund. Sie wollte von ihrer Besorgniß befreit sein und von ihm ausdrücklich wissen, „daß er vergnügt und glücklich sei". Lessing will hinter ihrem Muthe nicht zurückbleiben, versichert er, lieber das Beste hoffen, als sich in Voraus martern. „Und auf diesem Fuß will ich Ihnen auch schreiben: ein Gesunder an eine Gesunde, ein Vergnügter an eine Vergnügte. Wahrhaftig, wenn man das erste ist, so muß man auch das andere sein, und kann es sein, wenn man nur will. Besorgen Sie meinetwegen also nur nichts: ich habe es mir zum Gesetze gemacht, vergnügt zu sein, wenn ich auch noch so wenig Ursache dazu sehe; und so wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor langer Weile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme. Freilich kostet es Kunst, sich selbst zu überreden, daß man glücklich ist: aber welches Glück besteht denn auch in etwas mehr, als in unsrer Ueberredung?" —

Seine Freundin zu erheitern, theilt ihr Lessing die Neuigkeiten mit, welche ihm aus dem Kreise der Bekannten und Freunde aus Hamburg zukommen. Das eine Mal ist der Gegenstand seiner Mittheilungen — Klopstock, welcher seit kurzem, in Folge des Sturzes des Grafen Bernstorf, seines Beschützers, Kopenhagen verlassen und sich in Hamburg angesiedelt hatte. „Gern möchte ich Ihnen noch was Neues, das Sie recht herzlich zum Lachen machte, schreiben können. Sie wissen doch, daß Klopstock in Hamburg ist. Sie wissen auch, wie sehr er sich mit den Damen abgeben kann. Ich weiß nicht, wie viel Frauen und Mädchen er schon beredet haben soll, auf den Schlittschuhen laufen zu lernen, um ihm Gesellschaft zu leisten. Aber das ist noch gar nichts gegen eine Lesegesellschaft, die er bei der Frau von W. errichtet hat, und von der alle unsere Freundinnen sind. Doch man wird Ihnen ohne Zweifel schon von Hamburg aus davon geschrieben haben, und ich möchte nur gern von Ihnen wissen, ob Sie es nicht,

wenn Sie nach Hamburg zurückgekommen, Ihr Erstes werden seln lassen, ein Mitglied dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden? — Ich hätte große Lust, Ihnen immer im Voraus das Patent nach Wien zufertigen zu lassen, wenn ich nur erst gewiß wüßte, daß Sie schon wieder völlig gesund wären oder es auch dadurch werden könnten." Mad. König geht auf den Scherz ein. Ihre Imagination stellt sich gleich den ganzen Kreis von Damen vor, und Klopstock mitten darinnen voller Entzückung, wenn er bei einer rührenden Stelle die Thränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah. Was sie aber befürchtete, war, daß er einigen nach Hause folgen und da Entdeckungen machen möchte, die seine Befriedigung stören könnten! Lessing möge sich daher um kein Patent für sie bemühen. Es würde sie viel kosten; denn Klopstock nehme gewiß lauter hübsche Frauen auf — und am Ende möchte sie doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen. Dies schrieb sie auf der Rückreise in Augsburg, von wo sie nach Heidelberg, ihrer Heimath, wo ihre Mutter lebte, abging. Dorthin richtete Lessing seinen nächsten Brief, der sie, hofft er, nicht am mißvergnügtesten treffen werde. „Ich beurtheile Sie nach mir, schreibt er (den 5. März 1771), denn unmöglich, denke ich, würde ich bei meiner alten Mutter, und an dem Orte, wo ich meine Jugend vergnügt zugebracht, mißvergnügt sein können. Es mengen sich da zu viel angenehme Ideen der Erinnerung in die gegenwärtigen Empfindungen; und im Grunde ist es immer eins, ob man sich über das Gegenwärtige oder über das Vergangene zu freuen hat, wenn man sich denn nur freuet."

Es wurde verabredet, daß Lessing im August zum Besuche nach Hamburg kommen sollte. Unterdessen war, ich weiß nicht welcher Verdacht, welche Muthmaßung in Madame König aufgestiegen, daß sie, bald nach ihrer Rückkehr, von Hamburg die Frage an Lessing richtete, ob er noch weitere Briefe von ihr erwartete? „Was wäre natürlicher, drückt sie sich aus, als wenn Sie, der Sie so gut schreiben, und außerdem so viel schreiben, gern eine so elende Correspondentin aufgäben? Ich wahrhaftig wundere mich eher, wenn Sie es nicht thun, als wenn Sie es thäten?" —

Lessing war von dieser Frage einiger Maßen betroffen und antwortete: „Ich habe freilich, leider, Briefe genug zu schreiben, und würde deren noch viel mehr zu schreiben haben, wenn ich es meinen Correspondenten nicht allzu oft zu verstehen gäbe, wie ungern ich überhaupt Briefe schreibe, sobald Briefe etwas anderes sein sollen, als freundschaftliche Plauderei mit einem Abwesenden. Den meisten von den Herren, denen ich antworten muß, wenn wir an einem Orte zusammen lebten, würde ich vielleicht nicht Jahr und Tag unter die Augen kommen, was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde, zu sprechen? Wie wenig dies aber der Fall mit Ihnen ist, das müssen Sie ja wohl von ihrem Aufenthalt in Braunschweig wissen, wenn Sie es auch sonst nicht wissen könnten. Wie sehr habe ich Sie immer da belagert gehalten? Und immer ist es mir zu spät eingefallen, daß

ich Ihnen überlästig sein müssen. Ich sehe es voraus, wenn ich diesen Sommer nach Hamburg komme, daß ich es nicht besser machen werde."

Madame König fühlte, wie sie ihm Unrecht gethan, und schrieb ihm umgehend. Als eine Neuigkeit besonderer Art erzählt sie ihm von einem Schauspieler bei der Ackermannschen Gesellschaft, welcher eine sprechende Aehnlichkeit mit — Lessing haben sollte. „Sein Spiel gefällt, noch mehr aber seine Person, weil er einem Herrn gleich sehen soll, der den hiesigen Damen gefallen hat. Ich sage, gleich sehen soll, denn ich finde nicht die mindeste Aehnlichkeit, wenigstens bis jetzt noch, und wenn ich diese Aehnlichkeit in der Zukunft nicht bemerke, so behaupte ich, daß sie nicht ist und nicht sein kann. Wissen Sie nun noch nicht, wer der Herr ist? Ich dächte ja . . . "

Lessing wußte darauf nichts zu antworten, als: „Es ist eine verfängliche Sache, wenn man auf sich selbst rathen soll; es sei im Guten oder im Bösen. Indeß weiß ich nicht, wer es mir schon gesagt hatte, daß ich in leibhafter Person auf dem Theater in Hamburg seit einiger Zeit spielen solle. Nun ist es mir um so viel lieber, von Ihnen zu hören, daß es in so gar leibhafter Person nicht ist, denn wahrlich, ich möchte meine Person doch lieber ganz und gar für mich behalten; mag sie doch sein, wie sie will. Zwar, wenn dieser mein Repräsentant gefällt, so bin ich eitel genug zu wünschen, daß Sie nicht unter allen allein das schärfste und beste Auge gehabt hätten. Denn es ist eine schlimme Sache, mit so scharfen und guten Augen zu thun zu haben. Und wiederum so gar schlimm doch auch nicht. Schlimm aber, oder nicht schlimm, wenn Sie nicht bald finden, daß ich ihm ähnlich sehe, so mag ich ihm auch nicht ähnlich sehen."

Lessing war, als er dies schrieb, in Braunschweig, wohin er sich (den 22. Mai) begeben, erstens der Ziehung der Lotterie wegen, und zweitens, um bei der Herzogin Amalie von Weimar, geborenen Prinzessin von Braunschweig, seine Cour zu machen. „Nicht wahr, Sie müssen lachen, wenn Sie mich und Courmachen zugleich denken? Ich gehe auch dazu, als ob ich dazu geprügelt würde." Die Unterredung Lessings mit der Herzogin Amalia betraf den Schauspieldirektor Koch, welcher zu Ostern Weimar verlassen, und, wie es hieß, um den Vorwürfen der Wäserschen Parthei ein Ende zu machen, sich entschloß, alle Verbindung mit Weimar aufzugeben. Er spielte eine kurze Zeit in Leipzig und begab sich nach Berlin, wo eben durch den Tod des jüngern Schuch das preußische Privilegium erledigt war. [1]) Dies hatte Lessing aus Berlin von seinem Bruder erfahren. Der Herzogin war dieser Entschluß unerwartet und sie wollte es nicht glauben. Sie versicherte, daß Koch sich anheischig gemacht, diesen Sommer wieder nach Weimar zu kommen. Der Erfolg hat gezeigt, daß Lessing Recht hatte.

Einige Tage darauf kam die Weimarische Herrschaft nach Wolfenbüttel, die Bibliothek zu besehen, als Lessing eben in Kummer wegen seiner Freundin war, welche von

1) Chronologie des deutschen Theaters S. 709.

neuem einen schweren Fall gethan hatte. Dies drückt sich in einem Schreiben vom 3. Juni aus, als er eben den hohen Besuch erwartete; er wollte, schrieb er, dieser Besuch wäre schon vorbei. „Es ärgert und kränkt mich jetzt ohnedem schon so vieles, setzt er ganz verstimmt hinzu, daß ich, um fremden Leuten ganz unausstehlich vorzukommen, nicht noch nöthig habe, Sie krank zu besorgen. Aber Sie sind es auch nicht. Nicht wahr, Sie sind es nicht?" . . .

Lessing wurde aber selbst krank, an Geist und Körper zu gleicher Zeit, großentheils eine Folge der ungewohnten Lebensweise und der Einsamkeit, seit er Bibliothekar in Wolfenbüttel war. Seine Briefe aus dieser Zeit sind voll dieser Klagen. „Ich komme hier zu keinem Menschen, gesteht er selbst den 14. Juli 1771, und nie von meiner Stube, als wenn ich auf die Bibliothek gehe." „Krank bin ich zwar nun nicht mehr (schrieb er den 26. Mai seinem Bruder), aber wenn ich sagte, daß ich deswegen so wäre, wie ich zu sein wünschte, so müßte ich es lügen. Unter allen Elenden glaube ich, ist der Elendeste, der mit seinem Kopfe arbeiten soll, auch wenn er sich keines Kopfes bewußt ist." — „Der Bücherstaub (an Gleim den 6. Juni) fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht sind; ich werde keinen, Sinn verachten weil ich ihn unglücklicherweise verloren habe." — Vier Wochen später, den 4. Juli, an seinen Bruder die nämliche Klage über völlige Unfähigkeit zu geistiger Thätigkeit. „Selbst diesen Brief schreibe ich, wie halb im Traume. Ich habe schlechterdings die ganze Zeit über meine Gedanken nicht eine Viertelstunde auf die nämliche Sache fixiren können, und jede Zeile, die ich auch nicht zum Drucke schreiben müssen, hat mir Angstschweiß ausgepreßt, so wie es wirklich auch von diesen Zeilen noch wahr ist. Acht Tage habe ich dazu einen Ausschlag über den ganzen Körper gehabt, daß ich mich kaum vor Jemanden sehen lassen konnte; und nun habe ich seit vier Tagen den Pyrmonter-Brunnen zu trinken angefangen, wobei mir mein Arzt schlechterdings gerathen, mich, so viel wie möglich, ernstlicher Beschäftigungen zu entschlagen."

Nach dem Gebrauche des Pyrmonter-Brunnen schien ihm ein wenig besser zu werden, und er konnte wieder an seine Freundin in Hamburg schreiben. Aber doch nur ein wenig, schreibt er, denn über dem bloßen Anfang dieses Briefes brachte er eine halbe Stunde zu. „Nach jeder halben Zeile fast muß ich einmal aufspringen, um — frisch Athem zu holen — so wie ich es auch bei diesem Striche thun mußte. Nur daß ich leider wieder eine sehr lange Pause habe machen müssen. Denn es war den 24. dieses, als ich mit Mühe und Noth bis an diesen Strich geschrieben, und heute ist der 29., da ich es versuchen will, weiter fortzufahren. — Es wäre kein Wunder, ich verlöre alle Geduld. Das einzige, was mich noch in der Fassung erhält, setzt er hinzu, ist, daß es mit meiner Reise nach Hamburg demohngeachtet sein Bewenden behält. Mein Arzt dringt darauf, mir eine Veränderung zu machen, und glaubt, daß meine Umstände

nichts, als eine Folge von meiner zeitherigen Lebensart sind, die von meiner vorigen allzusehr abgefallen."

Lessing traf Vorbereitungen zu dieser, von ihm doppelt ersehnten Reise, als er den Besuch des Rector Reiske und seiner Frau, Ernestine, zu Wolfenbüttel erhielt. Es hatte sich, seit Lessing in Wolfenbüttel lebte, ein sehr herzliches Verhältniß zwischen Lessing und dem Reiskeschen Ehepaare gebildet, zu welchem vorher schon der Grund gelegt war. Die Hochachtung und Anerkennung, welche Lessing diesem von seinen Zeitgenossen so verkannten, schlecht belohnten, verdienstvollen Gelehrten in Briefen und öffentlich[1]) bezeigte, die Zuvorkommenheit, womit er seine Herausgabe der griechischen Redner aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek unterstützte, und sogar einen Codex des Aeschines, den Reiske als den vorzüglichsten erklärte, aus der Universitätsbibliothek von Helmstädt sich kommen ließ, um ihn Reisken zu schicken, erweckte die volle Dankbarkeit dieses großen Gelehrten. Als er zur Ostermesse 1771 den dritten Theil, der Reden des Aeschines enthält, herausgab, ehrte er Lessing durch die demselben vorgesetzte Zueignung, welche ein schönes Denkmal dieses würdigen Verhältnisses bleiben wird. Im Anfange macht er seinem Herzen Luft über die erstaunliche Kälte und Gleichgültigkeit, womit sein Unternehmen in Deutschland aufgenommen wurde; darauf wendet er sich an Lessing. Er wisse nicht, sagt er, wodurch er eigentlich dies ihm von jenem jederzeit geschenkte Wohlwollen verdient habe. Es werde aber keine andere Ursache sein, als ihre gemeinsame Liebe zur Literatur der Griechen und Römer, welche er, Lessing, in vollem Maaße, nicht nur in seinen antiquarischen Briefen, sondern eben so als klassischer Schriftsteller und Dichter der Deutschen, an den Tag lege. Deutschland ertöne laut von Lessings Ruhm und seines Lobes bedürfe es nicht. Sed exteris, ad quos Aeschines perventurus est, haec scribo, vel verbo admonendis, Lessingium nobis esse, quem poetis eorum vel nobilissimis opponamus. Lessing war sehr überrascht worden. „Die Ehre, schrieb er ihm den 26. April, welche Sie mir durch Zueignung des neuen Bandes griechischer

---

1) Im ersten Stück der Beiträge, über den Schickard-Marchthalerschen Tarich Beni Adam (IX, 75): — „Man denke an Abulfeda und Reiske! An diesen einzigen Mann, der allein, bei der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit, auf einmal Engländer und Franzosen eben so weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer eben so undankbaren Anbauung eines andern Feldes (der Herausgabe der griechischen Redner) wieder in dieses zu wenden." In demselben Stücke, bei Romulus und Rimicius (IX, 57), macht Lessing der Frau Reiske, bei Gelegenheit der von ihr genommenen Abschrift des Augsburger Codex der Fabeln des Aesop, kein geringes Kompliment, wenn er sagt, daß sie sich damit einmal um die griechische Literatur unendlich verdienter werde gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen französischen Uebersetzungen. Diese Abschrift, mit einigen Bemerkungen von Lessings Hand, erhielt Eschenburg später von Ernestine Reiske, nach der Versicherung des Recensenten von Lessings Leben III. in der Allgem. Lit. Zeit 1796. S. 779.

Redner erwiesen, war mir so unvermuthet, ist so ausnehmend; daß ich Ihnen die schmeichelhafte Bestürzung, in die ich darüber gerieth, nicht beschreiben kann, ohne meine Eitelkeit allzusehr zu verrathen. Ich suche auch nur vergebens Worte zu einer Danksagung, die aus weit mehr bestehen müßte, als aus Worten, wenn ich mich nur zu Mehrerem vermögend sähe ......" Lessing schickte ihm bei dieser Gelegenheit einen von ihm verlangten Codex des Libanius aus der herzoglichen Bibliothek und sagte ihm Dank dafür, daß er ihm Gelegenheit habe geben wollen, sich wenigstens darin von der gewöhnlichen Gattung der Bibliothekare auszuzeichnen, daß er das, was er nicht selbst zu nützen verstehe, fremder Nutzung nicht neidisch vorzuenthalten suche.

Reiske hinterließ ein dauerndes Andenken seines Besuches in Wolfenbüttel, daß er die arabischen Handschriften der dortigen Bibliothek in Ordnung brachte[1]). Seitdem sah ihn Lessing nicht wieder. Denn nur noch sehr wenige Jahre widerstand die tief untergrabene Gesundheit des Mannes der Last des auf ihn eindringenden Kummers und der Anstrengungen. Er starb den 14. August 1774. Seine Handschriften bildeten den Gegenstand seiner größten Sorge, indem er sie wenige Tage vor seiner Auflösung seiner gelehrten Gattin empfahl. Sie mußte ihm schwören, daß sie die Handschriften nicht Leuten überlassen wollte, die es nicht redlich mit ihm gemeint hätten[2]). Als nun Ernestine Reiske kurze Zeit, nicht lange nach dem Tode ihres Mannes, krank am Leibe und Gemüthe, wie sie sagte, sich das Grab nahe dachte, wußte sie diese theuren Papiere keinem Andern als Lessing anzuvertrauen, der sie so lange bei sich behielt, bis sie nach mehreren Jahren der dänische Kammerherr v. Suhm (1779) gegen eine ansehnliche Leibrente für seine große Bibliothek kaufte[3]).

Lessing hatte die Absicht, ein Verzeichniß dieser Handschriften zu entwerfen und drucken zu lassen (XIII, 662), ja Reiske's eigene Lebensbeschreibung mit Ergänzungen herauszugeben, was er nur zu lange aufschob[4]). Zu der Beschrei-

1) Reiske's Lebensbeschreibung S. 138.

2) A. a. O. S. 143.

3) „Er hatte den Hofrath Lessing zu Wolfenbüttel von ganzem Herzen geschätzt, und dieser berühmte Gelehrte war auch sein warmer inniger Freund. Ihm vertraute ich also die so theuern Papiere an" .... Von Seiten Lessings fiel dabei anfangs dieses Mißverständniß vor, daß er annahm, Reiske und seine Witwe hätten alle seine Handschriften, aus Freundschaft für ihn, der Wolfenbüttelschen Bibliothek vermacht, wie er seinem Bruder Theophilus unter dem 28. December 1774 anführt (XIII, 662). Wie er dies nur einen Augenblick glauben konnte, begreife ich nicht. Zwei Jahre darauf, im Mai 1776, schreibt Lessing an Heyne, welcher wegen einer Handschrift in Reiske's Nachlaß angefragt hatte, daß das Schicksal dieser Handschriften noch nicht entschieden sei. (XII, 45). Der Eine, von dem Lessing hier dunkel und so nachdrucksvoll spricht, kann meines Erachtens nur J. J. Michaelis sein. (Vgl. Reiske's Leben S. 127).

4) Ernestine Reiske sagt in der Vorrede zu ihres Mannes Lebensbeschreibung (1783): „Hätte der Herr Hofrath Lessing, der allem, was er schrieb, einen gewissen Reiz zu geben wußte, länger gelebt, um diese Lebensbeschreibung noch zum Drucke befördern zu können:

bung der Handschriften hat er nur einen ganz kleinen Anfang gemacht. Kurze Zeit nach Reiske's Tode verbreitete sich das Gerücht, Lessing werde sich mit Reiske's gelehrter Wittwe, Ernestine, verheirathen, wozu er selbst, dessen Wahl sich entschieden hatte, unmöglich eine Veranlassung gegeben haben kann. Die Wahrheit ist, daß Ernestine Reiske, welche eine tiefere Neigung zu Lessing im Herzen hegte, sich anfangs mit Hoffnungen dieser Art nährte und täuschte, bis sie auf eine rührende Art auf ein solches Lebensglück resignirte. Ihren vertrautesten Freunden, wie Johann Gottlob Schneider, entdeckte sie ihr Herz[1]).

Zweites Kapitel.

Bald nach der Abreise des Reiske'schen Ehepaares trat Lessing seine Reise nach Hamburg an. Vorher wurde er noch nach Vechelde zu dem Herzog Ferdinand berufen. Den 30. schickte er seinem Bruder den Rest des ersten Theiles der vermischten Schriften, und schrieb: „Morgen reise ich nach Hamburg, und wenn ich da, in anderer Gesellschaft und anderer Luft, meine alte Laune und Heiterkeit wiederfinde, so soll ein Brief an Ramler das Erste sein, was ich vor die Hand nehme[2]). Nachdem es mir in Hamburg gefällt, oder nicht, bin ich vielleicht im Stande auf einige Tage nach Berlin zu kommen."

Die vermischten Schriften, und mit ihnen die Sinngedichte, worin so manche Pfeile des Witzes gerade auf die Frauen vorkommen, waren eben erschienen: ein sonderbares Zusammentreffen mit dem Augenblick, da der Verfasser zu seiner Verlobung sich auf den Weg machte. Madame König schenkte ihm dies auch nicht. „Machen Sie, daß Sie bald kommen, schrieb sie ihm, sonst kommt eine ganze Ladung Frauenzimmer, um Sie abzuholen. Ich denke, dies ist die härteste Drohung, die ich Ihnen machen kann. Denn eben lege ich Ihre Sinngedichte aus den Händen, und bin in meiner längstgehegten Meinung — Sie seien ein Erz-Weiberfeind — nun völlig bestärket. Ist es aber nicht recht gottlos, daß Sie uns bei allen Gelegenheiten so herunter machen? Sie müssen an verzweifelt böse Weiber gerathen sein. Ist dieses, so verzeihe ich Ihnen; sonst aber müssen Sie wahrhaftig! für alle die Bosheit, so Sie an uns ausüben, noch gestrafet werden. Das Mädchen, was Sie sich wünschen (setzt sie schalkhaft hinzu), sollen Sie wenigstens nie finden!" —

---

so würde er sie selbst zwar auch unverändert gelassen, ihr aber doch durch seine Zusätze einen gedoppelten Werth gegeben haben."

1) Siehe die Beilage.

2) Er entschuldigt sich, daß er Rammler für seine Mühe bei der Durchsicht der Sinngedichte noch nicht gedankt. „Ich habe itzt (schreibt er), wenn ich es so nennen darf, eine eigentliche Wasserscheu vor allem, was schreiben heißt."

Die Drohung war nicht vielsagend. Auch ließ Lessing sich nicht einschüchtern. — Ueber diese seine Reise nach Hamburg und von da nach Berlin, von Berlin wieder zurück nach Hamburg, von wo er nach einer zweimonatlichen Abwesenheit in Wolfenbüttel wieder eintraf, sind uns nur spärliche Andeutungen erhalten, aus denen nur so viel hervorgeht, daß der Erfolg den gehegten Erwartungen wirklich entsprach, und daß mancher neue Knoten für eine gesteigerte Betheiligung am Leben geschürzt oder befestigt wurde. Sein Verhältniß zu Madame König gehört dahin; ihre Verheirathung wurde jetzt bestimmt in Aussicht gestellt, sobald die sehr verwickelten Angelegenheiten der letzteren, mit Bezug auf ihre Fabriken in Wien und Hamburg und die Auseinandersetzung mit den Gläubigern ihres verstorbenen Mannes, es zulassen würden. Bis dahin wurde dieser Plan vor der Welt, und sogar vor eigenen Verwandten und den vertrautesten Freunden, geheim gehalten. An der Innigkeit und Zärtlichkeit, welche der Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Freundin seit diesem Zeitpunkte annimmt, sieht man, wie beglückt beide diese Aussicht macht und wie sie ihre Verbindung zum wichtigsten Ziele ihres Strebens machen und ihr Thun darauf richten.

Diese Verhältnisse lassen schon vermuthen, daß Lessing diesmal den vielen Zerstreuungen, welche die Hamburgische Welt bot, aus dem Wege ging, wenn er nicht in seinen Briefen an Madame König schon im voraus seinen Wunsch zu erkennen gegeben hätte, sich mit ihr auf den ganz engen Kreis ihrer Freunde zurückzuziehen.

Getrübt wurden diese heitern Tage durch das Eintreffen der übrigens vorhergesehenen Nachricht von dem Tode der Mutter von Madame König. Lessing war eben mit einem Vetter der Madame König acht Tage in Berlin, als sie ihm (den 18. Sept.) in einem kurzen Schreiben diese Nachricht gab und ihren unbeschreiblich großen Schmerz über diesen Verlust mittheilte, nicht ohne einen zärtlichen Vorwurf, daß er sie zu einer Zeit verlassen konnte, als ihr eine so höchst traurige Nachricht bevorstand, da es von seiner Willkür abhing, die Reise noch einige Tage aufzuschieben. Lessing antwortete ihr (aus Berlin den 29. Sept.), daß ihm das Herz blute, wenn er bedenke, in welcher Betrübniß sie sich befinde — aber nicht befinden *sollte*. „Wollte nur der Himmel, daß Ihnen die Versicherung, bei dem allen noch eine Person in der Welt zu wissen, die Sie über Alles liebt, zu einigem Troste gereichen könnte! Diese Person erwartet alle Glückseligkeit, die ihr hier noch beschieden ist, nur allein von Ihnen, und sie beschwört Sie, um dieser Glückseligkeit willen, sich allem Kummer über das Vergangene zu entreißen, und Ihre Augen lediglich auf eine Zukunft zu richten, in welcher es mein einziges Bestreben sein soll, Ihnen neue Ruhe, neues, von Tag zu Tag wachsendes Vergnügen zu verschaffen. Machen Sie ja, meine Liebe, daß ich Sie nicht niedergeschlagener finde, als ich Sie verlassen habe! — Wie gerne wäre ich eher wieder bei Ihnen gewesen, wie gerne wäre ich bei Ihnen geblieben, wenn diese Berlinische Reise nicht so nothwendig gewesen wäre

und meine Rückkunft von mir allein abgehangen hätte.“ — „Aber daß ich nicht eher an Sie geschrieben habe (heißt es am Schlusse)? Wahrlich, ich bin den ganzen Tag über so belagert, und des Abends so lange in Gesellschaft gewesen, daß dieses der erste freie Augenblick ist, den ich auf meines Bruders Stube ohne Zeugen zubringen kann, um mich ganz dem Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, zu überlassen. An Sie gedacht habe ich stündlich, und Sie würden mich auf das Aeußerste betrüben, wenn Sie daran zweifeln wollten.“

Eine Spur von Lessings damaligem Besuche in Berlin bieten die Briefe des hanoverschen Leibarztes Zimmermann[1]), welcher zur selben Zeit dort einer für sein Leben entscheidenden Operation sich unterworfen hatte, und der vom 28. September berichtet, daß er bei Nicolai mit Lessing und vielen Berlinischen beaux Esprits in Gesellschaft gewesen. Das Jahr darauf (am 19. Sept. 1771) finden wir Zimmermann in Wolfenbüttel, wo er Lessing und die Bibliothek besuchte, und an demselben Tage von einer Dame, die er nicht nennt, mit Lessing zum Mittagessen behalten wurde[2]). Zimmermann genoß hier und in Braunschweig, wohin er vom Hofe berufen wurde, der besten Aufnahme; er stand in der Blüthe seines Rufes, welcher durch die vielen mißlichen Streitigkeiten, die er sich durch ein Uebermaß von Eitelkeit und Leidenschaft zuzog, noch nicht gelitten hatte.

Nach Hamburg zurückgekehrt, verlebte Lessing hier noch den größten Theil des October; zu Ende dieses Monats traf er bei sehr kaltem, stürmischem Wetter, aber gestärkt und erfrischt, in Braunschweig wieder ein, und meldete den 31. October der Freundin seine glückliche Ankunft. „Ich bleibe bis morgen noch hier in Braunschweig; und alsdann Willkommen in mein liebes einsames Wolfenbüttel! wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon, wer sein wird. — — Lassen Sie mich ja von Ihnen Alles — Wichtiges und Unwichtiges — wissen. Doch nichts ist mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen lassen Sie mich nie hören, daß Sie krank oder traurig sind. — Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte!“ — Schon einige Tage darauf meldete er, daß er wieder auf seiner Burg in Wolfenbüttel sitze, und gesund und vergnügt sei. „Freilich (setzt er hinzu) würde ich unendlich vergnügter sein, wenn meine Einsamkeit durch den Umgang der einzigen Person belebet würde, nach deren beständigem Umgange ich jemals geseufzet habe. Aber schon die Hoffnung, daß mir dieses Glück noch aufgehoben, macht mich vergnügt; und soll man darum nicht vergnügt sein, weil man nicht so vergnügt ist, als man zu sein wünscht?“ —

Lessing war nicht lange zu Hause angekommen, als ihm Sulzer (wie Karl Lessing bald vermuthet, im Auftrage des österreichischen Gesandten) durch den

1) J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Herausg. von A. Rengger. Aarau 1830. S. 138.

2) S. a. a. O. S. 169.

Bruder eine Anfrage zukommen ließ, „ob er wohl Lust hätte, unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Wien zu gehen?" Er wollte sich nicht eher herauslassen, als bis er seinen Willen darüber geäußert. Die Sache sollte aber sehr verschwiegen behandelt werden.

Darauf antwortete Lessing unter dem 14. November 1771: „Ob ich schon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Ursache habe, unzufrieden zu sein, auch wirklich nicht bin; so sehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabei auf die Länge nicht dauern kann. Besonders würde ich die Einsamkeit, in der ich in Wolfenbüttel leben muß, den gänzlichen Mangel des Umganges, wie ich ihn an anderen Orten gewohnt gewesen, auf mehrere Jahre schwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich selbst überlassen, an Geist und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben sein, dünkt mich wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein. Folglich, wenn ich voraussetze, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig sein würde, so wäre es freilich eben so gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; besonders wenn diese Veränderung wirkliche Verbesserung meiner äußerlichen Umstände sein könnte, die, nachdem, daß mir Alles auf dem Halse liegt, viel zu kümmerlich sind. — Aber ein Vorschlag nach Wien? Was kann das für einer sein? Wenn er das Theater betrifft, so mag ich gar nichts davon wissen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impressario steht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die schönsten Versprechungen, die bündigsten Verabredungen, die ich dort fordern und erwarten könnte, würden doch nur Versprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier sein, und man müßte mir es hier sehr verdenken, wenn ich eine gewisse, dauerhafte Versorgung ungewissen Aussichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorschlag das Theater nicht, wenigstens nicht unmittelbar; und in diesem Falle gestehe ich dir, würde ich mich nicht sehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen. Ich setze voraus, daß ich bei diesem Tausch in allem Betracht gewönne." —

Auf diese Erklärung ließ ihm Sulzer die Versicherung geben, daß er weder von dem Theaterunternehmer in Wien, noch von einem andern Particulier an ihn einen Auftrag habe, sondern von einem Minister im Namen des kaiserlichen Hofes — daß er selbst zwar die übrigen Bedingungen noch nicht wüßte, daß man sich aber nach seinem Verlangen wohl bequemen würde; und daß er wohlthun würde, wenn er deshalb Forderungen machte (Sulzer sprach von 1500 Thalern, wobei Karl Lessing ihm aber gleich zu erwägen gab, daß Wien ein Ort sei, wo sein Bruder sich mit dieser Summe eben nicht viel verbesserte). Worauf Lessing den 1. Dezember antwortete: „Du hast sehr recht, mit 1500 Thalern würde ich mich in Wien noch nicht viel verbessert haben: 2000 Thaler müßten es wenigstens sein. Doch, wie kann ich Forderungen machen, da ich noch nicht weiß, was man von mir erwartet! Mich verlangt nach der weitern Erklärung sehr; denn durch ungewisse Hoffnungen

möchte ich mich hier nicht gern an diesem und jenem hindern lassen, was ich gleichwohl auch nicht unternehmen und anfangen möchte, wenn mich eine gänzliche Veränderung außer Stand setzte, es zu vollenden." (Lessing wird an seine Beiträge zur Literatur gedacht haben.)

Ein Grund, welcher bei ihm die Bereitwilligkeit, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauschen, sehr verstärkte, den er aber seinem Bruder jetzt nicht sagen wollte, war die damals noch vorhandene Aussicht, daß Mad. König in die Lage kommen würde, in Wien ihren Wohnsitz zu nehmen, und daß seine Anstellung in Wien ihre Verbindung nur erleichtern und beschleunigen würde. Er beeilte sich natürlich, sie (in einem verloren gegangenen Briefe) von Sulzers Vorschlag in Kenntniß zu setzen. Mad. König rieth ihm, die Stelle in Wien anzunehmen, sobald sie so wäre, daß er sie mit Vergnügen bekleidete, und wäre sie auch beim Theater. Er dürfte sich ja nur ausbedingen, unmittelbar vom Hofe abzuhängen. In Wolfenbüttel verlöre er nichts als die Bibliothek, und diese würde ihm auch wieder ersetzt. „Alsdann würden Sie finden, setzt sie hinzu, wie allgemein Sie dort beliebt sein würden; denn bei persönlicher Bekanntschaft leiden Sie keine Gefahr. Und ist man jetzt schon so sehr für Sie eingenommen, was wird man dann nicht sein. Wenn es die Vorsehung so lenkte, daß ich mein Wiener Geschäft beibehalten könnte!" —

Gerade jetzt aber schien ihr Geschäft durch die Wankelmüthigkeit eines Hamburgischen Freundes nur zu sehr gefährdet. Sie theilt dies Lessing näher mit; dieser denkt schon weniger an sich, als an seine Freundin. „Wenn Sie weiter in Wien nichts zu suchen haben, wenn Sie nichts mehr nöthigt, vielmehr da, als an einem andern Orte zu leben: so ist auch mir Wien ein sehr gleichgültiger Ort, den ich, unter den allervortheilhaftesten Bedingungen von der Welt, nicht mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte vertauschen wollte. Ich werde also sicherlich alle Vorschläge dahin ablehnen, und keinen weitern Gebrauch davon machen, als daß ich mir hier damit, wo möglich, irgend eine Verbesserung zu verschaffen suche. Und alsdann, meine Liebe, können Sie weiter keine Ausflucht haben, mir Ihr Wort zu halten. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brod leben wollten (so hatte sie ihm geschrieben), als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug; und an Wasser und Brod, auch noch etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen." —

Die edle Frau wollte ihrem Freunde an Entsagung nicht nachstehen; je mehr die Verwirrung ihrer Verhältnisse fast mit einem Verluste ihres Vermögens drohte, desto weniger hätte sie das Schicksal eines Lessing an das ihrige knüpfen mögen. Es entspann sich zwischen beiden ein Wetteifer der Großmuth, welcher unwillkürlich an den zwischen Tellheim und Minna erinnert.

„Die ganze verflossene Zeit meines Lebens (lautet ihre Antwort vom 25. November 1771) kann ich ruhig zurückgedenken, bis auf den Augenblick, worin ich schwach genug war, eine Neigung zu gestehen, die ich zu verbergen

so fest beschlossen hatte, wenigstens so lange, bis meine Umstände eine glückliche Wendung nähmen. Ich bin überzeugt, Sie würden dennoch einen freundschaftlichen Antheil an Allem haben, was mir begegnet wäre; allein Sie hätten nicht meine Angelegenheiten zu Ihren eigenen gemacht, wie Sie jetzt thun; ob Sie es gleich nicht thun sollten. Denn der Vorsatz bleibt unumstößlich; bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten. Meine Gründe hierüber wissen Sie; noch mehr, Ihre Aufrichtigkeit erlaubte Ihnen nicht, sie zu mißbilligen; nennen Sie sie also nicht Ausflüchte — das Wort Ausflucht hat mich gekränkt. — Fragen Sie Ihr Herz, ob es in dem nämlichen Falle nicht so handeln würde, und antwortet es Ihnen Nein, so glauben Sie nur, daß Sie mich nicht halb so sehr lieben, als ich Sie liebe. Das Einzige, warum ich Sie bitten will, ist, daß Sie sich durch mich in Ihrem Plan nicht irre machen lassen, sondern eben das thun, was Sie gethan hätten, wenn Sie mich nicht kennten." —

„Wenn ich mir vorstelle, daß Sie es in die Länge in Wolfenbüttel nicht aushalten, so glaube ich doch, daß Sie Ihr Leben in Wien angenehmer zubrächten, als in einem Cl** (Kloster) in Italien. Ich weiß nicht, ob die Furcht, Sie möchten diesen Entschluß fassen, oder eine Ahndung, daß mein Aufenthalt noch einmal in Wien sein wird, — ungeachtet es keinen großen Anschein dazu hat, mich wünschen macht, daß Sie den Ruf dorthin annehmen mögen; genug, ich wünsche es. Und doch schwöre ich Ihnen, wenn ich die Wahl hätte, würde ich lieber in Wolfenbüttel, als in Wien mit Ihnen leben."

Mittlerweile erfuhr Lessing bei dem langsamen Gange der Verhandlungen durch seinen Bruder so viel, daß der Vorschlag nach Wien nicht das Theater betraf; er gab dem Rathe der Madame König Gehör, und wiederholte seine gegen den Bruder früher geäußerte Willensmeinung, daß er sich die Veränderung wolle gefallen lassen. Dieser sein Entschluß wurde sogleich nach Wien gemeldet, und in einigen Wochen sollte die völlige Erklärung eintreffen. Es ging auf nichts anderes hinaus, als daß man in Wien jetzt zu Stande bringen wollte, wovon man schon vor zwei Jahren so viel gesprochen: daß der Kaiser eine Akademie der Wissenschaften anlegen wollte. Die Sache wurde bald in politischen und gelehrten Zeitungen besprochen und einer und der andere der Akademiker namhaft gemacht: Sulzer und einige andere Gelehrte von Berlin; Garve aus Leipzig und Riedel aus Erfurt. Da lief von Sulzer eine Anfrage, die Lessing eine „sonderbare" nennt, bei ihm ein: ob er nicht geneigt sei, auf Kosten des Kaisers, auch nur zum Besuche vorerst, nach Wien zu kommen, um sich selbst seine Bedingungen machen und Verschiedenes einrichten zu helfen? Worauf Lessing gegen seinen Bruder empfindlich antwortete, daß unter dieser Bedingung aus der ganzen Sache nichts werden könne, denn wie unanständig und unsicher würde es sein, zu einer solchen Reise den Herzog um Urlaub zu bitten. „Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? oder sollte ich sie ihm nicht sagen? Sagte ich sie nicht; was könnte ich für einen Vorwand brauchen? Und

welcher Vorwand würde wahrscheinlich genug sein, daß man nicht sogleich hindurch sehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nämlich, daß ich mich in Wien besehen wollte, ob es mir für einen beständigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich für eine Antwort gewärtigen?"

„Ich sehe nun überhaupt wohl, fährt er fort, was es mit dem ganzen Dinge ist. Es steht in öffentlichen Blättern ja nun schon genug davon; und in Erfurter gelehrten Zeitungen lese ich, daß Prof. Riedel mit einer sehr ansehnlichen Besoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm die freie Uebung der protestantischen Religion gestattet worden. Er werde im Anfange künftigen Jahres seine Stelle antreten und in solchen Geschäften gebraucht werden, die für die Literatur unseres Vaterlandes von größter Wichtigkeit sein würden!"

„Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedel den Anfang machen: was kann man sich viel davon versprechen? Und wenn sie Riedel auf seine famam und auf Treu und Glauben Anderer sofort berufen können, warum wollen sie mich denn erst sehen? Warum muthen sie mir denn erst eine Reise auf Besichtigung zu? Du wirst sagen, die Besichtigung sei für mich. Aber es kömmt mir ganz so vor, als ob sie ebensowohl für die Wiener sein solle, als für mich. Kurz, wie gesagt: ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt — und zieht Riedel seinen ganzen Anhang nach sich, wie er ohne Zweifel zu thun suchen wird, so soll es mir ebenso lieb sein, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren."

Als Karl Lessing diese Bedenken Sulzer mittheilte, meinte dieser, Riedel sei nur ein Nothnagel. Man habe viele andere Männer nach Wien berufen wollen, aber alle wichtigen hätten es ausgeschlagen, und von Lessing hätte man sich am ersten eine abschlägige Antwort vermuthet, wenn man geradezu ihm etwas antrüge; man hätte also unter der Hand seine Gesinnungen anhören wollen. Sulzer meinte noch, Lessing könnte eine Reise nach Italien vorgeben, die er über Wien doch antreten müßte...... Warum man aber von Wien aus noch nicht an ihn geschrieben, mochte, nach Karl Lessings Vermuthung, einen tiefern Grund haben. Der Graf v. Kaunitz sollte nämlich bei der Kaiserin in Ungnade gefallen sein; und da dieser eigentlich mit Genehmigung des Kaisers die Akademie der Wissenschaften errichtete, so könnte die Sache freilich stocken. Sollte sie aber wieder in Gang kommen, so würde Riedel schwerlich viel dabei zu sagen haben.

Die Angelegenheit zog sich so bis in den Sommer des nächsten Jahres (1772) und hätte sich von Lessings Seite schon früher zerschlagen, wenn nicht mit dem Anfange dieses Jahres Madame König zum andern Mal die Reise nach Wien angetreten hätte, wo sie einige Jahre ununterbrochen verblieb, um sich ihrer dortigen Fabriken (einer Seiden- und einer Tapeten-Fabrik) mit dem möglichst geringen Nachtheil zu entschlagen. Ende März traf sie nach einer sehr beschwerlichen, an Unglücksfällen und Abenteuern reichen Reise, welche sie mit vieler

Laune aushielt und in ihrem Briefe an Lessing schilderte [1]), in Wien an. Hier zog sie bald in den ersten Tagen über Lessings Berufung Erkundigungen ein. Er hatte ihr einen Brief an den Staatsrath v. Gebler, welcher ihm zwei seiner neuen Stücke überschickt hatte, mitgegeben; aber weder dieser, noch Sonnenfels konnten ihr etwas Gegründetes über die Absichten, welche man mit Lessing vorhatte, berichten. Lessing fand dies sehr sonderbar. „Ja wohl ist es sonderbar, schrieb ihm Mad. König aus Wien den 16. Mai 1671, daß weder Sonnenfels, noch Gebler wissen, was um sie herum vorgeht. Ich bin aber nun dahinter gekommen, warum wenigstens Gebler es nicht wissen will. Er selbst ist derjenige, so Riedel in Vorschlag gebracht, und weil die Sache so wunderlich läuft, so schämt er sich." — „Von Ihrem neulichen Berufe hierher, fährt sie nach einigen Bemerkungen über Riedel fort, weiß Niemand etwas: allein ein jeder weiß, daß man Sie lange hier gewünscht, und noch wünscht. Pater Wurz [2]), der ein außerordentlicher Verehrer von Ihnen ist, sagte vor einigen Tagen zu meinem Schwager: Vor einigen Jahren hätte man sich feste Hoffnung gemacht, Sie würden nach Wien kommen, aber Sie wären zu stolz gewesen. Was er damit hat sagen wollen, darnach hat mein Schwager nicht gefragt." —

„Es kömmt mir sonderbar vor, antwortet ihr Lessing (den 27. Mai), daß Sie von so Verschiedenen, von Gebler, von Marquot und Anderen hören müssen: man habe mich nach Wien verlangt, ich sei aber zu stolz und eigensinnig gewesen, den Beruf anzunehmen. An der Sache, wie ich aus andern Dingen schließe, muß also gewiß etwas sein; aber sollte sie wohl Leuten sein aufgetragen worden, die mich lieber nicht in Wien hätten, die also vorgegeben, daß sie deshalb an mich geschrieben, ohne es gethan zu haben? Es verlohnte sich der Mühe, dahinter zu kommen. Wenigstens dünkt mich, meine Liebe, werden Sie wohl thun, wenn Sie, im Fall, daß man wieder dergleichen sagt, geradezu versichern, wie Sie gewiß wüßten, daß noch nie ein directer und bestimmter Antrag von Wien aus an mich geschehen sei. Selbst das, was über Berlin geschehen ist, ist nur

1) Aus dem Dorfe Rattelsdorf in Franken, den 28. Februar 1772. „Von einem Dorfe, das sich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört?" — beginnt der Brief (XIII, 363), den meine Leser ganz lesen müssen. Nachdem sie die verschiedenen Beschwerden dieser Tage berührt, schreibt sie: „Mein Schwager (mit dem sie reiste) sagt mir eben, ich sollte Ihnen sein Kompliment machen, und zugleich sagen, daß wir bei unserm Unglücksfalle mehr an Sie gedacht hätten, als wir vielleicht gethan haben würden, wenn es uns besser ergangen wäre. Seinerseits mag es wahr sein. Denn so wie ein Unglück kam, so sagte er: Herr Lessing hat Recht: es ist wahrhaftig ein hundsföttisch Leben."

2) Der Jesuit Pater Ignaz Wurz in Wien, der sich zu seiner Zeit durch seine Predigten und seine Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit (2 Bände, Wien 1770) einen Namen gemacht, daher Denis ihn in den Liedern Sineds des Barden (1772) als den „Beredtesten der Donaudruiden" in einer schwungvollen Ode gefeiert. Wurz war Professor der geistlichen Beredsamkeit an der Universität.

immer durch die dritte Hand gegangen, wo ich weder gewußt, mit wem ich eigentlich zu thun habe, noch was man eigentlich von mir verlange."

Lessing verhehlt es bei dem allen seiner Freundin nicht, wie lieb es ihm sei, wenn sie fürs erste noch einen festen Fuß in Wien behielte. Es könnte ihn in seinen Anschlägen dahin allein bestärken, da seine Umstände in Wolfenbüttel doch nur ein pis-aller seien, und es ihm auch nicht leicht fehlen sollte, sobald er sich selbst um etwas bewerben wollte. „Doch das Selbstbewerben, setzt er hinzu, ist für mich eine gar harte Nuß, und ich würde nur sehr schwer, in Rücksicht auf eine Person, die ich mehr liebe, als mich selbst, dazu zu bewegen sein." —

Einmal von dem Gedanken einer früher oder später vorzunehmenden Veränderung ergriffen, nahm Lessing noch im Frühjahr 1772 nichts Geringeres auf sich, als eine Umstellung und völlig neue Umordnung der ganzen Bibliothek; ein Unternehmen, welches billig Zweifel erwecken darf, ob er auch den vollen Umfang und alle die Schwierigkeiten desselben ermessen und in Anschlag gebracht haben wird; in keinem Falle ist er weit darin vorgedrungen, wenigstens ist Alles im Ganzen so geblieben, wie vorher. Die Sache schiene zweifelhaft, wenn er sich nicht gegen Madame König (XII, 375) so bestimmt darüber ausspräche. „Auch ich, schreibt er, stecke jetzt in Arbeit bis über die Ohren, und quäle und büffle mich den ganzen Tag. Ich möchte nämlich, was ich in der Bibliothek angefangen habe, — und das ist nichts Geringeres, als hunderttausend Bücher in völlig andere Ordnung bringen, — gern diesen Sommer zu Stande haben, um vorkommenden Falls so geschwind hier abbrechen zu können, als möglich[1]). Da ich aber dieses, und sonst noch andere Dinge, auf meinen Abzug einrichte, so lasse ich mir doch gegen keine Seele das Geringste davon merken; vielmehr thue ich, als ob ich hier leben und sterben wolle. Und vielleicht kann dieses auch wirklich kommen! Denn ich sehe, daß sich in Wien die Sachen sehr auf die lange Bank ziehen; und daß man entweder gar noch nicht recht weiß, was man thun will, oder daß man es sich wenigstens noch nicht zu thun getrauet, so lange, als zwei große Augen noch offen sind. Aber immerhin! Ich will hier sein, wie wir über-

1) Die Darstellung Karl Lessings in dem Leben seines Bruders (S. 335) beginnt sehr kategorisch: „Er brachte die Bibliothek in eine ganz andere und bessere Ordnung." Dieses und was er sonst noch über die Beziehungen zum Geheimen Rath v. Praun bei diesem Geschäfte vorbringt, hat Schönemann im Serapeum 5. Band, S. 227—229 als Bibliothekar und Kenner des Faches kritisch gewürdigt. „Die alte Ordnung, sagt er, welche Lessing gegen den Willen Prauns verändert und verbessert haben sollte, ist eben so wenig ein Werk des Geh. Raths v. Praun, als Lessing jemals eine andere und bessere eingeführt oder hergestellt hat, obgleich er wahrscheinlich (seine Worte lehren: unzweifelhaft!) einen so guten Vorsatz gehabt haben mag." Nur eine Spur von Lessings Vorhaben fiel einst seinem Nachfolger, Langer, auf. Ebendas. S. 229, Note 1. Man müßte annehmen, daß Lessing, mitten in der Arbeit von ihrer Unermeßlichkeit für seine Zeit und Kräfte belehrt, alles wieder in den alten Stand zurückbrachte.

haupt in der Welt sein sollten: gefaßt, alle Augenblicke aufbrechen zu können und doch willig, immer länger und länger zu bleiben. Ich werde auch sogar nicht nur willig, sondern auch mit vielem Vergnügen bleiben, mit der einzigen Bedingung, — die Sie wissen, meine Liebe."

Diese Auffassung der Verhältnisse wird von seiner Freundin bestätigt. Sie glaubt selbst, nach ihrer Antwort vom 25. Mai, daß man in Wien noch gar nicht ernstlich an die Errichtung einer Akademie denke: „Es möchte auch wohl aus dem ganzen Anschlag, wie Sie selbst sagen, nichts werden, so lange noch zwei große Augen offen stehen." — Man erräth, an wen hier gedacht ist. Man kannte den religiösen Eifer der Kaiserin Maria Theresia zu wohl, als daß protestantische Gelehrte mit Vertrauen einem Rufe nach Wien hätten folgen sollen. Madame König sagt es ihm (vom 18. November 1772) ganz deutlich: „Wenn der Kaiser allein regierte, dann wollte ich garantiren, daß Sie hier bleiben. So lange aber die Kaiserin lebt, ist es vielen Schwierigkeiten unterworfen, bis ein Protestant angenommen wird." — Karl Lessing sagt auch: „Was Lessing sowohl, als seine nachmalige Gattin von Wien abwandte, war die, vielleicht übertriebene, Vorstellung, daß man der Gnade des Hofes nicht lange gewiß bleiben könnte, wenn man sich nicht in den Schooß der allein seligmachenden Kirche begebe. Der aufgeklärte Joseph selbst könnte nicht schützen, wie er wünschte, und seiner edeln Mutter wäre nur von dieser Seite beizukommen." Doch wird gewiß Niemand, der Lessings Charakter einigermaßen kennt, glauben, was der Bruder hier versichert, daß Lessing und seine Freundin sich wohl entschlossen hätten, aus Ehrfurcht vor einer so großen Dame; für die edelste, gerechteste und gutherzigste Regentin, „die Ceremonien der römischen Kirche mitzumachen", die doch auch die christliche Kirche sei — „ohne das herrschende Vorurtheil, welches demjenigen die Achtung entzieht, welcher, um sein Glück zu machen, den herrschenden Gottesdienst eines Landes eben so harmlos annimmt, als man sich in seine übrigen Gebräuche und Sitten findet". —

Es ging diesem Plan, eine Akademie der Wissenschaften zu errichten, wie dem um ein halbes Jahrhundert älteren, welchen der große Leibniz am Hofe des Vaters Maria Theresiens mit Unterstützung des Prinzen Eugen, unter dem Widerstreben der Jesuiten aber vergebens, betrieben hatte. Erst unsere Zeit hat die Verwirklichung dieses Leibnizischen Gedankens erlebt; über die Früchte wird die Zukunft urtheilen. Immer kann man, bei einem Rückblick auf Lessings Zeit, seinem Bruder beipflichten, wenn er, gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, sagt: „die Akademie ist nicht errichtet, aber die nachtheiligsten der Folgen, die man vielleicht von ihr befürchtete, sind ohne sie erfolgt. Dem Geist des Jahrhunderts wehrt man nicht . . . . ."

Während Lessing in dieser Zeit, in welche die Herausgabe der Emilia Galotti fällt, seines ganz Deutschland erfüllenden Ruhmes hätte genießen sollen, fiel er von Neuem in die Abspannung zurück, von welcher er im verflossenen Jahre

sich erholt hatte. Das Arbeiten und Schreiben ging ihm wieder gar nicht von Statten. „Fast bin ich wieder da (gesteht er seinem Bruder den 22. April), wo ich vor dem Jahre war; und wenn ich mich schlechterdings anstrengen muß, so kann es noch schlimmer werden. Diese meine Zerrüttung (Krankheit kann ichs freilich nicht nennen) ist denn auch Schuld, daß ich mein neues Stück noch nicht aufführen sehen, ob es gleich schon dreimal aufgeführt worden . . .“ Zwei Monate später an Madame König (den 27. Juni): „Wer von uns beiden jetzt am meisten aufgemuntert zu werden nöthig hat, das wäre noch eine große Frage. Sie haben doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie absehen können, auf eine oder die andere Weise. Mir aber ist jetzt nicht selten das ganze Leben so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen (dies geht wohl auf die Umstellung der Bibliothek); ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umganges — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, den mag ich nicht haben) — unerträglich wird: eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — das Alles sind Dinge, die einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von der auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder gesund bin. Wer mich sieht, der macht mir ein Kompliment wegen meines gesunden Aussehens; und ich möchte dieses Kompliment lieber immer mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch so gesund aussehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle? Kaum daß ich noch die Feder führen kann, wie Sie wohl selbst aus dem unleserlichen Briefe sehen werden, den ich mehr denn fünf Mal habe abbrechen müssen. Mein Trost ist, daß dieser Zustand unmöglich anhalten kann — —.“

Lessing ließ mehrere Monate verstreichen, ohne an seine Freundin zu schreiben. Endlich rafft er sich zusammen und beginnt seinen Brief vom 26. Oct. mit Vorwürfen gegen sich selbst, und mit Besorgnissen, als möchte die Freundin aus diesem langen Stillschweigen Argwohn schöpfen. — „Aber, werden Sie fragen, woran lag es denn nun? — An tausend und tausend Dingen, die alle so klein sind, daß sie sich gar nicht erzählen lassen; die aber doch, zusammengenommen, so eine außerordentliche Wirkung auf mich gehabt haben, daß ich, um wenig zu sagen, die ganze Zeit über, die ich nichts von mir hören ließ, so gut als gar nicht gelebt habe. Nicht, daß ich etwa krank gewesen, ob ich mich auch schon nicht gesund befunden. Ich bin schlimmer als krank gewesen; mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und wider die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen. Dazu kam, daß ich mich in eine Arbeit verwickelt hatte, die mir weit mehr Zeit und Anstrengung kostete, als ich voraus sehen können. Seit ein Paar Tagen habe ich einen kleinen Stillstand mit dieser Arbeit machen müssen, und vielleicht kommt es eben daher, daß ich mich jetzt ein wenig ruhiger befinde. Ich will mir diese Augenblicke zu Nutzen machen, die ohne Zweifel bald wieder verschwinden dürften. — — Sie wissen, meine Liebe, was ich Ihnen

oft gestanden habe: daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen und jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, und Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottise zu begehen." —

Aehnliche Klagen füllen Lessings Brief an seinen Bruder, vom 28. Oktober, einem zwei Tage jüngern Datum; Ramlern ladet er in seinem Schreiben vom 12. November (XII, 423) dringend ein, ihn doch einmal zu besuchen, und Braunschweig zu sehen, wo er so viele Freunde habe. „Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte (seufzt er), werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern; und wohl auch Berlin nie wieder sehen. — Bedenken Sie das, und bestärken Sie mich wenigstens in einer so süßen Hoffnung, einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholischen Winter, der mir bevorstehet, zu ertragen hoffe!" Doch diese Hoffnung ist ihm nicht erfüllt worden. Schlimm, daß neben dieser Vereinsamung noch Nahrungssorgen ihn drückten, wie Lessing seinem Bruder andeutete, wenn er schrieb: „er wolle sich gern weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern und zu büffeln, wenn er nur sonst von einer andern Seite — seine Ruhe wieder damit gewinnen könne".

So verging das Jahr. Mit dem Anfange des nächsten Jahres 1773 kehrt einige Heiterkeit in sein Gemüth zurück. „Ich kann es mir leider nicht länger bergen, schreibt er an Mad. König den 8. Januar, daß ich hypochondrischer bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung erkenne, daß meine Hypochondrie wenigstens noch nicht sehr eingewurzelt sein kann; denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme: so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort. Und seit acht Tagen habe ich wohl müssen unter Menschen sein. Zum neuen Jahre bin ich zu Braunschweig bei Hofe gewesen, und habe mit Andern gethan, was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt — —"

Am 6. Januar feierte Zachariä in Braunschweig, der Dichter des Renommisten, seine Hochzeit. Sie war auf dem Weghause, auf dem halben Wege von Braunschweig nach Wolfenbüttel, wo Lessing häufig einkehrte und Gesellschaft aus Braunschweig antraf. Es kam wohl vor, daß er, wenn er zu seiner Erholung nach Braunschweig ging, nicht weiter als bis zu dem Weghause kam,

wenn er hier mit einem der Freunde von Braunschweig zusammentraf, mit dem er sich „ausplauderte“. „Es hielt schwer, ehe ich lustig werden konnte, schreibt er an die Freundin, aber endlich riß mich das Beispiel fort und ich ward es, weil es alle waren. Sie kennen Zachariä, aber doch würden sie sich schwerlich haben einbilden können, was das für eine angenehme und in allem Betracht herrliche Hochzeit war. Es fehlte an nichts, und zwanzig Dinge waren da, an die kein Mensch gedacht hätte. Wir haben bis an den andern Tag geschwärmt, und niemand ist zu Bette gegangen als Braut und Bräutigam.“ Lessing spielt hier auf einen bekannten Zug in Zachariäs Charakter an; er war nämlich nicht ohne Eitelkeit und liebte den Glanz. Man erzählt, daß er einst in seiner reichdecorirten Equipage, an deren Schlage der Anfangsbuchstabe seines Namens in Gold und in auffallend großem Maaßstabe angebracht war, durch die Straßen von Braunschweig fuhr, als eben Lessing mit mehreren Bekannten vorüber wanderte, welche sich ironischer Bemerkungen nicht enthalten konnten. „So laßt ihn doch nur ruhig fahren, bemerkte Lessing, er hat ja deutlich genug sein Z dahin gesetzt, damit jeder gleich sehe, daß nichts weiter dahinter sei“. [1])

Von den Fremden, welche um diese Zeit Lessings Einsamkeit anregend und erheiternd unterbrachen, verdient vor Andern ein Franzose hervorgehoben zu werden, Franz Cacault[2]) aus Nantes, welcher schon in dem Alter von 22 Jahren als Professor der Mathematik an der Kriegsschule zu Paris angestellt worden war. Ein Zweikampf nöthigte ihn, seine Stelle (1769) niederzulegen. Er begab sich zur Herstellung seiner durch übermäßige Arbeit erschütterten Gesundheit auf Reisen und ging zu Fuß nach Italien, von hier nach Deutschland und erwarb sich in kurzer Zeit (wie vorher in Italien) die Kenntniß der Landessprache so weit, daß er sie ziemlich sprechen lernte und die besten deutschen Werke las. Zu Anfang des Jahres 1773 traf Cacault in Berlin ein, und wurde bei Ramler (dessen Oden er übersetzt hat) und in dem ganzen Kreise der schönen Geister von Berlin einheimisch. Hier wies ihn alles auf Lessing. Dieser erhielt die erste Kunde von ihm durch seinen Bruder.[3]) Daß Cacault Mendelssohn für den besten Kopf in Berlin erklärte, mußte ihm bei Lessing schon zur Empfehlung gereichen. In den ersten Tagen des Februar traf Cacault bei ihm mit einem Briefe von Nicolai[4]) und einem anderen von Gleim ein, bei dem er in Halberstadt abgetreten war. „Er ist ein ehrlicher und wackerer Mann (so führt ihn Nicolai ein), dessen Liebe zu unserer Poesie lobenswürdig ist, der auch den Deutschen weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren läßt, als viele

---

1) Karl G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 bis 1800. S. 53.

2) Sein Leben in der Biogr. univ.

3) XIII, 427, vom 16. Jan. 1777: „Ramler ist unpäßlich und hütet die Stube. Unterdessen hat er doch jetzt eine gute Geistesnahrung. Es ist eine Rarität über alle Raritäten. Cacault reiset seit etlichen Jahren herum, um andere Menschen, als Franzosen, kennen zu lernen, und legt sich gar auf die deutsche Literatur.“

4) XIII, 434.

andere Franzosen, der aber — um Ihnen alles zu sagen — wenn man ihm etwas genauer auf den Zahn fühlt, doch mit den Vorurtheilen seiner Nation, eben so gut wie jeder andere Franzose, angesteckt ist. . . Ihre Miß Sara und Minna lobt und liebt er sehr. Aber die Emilia kann er nicht verdauen." Das Streiten darüber habe er und Mendelsohn mit ihm vermieden. „Aber über Ihre Dramaturgie ist der Streit oft ziemlich lebhaft gewesen. Er glaubte, Sie thäten den dramatischen Dichtern seiner Nation unrecht und kennten Sie nicht genug . . . Es hieß immer zuletzt: les règles du bon goût sont par-tout les mêmes. — Endlich rieth ich ihm, selbst zu Ihnen zu reisen. Ich versicherte ihm, er werde sehen, daß Sie in der That gegen seine Nation viel billiger wären, als Ihr Buch schiene. — Da ist Cacault nun bei Ihnen! Sehen Sie zu, wie Sie meine Worte wahr machen."

Cacault blieb, und nicht ohne Frucht, mehrere Wochen in Wolfenbüttel bei Lessing. Nicolai bemerkte jenes, als jener wieder in Berlin eintraf. „Also Sie haben Herrn Cacault gänzlich umgekehrt, schreibt er an Lessing vom 26. April, und haben meiner Recommandation, daß man Lessingen in seinem persönlichen Umgange kennen lernen müsse, wenn man ihn beurtheilen wolle, Ehre gemacht. Ich habe neulich einen Brief von Cacault an Mr. Bitaubé[1]) gelesen, worin er ihm schrieb: Je vous prie, ayez la patience de la lire à l'allemande, c'est-à-dire, de tout examiner en lisant. Eines so großen Wunders hätte ich mich doch nicht versehen. Ein Franzose soll dem Andern die Dramaturgie anpreisen! Nun glaube ich fast, daß es möglich ist, Franz von Sickingen, von Döbbelin, auf dem Theater zu Paris aufführen zu sehen.

Cacaults Uebersetzung der Hamburgischen Dramaturgie, welche 1785 von Junker herausgegeben wurde, hat man als eine Frucht seines Besuches bei Lessing, und zugleich als ein Ereigniß in der Geschichte der französischen Kritik zu betrachten, welches nicht ohne allen Einfluß war[2]).

Cacault hat nach seiner Rückkehr nach Frankreich die diplomatische Laufbahn ergriffen, und hat sowohl vor, als während der französischen Revolution mehrere Missionen in Italien rühmlich bekleidet, zuletzt in Florenz, von wo er, des Royalismus angeklagt, 1797 zurückberufen und durch Reinhard ersetzt wurde. Später wurde er von dem ersten Consul als Bevollmächtigter nach Rom ge-

---

1) Paul Jeremias Bitaubé, Sohn eines französischen refugié in Königsberg (geb. 1732), gehört durch seine Schriften, unter denen die Uebersetzung des Homer und ein episches Gedicht auf Moses ihn berühmt machten, der französischen Literatur an. Er war Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. Später übersetzte er Goethes Hermann und Dorothea, welches Gedicht er dem Homer verglich, was den Unwillen des Verfassers der Biographie univ. (art. Bitaubé) im hohen Grade erregt. Er starb zu Paris 1808.

2) Der Titel der Uebersetzung lautet: Dramaturgie, ou observations critiques sur plusieurs pièces de theatre, traduite de l'allemand de Lessing, par un Français, et publié par M. J. Paris 1785. 2 voll. Unrichtig wird bei Jördens III, 365. Mercier als der Uebersetzer angegeben, der, nach einer Nachricht in den Annalen des Theaters, a. a. O.,

schickt (1801), um das Concordat mit dem Pabste abzuschließen. Hier, wo er bis 1803 verweilte, legte er den Grund zu einer kostbaren Gemäldesammlung, welche Nantes, seine Vaterstadt, erworben hat. [1])

Drittes Kapitel.

Indeß Lessing zwischen Hoffnungen und Entschlüssen wegen seines Bleibens in Wolfenbüttel schwankte, wurde er unvermuthet Anfang Februar 1773 zu dem Erbprinzen nach Braunschweig berufen und von diesem mit einem Antrage bekannt gemacht, welcher ihm eine ganz neue, viel versprechende Stellung zum Hofe zu geben versprach. Der Probst Lichtenstein zu Helmstädt, den der Herzog vornehmlich in solchen Sachen gebrauchte, welche die Geschichte und Rechte des Hauses betrafen, war gestorben. Der Erbprinz glaubte, daß, wenn Lessing nur wollte, es ihm nicht schwer werden könnte, in wenig Zeit die hierzu nöthige Kenntniß und Geschicklichkeit zu erlangen. Er trug ihm also diese Stelle mit Beibehaltung des Bibliothekariats an, und versicherte ihn, daß er ihn dabei so setzen wollte, daß er mit möglichster Zufriedenheit sich im Braunschweigschen fixiren könne.

„Aber darauf", sagte der Erbprinz, „kömmt es sodann auch an! Sie müssen bei uns bleiben, und Ihr Projekt, noch in der Welt viel herumzuschwärmen, aufgeben." „Ich weiß nicht (setzt Lessing in seinem Berichte an Madame König aus Braunschweig den 15. Februar 1773 hinzu), ob er Wind bekommen haben mußte, was mein gegenwärtiger Plan sei. Aber Sie können sich leicht einbilden, was ich ihm antwortete. Ich nahm seinen Antrag vorläufig an, ohne ihm jedoch zu verschweigen, daß ich allerdings, ohne eine bessere Aussicht, nicht mehr sehr lange allhier dürfte ausgehalten haben." „Durch diese Stellung", versicherte ihn der Erbprinz, „bekommen Sie bei uns einen Fuß auf alles, und es wird nur auf Sie ankommen, ob Sie bei Ihrer gegenwärtigen Carriere bleiben, oder eine andere einschlagen wollen." „Kurz die Sache ward unter uns so weit richtig, daß sie vielleicht schon völlig zu Stande wäre, wenn seine Reise nicht so unvermuthet dazwischen gekommen wäre (der Erbprinz hatte unvermuthet nach Potsdam verreisen müssen). Er kömmt den 28. d. wieder zurück, und sodann, denke ich, kann es nicht lange mehr dauern, daß sich mein künftiges Schicksal nicht wahrscheinlicher Weise auf immer entscheiden sollte."

nicht Deutsch verstand, und zwar eine von einem Deutschen verfaßte Uebersetzung stilisirte, und sie an einen Buchhändler in Neuchatel schickte, bei dem sie liegen geblieben und verschollen ist, ohne daß Mercier sich jemals darum kümmerte.

1) Er starb 1805.

Es verging der Februar, es vergingen acht Wochen und die Angelegenheit stand noch auf dem nämlichen Punkte. Lessings Ungeduld, seine gereizte Stimmung bricht in dem Schreiben an seine zukünftige Gattin aus: „Ich möchte rasend werden! — Ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite läßt man mich ausdrücklich kommen, thut wer weiß wie schön mit mir, schmiert mir das Maul voll, und hernach thut man gar nicht, als ob jemals von etwas die Rede gewesen wäre. Ich bin zweimal seitdem wieder in Braunschweig gewesen, habe mich sehen lassen, und verlangt, zu wissen, woran ich wäre. Aber keine oder doch so gut wie keine Antwort! Nun bin ich wieder hier, und habe es verschworen, den Fuß nicht eher wieder nach Braunschweig zu setzen, bis man ebenso von freien Stücken die Sache zu Ende bringt, und läßt man mich erst hier in der Bibliothek und mit gewissen Arbeiten fertig werden, mit welchen ich nicht anders als in Wolfenbüttel fertig werden kann und muß, wenn ich nicht alle meine zugebrachte Zeit verloren haben will: so soll mich sodann auch nichts in der Welt hier zu halten vermögend sein. Ich denke, überall so viel wieder zu finden, als ich hier verlasse. Und wenn ich es auch nicht wieder fände. Lieber betteln gegangen, als so mit sich handeln lassen!" — (XII. 393.)

In dem nämlichen Tone schreibt Lessing einige Tage später an seinen Bruder. In Jahr und Tag längstens denkt er ihm aus einem andern Orte zu schreiben, als aus Wolfenbüttel. Es sei ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren, aber sich darin zu vergraben, sei eine Raserei. „Ich merke es so gut, als Andere," setzt er hinzu, „daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig sein, und meine Beiträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armseligkeit, die nach meinem ersten Plan hinein kommen soll, fortsetzen und ausführen. Dieses nicht thun, würde heißen, die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen."

Nachdem Lessing drei Monate zu keinem Menschen gekommen, und die ganze Zeit auf der Stube oder der Bibliothek zugebracht hatte, wo er, sagt er, mehr fleißig sein w o l l e n, als fleißig gewesen: nöthigten ihn die Umstände, im Juni wieder einmal nach Braunschweig zu gehen. Nach sechs Tagen kam er wieder, heiterer ein wenig, aber um nichts gebessert. Noch immer wußte er nicht, woran er war. „Das Verfahren ist mir unerträglich", klagte er seiner Freundin, „und nichts Geringeres, als Ihr ausdrückliches Verbot hat mich abhalten können, einen unbesonnenen Schritt zu thun, den ich demungeachtet doch noch alle Augenblicke in der Versuchung bin, zu thun. Werde ich ihn nicht auch endlich thun müssen? Denn, bei Gott, ich kann es nicht länger ausstehen. Es muß brechen oder biegen."

Nicht lange darauf starb der geheime Rath von Schliestedt, der einzige Mann in Braunschweig, wie Lessing ihn bezeichnet, durch den alles und jedes geschehen sollte und geschah. Es war der Augenblick, da der Erbprinz, während der letzten Jahre seines Vaters, die Zügel in die Hand nahm und vor

allem der Delapidation des Staatsvermögens strengen Einhalt that. Schliestedt nennt Lessing den unglaublichsten Verzögerer und Trödler, der je unter der Sonne gelebt; ihm allein, gesteht er (den 27. September), habe er es Schuld gegeben, daß seine Sache so auf die lange Bank gezogen werde, wiewohl kein anderer als Schliestedt ihn ursprünglich dem Herzoge vorgeschlagen hatte, wie Karl Lessing wenigstens sagt. (S. 355.) Der Erbprinz hatte sich gegen Jemand verlauten lassen, daß es nur an ihm gelegen. „Nun also, da er todt war, glaubte ich so viel gewisser, daß dieser alles beschleunigen werde, wäre es auch nur, um mich von der Wahrheit dieses Vorwandes zu überzeugen. Allein, wie gesagt, jener ist nun schon seit acht Wochen todt und dieser vorgestern auf vier Wochen nach Potsdam gereiset, in welchen sicherlich wieder nichts geschieht. — Sie allein, wiederholt er der Mad. König, haben mich bisher abgehalten und halten mich noch ab, einen übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die schlimmen Folgen alle voraussehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon würde gethan haben, wenn ich nicht auch zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verscherzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt." —

So eben war ein junger Graf von Migazzi, ein Neffe des berühmten Wiener Erzbischofs, mit einem Jesuiten („der es aber nicht sein wollte") einige Stunden bei ihm gewesen. Das Gespräch kam auf Sonnenfels, auf den Lessing jetzt mehr als je erbittert war, weil er in seinen Briefen an Klotz, welche das Jahr vorher erschienen und eben durch Sonnenfels's Briefe ein unglaubliches Aufsehen am Hofe und in ganz Wien gemacht hatten (es fehlte wenig, daß sie verboten wurden), Lessings moralischen Charakter anzutasten gewagt hatte. Anfangs wollte dieser sich eine öffentliche Erläuterung über die ihn betreffende Stelle ausbitten, und den Brief selbst drucken lassen, wo er sagt, daß Lessing „den Ruhm eines guten Mannes weniger habe als Klotz" und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß ihm irgend welche Schandflecke seines moralischen Charakters bekannt wären. Lessing schonte ihn blos, weil er von Mad. König alle die Beschämungen erfuhr, die Sonnenfels in Wien, selbst von dem Theater herab, sich zugezogen. „Sie haben mich mitleidig gegen ihn gemacht (schrieb er ihr), ohne es zu wollen. Auf wen alle zuschlagen, der hat vor mir Friede. Das habe ich mir allerdings noch vorbehalten, sobald er den Kopf wieder zu hoch trägt, und die Lehre vergißt, die er vielleicht von manchen Andern jetzt erhalten wird, ihn es sodann doppelt empfinden zu lassen, wen er auf eine so nichtswürdige Weise beleidigt hat." Vielleicht hätte ein Anderer einen vertrauten Brief, dessen Veröffentlichung der Schreiber nicht voraussehen konnte, minder streng aufgenommen; Lessing aber machte die Forderung, daß Briefe von Männern immer so geschrieben werden müßten, daß sie auch öffentlich vertreten werden könnten und müßten. Diesen Maßstab legte er wenigstens an sich. Denn als Gebler, erschrocken über den Mißbrauch mit den Briefen an Klotz, gleich manchen Andern durch ein Circularschreiben an alle

seine Freunde seine sämmtlichen an sie erlassenen Briefe im Original zurückforderte, schrieb Lessing an Mad. König: „Mit meinen Briefen kann er machen, was er will. Denn ich bin mir nicht bewußt, an Jemanden jemals eine Zeile geschrieben zu haben, welche nicht die ganze Welt lesen könnte.“ — (XII, 387.)

War Lessing schon vorher der Hypochondrie in einem Grade verfallen, daß ihm Reiske sagen konnte, er fange an, „in dem Gellertischen, das ist dem weinerlichen Tone zu pfeifen“ (XIII, 440), so stieg sie im Laufe des Jahres noch, in Folge seines tief verletzten Selbstgefühls, bis zum höchsten Maaße des Aergers und der Erbitterung. Er schrieb an Keinen, nicht einmal an seine Freundin. Endlich brach er den 1. Dezember sein Schweigen: „Ich bin, bekennt er ihr, seit vier Monaten so gut wie gar nicht aus Wolfenbüttel und aus meinem verwünschten Schlosse gekommen. Ich bin nur zweimal auf ein paar Stunden in Braunschweig gewesen; denn ich habe es verredet, in meiner gegenwärtigen Lage jemals wieder eine Nacht in dem Braunschweig zu bleiben, wo wo man sich gegen mich (Sie wissen wer) auf eine Art beträgt, die mir unerträglich fällt, auf eine Art, die ich zu anderer Zeit, unter andern Umständen, um alles in der Welt so lange nicht ertragen hätte. Ich will ihm daher schlechterdings nicht in die Augen zu kommen Gefahr laufen. Wenn er mich bei der Nase geführt haben will, so hab' er es! Aber ich werde es ihm in meinem Leben nicht vergessen. Künftigen Januar wird es ein Jahr, daß er mir den ersten Antrag eigenhändig that. So lange warte ich nun noch, um ihm alsdann meine Meinung so bitter zu schreiben, als sie gewiß noch keinem Prinzen geschrieben worden.“

„Was kann ich aber indeß thun, als mich unter meine Bücher vergraben, um unter ihnen, wo möglich, alle Aussichten in die Zukunft zu vergessen? Ich habe nun auch weit länger als an Sie, meine Liebe, an keinen Menschen in der Welt geschrieben, weder an meine Brüder, noch an meine Mutter, noch an sonst Jemanden. Ich antworte auch keinem Menschen, der in irgend einer andern Sache an mich schreibt, als in Sachen der Bibliothek. — Am besten würde ich thun, wenn ich an alle meine Bekannte, von deren vielen ich auch nicht einmal einen Brief zu sehen verlange, ein Circular ergehen ließe, mich für todt zu achten. Denn wahrlich, meine Liebe, es ist mir fast unmöglich, zu schreiben. Mehr als zehn Briefe habe ich selbst an Sie angefangen, und sie wieder zerrissen. — Die einzige gute Nachricht kann ich Ihnen schreiben, daß ich sehr gesund bin. Ich glaube, der Aerger hält mich gesund . . .“

Wie Mad. König die einzige war, welcher Lessing sein Herz öffnete, so war sie es allein, welche ihn zu beschwichtigen und von seinem Mißtrauen gegen den Erbprinzen zurückzuführen suchte. Sie selbst war damals nichts weniger als glücklich und kränklich dazu. Dies schildert sie in ihrer Antwort aus Wien vom 23. Dec. 1773, sucht aber vor Allem ihren Freund zu beruhigen und aufzumuntern. „Alles mein Unglück wollte ich gern ertragen, wenn nur Sie glücklich und zufrieden wären. Sie können nicht glauben, wie nahe es mir

geht, daß ich mir Sie nicht anders, als in einer so traurigen Gemüthsverfassung vorstellen kann, die mich fast zweifeln macht, daß Sie so gesund sind, als Sie es sich einbilden. Es ist unartig, daß ich Ihnen dieses sage, allein die Furcht, Sie möchten sich verwahrlosen, bringt mich dazu. Unmöglich können Sie gesund sein, sonst würden Sie Lust und Kräfte haben, dem aufgebrachten Wesen (das in jeder Zeile Ihres Briefes sich äußert) zu widerstehen. Es ist wahr, man hat Ihnen übel mitgespielt, oder vielmehr in der Art verfehlet, wie man einen Mann, wie Sie, behandeln sollte. So lange aber die Stelle, die man Ihnen angeboten, nicht vergeben ist, so lange haben Sie auch nicht Ursache, so entrüstet zu sein, als Sie sind. Daß der Bewußte schon bei dem Antrage Sie zu hintergehen gesucht haben sollte, kann ich nicht glauben, ich müßte mir denn ihn zugleich als den Niederträchtigsten denken. Eher glaube ich, daß andere Geschäfte ihn die Sache vergessen lassen, und niemand ihn daran erinnert, weil Sie es nicht thun. Und wenn es wahr ist, was mir kürzlich ein Fremder, der diese Gegenden passirt ist, erzählte, daß das Haus so sehr derangirt ist, daß es bald zu einer d. C . . . kommen könnte, so wundere ich mich nicht, wenn Angelegenheiten von der Art vergessen werden [1]). Indessen ist es mir leid, daß Sie es sind, die darunter leiden. Hundertmal habe ich schon gewünscht, daß von der ganzen Sache nie die Rede gewesen wäre . . . — — Mit dem Circulare verschonen Sie mich; das nehme ich nicht an. Auf alles in der Welt thät ich eher Verzicht, als auf Ihre Briefe. Es ist wohl auch Ihr Ernst nicht, daß Sie es an mich richten wollten? Sonst müßte ich Sie für einen recht grausamen Mann halten, und der sind Sie nicht . . ."

Es vergingen indeß vier ganze Monate und Lessing ließ nichts von sich hören. Mad. König macht ihm vom 26. März 1774 über sein Stillschweigen Vorwürfe und fragt, ob Vergnügen oder Mißvergnügen ihn abgehalten, so lange nichts von sich hören zu lassen; im erstern Falle wolle sie ihm gern vergeben, allein nicht im letzteren. „Denn Sie müssen nicht mißvergnügt sein — wenigstens nicht auf so lange, als Sie es nun bereits sind; und dann, so glaube ich auch einen gegründeten Anspruch auf Ihr Vertrauen machen zu können, und fände mich darum beleidigt, wenn Sie mir deswegen nicht schrieben, weil Sie mir nichts Angenehmes zu schreiben hätten." Bei dieser Gelegenheit theilt sie ihm mit, daß der katholische Kurfürst von der Pfalz zu Hebung der Heidelberger Universität verschiedene Gelehrte berufen, ohne Unterschied der Religion. Auch an ihren

1) Mit dieser Bemerkung wird Mad. König das Rechte getroffen haben. Wie weit es gekommen war, zeigt das traurige Mittel, wozu man in Braunschweig, wie in Hessen oder Würtemberg greifen mußte: die Landeskinder im Jahre 1776 an England zu beliebiger Verwendung in Europa oder Amerika zu verkaufen. „Carl Wilhelm Ferdinands feines Menschengefühl empörte sich anfangs gegen diesen Handel (sagt ein Schriftsteller) und der weichherzige Herzog Carl weinte bei dem Abzuge seiner Braunschweiger bitterlich. Aber man sah kein anderes Mittel, dem unglücklichen Lande zu helfen. Die äußerste Noth forderte das Opfer." (C. F. Lachmann, Geschichte der Stadt Braunschweig, S. 308.)

Bruder, den Professor Hahn in Utrecht, war ein Antrag ergangen, und sie fragt Lessing, ob er nicht Lust hätte, eine Professur dort anzunehmen. In diesem Falle müsse er ihr nur sagen: wie und auf was für eine Art? Dann wollte sie die Anleitung dazu geben, und der Professor Meier (ein Jesuit, welcher Lessingen vor mehreren Jahren in Wolfenbüttel besucht und seinen Beifall erworben hatte) werde mit Vergnügen die Hand dazu bieten.

Wie groß Lessings Unbehaglichkeit damals gewesen sein müsse, zeigt, daß er im Stande war, auf dieses Anerbieten auch nur einzugehen und seine alte Abneigung gegen das Dociren an einer Universität auf einen Augenblick zu überwinden. Die Nachricht war ihm ganz neu, und er wünschte in seiner Antwort vom 8. April 1774 allerdings, daß man mit auf ihn einiges Absehen richten wollte. „Denn hier ist es länger nicht auszuhalten. Es wird von Tag zu Tag schlimmer, und die bereits seit anderthalb Jahren verkümmerten Salaria werden es gewiß mit nächsten noch mehr werden. Von dem Erbprinzen, wie ich ihn nunmehr kenne, wenn er heute oder morgen zur Regierung kommen sollte, kann ich mir gewiß versprechen, daß er die ganze Bibliothek mit sammt dem Bibliothekar lieber verkaufen wird, so bald sich nur ein Käufer dazu findet [1]). Aber wie ist es anzufangen, daß man dort an einen Mann denkt, dessen Namen man vielleicht nicht anders, als in der Komödie gehört hat? Die verwünschte Komödie! Zwar erinnere ich mich des Professor Meiers sehr wohl. Als er mich auf seiner Rückreise hier besuchte, äußerte er sogar, daß man mich zu Mannheim zu haben wünschte oder gewünscht hätte. Allein an ihn zu schreiben? Mich anzubieten? Ich würde mit mehrerer Freudigkeit in den Tod gehen. Und zu was sollte ich mich auch anbieten? Ein Mensch wie ich, wenn er sich anbietet, scheint überall sehr überflüssig zu sein, wenigstens mag man ihn nicht anders, als so wohlfeil als möglich. Dieses bei Seite gesetzt, ist Ihr Einfall allerdings sehr gut. Und ich habe nicht darüber gelacht, meine Liebe. Ich würde mich im Ernst darüber freuen können, wenn ich es nicht verschworen hätte, mich jemals wieder auf Hoffnung zu freuen. Wissen Sie indeß unter der Hand etwas dabei zu thun, so haben Sie alle Vollmacht; und ich bitte Sie recht sehr darum, mir es wenigstens zu schreiben, was Sie mehr von der Sache hören sollten.“

Die Sache kam indeß gar nicht ernstlich in Gang. Mad. König blieb ohne alle nähere Nachricht über das Vorhaben in Heidelberg. Ihrem Bruder darüber zu schreiben, ohne zu wissen, wozu Lessing sich eigentlich verwenden möchte, konnte und wollte sie aus verschiedenen Ursachen nicht. Lessing hätte sich näher erklären und bestimmter sagen sollen, welche Professur er übernehmen

1) Dies erinnert an ein Gerücht, welches im Jahre 1777 in Berlin aufkam, daß Friedrich der Große dem Herzog von Braunschweig die Wolfenbüttelsche Bibliothek abkaufen wolle, worüber Karl Lessing gegen seinen Bruder vom 15. November 1777 scherzt. „Sie soll, sagt man, in die hiesige neue Bibliothek kommen, die unsers Moses ältester Sohn des Königs Bücherkommode nennt... Die Rechtsgelehrten mögen dich als das Principale oder als das Accessorium betrachten, du wirst allezeit mit verkauft...“

möchte. Sie legte es ihm wiederholt nahe, an ihren Bruder, den Professor, zu schreiben, und sich bei ihm zu erkundigen, ob man wirklich einen Mann von seiner Gattung nach Heidelberg suche. Er werde ihn in Vorschlag bringen und sich überhaupt mit dem größten Nachdruck für ihn verwenden. Allein Lessing hatte schon erklärt, daß er zu einem solchen Schritte unfähig wäre. Bei alle dem hatte er bei sich beschlossen, in Wolfenbüttel kein Jahr länger auszuhalten (so schreibt er seinem Bruder den 20. April), es komme, wohin es wolle. „Der Unbeständigkeit, sagte er, dürfen meine Freunde mich nicht beschuldigen. Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das schon vier Jahre; und da ich es nur allzu sehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß, geworden bin, so möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst diese Messe auch nichts von mir lesen, denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Resignirt schrieb Lessing den 11. November an seinen Bruder: „Ich sehe meinen Untergang hier vor den Augen, und ergebe mich endlich drein." —

Viertes Kapitel.

So zog es sich, ohne jede Veränderung, mit der nämlichen Resignation, in das neue Jahr (1775) hinein — Lessings Schreiben an Mad. König vom 10. Januar zeugt davon, während er von der Freude ihres nahen Wiedersehens spricht [1]) —, als er wenige Tage später, mitten im Winter, sich zusammenraffte und den Entschluß ergriff, andere Gegenden und Menschen aufzusuchen, ohne zu denken oder nur zu ahnen, wie weit das Ziel läge, wohin die Reise ihn tragen würde. Er meldet diesen Entschluß seinem Bruder nach Berlin, aus Braunschweig den 14. Januar, indem er schreibt: „Ich befinde mich seit vierzehn Tagen

1) — „Wenn ich anders noch weiß, was sich freuen heißt! Gesund werden Sie mich finden, und gesunder, als ich leider! vermuthen darf, Sie zu finden: ich scheine also auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen. So weit bin ich schon, daß ich sehe, alle mein Kummer, alle meine Bemühung, mich aus den verwünschten Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll! —"

in Braunschweig, in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß, wenn ich hier im Schlamme nicht ersticken soll. — Längstens in vierzehn Tagen reise ich also von hier nach Leipzig; ob ich von da aus erst nach Dresden gehe, oder erst nach Berlin komme, kann ich nicht sagen." Ebert sandte ihm schriftlich seine besten Wünsche auf den Weg nach. „Reisen Sie glücklich, trotz allen schlimmen Wegen, und seien Sie vergnügt, wo Sie sich auch befinden mögen, trotz Ihrem eigenen Sinne. Aber dennoch wünsche ich auch, daß Sie so bald als möglich wieder zurückkommen mögen, trotz allem, was Sie anderswo fesseln könnte".....

Lessing nahm den 9. Februar seinen Weg über Leipzig nach Berlin. In Leipzig hielt er sich zwei Tage auf und besuchte seinen alten Freund Weiße, der sich beglückt fühlte, das alte, durch die Klotzischen Händel wider seinen Willen erschütterte Verhältniß bis auf einen gewissen Grad wieder hergestellt zu sehen. Das einzelne ihrer Untersuchung — z. B. über Göthe's Werther, über Lavater's Physiognomik — ist an seinem Orte mitgetheilt. [1]) Eine ergötzliche Anekdote, welche sich an diesen kurzen Aufenthalt Lessings in Leipzig knüpft, erzählt das Taschenbuch für's Theater 1776 (S. 81). Es befand sich hier damals die weniger als mittelmäßige Ilgner'sche Schauspielergesellschaft. [2]) Der Prinzipal glaubte Lessingen ein Kompliment zu machen, und führte Miß Sara Sampson auf. Ein dortiger Gelehrter fragte Lessingen, ob er nicht der Vorstellung beiwohnen wollte? „Behüte der Himmel," sagte Lessing. „Warum nicht," versetzte der andere, „es ist doch Ihr Kind. Freilich werden Sie es ein wenig zerlumpt finden; aber was schadet das? Man sieht sein Kind auch zerlumpt gerne!" „Das wohl, sagte Lessing; aber, Herr, wenn ichs nun am Galgen finde? —"

In Berlin blieb Lessing vierzehn Tage bei seinem Bruder und in dem Kreise seiner Freunde. Diesmal wollte der Baron von Stosch die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, Lessing für Preußen zu gewinnen. [3]) Er ließ ihn durch seinen Bruder fragen, ob er die Stelle des alten Professor Heinius am Joachimsthalischen Gymnasium annehmen wollte? Karl Lessing, der seinen Bruder darin schon kannte, antwortete bald: „Professoriren sei seine Sache

---

1) Die Beilage enthält den vollständigen Auszug aus Weißes Briefe an Garve.

2) Chronologie des deutschen Theaters 1775 S. 305. „Herr Ilgner, der ehemals beim Hiltburghäuser Theater gewesen, und nur zu einem grotesken und extemporirenden Schauspieler taugte, warf sich im Jahre 1770 zum Chef einer Truppe auf". — S. 361 (zum J. 1775). „Herr Ilgner verirrte sich nach Leipzig und spielte einige Wochen auf dem Wäserschen Theater."

3) XIII, 526. Hier ist der Name zwar abgekürzt: „Herr von St." Es ist nur meine Vermuthung, daß Stosch gelesen werden müsse, welche sich aber auf die Verbindung des Baron Muzel-Stosch, des Freundes Winkelmanns, mit Lessing gründet. Ueber Heinius, der zugleich ein achtungswerthes Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften war, vgl. Chr. Bartolmeß, Historie philosophique de l'Académie de Prusse, Paris 1851 II, p. 118—123.

nicht". Hierauf fragte er ihn weiter: ob Lessing wohl bei der Berliner Regie eine ansehnliche Bedienung nicht ausschlüge, sollten auch zwei Posten zusammengezogen werden? Mit zu vieler Arbeit wider seine Neigung würde man ihn zu verschonen wissen. Hierauf konnte Karl Lessing weiter nichts erwiedern, als daß man erst die zuverlässige Beschaffenheit derselben wissen müßte. Als Lessing von diesen Vorschlägen nach der Abreise Kenntniß erhielt, antwortete er seinem Bruder: „Dem Herrn von Stosch hast Du ganz recht geantwortet, daß das Professoriren meine Sache nicht ist. Der andere Vorschlag würde für mich wohl acceptabler sein, damit ich mein Brod nicht als ein Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte."

In Berlin faßt Lessing nun auf einmal den Entschluß, nach Wien zu gehen. Es war (bemerkt sein Bruder) hauptsächlich der kaiserliche Gesandte am Berliner Hofe, Herr von Swieten, der ihn dazu bestimmte, der ihm sehr anlag nach Wien zu reisen, in der Hoffnung, daß es gelingen werde, ihn festzuhalten. Als Lessing eben abgereist war, schrieb ihm sein Bruder: „Der österreichische Legations-Sekretär machte mir letzthin in der Komödie so viel angenehme Vorspiegelungen in Ansehung Deiner in Wien, daß ich glaube, Du wirst von da nicht wieder wegkommen. Der Gesandte und Alle, sagte er, wären von Dir so eingenommen, daß sie alles für Dich zu thun wünschten, und doch, glaubte er, würde das nicht nöthig sein, so viel Dir unbekannte Freunde würdest Du dort finden. Er bat mich recht inständig, ihn wissen zu lassen, wie Du in Wien aufgenommen worden. Wegen der Religion hättest Du nicht das Geringste zu befürchten." — Nächst dem Gesandten war Lessing seine nachherige gute Aufnahme in Wien den Empfehlungen des Gesandtschaftskaplan Abbé Blarer schuldig; auch ließ er diesem, und durch ihn dem Gesandten, ganz besonders danken (XII, 431). Dieser würdige Geistliche, ein geborner Schweizer, welcher in Berlin wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften (und weil er als fertiger Schwimmer einst der Retter eines in der Spree Ertrinkenden wurde) allgemein geehrt wurde, nahm später als das Opfer der Ränke und Verfolgungen in Oesterreich und der Schweiz die Theilnahme seiner Freunde in hohem Grade in Anspruch [1]).

Was aber Lessing mehr als dieses anfeuerte, seine Reise nach Wien zu beschleunigen, war der Umstand, daß Mad. König nach einem dreijährigen Aufenthalte in Wien ihre Absichten endlich erreicht und ihre Geschäfte nach vielerlei Sorgen und Anstrengungen so weit geordnet hatte, daß sie für sich und ihre Kinder mit Ruhe der Zukunft entgegensehen konnte. Viel verdankte sie dabei der warmen Theilnahme des Staatsraths von Gebler und seinem Ein-

1) Näheres in Feßler's Rückblicken auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Breslau 1804. S. 216—17. Feßler nennt ihn seinen Wohlthäter. Im Jahre 1796 fand ihn Feßler wieder in Berlin, wo er bei dem Grafen Fink von Finkenstein seine „mühselige Laufbahn" beschloß.

flusse bei der Kaiserin. Lessing verzieh dem Herrn von Gebler dafür gern seine schlechten Trauer- und Lustspiele und behandelte ihn wie einen Freund. Ohne ihre fortdauernde Kränklichkeit würde Mad. König Wien schon zu Anfang des Jahres verlassen haben, endlich aber setzte sie Ostern als den Zeitpunkt ihres Wiedereintreffens in Hamburg fest. Lessing bat sie von Berlin aus inständig, da sie sich so lange in Wien aufgehalten habe, ihm zu Liebe noch diese kurze Zeit daselbst zu verweilen. Im Hintergrunde lag der Wunsch, gemeinschaftlich die Rückreise anzutreten; in Wien zu bleiben und nicht wieder nach Wolfenbüttel zurückzugehen, war in der That nicht der Zweck seiner „abentheuerlichen" Reise. „Ich bringe von dem hiesigen kaiserlichen Gesandten, dem Herrn von Swieten, zwar eine Menge Empfehlungsschreiben mit, schreibt er ihr, aber ich habe es ihm auch schon selbst erklärt, daß ich nur einen ganz gemeinen Gebrauch davon zu machen gedächte, indem er versichert sein könnte, daß mich nichts, als meine particulären Angelegenheiten dahin zögen."

In Dresden hielt sich Lessing nur so lange auf, als nöthig war, um von seinem Fürsten die Erlaubniß der Weiterreise auszuwirken, da der Urlaub, den er sich genommen, nur auf Berlin war. Den 26. März ging er über Prag, wo er sich einen Tag über aufhalten wollte, um einen einzigen Mann zu sprechen, (den er nicht näher bezeichnet) nach Wien, wo er den 31. eintraf, noch eher, als Mad. König ihn erwartete [1]). Die Aufnahme, welche Lessing in allen Kreisen zu Wien fand, war glänzend zu nennen. Mehr als sein Ruf, mehr als die wichtigen Empfehlungsschreiben, welche er mitbrachte, wirkte der Eindruck seiner Persönlichkeit. Herr von Gebler wurde ganz von ihm eingenommen. In einem Briefe an Nicolai, einige Zeit nach Lessings Abreise (den 15. Juli 1775) schrieb er: [2]) „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie selten sind sie! — bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden... Das weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit solcher Distinction aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund, und das von unsern Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab. Als Emilie Galotti in seiner Gegenwart vorgestellt wurde, erschallte der Ruf: Vivat Lessing! Sonnenfels soll über diese großen Auszeichnungen äußerst eifersüchtig gewesen sein. Lessing hat, wie billig, vermieden, mit demjenigen in Bekanntschaft zu kommen, von dem er in den Briefen an Klotz so frevendlich angegriffen worden."

Daß Lessing die zahlreichen und großartigen Schätze der Kunst und Wissenschaft in Wien und der Umgebung aufgesucht haben wird, läßt sich voraussetzen. Wenn wir den Angaben einer damaligen gelehrten Zeitung glauben [3]),

1) XII, 430. Er stieg in dem goldenen Ochsen ab.
2) Aus Nicolai's handschriftlichem Briefwechsel, in Danzels Papieren.
3) Laut einem Schreiben aus Wien vom 20. December 1775.

so wäre Lessing in der Bibliothek zu Kloster Neuburg, nahe bei Wien, auf die Spur einer alten deutschen Messiade gekommen. Diesen Schatz, ein Manuscript aus dem Jahre 1300, habe man nicht lange darauf gefunden und für Lessing eine Abschrift davon vorbereitet. Wahrscheinlich ist hier die Rede von einer jener, in unsern Tagen zahlreich aufgefundenen mittelhochdeutschen Evangelienharmonien, von meist ungenannten österreichischen Klostergeistlichen, doch ohne alle höhere dichterische Bedeutung [1]).

Lessing war ohngefähr zehn Tage in Wien, als der jüngste Prinz von Braunschweig, Leopold, daselbst eintraf, zur Freude der Kaiserin Maria Theresia, welche eine zärtliche Familienanhänglichkeit besaß und auf welche der Prinz einen höchst günstigen Eindruck machte. „Nun habe ich einmal einen Braunschweiger!" rief sie ihrer ersten Kammerfrau zu. Sie wünschte ihn festzuhalten und bot ihm nach eigener Wahl ein Regiment Kavallerie oder Infanterie an, mit einer Zugabe von neunhundert Dukaten Jahrgelder. Leopold bat sich Bedenkzeit aus und stellte die Entscheidung seiner Mutter anheim, welche, eine Schwester Friedrichs des Großen, indeß weit mehr einer Anstellung ihres Sohnes im Dienste Preußens geneigt war [2]) und sofort bei ihrem Bruder dringende Schritte hierfür that. Hierüber verging einige Zeit. Der Prinz, welcher die Entscheidung nahe glaubte, der im Ganzen übrigens den Dienst der Kaiserin dem seines großen Oheims, von dem er weniger Gunst zu erwarten hatte, vorgezogen hätte [3]), beschloß, unterdessen eine Reise nach Venedig zu machen; und diese Wendung war es, welche Lessingen, ganz gegen sein Vermuthen, ja in diesem Augenblicke sogar gegen seine Neigung, nach Italien geführt hat. Die Sache ging allein vom Prinzen aus, welcher Lessingen sehr anlag, ihn zu begleiten, mit der Versicherung, bei seinem Vater, dem Herzog, alles gut zu machen, und so that es endlich Lessing, wie er seinem Bruder bekennt, „in Betracht, daß seine Umstände dadurch nicht schlimmer werden konnten, und er auf diese Weise — gesetzt, daß sie auch nicht weiter reisten, als Venedig — dennoch wenigstens einen Vorschmack von Italien bekäme".

Bevor er mit dem Prinzen Wien verließ, beehrte ihn die Kaiserin Maria Theresia (Kaiser Joseph war abwesend und dem Prinzen in der Reise nach

1) Das Ganze wird mir zweifelhaft, da in der kürzlich gedruckten Geschichte und Beschreibung der Bibliothek des Stiftes zu Kloster Neuburg, von Zeibig (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. III, 1850. S. 161), ältere deutsche Handschriften gar nicht aufgeführt sind.

2) Es hing dies mit der bisher befolgten Politik des Braunschweigischen Hauses zusammen, wonach, mit Ausnahme des Prinzen Ludwig, seine Brüder in den Dienst Preußens traten; „wäre es auch nur, damit nicht zwei Brüder, wie in der Schlacht bei Reingau, in den feindlichen Heeren einander gegenüberständen". (Mauvillon, Geschichte Ferdinands Herzogs von Braunschweig-Lüneburg I, 37, 118.)

3) Friedrich hatte den Prinzen bei der Zusammenkunft mit Joseph II. bei der Mährischen Neustadt am 3. September 1770 kennen lernen, aber wenig liebgewonnen, weil er Leopolds Bescheidenheit für Unselbstständigkeit und seine Gutmüthigkeit für einen Mangel alles militärischen Sinnes hielt.

Italien vorangegangen) noch mit einer Unterredung. Sie fragte ihn unter andern, wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anstalten daselbst, mit dem Theater und den Verdiensten der Wiener Gelehrten um die deutsche Literatur zufrieden sei? Was seine wahren Gedanken über diesen Punkt betrifft, so sind sie uns aus seinem Briefwechsel mit Mad. König hinreichend bekannt: was konnte er der Kaiserin sagen? — Weder die Wahrheitsliebe, bemerkt sein Bruder richtig, noch die Klugheit gestatteten etwas anderes, als allgemeine beifällige Ausdrücke, die so wenig als möglich der alltäglichen Schmeichelei glichen; zum Glück durfte Lessing hinzusetzen, daß er sich bei einem so kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen.

Die Kaiserin nahm dieses einfache Geständniß für einen versteckten Tadel. „Ich glaube, Ihn zu verstehen, sagte sie. Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten." —

Es ist Schade, daß Lessings Antwort auf diese Aufforderung nicht erhalten ist. Als darauf die Kaiserin auf den Prinzen Leopold zu sprechen kam, fragte sie, ob er auch nach Mailand gehen werde, und da Lessing es bejahte, erwiederte sie mit heiterem Blick: „Da werde ich Ihm einen Brief an dem Grafen Firmian mitgeben, ich weiß, Er wird mir diese Bekanntschaft verdanken." Bei der Abreise des Prinzen schickte sie Lessingen wirklich ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an diesen berühmten, um Mailand und die Lombardei so vielfach verdienten Staatsmann zu.

Die Abreise erfolgte den 25. April und that Niemanden so weh als Mad. König, mit welcher Lessing so eben seine eheliche Verbindung in völlige Richtigkeit gebracht hatte, und welche nun die Rückreise ohne ihn anzutreten genöthigt war. „Es war ein für mich so betrübter Abschiedstag! schrieb sie ihm den 21. April. — Wien liegt mir oft im Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisse. Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen. Gott mag es Ihrem Prinzen Leopold verzeihen, daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht hat, ich verzeihe es ihm nimmermehr." — Der Baron von Gebler hatte ihr „hunderttausend Empfehlungen an Lessing aufgetragen".. „Er hat mich beinahe auf die Folter gelegt, schreibt sie, ihm zu sagen, ob Sie ihm auch gewogen wären? So ernstlich ich es ihm betheuerte, so hat er doch diese Frage gewiß sechsmal wiederholt, und immer dabei gesagt: Ich bin ihm von Herzen gut, und wünsche nur, daß wir ihn hier behalten. Und ich dachte in meinem Herzen: ich wünsche es nicht; denn mein lieber Lessing schickt sich besser zu der Wolfenbüttler Bibliothek, als unter die Hofschranzen: wenigstens wird ihn jene länger unterhalten als diese. Nicht wahr, ich habe recht?" —

Noch vor der Abreise schickte Lessing eine Kiste mit Büchern und einer Anzahl

eigner Arbeiten über Dresden und Leipzig nach Wolfenbüttel, und ein Unstern waltete, daß (wie schon erwähnt) diese Kiste zum unersetzlichen Verlust der Literatur spurlos in der Ostermesse zu Leipzig verloren ging. Lessing war untröstlich [1]).

Fünftes Kapitel.

So trat Lessing in Begleitung des Prinzen Leopold und dessen Hofmeisters, des damaligen Obersten, nachherigen Generals von Warnstedt, die Reise nach Italien an, wie er mit Bedauern nachmals an Heyne bekannte: „ohne die allergeringste Vorbereitung; denn was ich längst wieder vergessen hatte, das war doch keine Vorbereitung", setzt er (XII, 451) hinzu. Sie gingen über Salzburg und Brescia, und hielten sich an diesen beiden Orten einen einzigen Tag auf, welcher mit Besuchen hinging. Den 7. Mai langten sie in Mailand an. Lessing befand sich recht wohl, außer daß seine Augen von der Sonne und dem Staube unterweges sehr gelitten hatten (XII, 431). Der Eintritt in dieses Land seiner Jugendwünsche, dieser „Vorschmack von Italien", wie er, den Tag seiner Ankunft in Mailand, an seinen Bruder schrieb — erneuerte seinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, auch schon wieder ganz, so sehr gefiel ihm noch alles, was er in dieser Gegend hörte und sah! — Doch wurde ihm der Genuß und der Nutzen der Reise durch zwei Umstände

1) An seinen Bruder, nach der Rückkehr aus Italien, aus Braunschweig den 16. Juni 1776. Vorzüglich war ihm der Verlust um des Buchhändlers Voß willen unangenehm. „Es waren an die vierzig neue Fabeln darin, von denen ich keine einzige wieder herstellen kann. Auch war meine fast völlig fertige Abhandlung von Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs darin. Nicht zu gedenken eines Manuscripts aus der hiesigen Bibliothek, das ich in Dresden collationiren wollen. Denn wenn ich an das denke, möchte ich vollends aus der Haut fahren." Nach der Allgemeinen deutschen Bibliothek, Band LXI, S. 422 war die vollendete Handschrift der Matrone von Ephesus und die gleichfalls ganz ausgearbeitete, für den zweiten Theil der vermischten Schriften bestimmte Abhandlung zur Geschichte der Aesopischen Fabel auch darin gewesen. Karl Lessing forderte in der Vorrede zum 2. Theile von Lessings vermischten Schriften vergeblich den Finder der Kiste zur Auslieferung der Manuscripte auf, mit der Versicherung, daß alle übrigen Gegenstände in der Kiste ihm erb- und eigenthümlich bleiben sollten, daß nach dem Namen des Finders oder Besitzers nicht weiter geforscht, und ihm alle Kosten und Mühe, auch aller Vortheil, den er nach Wahrscheinlichkeit durchaus ziehen könnte, ersetzt werden sollte u. s. w. Sonderbar, bemerkt die Allgemeine deutsche Bibliothek LXI, 422, dazu, daß sich in beinahe zehn Jahren keine Spur von allen diesen Papieren irgendwo gefunden hat, vollends, da die Entwendung der Kiste in einer so schriftstellerischen Stadt wie Leipzig geschah. Aber eben dies läßt befürchten, daß sie von einem, in solchen Sachen und ihrer möglichen Versilberung ganz unwissenden Menschen geraubt, und die Handschriften von ihm völlig vernichtet sein werden. In der That hat sich niemals eine Spur davon ergeben.

nicht wenig vermindert: durch die Sehnsucht und die Sorgen, welche ihn für seine Freundin erfüllten, und die beständige Abhängigkeit von dem Prinzen, den er begleitete, und von welchem er bei den vielen Einladungen und Ehrenbezeugungen, welche dem Prinzen galten, nicht getrennt wurde. „Es geht fast keine Stunde hin, schrieb er aus Mailand an Mad. König, wo ich nicht einmal Gelegenheit finde, es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht. Heute haben wir bei dem Erzherzoge gespeiset. Nur der Vortheil, den ich vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, kann mir eine solche Lebensart erträglich machen." Dann klagt er über seine Augen. Mad. König scherzte darüber, und meinte, es wäre wohl kein Wunder, daß seine Augen in der offenen Kalesche gelitten hätten, wozu denn auch noch die hübschen italienischen Mädchen was beigetragen haben könnten!

Den 23. Mai trafen die Reisenden in Venedig ein. Mitten unter täglichen und stündlichen Zerstreuungen war Lessing während dieses Aufenthaltes unwohl; es wurde ihm erst nach einem Aderlaß, zu welchem er sich schon in Wien entschlossen hatte, besser. Die Luft in Venedig bekam ihm nicht und er hoffte erst, schrieb er seiner Braut, völlig wieder hergestellt zu sein, wenn er Venedig verlassen und in eine bessere Luft kommen würde (XII, 432). — „Aber nun, fährt er fort, lassen Sie sich das Schlimmste klagen: wir kehren nicht gleich wieder nach Wien zurück, sondern gehen erst noch nach Florenz; der Prinz kann und will sich nicht eher wieder in Wien sehen lassen, als bis alles daselbst seinethalben regulirt ist. Und das hat man nun davon, wenn man sich mit Prinzen abgiebt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen, und wenn sie einmal einen in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht."

„Einer von meinen ersten Gängen hier in Venedig (berichtet er noch) ist nach S. Christofero gewesen, um zu sehen, wo unser Freund ruht, und seinem Andenken auf seinem Grabe eine aufrichtige Thräne zu schenken. Der nämliche Mann, in dessen Armen er gestorben, hat mich herausgebracht, von welchem ich auch dann die gewisse Versicherung erhalten, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen. Ich weiß, daß Sie einmal nicht ohne Argwohn waren, und deshalb ruhig zu sein wünschten. Das können Sie nun. Wegen eines kleinen Denkmals, das Sie auf sein Grab noch müssen setzen lassen, mündlich ein mehreres."

Die Reisenden wohnten auch der Feierlichkeit der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere bei, welche diesmal um so glänzender war, als, außer dem Kaiser Joseph, der Großherzog von Toscana, die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand, sowie die Herzoge von Parma und Modena gegenwärtig waren. [1])

---

1) C. R. Hausen, Biographie Herzogs Leopold. S. XXIX.

Am 6. Juni war der Prinz mit seiner Begleitung zu Bologna, wo ihm der Cardinal-Legat und der dortige Adel die größte Ehre erzeigten; Lessings eigene Mittheilungen knüpfen aber erst an Florenz wieder an, wo er am 10. Juni, dem Tage der Abreise nach Turin, an Mad. König schrieb. Er glaubte die Rückreise anzutreten und fürchtete nur, daß der Aufenthalt in Turin sich über seine Wünsche hinausziehen könnte. „Wahrhaftig, setzt er hinzu, ich sehne mich herzlich wieder nach Deutschland. Denn in dieser Hitze in Italien herumreisen, um sich zu besehen, welches man an Ort und Stelle doch wenigstens die Nacht nicht thun kann, ist eine Sache, die mich gewaltig mitnimmt. Gesund bin ich zwar so ziemlich, aber es ist mir doch immer, als ob das so lange nicht mehr dauern könnte. Ich habe es unzähligemal bereut, daß ich mich auf eine ungewisse Aussicht wieder auf einmal so weit von Ihnen trennen lassen...[1]) Und wenn es nun vollends auch mit dieser Aussicht nichts wäre! — Merken Sie es, daß ich Ihnen in einer hypochondrischen Stunde schrieb?" Zum Unglück waren ihm die sehnlichst erwarteten Briefe der Mad. König in Wien sowohl bei dem Staatsrath Gebler, als auch bei einem Herrn von Lutz mit der unverantwortlichsten Nachlässigkeit vorbehalten worden. Er verfiel auf den peinlichen Gedanken, daß sie krank, sehr krank wäre, und mit diesem schwarzen Gedanken schleppte er sich bis zum 7. December, an dem er, auf der Rückreise in Bologna, einen Brief von dem Kammerherrn von Kuntzsch in Braunschweig vorfand, aus welchem er ersah, daß sie unterdessen gesund und wohl durch Braunschweig gekommen. Ich führe dieses hier an, weil es schon hinreicht, zu erklären, wie wenig Lessing auf dieser ganzen Reise die nöthige Stimmung hatte, um das Schöne und Große unter dem italienischen Himmel mit derjenigen Empfänglichkeit, ja Begeisterung aufzunehmen, deren Widerhall in den Schriften und Briefen Winkelmanns, Goethes und Herders nachklingt; wie wenig Einfluß endlich im Ganzen die italienische Reise auf Lessings spätere Erzeugnisse ausgeübt hat, wobei freilich die theologischen Streitigkeiten nach seiner Rückkehr und sein frühzeitiger Tod immer in Anschlag zu bringen sind. Ihn drängte es nicht, wie jene, in häufigen Briefen an die Freunde in der Heimath die empfangenen Eindrücke festzuhalten und zu sammeln. Sogar die spärlichen Nachrichten an Mad. König, aus denen wir wenigstens die Richtung der Reise schöpfen könnten, stellte er ein; der Brief aus Florenz ist sein letzter aus Italien in unserer Sammlung. Ein Brief aus Livorno, in welchem er nur meldete, daß, gewisser Umstände wegen, der Prinz noch nicht zurückgehen konnte, und daß sie indeß eine Reise nach Korsika machen und von Korsika über Genua nach Turin gehen würden, ist uns verloren gegangen.

In Livorno war es, wo der Fürst einen gewissen jüdischen Gelehrten kennen lernte, dessen sehr aufgeklärter Geist in der Philosophie seine Bewunderung auf sich zog. „Der Fürst, heißt es, sprach noch in späten Jahren oft mit

1) A. a. O.

großem Vergnügen von der Unterredung Lessings mit diesem jüdischen Gelehrten, der in stiller Verborgenheit gelebt und über die höchsten Gegenstände des menschlichen Wissens sich so erhabene und tiefsinnige Ansichten erworben hatte. „Hier war mehr als Mendelssohn, drückte der Prinz sich aus, und eine reinere Metaphysik.“ Später trafen Nachrichten von einem tragischen, ja schrecklichen Schicksal dieses edeln und weisen Mannes bei dem Prinzen ein. „Mehr als einmal, erzählt Hausen, trug er mir auf, die näheren Umstände von dem betrübenden Schicksal dieses Gelehrten zu erforschen. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen machte mir ein Brief aus Brünn einige Hoffnung. Wie beruhigend war diese Nachricht für das menschenfreundliche Herz Leopolds, allein diese Hoffnung war vergeblich.“ [1])

Am 17. Juli begab sich der Prinz auf einem französischen Schiffe nach Bastia, der Hauptstadt Korsika's. Hier wurde er von dem berühmten General Grafen von Marbeuf, Statthalter der Insel, bekannt durch seine engen Beziehungen zu der Familie Bonaparte, aufgenommen. [2]) Sie schifften sich dann nach Genua ein, wo sie den 3. August eintrafen, aber sogleich die Reise nach Turin fortsetzten. „Als wir nach Turin kamen, schrieb Lessing später an seine Freundin, war das Schicksal des Prinzen noch nicht entschieden; wir gingen also von Turin über Bologna und Loretto nach Rom; von Rom nach Neapel, und von Neapel wieder zurück nach Rom, wo endlich der Prinz Befehl von seinem Vater erhielt, so schleunig als möglich zurückzukommen.“ Also die ganze Halbinsel bis Neapel und noch die Insel Korsika hat Lessing in einem Zeitraume von etwa acht Monaten, zum Theil nur im Fluge, kennen gelernt.

Wir haben das Tagebuch, welches Lessing auf dieser Reise, aber nicht früher als von Turin, mit vielen und verschiedenen Bemerkungen ausgefüllt hat. [3]) So vereinzelt und fragmentarisch diese Bemerkungen sich ausnehmen, so lassen sie uns doch nicht nur den Weg, welchen er mit dem Prinzen genommen, sondern auch die Gegenstände, welche seine Aufmerksamkeit vor andern auf sich lenkten, erkennen. Es beginnt den 23. August und knüpft an die Schrift des Piemontesen Baretti gegen den Engländer Sharp an, worin jener seiner Landsleute sich annimmt, aber auf eine Art, daß diese selbst mit ihm nicht zufrieden waren, so daß Vernazza in Mailand in einem öffentlichen Sendschreiben 1770 gegen ihn auftrat. Lessing findet, daß Baretti in den wichtigsten

---

1) Hausen a. a. O. XXXIV., der aber des Ortes, wo jene Begegnung vorfiel, sich nicht mehr erinnern konnte. Diesen nennt der Verfasser der Lebensbeschreibung des Herzogs Leopold von Braunschweig, Chr. Wilh. Spieker (Frankfurt a. O. 1845), S. 20. — Es ist mir nicht gelungen, auf literarischem Wege Näheres über jenen jüdischen Gelehrten zu ermitteln, wozu um so weniger Aussicht bleibt, als es ausdrücklich heißt, „daß er in stiller Verborgenheit gelebt“.

2) Hausen a. a. O.

3) Siehe die Beilage.

Stücken gegen die ihm gemachten Vorwürfe Recht behalte, indem er sich auf seine eigene Erfahrung beruft. [1])

Gelehrte, welche Lessing in Turin persönlich hat kennen lernen, waren: Carlo Denina, Giuseppe Vernazza, Casto Innocente Ansaldi, Giuseppe Maria Boccardi, Dana, Professor der Botanik, Cigna, Professor der Anatomie, und andere. Auffallend war ihm ein junger Graf Valperga, zeitiger Rektor der Universität, nach der damals in Turin herrschenden Sitte ein junger Doctor, welcher erst das vorige Jahr promovirt hatte und zu den reichsten und vornehmsten gehörte. Der Vorwand für diese sonderbare Gewohnheit war, daß das Rektorat nur wenig eintrage, und der Rektor im Stande sein müsse, verschiedene Ehrenausgaben zu machen. Es machte einen sonderbaren Eindruck, „an der Spitze so vieler alter und ehrwürdiger Männer einen jungen Adonis" zu sehen.

Ein eigener Abschnitt handelt von der Architektur zu Turin, ein anderer von dem Museum der Alterthümer, von der Bibliothek, von den piemontesischen Dichtern und endlich gar von den Spielern. In der Bibliothek hatte er nur Gelegenheit, einige wenige Manuscripte nachzusehen, darunter einen Codex des Baptista Alberti, von der Malerei, in welchem er ein ganz neues Buch entdeckte, welches die Elemente der Malerei enthält.

Denina, welcher zu dieser Zeit den Lehrstuhl der italienischen Beredsamkeit und der griechischen Sprache an der Universität inne hatte, später aber (1782), wie bekannt, von Friedrich dem Großen nach Berlin gerufen wurde, wo er unter anderm seine preußische Literaturgeschichte (in französischer Sprache) schrieb, gedenkt in diesem Werke an zwei Orten seines Zusammentreffens mit Lessing in Turin. [2]) „Wir, schreibt er, die wir ihn in Turin oft gesehen haben, wir können nicht umhin, zu sagen, daß er uns Gelegenheit gab, seine ausgebreiteten Kenntnisse selbst in der italienischen Literatur zu bewundern. Er zeigte in seinen Unterredungen eine große Abneigung gegen die heroische Tragödie und legte eine große Neigung an den Tag, Ort und Beschäftigung zu

1) So haben viele Reisebeschreiber vor Baretti die Piemontesen sehr lustig finden wollen. „Und dennoch, bemerkt Lessing, glaube ich selbst angemerkt zu haben, daß wenigstens in Turin das gemeine Volk ernster und zurückhaltender ist, als in den anderen Städten Italiens. Auf ihrem Markte, der mit Liedersängern, Gauklern, Improvisatoren angefüllt ist, versammeln sie sich zwar um sie, aber ohne die Theilnehmung, die man anderwärts in Italien findet. Ihre Spaziergänge sind Sonntags und Festtags zwar sehr voll, aber alles geht ruhig auf und ab, und man sieht das Gewühl, ohne es zu hören. Dieses mußten mir Vernazza und Denina selbst zugestehen; sie sagten aber, daß dieses blos von Turin gelte, wegen der Nähe des Hofes und der Menge der Anbringer, besonders unter der vorigen Regierung." Den Vorwurf der Unwissenheit im Volke sucht Vernazza so abzulehnen, daß er sich auf die Menge Gelehrter beruft, die Baretti selbst anführt oder hätte anführen sollen. „Ich glaube nicht, bemerkt Lessing, daß die Menge Gelehrter hierbei etwas thue. Der Vorwurf, daß das Volk unwissend sei, kann doch noch immer sehr gegründet sein."

2) In den Artikeln: Denina und Lessing.

wechseln. Er hat uns gesagt, daß er niemals länger als drei Jahre bei demselben Geschäfte aushielt." Hier beruft sich jener auf ein späteres Ereigniß in Lessings Leben, seine vorübergehende Berufung nach Mannheim, worauf noch nicht eingegangen werden kann.

Denina hatte damals eine neue Art von Roman im Sinne, welcher den Titel haben sollte: das neue Griechenland, eine prophetische Geschichte in drei Theilen, als eine Art Kreuzzug gegen die Türken zur Befreiung Griechenlands. Er theilte, erzählt er nun, den Plan dieses Romanes Lessingen und Sulzern [1]) mit, als sie auf ihrer Reise nach Turin kamen. Sulzer machte ihm nur einige Schwierigkeit wegen des Anführers, den er seiner in Form eines Kreuzzuges gebildeten Armee gab; Lessing aber, „politischer und preußischer, als er (Denina) damals war", sagte mit vieler Lebhaftigkeit: Au nom de Dieu, ne touchez pas à mes Turcs! „Ich merkte wohl, setzt Denina hinzu, was er sagen wollte, und seitdem habe ich diesen Roman nicht mehr angerührt und sogar, was ich darüber zu Papier gebracht, verloren."

Von Turin reisten sie nach Alessandria. Hier blieben sie einen Tag und sahen in dem Collegio Borromeo die Gemälde des Zucharini, und des Nachmittags, anderthalb Posten von Pavia, die Karthause (la Cortosa), wo Lessing in der Kirche ein schönes gemaltes Fenster, den heil. Hieronymus, den Satan in Ketten zu seinen Füßen, sah, darunter der Name des Künstlers: opus Christophori de Motis 1477.

Von Alessandria nach Pavia ging der Weg über Tortona und Vogherra. „Zu Pavia war Sacchi [2]), der mit seiner Gesellschaft von Turin dahingezogen war; er spielte aber den Abend eine bloße Farce, die wir nicht auswarteten. Das Theater ist sehr schön und 1771 gebaut, und ist das letzte Werk des Bibiena. Auch Alessandria hat jetzt ein ganz neues Theater, gleichfalls nach einer hinterlassenen Zeichnung des Bibiena. Es war noch nicht ganz fertig; den 8. October sollte gleichwohl die erste Oper darin gespielt werden."

(Den 12. September.) „Von Pavia über Piacenza, wo wir nichts als die beiden Statuen des Herzogs Alexander und Ranutius Farnese zu Pferde zu besehen Zeit hatten, nach Parma, wo wir den 13. geblieben. Zu Parma besehen: erstens die Malerakademie, wo eben ein junger englischer Maler, Cowper, beschäftigt war, den Tag des Correggio zu copiren. In den Zimmern derselben werden auch zum Theil die Alterthümer von Velleja aufbehalten, worunter der untere Theil einer gemalten Wand, auf welchem eine sehr gustöse Gartenwand von Lattenwerk mit Rosen zu sehen war. Ferner die alten kupfernen großen Tafeln, welche Muratori in einem kleinen Werke erklärt hat." Nächstdem ward

1) Sulzer war nicht lange vor Lessing auf der Reise vor seinem bald darauf erfolgten Tode in Turin gewesen.

2) Der bekannte Anführer der Truppe, für welche Graf Gozzi arbeitete. Goethe sah zehn Jahre später von dieser unterdessen zerstreuten Truppe nur noch die Smeraldina und den Brighella (Werke XXVII, 149.).

die Bibliothek in Augenschein genommen. Drittens das Theater, das große und kleine, „wovon jenes merkwürdig wegen der Leichtigkeit, womit man auch den mäßigsten Laut aus dem hintersten Theile des Theaters bis vorn in die Palea höret, und welche ohne Zweifel daher kommt, daß die Palea durch die Reihen Sitze geschlossen ist, und die Stimme durch die Logen nicht verfliegen kann". Viertens der Dom und die Kirchen S. Giovanni und S. Sepulcro, wegen der Gemälde des Coreggio. Von Personen, welche Lessing hier kennen gelernt und besucht hat, nennt er nur Bossi [1]), königlicher Stuccaturarbeiter und Professor der Zeichnenkunst bei der Akademie. Der Prinz kaufte Verschiedenes von seinen Kupferstichen.

(Den 14. September). „Ueber Modena von Parma nach Bologna. Von Parma nach Modena geht der Weg über Reggio, wo ich einen Buchladen von der Societa Tipografica fand und die Bibliothek des Grafen Campi zu Modena kaufte (nämlich für die Bibliothek zu Wolfenbüttel [2]). Zu Modena nichts besehen als den Schloßgarten und den Stall, in welchem der Herzog einen Engländer hat ausstopfen lassen, der ihm in der Bataille zu Prag Dienste gethan."

In Rom traf der Prinz am 22. Sept. ein. Das Tagebuch aus Rom geht vom 26. September bis 4. October und bemerkt die Besuche der Kirchen und Alterthümer, welche die Reisenden, geführt von dem sachsen-gothaischen Hofrath Reiffenstein, bekannt aus Goethe's römischem Aufenthalt, machten. Lessing nennt die Peterskirche und ihre hervorstechendsten Kunstwerke, die Fabrik der Mosaik-Gemälde hinter der Peterskirche (wobei er die irrige Beschreibung des Verfahrens bei Volkmann [3]) berichtiget) — die Villa Medici, das Museum Clementinum, welches Clemens XIV. angelegt und sein Nachfolger, Pius VI., welcher soeben (im Frühjahr 1775) den päpstlichen Stuhl bestieg, bedeutend vermehrt hat (Museum Pio-Clementinum); die Bibliothek des Vatican, mit dem von Mengs gemalten Manuscriptensaale, das Capitol mit dem dort befindlichen Museum; die Kirche Maria degli Angeli (ehedem die Thermen des Diocletian). Man erzählt, daß Lessing in Rom eines Tages Stundenlang vergebens gesucht wurde — endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einsam, und beschäftigt, über dieses Meisterwerk der Kunst neue Bemerkungen zu sammeln. [4]) In der Umgegend von Rom wurden auf Frascati und Albani einige Tage ge-

---

1) Benignus Bossi, berühmter Zeichner und Kupferstecher, s. Naglers Künstler-Lexikon.

2) Von der italienischen Reise hat Lessing 17 Bände in Folio, 77 in Quarto und 150 in Octavo, meist archäologischen und schönwissenschaftlichen Inhalts, mitgebracht, welche nach seinem Tode anfangs zu 300 Thlrn. angesetzt, späterhin zu 250 Thlr. angenommen wurden. (Schönemann im Serapeum. V. S. 234.)

3) J. J. Volkmann, Historisch-kritische Nachrichten von Italien. Leipzig 1770—71. 3 Bände. Dieses Handbuch, damals das neueste über Italien, nahm Lessing auf die Reise mit, fand aber vieles darin zu verbessern.

4) Aus der Mittheilung eines Ungenannten in der Zeitung für die elegante Welt 1805. No. 117. „Lessing in Rom".

wandt. In Albani traf Lessing auf den Maler Philipp Hackert, dessen Leben Goethe mit so viel Liebe und Ausführlichkeit beschrieben hat. Lessing hat einiges über seine Herkunft und seinen Lebensgang bis zu dieser Zeit aufgezeichnet.

Eben damals fing Hackert an, die Aufmerksamkeit in Rom zu erregen, da der kunstliebende und freisinnige Papst Pius VI., welcher auch protestantische Künstler beschützte und begünstigte, Hackerts Gemälde von Cesena, des Pabstes Geburtsstadt, so gnädig entgegennahm, und den Maler nicht nur reichlich beschenkte, sondern auch für die Zukunft aufmunterte. [1])

Auch Lessing erfuhr die Leutseligkeit Pius's VI. Er begleitete den Prinzen Leopold zur Audienz bei dem Pabste. Ueber diese anziehende Episode seiner italienischen Reise weichen die Berichte in den Umständen von einander ab; Lessing selbst hat uns in seinen Briefen oder Tagebüchern nichts darüber hinterlassen. Der Ungenannte, aus dessen Berichte wir soeben einen Zug mitgetheilt haben, erzählt wie folgt:

Als der Prinz Leopold dem Pabst Pius VI. vorgestellt ward, zeigte der alte stockblinde Kardinal Albani [2]) Sr. Heiligkeit an, daß sich der gelehrte Bibliothekar Lessing als Begleiter des Prinzen im Vorzimmer befände. Dem hohen anwesenden Protestanten und dessen Suite war bereits das Füßeküssen Sr. Heiligkeit erlassen worden. Lessing wurde hereingeführt, näherte sich dem heiligen Vater in der demüthigsten Stellung, beugte sich vor ihm devotest nieder, und war wirklich im Begriff, die Füße desselben zu küssen, als dieser sie lächelnd zurückzog, und dadurch der Scene ein Ende machte. Lessing äußerte sich später über diesen Vorfall gegen seine Freunde: er sei wirklich durch den feierlichen Anblick des alten würdigen Mannes, der mehr als irgend ein Monarch der Erde über zahlreiche Menschenseelen herrsche, — ungewöhnlich überrascht worden. [3])

Wir geben diesen Bericht, wie wir ihn finden. Die Lessing in den Mund

---

1) Goethe's W. XXXVII., 147. „Wenn ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns. Ihr findet alle Protection. Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich und sagte: Mein Sohn, ich will euch sehr wohl. Denn den Segen konnte er ihm, als einem Ketzer, nicht geben."

2) Der Gönner Winkelmanns. Siehe „Cardinal Albani" Goethes W. XXXVII, 44—46.

3) Nach den Angaben in der Gelehrten Gothaischen Zeitung von 1775 beschränkte sich die Unterredung des Pabstes mit Lessing auf einige Fragen über die Vaticanische Bibliothek in italienischer Sprache. Dagegen heißt es in der „Lebens- und Regierungsgeschichte des Pabstes Pius VI." (Cesena 1782. 1. Th. S. 157) von der „zwei Stunden langen Audienz" des Prinzen und Lessings: „Der Pabst unterhielt sich viel mit Herrn Lessing und soll in deutscher Sprache mit ihm gesprochen, ihn auch aufgefordert haben, eine Beschreibung von Rom und den Merkwürdigkeiten dieser Stadt aufzusetzen. Herr Lessing, als ein Kenner der Menschen, spricht jetzt mit den größten Lobsprüchen von Ihrer Heiligkeit."

gelegte Aeußerung ist eben nicht gegen die Eigenthümlichkeit seines Geistes und Wesens. Man weiß auch, welchen imponirenden Eindruck dieser Pabst, ein noch kraftvoller und schöner Greis, mehrere Jahre später bei seiner Reise nach Wien zu Kaiser Joseph II. ausgeübt hat.[1]) „Die schönste würdigste Männergestalt", so bezeichnet ihn Goethe, als er ihn am Tage Allerseelen am Altar seiner Hauskapelle auf dem Quirinal sah. Es war eine schöne Zeit, da hochgebildete Kardinäle mit gelehrten Protestanten (wie der Kardinal Quirini mit H. S. Reimarus u. A.) in freundschaftlichem Verkehr standen, und wiederum lutherische Gelehrte, ja Theologen, dem Pabste ihre Verehrung bezeigten.[2]) Lessing hielt überdies die päpstliche Regierung für sanfter als alle übrigen von Europa, bemerkt sein Bruder (S. 359); und eine Stelle in seinem Tagebuch über einen italienischen Gelehrten, welcher einen Ruf nach Preußen ausgeschlagen hatte, bestätigt es, mit besonderer Hinsicht auf das bei Lessing nicht gar beliebte Regiment Friedrichs des Großen.

Auch dem Neffen des Pabstes, dem Cardinal Duca di Nemi Braschi[3]), wurde Lessing vorgestellt, und dieser machte Lessingen ein kostbares, mit antiken Cameen besetztes Medaillon zum Geschenk. Dieser Schatz wurde ihm späterhin durch einen treulosen Bedienten entwendet und kam nach seinem Tode in den Besitz des Professors Conrad Heusinger in Braunschweig.[4])

Nächst Rom bot kein Ort Italiens den Reisenden soviel Reize und Belehrung, als Neapel, wo sie den 17. October eintrafen, und Portici, wo der Prinz dem Hofe von dem kaiserlichen Gesandten vorgestellt wurde. Hier kam der Staatsminister Marquis Tanucci, durch seine im Sinne des Jahrhunderts getroffenen Reformen ausgezeichnet, der Wißbegierde des Prinzen entgegen. Lessing besuchte mit ihm die Ateliers geschickter Maler, deren Namen in seinem Tagebuche verzeichnet sind, besonders aber die Sammlungen des englischen Gesandten, Ritters Hamilton, des berühmten Archäologen und Naturforschers, wo Lessing den schönen Kopf des Augustus hervorhebt.[5])

Neapel war das Ziel der Reise. Hier erhielt der Prinz Leopold von seinem Bruder Friedrich August, Herzog von Braunschweig-Oels, eine Staffette, daß der König von Preußen den Bitten der Mutter nachgegeben und ihn

---

1) Ich verweise auf Feßler's lebendige Schilderung.

2) Ich erinnere an Lessings Epigramm „Auf den Streit des Herrn Bosens mit den Wittenbergischen Theologen" (Schriften I, 106.), über dessen Bedeutung das Facsimile zum ersten Bande Aufschluß giebt:

> Er hat den Pabst gelobt, und wir, zu Luther's Ehre,
> Wir sollten ihn nicht schelten? u. s. w.

3) Goethe nennt ihn im Leben Philipp Hackerts XXXVII, 178.

4) Handschriftlich von Dr. Schiller.

5) Ein Bild von dem „Kunst- und Gerümpelgewölbe" des Ritters, das er nur wenigen Auserwählten zeigte, hat uns Goethe in seinen Briefen aus Italien hinterlassen.[1])

---

1) Werke, XXVIII, 255.

zum Inhaber des Regiments von Dieringshofen zu Frankfurt an der Oder ernannt habe. Leopold hatte keine Wahl und so wurde die Rückreise in der vorhin schon angegebenen Weise ohne längern Aufenthalt angetreten.

Wenn man die Zeitungen hört, so hätte Lessing sich damals vorgenommen, sein Leben in Rom zu beschließen; wenigstens hätte er den ganzen Winter sich dort aufhalten wollen. Mad. König las diese Nachricht nicht ohne einige Unruhe, besonders da Lessings Mittheilungen immer spärlicher einliefen. Erst als sie wieder einen Brief von ihm erhielt, wurde sie wieder froh. „Gottlob! schrieb sie den 9. Januar 1776, daß Sie die Reise glücklich überstanden, und ich Sie wieder in Deutschland begrüße und zwar als meinen lieben getreuen Freund. Mir hat das Herz hundertmal gebebt, wenn mir einfiel, Welschland möchte Ihnen so sehr gefallen, daß Sie den Entschluß fassen könnten, Ihren Wohnplatz dort aufzurichten, zumal da ich in diesem fatalen Wahn so oft durch Andere bestärkt wurde, besonders durch die Zeitungen, worin unter andern vielen schönen Sachen von Ihnen gesagt wurde, daß sie den Vorsatz gefaßt, einen weitläufigen Plan auszuführen."

Sechstes Kapitel.

Lessing kam in der Begleitung des Prinzen auf der Rückkehr von Italien bis nach München. Der Prinz ging nach der getroffenen Entscheidung nicht mehr nach Wien, sondern begab sich sofort, nebst dem Obersten von Warnstädt, zu seinem Regimente in Frankfurt an der Oder; Lessing aber ging auf den kürzesten Wegen nach Wien zurück. Wir scheiden mit Lessing von diesem edlen, hochherzigen Prinzen, welcher in dem ihm zugemessenen, übrigen Zeitraume seines Lebens zwar nicht auf dem Schlachtfelde Lorbeern gesammelt; dagegen durch seinen in den aufgeregten Fluthen der Oder am 27. April 1785 gestorbenen Heldentod die Bewunderung und die Sympathien Europas hervorrief. Ein Zögling Gärtners, Eberts und Jerusalems, war er bis ans Ende ein leidenschaftlicher Verehrer der Wissenschaften und Künste, und schon die Wahl Lessings zum Reisegefährten und Führer durch Italien zeugt von der hohen Stufe seiner Geistesbildung. Es heißt in einer der vielen, ihm gewidmeten biographischen Schriften: „Auf seinen Reisen waren es nicht eigentlich die hochgestellten, sondern die hochverdienten Leute, welche er einer persönlichen Bekanntschaft für werth hielt, und die Freundschaft eines Grafen Firmian, eines Kardinal Albani und Lord Hamilton rechnete er zu dem höchsten Gewinn und Genuß seiner italienischen Reise." Auch diese Aehnlichkeit hatte der von gewöhnlichen Augen als Schwärmer betrachtete Prinz mit Lessing, daß er die

in den siebziger Jahren in der deutschen Literatur wuchernde Sentimentalität haßte; sie mache die Seele schlaff und nehme ihr alle Stärke, war sein Urtheil über diese Geisteswerke. Die Schriftsteller hingegen waren ihm die angenehmsten, welche mit Gründlichkeit und Schönheit des Ausdrucks die ursprüngliche und eigenthümliche Denkungsart unserer Nation, Wahrheit und Rechtschaffenheit, ausdrückten." [1]) Ein solcher Geist wird auch die Schriften eines Lessing, wo jene ursprünglichen deutschen Tugenden ihren herrlichsten Ausdruck gefunden, denen der meisten anderen Schriftsteller vorgezogen haben.

Den 24. December traf Lessing in Wien ein, aber nur, um wenige Tage dort zu verweilen, wie er an Madame König den 26. schrieb, mit dem Bemerken, daß er, um gewisse Fragen und Ausholungen zu vermeiden, zu niemanden „von dem großen Geschmeiß" kommen, sondern sich lediglich auf die Bekannten seinesgleichen einschränken werde. Hieraus werde sie schon abnehmen, daß er von allen Projekten auf Wien abstrahire, besonders da man ihm von Braunschweig aus die besten Versicherungen habe machen lassen, und wenigstens der alte Herzog ihm gewiß wohlwolle. Ein pis-aller wolle er sich indeß immer aufsparen, — — „denn auf dem bisherigen Fuße kann ich weiter in Wolfenbüttel schlechterdings nicht bleiben, so gern ich auch immer daselbst bleiben zu können wünschte, und aus den nämlichen Ursachen es wünschte, aus welchen Ihnen dieser Ort vor allen andern gefällt."

Lessing blieb seinem Entschlusse treu, von seinen großen und vornehmen Bekannten keinen einzigen zu sprechen, als er unerwartet erfuhr, daß der Baron von Sch... [1]) aus Berlin angekommen sei; mit diesem war die Ausnahme unvermeidlich; er ging also zu ihm, und jener überredete ihn, mit ihm wenigstens zum Fürsten Kaunitz zu gehen. Des Tages darauf ließ ihn der Fürst zum Essen bitten; und um da nicht erscheinen zu dürfen, was that er? Er ließ sich entschuldigen, weil er den nämlichen Tag noch abreisen müßte, und reiste wirklich ab, so gern er auch noch einige Tage geblieben wäre.

Es war der 5. Januar 1776, daß Lessing von Wien abreiste und über Prag nach Dresden ging, wo er am 10. eintraf. Hier dehnte sich sein Aufenthalt bis zum 24. aus. „Weil ich (schrieb er den 23. Januar an Mad. König) das vorige Mal, und schon seit eilf Jahren, meine alte Mutter nicht gesehen hatte, so konnte ich dieses Mal unmöglich so wieder bei ihr vorbei reisen. Aus dem einen Tage, auf welchen ich sie besuchen wollte, wurden viere, und so hat sich mein Aufenthalt in Dresden wohl bis heute verziehen müssen. Ich habe indeß alle Ursache (fährt er fort), sehr damit zufrieden zu sein. Ich habe den Kurfürsten selbst gesprochen, und dem Minister Grafen v. S. habe ich versprechen müssen, wenn ich jemals Wolfenbüttel verließe, nirgend anders, als nach Dresden zu kommen. Der Kurfürst hat mir die Stelle des Herrn von

---

1) Hausen, Leben des Herzogs Leopold u. s. w. S. XXIV.
2) v. Schlaberndorf?

Hagedorn, die 1800 Thlr. einträgt, und welcher blind und krank ist, zugedacht, und bis dahin, wenn ich eher könne, sollte schon auch für mich Rath werden."

Bei der Vorstellung erhielt Lessing besondere Zeichen der Gnade von Seiten des Kurfürsten Friedrich August III. (seit 1806 König von Sachsen). Nachdem er eins und das andere über seine italienische Reise mit ihm gesprochen, fragte er ihn, was für ein Landsmann er wäre, und als Lessing ihm antwortete, daß er die Ehre habe, sein geborener Unterthan zu sein, erwiderte der Kurfürst: das habe er wohl gewußt, auch daß er sein Glück außer seinem Vaterlande gefunden. Wollte er aber einmal wieder zurückkommen, so sollte ihn dieser Schritt nicht gereuen, wenn er bei einem solchen Falle sich seiner erinnerte. [1])

Lessing fand in Dresden unerwartet seinen alten Freund, den Schauspieler und Schauspieldichter Brandes, der mit seiner Gesellschaft dem Hofe dorthin gefolgt war. „Er war nicht wenig erfreut, sagt Brandes, mich und meine Familie in einer so glücklichen Lage wiederzufinden. Weil er nur kurze Zeit hier verweilen konnte, so nützten wir ein paar Mittagsstunden, um uns während der Mahlzeit ungestört unterhalten zu können, wo denn seine Reisegeschichte und der gegenwärtige Zustand der deutschen Bühne die vornehmsten Gegenstände unsers Gesprächs waren." Der zuletzt erwähnte Inhalt dieses Gespräches ist oben mitgetheilt. Doch das Gespräch wurde gestört. „Unerwartet trat sein Bruder (Theophilus) aus Kamenz, den er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte, ins Zimmer; unsere Unterhaltung wurde dadurch abgebrochen, ich nahm Abschied von meinem Freunde, und sah ihn leider nie wieder."

Mit dem kurfürstlichen Bibliothekar Daßdorf, welcher ihn mit der zuvorkommendsten Freundschaft aufnahm, traf Lessing wegen der von diesem Gelehrten später besorgten Herausgabe Winkelmannscher Briefe nähere Verabredung. [2]) Lessing war damals des Vorsatzes voll, eine neue Ausgabe der Werke Winkelmanns zu veranstalten, wozu der Aufenthalt in Rom ihn mächtig angeregt haben muß. Sein Tagebuch trägt Spuren davon.

In Berlin hielt sich Lessing länger als drei Wochen auf, ob er gleich auch hier nur drei oder vier Tage zu bleiben beabsichtigte. Er wollte blos, schrieb er den 11. Februar an seine Freundin, die Kälte ein wenig abschlagen lassen, die ihn von Dresden aus so schrecklich mitgenommen hatte, daß ihn am warmen Ofen schauerte, wenn er nur daran dachte, daß er in eben der Kälte weiter reisen sollte. Jetzt aber fiel auf einmal das nasse, ihm noch unerträglichere Wetter ein. Ein Tag verging nach dem andern, bis er endlich, trotz Wind und Wetter, abreisen mußte.

Der Brief zeugt von einer düstern Stimmung, welche in dem Maße zu steigen schien, als er sich der Heimath näherte. „Wenn üble Laune, Unent-

1) Lessings Leben, von Karl Lessing. I, 363.
2) XII, 475. Lessing an Daßdorf den 26. Sept. 1776.

schlossenheit und Ekel gegen alles, was um uns ist, Krankheiten sind (schreibt er): so bin ich die ganze Zeit über recht gefährlich krank gewesen. — —" Dann klagt er über die Unruhe, in der er hier seine Zeit zubringe. „Man läßt mich so wenig zu Hause, und wenn ich zu Hause bin, so bin ich so wenig allein. — Gott! wann wird dieses Leben einmal aufhören! wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selbst leben können! —"

Von Lessings diesmaligem Aufenthalte in Berlin (dem letzten in seinem Leben) ist uns noch eine Anekdote durch J. F. Reichhardt aufbewahrt, der kurz vorher als Kapellmeister an Grauns Stelle nach Berlin berufen war und der einen Abend in Gesellschaft Lessings und Engels zubrachte. Er knüpft diese Erinnerungen an eine Aufführung des nach Engels „Lorenz Stark" gebildeten Schauspiels in Berlin im Jahre 1809 an[1]): „Der Lorenz Stark erinnert mich an eine pikante Scene, die ich einst mit Lessing und Engel in Berlin erlebte. Lessing kam damals aus Italien, und während seiner Abwesenheit war der Philosoph für die Welt von Engel erschienen, und eben in einem der letzten Stücke eine strenge Kritik gegen Lessings Emilia Galotti, von der ich mir jetzt nur so viel erinnere, daß der letzte Akt als nicht hinlänglich motivirt getadelt, und gesagt wurde, man könne zu dem Stücke auch einen andern fünften Akt machen.[2]) Lessing fand dieses Stück des Philosophen für die Welt in Engels Gegenwart auf dem Tische liegen, las die Kritik und lobte sie; fügte aber hinzu: einen andern fünften Akt, mein lieber Engel, will ich aber zu jedem Stücke machen; ja geben Sie uns, welches Stück Sie wollen, und ich mache Ihnen auch den sechsten Akt dazu! — Engel war damals sehr ernstlich beschäftigt mit seinem deutschen Hausvater und noch einem früheren Trauerspiel, mich dünkt, die Geißel, Sujet aus dem siebenjährigen Kriege, von dem auch schon längst mehrere Bogen abgedruckt waren; es stieß sich an beiden Stücken nur noch an einzelne Scenen, mit denen Engel nicht zufrieden war und die er sich nicht zu Dank dialogisiren konnte. Wahrscheinlich hat ihm jene Drohung Lessings, der so etwas nicht leicht unerfüllt ließ, die Beendigung dieser Stücke noch mehr erschwert, so lange Lessing lebte. Hernach nahm seine Trägheit immer mehr zu, und er zerstückelte seinen fertigen Hausvater sogar zu einer Erzählung für die Horen: den Lorenz Stark, aus welcher Herr Ziegler nun wieder ein Schauspiel gemacht." So weit Reichhardt.[3]) Eine Drohung kann ich nun in Lessings Rede nicht finden; es war eine Ironie, womit der Dichter der Emilia Galotti der Kritik Engels die Spitze abbrechen wollte.

Nach seiner Zurückkunft in Braunschweig (den 23. Februar 1776) lag Lessing nichts mehr am Herzen, als seine Verhältnisse zu dem Hofe auf eine befriedi-

1) Jos. Fried. Reichhardt Vertraute Briefe u. s. w. Amsterdam 1810. I. S. 360.

2) Das sagt Engel zwar ausdrücklich nicht, aber man kann etwa einen solchen Gedanken seinen Worten unterlegen.

3) S. die Beilage.

gende Art zu regeln und festzusetzen, um noch in diesem Jahre seine Freundin heimzuführen. Diese eben so scharfblickende, als edeldenkende Frau hatte wohl erkannt, daß ihres Lessings Platz, bei seiner Liebe zur Freiheit, an keinem Hofe, weder zu Wien, noch zu Dresden, so wohl bestellt wäre, als in dem einsamen Wolfenbüttel und in der Bibliothek, daher drang sie in ihn auf das inständigste, dahin zu trachten, daß er in Wolfenbüttel bliebe. „Es ist, schrieb sie den 9. Januar, von allen den Orten, wohin Sie denken, der einzige, an dem wir leben können, wie wir wollen." — Sie wandte ihren ganzen Einfluß auf, um ihn bei seiner gereizten Stimmung gegen den Erbprinzen von einem übereilten Schritt zurückzuhalten; denn er hatte vor, um seinen Abschied zu bitten, im Falle die von ihm verlangte Verbesserung seiner Lage nicht erfüllt würde. Im Grunde aber dachte er ganz wie seine Freundin. Nur als ein Mittel, „sich zu steifen", wollte Lessing, der seinen Werth doch auch fühlte, mit der Bitte um den Abschied, im Falle einer abschlägigen Antwort, hervorkommen. Gegen den Erbprinzen blieb er voll Mißtrauen. Er rühmt es, wie sehr der alte Herzog und die übrige Familie sich gefreut, ihn wiederzusehen, und alle ihn gnädig empfangen; den Erbprinzen aber hatte er noch gar nicht gesprochen (XII, 440.). Er wollte nun noch acht oder vierzehn Tage warten, und sodann dem Herzoge so gerade heraus schreiben, daß ihn das gänzliche „Derangement seiner Affairen" nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da er diese in Braunschweig nicht abzusehen wüßte, er genöthigt sei, um seinen Abschied zu bitten. „Will man etwas für mich thun, setzt er hinzu, so wird man es auf diese Erklärung gewiß thun. Will man nicht — ja nun freilich, so werde ich meinen Abschied bekommen." Damit glaubte Lessing, wie er sich ausdrückt, die Sache so einzuleiten, daß er sich nicht wegwürfe. Mad. König sah die Sache mit andern Augen. Nicht umsonst, sagt sie in ihrer Antwort, habe sie sich vor dem ersten Briefe aus Braunschweig gefürchtet; er verursache ihr auch in der That Schrecken und Angst, und mit Bangen wartete sie auf die Entscheidung. „Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen gedenken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht; Ihre Schulden müßten sich denn höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpige tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße, nach meiner Meinung, sich wegwerfen, aber nicht, wenn Sie dem Herzog schreiben, Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht, und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung der Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten, sowie ich sonst gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte. Wäre kein Erbprinz vorhanden, so würde ich so sehr noch nicht fürchten; aber

da Sie glauben, daß dieser Ihr Gönner nicht ist, so geben Sie ihm die Waffe in die Hand, Ihnen zu schaden." — —

Lessing war die Woche über in Braunschweig, ohne einen Schritt weiter zu sein, als er am letzten Tage des Februar den Erbprinzen auf der Gasse antraf. „Er bezeigte sich sehr freundlich, mich wieder zu sehen, er versicherte (was allerdings auffallend klang), es sei ihm nichts gesagt worden, daß ich bei ihm gewesen [1]), und setzte hinzu, daß er mich nothwendig zu sprechen habe, daß er mich unfehlbar rufen lassen wollte, wenn ich noch einige Tage hier bliebe. Ich antwortete ihm, daß ich bis Sonntag hier bliebe, aber noch hat er nicht geschickt und wird wohl auch nicht schicken. Indeß will ich doch mein Wort halten und erst Montag früh abgehen. Schickt er noch, so soll er alles hören, was ich auf dem Herzen habe: schickt er nicht, so hat er längstens auf die Mittwoch einen Brief von mir, dergleichen er wohl nicht oft dürfte bekommen haben."

Lessing machte sich auf das Aeußerste gefaßt; dies erklärt er seinem Bruder vom 3. März und tröstet sich fürs erste damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen ihn die Noth gebracht, mehr glücklich, als unglücklich für ihn ausgeschlagen seien.

Wirklich that er den Schritt, den Madame König so sehr befürchtete, aber doch mit mehr Behutsamkeit, bekennt er ihr, als sie von ihm erwartet hätte. „Denn vor allen Dingen habe ich mich an den Erbprinzen gewandt, und diesem sein Betragen gegen mich so handgreiflich vorgelegt, daß es ihn äußerst hat piquiren müssen. Das würden Sie mir, meine Liebe, vielleicht nun gerade abgerathen haben. Aber es hat seine Wirkung gethan. Meine Aeußerung, daß ich bei dem regierenden Herzoge meinen Abschied fordern wolle, ist ihm sehr unerwartet gewesen, und er scheint im Ernst alles thun zu wollen, um es nicht dahin kommen zu lassen." Lessings Brief an den Erbprinzen ist uns nicht erhalten, so wenig als dessen Antwort. Lessing fand letztere noch sehr auf Schrauben gestellt; gleichwohl versicherten ihn alle, die sie gelesen hatten, und den Prinzen kannten, daß er ihn nimmermehr gehen lassen werde, und daß er seine Saiten nunmehr immer so hoch spannen könne, als er wolle. Gleich nach seiner Zurückkunft von Halberstadt schickte der Erbprinz den Kammerherrn von Kuntzsch, welchen Lessing unter seine wahren Freunde zählen durfte, und der diese Unterhandlung eigentlich führte, an ihn, um ihn von seinem Entschlusse (den Abschied zu fordern) abzubringen, und ihm Vorschläge zu machen. Kuntzsch schlug ihm nun vor 1) 200 Thaler Zulage, 2) Befreiung von allem Abzuge und Zurückgabe des bisherigen erlittenen Abzuges, welcher über 300 Thaler betrug; 3) Vorschuß von 800 bis 1000 Thaler auf die Zulage; 4) ein anderes Logis, oder Entschädigung an Gelde. Darauf sagte ihm Lessing, daß das alles recht gut sei, aber daß es ihm der Erbprinz

1) Karl Lessing sagt geradezu, S. 364: „Nur der Erbprinz ließ ihn nicht vor sich."

nothwendig selbst anbieten müsse, weil er schlechterdings nicht die geringste Bitte darum verlieren, daß er auch nicht länger dadurch gebunden sein wollte, als es seine Umstände etwa erlaubten, weil das doch die Verbesserung noch nicht wäre, die ihn bewegen könnte, auf alle anderen Verzicht zu thun. Dieses alles wurde dem Erbprinzen von dem Herrn von Kuntzsch haarklein wieder gesagt, und fast wäre er ärgerlich darüber geworden. Endlich erklärte er sich doch, daß er an Lessing schreiben, ihn kommen lassen, und mündlich die Sache mit ihm in Richtigkeit bringen wolle. (XII, 446.)

Die Angelegenheit schwankte noch eine Zeit lang; Zögerung von der einen, Mißtrauen von der andern Seite ließen eine ungünstige Wendung befürchten. Mad. König rieth ihrem Freunde, Vertrauen zu fassen, und der Ausgang rechtfertigte ihre milde Ansicht. Mehrere Monate verstrichen so. Lessing sprach endlich zu Anfang Juli den Erbprinzen und schied von ihm zufrieden. Es kam im Ganzen jedoch nur auf das hinaus, was der Erbprinz ihm gleich anfangs durch den Herrn von Kuntzsch hatte antragen lassen. Da der alte Herzog seit einigen Tagen gefährlich krank war (der Schlag hatte ihn auf der rechten Seite gerührt), so eröffnete der Erbprinz Lessingen die Aussicht einer möglichen nahen Veränderung deutlich genug, und ließ noch merken, zu wie mancherlei er ihn sodann zu gebrauchen gedächte. Zu gleicher Zeit wurde ein herzogliches Haus neben dem Schlosse, welches eine alte Frau von Börner bewohnt hatte, leer, und dieses sollte denn auch kein anderer bekommen, als er. Noch vor Ablauf des Monats war die Sache so völlig regulirt, als sie es unter den Umständen hat werden können. Sein Gehalt wurde auf 800 Thaler erhöht und ihm überdies der Charakter eines Hofraths zuertheilt. Lessing schrieb an Madame König: „Worüber Sie sich vielleicht am meisten wundern werden, ist dieses, daß ich nicht umhin gekonnt, den Hofrathstitel mit anzunehmen. Daß ich ihn nicht gesucht, sind Sie wohl von mir überzeugt, daß ich es sehr deutsch herausgesagt, wie wenig ich mir daraus mache, können Sie mir auch glauben. Aber ich mußte endlich besorgen, den Alten zu beleidigen."

Unterdessen lag auch Mad. König der Regelung ihrer Angelegenheiten eifrig ob, um jedes Hinderniß ihrer immer näher herankommenden Verbindung aus dem Wege zu räumen. Sie hatte einen Wust von alten zwanzigjährigen Papieren durchzuarbeiten, was ihr sehr sauer wurde. Da kann sie einmal den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihr der Freund zur Seite wäre, er würde ihr gewiß helfen. „Haben Sie doch schon einmal mir zu Gefallen eine alte Frau vier Stunden lang unterhalten, warum sollten Sie dies nicht auch thun?" — Ihre und ihrer Kinder Vermögensverhältnisse führte sie dem erwünschten Ausgange zu. Zur völligen Ausgleichung ihrer beiderseitigen Angelegenheiten mußte Lessing den Sommer noch nach Hamburg kommen. Diese Reise beschloß er zu machen, sie verzögerte sich aber bis zum 3. August. Lessing reiste in Begleitung Eschenburgs, welcher seine Mutter in Hamburg besuchte. Er nahm sich schon im voraus vor, nicht viel unter die Leute zu

kommen. Ende des Monats traf er in Wolfenbüttel wieder ein. Diese Reise und seine damit verbundenen Absichten drangen zu seinen Freunden, noch ohne daß er gegen einen sich darüber aussprach, was er nicht einmal gegen seinen Bruder in Berlin that, der ihm dieses nicht ohne Scherz hingehen ließ (XIII, 569). „Du bist in Hamburg gewesen, wo man dich wenigstens deine Verbindung völlig in Richtigkeit hat bringen lassen. Du gehst auch in einem Monat wieder dahin, um deine Braut abzuholen, und trittst in Wolfenbüttel unter dem Segen eines heiligen Ministerii in den Ehestand. So höre ich alle Tage, und am Ende werde ich es glauben, weil ich es so oft höre. Man hat mich sogar zu einer Reise nach Wolfenbüttel eingeladen. — Zugleich schlage ich Dir unmaßgeblich Madame Karschin, ihre poetische Tochter [1]), oder Herrn Burmann [2]) zu Sängern meiner Freude vor ... Du kannst Dich bald an mir revangiren, setzt er hinzu, ich werde in Kurzem Deinem Beispiele folgen." Lessing nahm den Scherz gut auf, bat den Bruder jedoch, weder seinen, noch einen fremden Pegasus zu satteln, dessen beste Sprünge ihm bei dergleichen Gelegenheit ohnehin höchst zuwider sein würden.

Da das Haus neben dem Schlosse, welches dem Bibliothekar jetzt bestimmt war, erst kurz vor Michaelis leer wurde, so mußte die Verbindung bis zu diesem Zeitpunkte und noch ein wenig darüber hinaus verschoben werden. Lessing war mit dem angewiesenen Hause, nachdem er es genauer in Augenschein genommen, nicht sehr zufrieden. Er ließ es jedoch auf seine Frau ankommen; sei ihr das Haus zu klein und altväterisch, so würden sie in die Stadt ziehen, wo sehr gute und schöne Häuser um ein Billiges zu haben seien. Allein darüber beruhigte ihn Mad. König. Sie schrieb (den 18. September): „Die Wohnung mag sein, wie sie will, in noch so großer Unordnung, sie soll bald in Ordnung sein, wenn ich zugegen bin. Und was Ihr angewiesenes Haus betrifft, wenn es auf mich ankommt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubniß verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen. Dafür wollte ich lieber ungemächlich wohnen." [3])

Mitten in dem Gedränge der Vorbereitungen zu dem Empfange seiner künftigen Frau, wobei Lessing alles selbst zu besorgen hatte (z. B. eine gute Köchin zu miethen), war ihm (um die Mitte September) ein Besuch Gleims und seiner Nichte aus Halberstadt, welche drei Tage blieben, eben nicht willkommen; [4])

---

1) Caroline Louise, damals verehelichte Hempel, später verehelichte von Klenke († 1802).

2) G. W. Burmann, aus Lauban († 1805), „der in Günthers Fußstapfen trat und mit den Genialitäten der Sonderlinge ein Talent zu erpressen dachte." (Gervinus V, 25.)

3) Es ist dasselbe Haus, welches Lessings Nachfolger an der Bibliothek zu Wolfenbüttel, bis auf mehrere bauliche Veränderungen, noch inne haben.

4) XII, 468. „Daß mir der Mann doch immer so ungelegen kommen muß!"

er rechnete sich diese drei Tage zum Verlust. Den 6. October traf Lessing in Hamburg ein, und am 8. October feierte er auf dem York, in dem Hause einer Freundin seiner Frau, in aller Stille, nur im Beisein der Familie des Hauses und des Schwagers Wilhelm König, ohne sonstige Gäste und Zeugen, welche er sich in voraus verbeten hatte, seine Vermählung. Er hatte sich nicht einmal einen neuen Rock zu seiner Hochzeit machen lassen. Er hatte ebensowenig die übliche Form beobachtet, die Einwilligung seiner Mutter zur Vermählung vorher einzuholen. Darüber glaubte er in der Anzeige derselben an die Schwester sich entschuldigen zu müssen: „Sie würde sie mir doch nicht verweigert haben, schrieb er, und nach dem, was ich an Theophilus davon geschrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer versäumten Formalität versichert. Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich, soll bekleiben. Denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe. Eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt sich ihr und Dir vielfältig, und es ist eine von unsern angenehmsten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu besuchen."

An Karl schrieb er, nachdem er mit seiner Frau in Wolfenbüttel eingetroffen, in den ersten Wochen: „Von meiner Verheirathung hätte ich Dir recht viel zu sagen, und sollte auch wohl. Meine Frau kennst Du, ob Du gleich ihrer Dich wohl schwerlich erinnern wirst, weil sie Dich nur ein einziges Mal gesehen und sie mir es noch oft vorwirft, daß ich Dich damals nicht in ihr Haus gebracht.[1]) Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute: so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder anderen noch unglücklicher gewesen sein. Kurz, komm auf den Sommer zu uns und sieh."

Siebentes Kapitel.

In dieselbe Zeit, da Lessing sich anschickte, seine Freundin heimzuführen und auf Grund seiner neu geordneten und verbesserten Verhältnisse in Wolfenbüttel sich für das Leben festzusetzen, wie in die nächstfolgenden Monate fallen lebhafte Unterhandlungen, ihn für die Kurpfalz, zunächst für Mannheim, zu gewinnen, Unterhandlungen, welche in ihrem Verlaufe und ihrem Ausgange noch heute nur den peinlichsten Eindruck hinterlassen müssen.

In der Pfalz erwachte damals, unter der Regierung Karl Theodors, trotz

1) Karl hatte ihn 1768 in Hamburg einmal besucht

des Einflusses der Jesuiten, welcher selbst durch die vor kurzem (1773) erfolgte Aufhebung des Ordens nicht ganz zurückgedrängt war, das Bedürfniß einer höheren Theilnahme an dem Fortschritt deutscher Bildung, und wurde immer empfindlicher und dringender. Die Pfalz, schreibt ihr neuester Geschichtsschreiber [1]), war der geistigen Bewegung der fünfziger und sechziger Jahre, aus der sich unsere Nationalliteratur entwickelte, bisher noch verschlossen gewesen; der ganz verkümmerte Volksunterricht, die ängstliche Scheu der Jesuiten vor nationaler Bildung, die rein gelehrte Richtung aller besseren Köpfe und der französirende Ton des Hofes hatten es so weit gebracht, daß man die deutsche Muttersprache völlig verlernt hatte. Dieses besserte sich in den siebziger Jahren durch die patriotischen Bemühungen einzelner Trefflicher, denen Klopstocks Anwesenheit in Mannheim (1774) ein nachhaltiger Stützpunkt wurde. Es wurde (im October 1775) die deutsche Gesellschaft zu Mannheim gegründet. Früher schon (1763) war die pfälzische Akademie der Wissenschaften errichtet worden, deren Abhandlungen durch den Druck veröffentlicht wurden, auch setzte sie jährlich einen Preis von fünfzig Dukaten aus. Doch der jesuitische Geist setzte auch hier der Forschung Ziel und Richtung; einheimische Protestanten wenigstens sollten nicht zu Mitgliedern gewählt werden. Bei auswärtigen Mitgliedern war man minder bedenklich.

Politik und neuere Geschichte blieben aus dem Kreise der gelehrten Anstalten Karl Theodors ausgeschlossen; und die deutsche Gesellschaft bekam von dem ersten Minister Grafen von Oberndorf einen Verweis, weil sie eine Preisfrage über Luthers Leben ausgeschrieben hatte. Freiheit der Presse, wie man sie in Berlin oder Braunschweig finden konnte, war mit diesem Verhältnisse ganz unverträglich.

Spreche ich von der Universität zu Heidelberg? deren Beschaffenheit dem hier geschilderten Stande der Dinge ganz entsprach, und an welche Lessingen heranzuziehen kein glücklicher Gedanke seines Schwagers gewesen war. Dagegen ließ es sich, in dem Zeitpunkte, von dem wir reden, an, das Theater, wo früher nur die Oper und das französische Schauspiel unterstützt wurde, für die deutsche nationale Sache zu gewinnen. Das Beispiel von Wien und Hamburg mochte dahin gewirkt haben; genug, ein deutsches Theater, unter dem vielsagenden Namen eines Nationaltheaters, sollte auch zu Mannheim ins Werk gesetzt werden; und wie vor zehn Jahren in Hamburg, so dachte man jetzt hier an Lessing, als wenn sein Name schon eine Bürgschaft für den Erfolg eines immerhin mißlichen Unternehmens gewährte. Einige der Angesehensten in Mannheim hatten den Einfall, sagt Karl Lessing, ihn dem Kurfürsten in Vorschlag zu bringen, der sich den Antrag auch gern gefallen ließ.

Bereits im August 1776 erhielt Mad. König durch ihren Bruder in Heidelberg einen Wink von dem Vorhaben, daß man Lessing für das Theater engagiren wolle, was sie nur beunruhigte, weil sie ungern das stille

1) Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz.

einsame Leben in Wolfenbüttel mit dem sehr „turbulenten" in Mannheim vertauscht hätte. Der bekannte Buchhändler Schwan war zu dem Werke eigends abgesandt worden; er kam über Göttingen zu Anfange des September nach Wolfenbüttel und überbrachte Lessing das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Mannheimer Akademie der Wissenschaften. Denn das Theater sollte nicht zum Eingange schon genannt werden. „Man hat es nämlich selbst wohl eingesehen, schrieb Lessing den 6. September an seine Frau, daß es Schwierigkeit haben würde, mich sogleich völlig aus hiesigen Diensten in dortige zu ziehen, und begnügt sich also, mich zum ordentlichen Mitgliede der Akademie zu machen, und mir eine jährliche Pension von hundert Louisd'or anzutragen, wenn ich an den Arbeiten der Akademie theilnehmen und jährlich einmal oder wenigstens alle zwei Jahr einmal den öffentlichen Versammlungen in Mannheim persönlich beiwohnen wolle, mit jedesmaliger Entschädigung der Reisekosten und dortiger Auslösung. Alles, wozu mich dieses verpflichten würde, wäre eine einzige Abhandlung des Jahrs für die Akademie, die ich entweder einschicken oder selbst bringen könne. Von Aufsicht über oder von Arbeiten für das Theater ist gar nicht die Rede gewesen; und man denkt blos, wenn ich einmal nach Mannheim käme, daß ich mich wohl von selbst würde reizen lassen, meinen guten Rath für ihre neuen Theateranstalten zu geben. Und das versteht sich. Das akademische Diploma habe ich bereits in Händen, und das übrige wird der Baron von Hompesch nächstens einrichten. Da dieser zugleich erster Finanzminister ist, so hat mich Schwan versichert, daß es keine Schwierigkeit haben werde, Ihnen, sobald sie meine Frau wären, die Decimation zu erlassen, indem ich als ordentliches Mitglied der Akademie angesehen werden müßte, das die meiste Zeit nur außer Landes zu sein die Erlaubniß habe. Daß mir dieser Umstand besonders lieb ist, können Sie glauben, da er Ihnen eine Aufopferung erspart, die Sie doch nur mir zu Liebe machten, und wofür ich Sie schwerlich sogleich schadlos halten könnte." Dieser letztere Punkt hat unstreitig bei Lessing den Ausschlag gegeben; er sah in dieser Connexion, die er in der Pfalz erhalten, eine Erleichterung seiner Heirath, wie er es seinem Bruder darstellt. Mad. König gab der Sachlage insofern ihren Beifall, als Lessing seine volle Freiheit behielt. Später, wenn es ihm in ihrem Vaterlande gefalle, könne er immer noch den Wechsel treffen, und zwar mit mehrerem Anstand, als jetzt, da die Herrschaft in Braunschweig noch so ganz kürzlich gezeigt habe, wie sehr sie ihn liebe und schätze. „In Braunschweig, setzte die umsichtsvolle Frau hinzu, denkt und regiert der Herzog selbst; in Mannheim dagegen die Minister, mit denen dazu nicht selten getauscht wird, und man sich folglich jeden Monat, jedes Jahr auf einen andern Herrn gefaßt machen muß. . ."

Lessing eilte nun, seinem Fürsten von dem Pfälzischen Antrage Nachricht zu geben, um die Erlaubniß bittend, ihn annehmen zu dürfen, und der Herzog erlaubte es nicht nur, sondern versprach ihm auch, den Urlaub zu seiner ihm obliegenden Reise nach Mannheim gern zu ertheilen, mit dem Zusatze: „soweit

derselbe, wie vorauszusehen, bei seinen jetzigen und seinen ihm dermaleins noch zu bestimmenden Geschäften Statt haben könne". Lessing hatte dem Buchhändler Schwan, welchem er das Lob eines sehr rechtschaffenen Mannes giebt (dies bestätigen seine späteren Beziehungen zu Schiller), versprechen müssen, schon instehenden Winter, etwa im Januar oder Februar kommenden Jahres, auf kurze Zeit nach Mannheim zu kommen, und dies in der Hoffnung, daß seine Frau die Reise mitmachen werde, auch zugesagt. Schwan hatte kaum Lessings Wort nach Schwetzingen, dem Lustschlosse des Kurfürsten, überbracht, als schon der Finanzminister von Hompesch unter dem 18. Septbr. an Lessing schrieb, wie angenehm dem Kurfürsten dieser Entschluß sei, und wie sehr er selbst seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünsche. Er bat dringend, Lessing möchte seine Reise soviel als möglich beschleunigen, da das Mannheimer Nationaltheater noch diesen Winter zu Stande kommen und eröffnet werden müsse. Da es aber an Schauspielern fehle, so ersuchte er ihn zugleich, solche zu engagiren, und sie im November nach Mannheim zu schicken.

Lessing antwortete unter dem 27. September: er befürchte sehr, sich gleich dieses ersten Auftrags nicht allzugut entledigen zu können. Es sei nämlich bei den Schauspielern eine unverbrüchliche Sitte, daß sie alle ihre Veränderungen nur gegen die Adventszeit oder die Fasten vornehmen dürften und bis dahin schlechterdings gebunden wären. Von jetzt bis zum November nur einigermaßen erträgliche Subjekte zu finden, würde sehr schwer halten, indem es lauter solche sein würden, die ganz und gar müßig lägen und sich außer allem Engagement befänden, welches denn, wie natürlich, immer die allerelendsten und schlimmsten zu sein pflegten. Hierauf erwiederte ihm der Minister unter dem 18. Oktbr.: da man in Mannheim auf seine mitwirkende Einsicht und Kenntniß rechne, so wolle man ihm auch die zweckmäßigsten Mittel überlassen, er möchte also nur nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen der von ihm anzunehmenden Schauspieler bestimmen.

Bereits aber hatte Lessing von selbst den 26. September seinem Bruder in Berlin aufgetragen, für das neue Theater in Mannheim, dem es aber noch an allen Schauspielern mangle, solche zu werben (nämlich: einen Vater, eine Mutter, einen Liebhaber, eine Liebhaberin, einen Bedienten und ein Mädchen), wenn sie auch schon die allerbesten nicht seien, wenn sie sich nur ein wenig über das Mittelmäßige erhöben. Er wünsche zwar nicht, daß er Döbbelinen seine Leute abspenstig machen solle, aber es seien doch immer bei einer Truppe welche, die nicht gerne bleiben wollen. Dann setzte sich Lessing mit Seyler, der mit seiner Gesellschaft in Dresden lag, und mit Großmann, welcher zu der Zeit bei dieser Truppe sein Talent für die Kunst ausbildete, in Verbindung. Großmann, bekannter noch als Schauspieldichter und Schauspieldirektor, denn als Schauspieler, war in mancher Hinsicht ein Schüler Lessings [1]); er bildete sich

1) Großmann war früher, seiner eignen Angabe nach, in die Fehde zwischen Klotz

auch vorzüglich an Lessings Stücken, namentlich als Riccaut de la Marlinière, sein erster theatralischer Versuch, und als Marinelli. Er hatte sich bereits, um dem Schauplatz näher zu sein, nach Frankfurt begeben, und dorthin schickte ihm Lessing Empfehlungsschreiben an den Minister von Hompesch und an Schwan. Einige Schauspieler nahm Lessing, so gut er sie in der Eile bekommen konnte, an, hatte aber schlechten Dank dafür. Ein Theil von ihnen fand keinen Beifall. [1]) Einer kam gar nicht, ob er gleich Reisegeld genommen hatte, und Lessing wurde ziemlich ernstlich von den Musik-Intendanten, den Grafen B... und S...., [2]) angegangen, diesen Vorschuß beizutreiben. Den Geist, der in diesen Kreisen, am Hofe und in der Stadt, herrschte, schildert uns ein Bericht aus Mannheim in dem Berlinischen literarischen Wochenblatt zu Ende des Jahres 1776, als man der Ankunft Lessings eben entgegen sah. Hier heißt es: „An unserm Komödienhause arbeiten täglich vierhundert Menschen, und schwerlich wird Deutschland künftig ein schöneres aufzuweisen haben. In Schwetzingen üben sich Alt und Jung, dereinst auf unserem Theater zu spielen, das, wenn die Absicht unseres Kurfürsten erfüllt wird, mit der Zeit ganz original pfälzisch werden soll. Das Orchester wird aus jungen Pfälzern bestehen, die sich hierdurch den Weg zu dem großen Orchester bahnen. Wer dort künftig unterzukommen gedenkt, muß in der deutschen Komödie mitspielen; dies wird also eine Pflanzschule für jenes. Und damit man gleich einen festen dauernden Plan entwerfen möchte, so hat man den Herrn Schwan, einen Mann, der für jede gute Sache alles wagt, nach Braunschweig an den großen Lessing gesandt, der ihm das Diplom als ordentliches Mitglied der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften mit fünfhundert Rthlr. überbringen und sich mit ihm wegen des nun zu errichtenden pfälzischen Nationaltheaters besprechen mußte. Man hofft in Mannheim, nächstens einen Besuch vom Herrn Hofrath Lessing zu erhalten, und dann wird wahrscheinlicher Weise der noch unvollendete Plan, in Absicht der neuen Schaubühne, seine wahre Gestalt erhalten. Der Kapellmeister Holzbauer ist, wie es heißt, mit der Composition einer vom Herrn Professor Klein verfertigten deutschen Oper fertig. Eine deutsche Oper aus der deutschen Geschichte, von einem deutschen Dichter! deutsche Composition und auf dem besten deutschen Theater aufgeführt. Wer sollte sich nicht über diese heilsame Revolution des Geschmacks freuen! —"

---

und Lessing, über einen gewissen Kunstgegenstand, verwickelt. (Lessings Denkmal, von Großmann, S. 130.)

1) So las man in einer Zeitung vom Juni 1777, daß ein gewisser Schmid schlechten Beifall gefunden, „obgleich Lessing ihn empfohlen hatte". Dies verdroß Karl Lessing (XIII, 587). „Wenn es der von der Schuchischen Gesellschaft ist, schrieb er, so ist er gewiß nicht ganz schlecht."

2) Seeau? — Er verwaltete später das Hoftheater in München. Vgl. Devrient III, 106.

In der Mitte des Januar 1777 trat Lessing endlich die Reise nach Mannheim an, aber, wie sein Bruder versichert, mit einer schlechten Zuversicht, so daß er wünschte, schon wieder zurück zu sein. Ihn schauderte vor dem bloßen Gedanken, sich wieder mit dem Theater abgeben zu müssen. Er hatte es sich auch ausdrücklich verbeten; allein das Verlangen des Kurfürsten und ein zweiter Brief von dem Minister Hompesch hatte der Sache gleich eine Wendung gegeben, bei der er diese Unannehmlichkeit nicht ganz ablehnen konnte.

Man braucht nur die eben mitgetheilten, so naiven Vorstellungen und Erwartungen von dem sogenannten Nationaltheater in Mannheim zu lesen, um zu begreifen, daß Lessing hier weniger als irgendwo an seinem Platze war. Gewiß hat sein Bruder das Rechte getroffen, wenn er sagt, daß dem Minister wenig dran lag, an Lessing ein würdiges Mitglied der Akademie in's Land zu ziehen, oder das neue Nationaltheater bei dem bessern, aber kleinern Theile des Publikums schätzbar zu machen: wenn nur der größere Theil fleißig hineinging! Seine ganze Korrespondenz mit Lessing erwähnte der Akademie mit keinem Wort, sondern nur des Theaters, das in einem halben Jahre zur Verwunderung der deutschen Welt in der größten Vollkommenheit dastehen sollte! — —

„Der Minister wollte einen Schreier für das Mannheimer Theater haben, und für sich ein Mittel mehr, die Gunst seines Fürsten zu behaupten; und wenn seines Fürsten Lob nur der Vollkommenheit zu Theil würde, so sollte ihn wenigstens das Publikum über Ersparnisse loben." —

Lessing war kaum ein paar Tage in Mannheim, so merkte er die Absicht des Ministers. Sie verdroß ihn, ob er gleich seinen besten Freunden nichts davon gestand. Die Vorschläge, welche der Minister ihm that, klangen wohl ganz gut; aber es waren bloße Anerbietungen. Lessing wurde indeß von dem Kurfürsten sehr gnädig aufgenommen, und fand Freunde, die ihn gern in Mannheim gesehen hätten; aber die Gegenpartei war zu groß und lauerte nur auf seine Erklärung und wirkliche Entschließung, um alles zu vereiteln. Der Minister drang auf einen positiven Entschluß; Lessing aber sah keinen Grund, seinen festen Sitz in Wolfenbüttel mit einem vielleicht glänzendern, aber wankendem Sitze zu vertauschen. Die Gegner überredeten nun den Fürsten, Lessing sei gegen die Pfalz so gleichgültig, und lache über alles, was pfälzisch heiße; er sei unduldsam, eigensinnig, stolz, zurückhaltend, und was sonst noch. Man benützte Lessings Offenheit, mit welcher er sich in Heidelberg, wohin er auf einige Tage ging, um einige Verwandte seiner Frau zu besuchen, über diese Verhältnisse ausgelassen hatte. Es fehlte nicht an seltsamen Verstößen gegen ihn, welche Stoff zur Satyre lieferten. Man gab z. B. zu Lessings Empfang in Mannheim ein besonders glänzendes Schauspiel und — ließ ihn den Eintritt bezahlen. Der Intendant hörte diesen Verstoß, und äußerte darüber seinen Unwillen. Der Kassirer verstand das unrecht, glaubte aber den Fehler wieder gut machen zu müssen, und schickte Lessingen den eingelegten Gulden mit vielen Entschul-

digungen zurück, welchen dieser zwar annahm, aber mit Lächeln dem Boten schenkte. [1])

Folgendes ist in Kürze der Entwurf, welchen Lessing bei seinem sechswöchentlichen Aufenthalte in Mannheim zur Herstellung einer gesunden und für die Dauer berechneten nationalen Unternehmung für die Pfalz vorlegte, und welchen die Kabale zu durchkreuzen wußte. [2])

Lessing schlug vor, die Seylersche Gesellschaft und zwar nicht so, wie sie war, ganz anzunehmen, sondern es so einzurichten, daß die besten Mitglieder derselben der Stamm würden, auf welchen man so viele der pfälzischen jungen Zöglinge pfropfen könnte, als sich vorzügliche Talente zeigen würden. Seylern und seiner Frau (der frühern Mad. Hensel) müßte man ein anständiges Auskommen versichern. Seyler wäre zwar nicht selbst Akteur, aber ein Mann von Geschmack und dabei von großen Handelseinsichten, der also auch außer dem Theater gar wohl einen Platz finden und da Seiner Durchlaucht ersprießliche Dienste leisten könnte. — Seine Frau wäre eine der besten Schauspielerinnen gewesen, die er je gesehen; sie sei noch sehr gut und habe dabei ein ganz eignes Talent, junge Personen ihres Geschlechts zu bilden. Die übrigen, auf welche man vornehmlich zu sehen hätte, wären Borchers, Brandes und seine Frau, Ihering und Großmann. Diesen allen könnte man das Gehalt, das sie bei Seylern hätten, auf Lebenslang versichern, mit dem Versprechen einer diesen Gehalten gemäßen Pension im Falle des Alters und Unvermögens. Das Abonnement, welches sich auf 8 bis 9000 Gulden beliefe, würde dazu hinreichen. Die baaren Einkünfte jeder Vorstellung würden zur Belohnung und Aufmunterung der Mannheimischen Zöglinge verwendet werden, die freilich nicht bald Anfangs als gebildete Schauspieler besoldet werden könnten, aber die Aussicht hätten, mit der Zeit an die Stelle von jenen zu kommen.

Damit aber der ganze Gedanke des Kurfürsten in Erfüllung ginge, indem nicht blos für das Gegenwärtige gesorgt, sondern auch Schauspieler für die Zukunft herangezogen würden, so müßten mit den ganz jungen Leuten von Zeit zu Zeit Proben gemacht werden, indem man sie nicht blos unter die Erwachsenen mit einschöbe, sondern von ihnen allein ganze kleine Stücke aufführen ließe, welches dem Publikum gewiß nicht unangenehm sein würde. — Der Gedanke einer eigentlichen Theaterschule, welcher in neuester Zeit so dringlich auf die Bahn gebracht wurde, ist von Lessing bei dieser wie bei einer bald näher anzuführenden Gelegenheit zum ersten Male, wie es scheint, in den Vordergrund gerückt worden.

Während nun die politisch-bürgerliche Aufsicht über das ganze Werk dem

1) Diese Anekdote erzählt Brandes (Lebensgeschichte II, 278), welcher 1778 ein Engagement in Mannheim angenommen hatte, und die sonderbare Erfahrung machte, daß man ihm, einem Mitgliede der Bühne, bei der Oper das Eintrittsgeld abforderte.

2) Lessings Leben, S. 382 ff.

von dem Kurfürsten zu ernennenden Kammerherrn, die ökonomische Verwaltung aber Seylern übertragen würde, sollte die Aufsicht von Seiten der Kunst und Moral der vor Kurzem ins Leben gerufenen deutschen Gesellschaft anvertraut werden. Einen ähnlichen Gedanken hatte bereits Klopstock in dem Plane einer in Wien zu errichtenden Akademie der Wissenschaften ausgesprochen, auch an dem betreffenden Orte in der deutschen Gelehrtenrepublik niedergelegt. Aus dieser Verbindung sollte das Theater sowohl, als auch die Gesellschaft nicht geringen Vortheil ziehen. Zu dem Ende mußte die letztere erstens die neu herausgekommenen Stücke lesen und prüfen, und diejenigen davon vorschlagen, die der Aufführung am würdigsten wären; zweitens über die Sprache der Schauspieler wachen, und durch ihre Erinnerungen soviel wie möglich verhindern, daß weder üble Aussprache, noch grammatische Fehler sich in dem Publikum verbreiteten. Auf diese Art könnte die Mannheimer deutsche Gesellschaft mehr auf das Publikum wirken, als je eine gewirkt zu haben sich rühmen dürfte; drittens müßte die deutsche Gesellschaft zu dieser Absicht einen Ausschuß von sechs oder sieben Mitgliedern ernennen, die von jeder Vorstellung dasjenige vor sich brächte, was einer allgemeinen Berathschlagung würdig wäre.

Auf sich selbst zurückkommend bemerkt Lessing, daß, so oft sich etwas finden würde, worüber die Gesellschaft, mit der er ohnehin in Verbindung stehe, seine Meinung verlangte, er sie gern ertheilen würde. Das sei aber auch der ganze Einfluß, den er dabei zu haben wünschte; denn eine nähere, unmittelbare Aufsicht über das Theater habe er, das wisse der Minister, gleich Anfangs verbeten. Sollte man sich gleichwohl mehr von ihm versprochen haben, als er hier zugesagt, dann müsse er sich gefallen lassen, daß man sich zu dem allem nicht gehalten glaube, was der Buchhändler Schwan außerdem ihm versprechen zu dürfen mündlich und schriftlich versichert habe. Er sehe wohl, daß es ungeachtet der großen Verheißungen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht auf nichts weiter angesehen sei, als auf eine etwanige Schadloshaltung der Reisekosten und seines Zeitverlustes; und wenn die Reisen und die verlaufene Zeit, mit der er allerdings ein wenig sparsam zu sein Ursache habe, wegfielen, er auch nichts zu erwarten befugt sei. Ja, er würde sich schämen, unter diesem Titel das Geringste anzunehmen.

Diesen Entwurf hat Lessing, wie es scheint, nach seiner Rückkehr in Wolfenbüttel in der Mitte des März 1777 aufgesetzt und nach Mannheim geschickt. Es war, als suchte man an dem Hofe zu Mannheim nach Vorwänden, um sich Lessings mit guter Art zu entledigen. So fügte man zu den bisherigen, halb und halb bereits verunglückten Anträgen einen ganz neuen hinzu, dessen Annahme bei einem Mann wie Lessing im voraus mehr als zweifelhaft war. Der Minister von Hompesch schlug ihm nämlich vor, außer den Beschäftigungen als Akademiker, die Obercuratel der Heidelberger Universität mit einem Gehalt von 2000 Gulden und dem Charakter eines Kurfürstlichen Regierungsraths zu übernehmen. Lessing wies diesen Vorschlag (vom 20. März) von der

Hand.[1]) Seinen Brief zeigte der Minister dem Kurfürsten. „Man sieht wohl, soll dieser geäußert haben, Lessingen gefällt die Pfalz nicht; man ist ihm ja so weit als möglich entgegen gegangen. Es scheint ein wunderbarer Mann zu sein, der sich gegen Niemand erklären will, man muß ihm deswegen in generalen, aber gnädigen Ausdrücken antworten." — Das that denn der Minister und that sogar noch etwas mehr; nämlich er verstand es, auf eine feine Art Lessingen um das zu bringen, was ihm der Kurfürst von freien Stücken angeboten und Lessing angenommen hatte: um die Pension von 500 Rthlr. Dies geht aus seinem Brief, an Lessing, Mannheim den 7. April 1777 hervor.[2])

„So patriotisch das Verlangen war, einen Lessing für die Pfalz auf eine dauerhafte Art zu gewinnen; so gegründet die Hoffnung sein möchte, dadurch unsern Musen ein neues Leben und unserm Nationaltheater das nöthige Ansehen und die nöthige Consistenz zu geben, damit es auf die Sitten und den Geschmack Deutschlands wirken könne: so einleuchtend ist hingegen Ihrerseits die Bedenklichkeit, Ihre dermalige günstige Lage mit einer andern zu vertauschen; und wir müssen uns schon mit dem Welschen Sprichwort verbescheiden: Chi sta bene, non si move. Indessen freuet es mich doch, daß Sie uns nicht ganz unserem Schicksale überlassen, sondern wenigstens von Zeit zu Zeit besuchen, und zur Beförderung der Wissenschaften und Künste in Mannheim das Gehörige beitragen wollen. Dieses kann und wird nicht umsonst oder zu Ihrem eigenen Nachtheil gefordert werden. Da Sie aber eine stete Pension mit Verbindlichkeit, jährlich hieher zu reisen, ausgeschlagen, und zu wünschen geschienen haben, Ihre Freiheit unbeschränkt beizubehalten; so bleibet mir nichts weiter mehr übrig, auf Ihr geehrtes Schreiben vom 20. März zu erwiedern, als Sie zu versichern, daß, so oft es Ihnen gefällig sein wird, Ihr Versprechen in Erfüllung zu bringen, Se. Kurfürstl. Durchlaucht gewiß nicht entstehen werden, Sie nicht allein schadlos zu halten, sondern auch Ihre Bemühungen auf eine Höchstderoselben und Ihrer würdige Art zu erkennen. Da nun solchergestalten die Ihnen anstößig geschienene Bedingung einer bestimmten jährlichen Reise insoweit hinwegfiele, ohne daß Sie etwas dabei verlören, so verhoffe ich, daß Ew. Wohlgeboren auch in dieser Aeußerung des Ministers die aufrichtige Gesinnung des Freundes nicht mißkennen werden."

Lessings Antwort an den Minister lautete:

„Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Aus-

1) Das Concept des Briefes, den er dem Minister darüber schrieb (bemerkt Karl Lessing), ist zu undeutlich und zu abgekürzt, als daß man seine Gründe daraus angeben könne.

2) Lessings Leben von K. Lessing I, 375. Lachmann hat ihn bei der Redaktion des Briefwechsels, im 13. Bande seiner Ausgabe, übersehen. Hier wäre er S. 580 zu stehen gekommen.

kunft über die Seylersche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte."

„Wahrlich bedürfte ich auch eines solchen Lichts recht sehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse."

„Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinanderzusetzen."

„Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein solches Kind halten: so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels Jemandem beschwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabei vorbehalten."

„Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereiset. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich ihm sagen? —"

„Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ew. Excellenz und alle anderen gewechselten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen lassen, was er will?"

„Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein; und ich besorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit so Manches von deutschem Theater geschrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Errichtung des Mannheimischen Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden: so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung derselben nicht ferner gedenken und mich dabei in Spiel bringen dürfte."

„Hie muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend versprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Sylbe, die sich Jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in der Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum alles rein heraus."

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: daß ich demohngeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts, und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können, — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

„Verzeihen Ew. Excellenz meine Freimüthigkeit." — —

Der Minister ließ darauf Lessingen durch einen Freund wissen: ob er ihm gleich auf Befehl des Kurfürsten so abschlägig schreiben müssen, so wäre doch

Seine Durchlaucht noch auf das wärmste für ihn gesinnt, und es käme nur auf ihn an, das Herz des Kurfürsten umzustimmen, das blos seine Gleichgültigkeit verstimmt hätte; wozu freilich das Geschwätz derer, die ihn nicht gern in der Pfalz sähen, das seinige beigetragen. Würde er aber nur das geringste verfertigen, entweder für die Akademie, oder für das Theater, so würde gleich alles wieder gut sein: er würde dann fordern und erhalten können, was er sich nur wünsche; und wollte er sich dann ihm, dem Minister, anvertrauen, so sollte er sehen! Es wäre nun einmal in der Pfalz so, der Kurfürst böte nicht gern an, wo er abschlägige Antwort befürchten könne.

Aus dieser Erklärung, sagt Karl Lessing, sieht man zur Genüge, daß die Gegenpartei zu viel gegen Herrn von Hompesch vermochte, und Lessing ihren Ränken immer ausgesetzt geblieben wäre, wie er sich auch dabei genommen hätte. Der Minister ließ wirklich noch durch die dritte Hand einen neuen Versuch bei Lessing machen, den dieser mit Unwillen von der Hand wies. [1])

Was die in Lessings Schreiben berührte Seyler'sche Angelegenheit betrifft, so hatte sie mit seiner einen ähnlichen Ausgang, nur daß Seyler von seiner Stellung einen besseren Nutzen zu ziehen verstand, als Lessing konnte oder wollte. Seyler nemlich, der, in Folge der an ihn ergangenen Berufung, in Dresden keinen neuen Vertrag geschlossen, kam nach Mannheim und fand alles ganz anders, als man ihm zugesagt. Den Kurfürsten hatte die Gegenpartei ganz wider seine Gesellschaft eingenommen, und niemand wollte von ihm etwas wissen. Lessing hatte ihn empfohlen, und von dessen Empfehlung, meinte sein Bruder, sollte in die Pfalz nichts kommen. Man nahm also lieber Marchands Gesellschaft, und gab dieser noch einmal so viel, als man Seylern angeboten. „Lachen Sie, schrieb Lessingen einer von seinen Freunden, Marchand erhält 18,000 Fl., damit er die dicke Amme sei, welche dem mächtigen Wiegenkinde, der deutschen Nationalbühne, womit die Pfalz so lange schwanger ging, zur Geburt helfe. Heiliger Gott! was muß man erleben! Mit Lessingen fängt man an und mit Marchand hört man auf!" [2])

Seyler wollte sich jetzt über diese ungerechte Behandlung beschweren; aber Prinzen, Minister und Räthe „hielten Wache vor dem Zimmer des Kurfürsten", dem Seyler eine Supplik zu Füßen legen wollte. Bei dieser offenbaren Mißhandlung, die ihm großen Schaden brachte, nahm Seyler zu einer List seine Zuflucht. Er ließ dem Justizminister, der ihn eben so wenig vor sich ließ, und

1) S. in der Beilage das ungedruckte Schreiben Lessings an Müller in Mannheim, vom 15. April 1777.

2) Lessings Leben S. 389. Devrient eignet in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst III, 305 dem Prinzipal Marchand das Verdienst zu, den Entschluß, ein Nationaltheater nach Josephs II. Vorbild zu errichten, in dem Kurfürsten geweckt zu haben. Aber die Art, wie Lessings hier gedacht wird, zeigt schon, daß der Verfasser die mit allen Urkunden belegte Geschichte dieser Verhandlungen in Lessings Biographie von seinem Bruder gar nicht gekannt hat.

auch seine Supplik an den Kurfürsten nicht annehmen wollte, gerade heraus sagen, wofern man ihm nicht hinlängliche Genugthuung gäbe, so wäre er entschlossen, mit Lessingen über das erlittene Unrecht gemeinschaftliche Sache zu machen, und das unbillige Verfahren des pfälzischen Hofes der ganzen Welt aufzudecken. Von Lessings Seite wäre man wohl davor sicher gewesen, sagt sein Bruder, denn er ließ seine Gegner nicht gern merken, daß ihm weh geschehen sei; man mußte aber dergleichen, nach einem Schreiben, das er an den Minister von Hompesch für Seylern ergehen lassen, doch vermuthet haben. In diesem Schreiben hatte er unter anderm gesagt: „Ich könnte meines Theils mit einem kleinen desappointement (das ist der gelindeste Name, den ich dem Betragen gegen mich geben kann) schon vorlieb nehmen; aber ich möchte nicht gern auch noch so wenig beigetragen haben, wenn es auch nur durch eine bloße Empfehlung gewesen wäre, daß ehrliche Leute in Verlegenheit gesetzt würden, wovon sich die Großen freilich keinen Begriff machen können." Kurz, Seyler erhielt zu seiner Schadloshaltung 1000 Reichsthaler. Und Lessing — Nichts. Doch nein. Lessing erhielt mit einem Billet des Ministers ein Geschenk zur Vergütung der Reisekosten und ein schön vergoldetes und mit Leder überzogenes Kästchen mit dreißig kupfernen Medaillen! [1]) . . .

Lessing hat die Veranlassung nicht gesucht, jemals öffentlich eine Silbe über dieses unwürdige Betragen von Seiten des pfälzischen Hofes fallen zu lassen. An Nicolai, welcher in einem Briefe an ihn über die von Ort zu Ort in Deutschland wandernde deutsche Nationalschaubühne seinen Spott trieb, schrieb er den 25. Mai 1777 nur so viel: „Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: So alsdann jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht! siehe, er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus! Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beigefallen wäre, so sollte ich noch nach Mannheim kommen. Dieses ist alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte."

Die Zeitungen hatten ausgesprengt, daß man in Mannheim drei Preise für das Theater ausgesetzt hätte, einen zu 300, den andern zu 80 und den dritten zu 50 Dukaten. Das wäre doch etwas, meinte Karl Lessing. Sein Bruder benahm ihm bald diesen Wahn. „Mit einem deutschen Nationaltheater, schrieb er den 25. Mai, ist es lauter Wind, und wenigstens hat man in Mannheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutsches Nationaltheater daselbst ein Theater sei, auf welchem lauter geborene

---

1) Es war eine Folge von Münzen, die mit dem ersten Pfalzgrafen der baierischen Herzoge, Ludwig, anfing und bis auf den damaligen Kurfürsten, Karl Theodor, ging, welcher diese Münzen durch seinen Graveur Schäfer, den Sohn, 1758 hatte schneiden lassen. Karl Lessing erklärt sie für das Meisterstück dieses Künstlers.

Pfälzer agirten. An das, ohne welches wir gar keine Schauspieler hätten, ist gar nicht gedacht worden. Auch die Schauspieler selbst halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf lebenslang reichlichen Unterhalt verspricht. Stücke, die zu spielen sind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl ist mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen lasse, so oft es mir gefällt!"

Bei dem Aufsehen, welches die Sache in Deutschland machte, fehlte es indeß nicht an Stimmen, welche das Mißlingen des pfälzischen Unternehmens zum Theil auf Lessing schieben mochten, als wenn er den Verhältnissen und Personen zu wenig Spielraum gestattet hätte. Selbst Wieland und Merck schienen so zu urtheilen. Wieland hatte um die Zeit, da Lessing von Mannheim zurückgekehrt war, sein Singspiel Rosemunde, mit der Musik von Schweizer, für die kurfürstliche Oper zu Mannheim geschrieben, und nahm die von Seiten des Ministers von Hompesch an ihn ergangene Einladung, zur Aufführung seines Singspiels, welche im neuen Jahre stattfinden sollte, nach Mannheim zu kommen, sehr gern an. „Nach Mannheim geh' ich, schrieb er an Merck aus Weimar den 22. September 1777, das ist beschlossen — — und ich glaube, Sie weissagen sehr richtig, daß es mir dort besser gehen wird, als dem Freund Lessing mit seinem Weberbaum. Ich pflege keine dergleichen Wehr und Waffen zu führen, wie Sie wissen — und wenn ein Mensch ist, der jedes Ding in seiner Individualität nimmt, so bin ichs. Es war freilich auch nicht immer so mit mir." Es wird niemand Wunder nehmen, daß Wieland, der jederzeit „mit allen Arten von Menschen, Thieren und Geziefern sich ganz gut vertragen können" — Wieland, und nicht Lessing war! — Und dennoch weiset derselbe Wieland das ihm von Merck bei dieser Gelegenheit gestellte Ansinnen, Weimar mit Mannheim zu vertauschen, und „dieses rauhe Land, wo kein Wein wächst, das Wasser nichts taugt und Eurus und Boreas sich acht Monate vom Jahre so unnütz machen als möglich, zu verlassen" — halb im Ernste, halb scherzend von der Hand; „auch er ziehe seine glückliche Obscurität in Weimar bei weitem dem mare infidum von Mannheim vor, wo, wenn sich ein paar Augen geschlossen haben sollten, ungleich mehr zu riskiren sei, als in Weimar". Ganz so, wie Lessings Frau vom Hofe in Mannheim geurtheilt hat!

Vielleicht, daß dieser erste und verunglückte Versuch, in Mannheim eine Nationalschaubühne zu gründen, dennoch nicht umsonst gemacht wurde, vielleicht, daß die mehrere Jahre später (1779) unter der Leitung des Freiherrn von Dalberg so glänzend durchgeführte Unternehmung, welche schon durch Schillers Mitwirkung, gerade in dem Todesjahre Lessings, ein bleibendes Andenken behält, vor dem Schicksale der früheren durch die noch frischen Erfahrungen des Jahres 1775 gesichert ward! So war es auch bei dem Theater in Hamburg. Wo Lessing gejätet und gesäet hat, sollten Andere ernten. —

In dieselbe Zeit fallen auch des Kaisers Joseph II. Reformen des deutschen Theaters in Wien, deren Geschichte, so gut wie die des Theaters in Mannheim,

auf eine, wenn auch nur indirecte, Theilnahme Lessings zurückführt. Der Kaiser hatte schon nach Beendigung des Carnevals 1776 den Entschluß gefaßt, die „Kunstpächterei" gänzlich aufzuheben, und die deutsche Bühne unter den directen Schutz der Krone zu nehmen. War es doch die bisherige precäre Stellung des Theaters unter einem nach Willkür verfahrenden Impressario, welche Lessing mehre Jahre vorher gegen jede Anstellung an dem Wiener Theater mit unüberwindlicher Abneigung erfüllt hatte. So entstand das Nationaltheater (das Theater an der Burg), welches den ursprünglichen Gedanken der Hamburgischen Unternehmung zehn Jahre früher glänzender, als vielleicht zu hoffen war, zur Ausführung brachte. Joseph II. sandte gleich anfangs den Schauspieler Müller[1]) auf eine Rundreise durch Deutschland, um die besten Talente zu gewinnen, anderer Einrichtungen zu geschweigen, welche das Werk den Absichten des hochherzigen Stifters nähern sollten. Müller, welcher schon einmal i. J. 1774 Lessing besucht hatte (XIII, 506. XII, 415), hätte geglaubt, den Zweck seiner Reise im Sinne des Kaisers zu verfehlen, wenn er nicht Lessings Rath und Vorschläge einholte. Er begab sich also zu ihm nach Wolfenbüttel und berichtete bald darauf vor dem Publikum über die von ihm empfangenen Anregungen und Ideen. Sie betrafen vor allem die Gründung einer Theaterpflanzschule.[2])

„Jede Kunst — sagte er — muß eine Schule haben, in der frühesten Jugend durch gute Grundsätze vorbereitet und geleitet werden. Nur dadurch, durch eifriges Studiren und mühsamen Schweiß erwirbt sich der darin gebildete Schauspieler das Recht auf die Achtung und Ehre seiner Zeitgenossen. — Durch Jahrtausende hat es die Erfahrung bewiesen, daß die erste Grundlage der Erziehung den Charakter des Menschen für die Zukunft bestimmt. Diese Eindrücke sind unvertilgbar und ihr Einfluß wirkt durchs ganze Leben. Alle Empfindungen, Leidenschaften, Neigungen und Fähigkeiten müssen in ihrem ersten Keime geleitet werden, wo das weiche, unbefangene Herz noch jeder Biegung gehorcht. So zweifellos dieser Satz in Ansehung der moralischen Bildung ist, ebenso gewiß ist er es auch in Rücksicht auf die Bildung eines jeden Künstlers; und da durch eine zweckmäßig eingerichtete Theaterpflanzschule beide Arten erzielt werden können, so ist der unschätzbare Nutzen eines solchen Institutes offenbar und einleuchtend bewiesen."

„Wäre der Endzweck des Schauspieles auch blos das Vergnügen des Volks, so ist es schon aus diesem Grunde wichtig, dem Volke seine Unterhaltung nicht durch Idioten und sittenlose Menschen vortragen zu lassen, für welche es, außer den Stunden der Geisteserholung, keine besondere Achtung

1) J. H. F. Müller, vgl. über ihn die Chronologie des deutschen Theaters, S. 385 (das Register).

2) Müller hat von dieser Reise Rechenschaft gegeben in seiner Geschichte und Tagebuch der Wiener Schaubühne, Wien 1776; ich kenne nur die von E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II, 324, mitgetheilten Auszüge. Ueber ihn als Schauspieldichter vgl. Gervinus V, 391.

haben kann. Allein die Schaubühne ist etwas mehr, kann und soll etwas mehr sein, und ihr edler Zweck wird durch unedle, nicht nach Grundsätzen dazu erzogene Mitglieder ebenso vereitelt, als die Wirkung der besten Kanzelrede durch die tadelhaften Sitten des Redners. Beide gleichen einer Uhr, die gut schlägt, aber unrichtig zeigt." So ungefähr Lessing.

Was dem Schauspielerstande künstlerisch und sittlich helfen konnte (setzt E. Devrient hinzu), ist hier klar und einfach ausgesprochen. Die allgemein theatralische Bewegung dieser Epoche, die durch des Kaisers Beispiel erregte Theilnahme der Fürsten, Alles ließ hoffen, daß man sich der Schauspielkunst gründlich annehmen, die Schmach der Unbildung und Depravation aus einem Stande tilgen werde, der, trotz dieser Hindernisse, binnen kaum fünfzig Jahren so enorme Fortschritte gemacht, die Anerkennung aller Stände erzwungen und die innige, thätige Liebe des größten Mannes seiner Zeit, Lessings, sich erhalten hatte.

Der weitere Verlauf der Unternehmung, wie derselbe Schriftsteller ihn erzählt, gehört nicht hierher. Lessings Anregung zu einer Theaterpflanzschule wurde zwar vom Kaiser in weitere Erwägung gezogen; er ließ Gutachten von Weiße und Engel darüber einholen und bewilligte dem Schauspieler Müller das Theater am Kärnthner Thor, wo dieser am 15. Juli 1779 die erste Vorstellung mit Kindern gab. Doch öffentliche Darstellungen mit dressirten Kindern, wie sie in neuester Zeit aus Privatspeculation hervorgingen, lagen nicht in Lessings Gedanken einer Theaterpflanzschule, und Müllers Anstalt, obwohl sie eine Zeitlang die Aufmerksamkeit auf sich zog, hatte so wenig Dauer und Nutzen, als jener verfehlte Versuch, der in Mannheim mit einer Theaterschule gemacht worden war.[1])

Achtes Kapitel.

Abgesehen von jener Episode in Mannheim, welche für Lessing nur reich an Verdruß, wenn auch zugleich an Gewinn für Kenntniß der Höfe und der Menschen war, kann das Jahr 1777 als das ruhigste und glücklichste seines Lebens bezeichnet werden. Das war im Wesentlichen die wohlthätige Wirkung seiner Ehe mit einer Frau, deren Erscheinung bei denen, welche damals Lessings Haus betraten, Bewunderung und Liebe hervorrief. Wir haben ein Zeugniß dafür aus der Feder von Ludwig Timotheus Spittler, auf welchen ausgezeichneten Geschichtsschreiber Lessing nicht ohne Einfluß gewesen ist. Spittler arbeitete im Frühjahr 1777 als junger fünfundzwanzigjähriger Magister

1) Ed. Devrient a. a. O. II, 407.

einige Wochen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel und besuchte täglich Lessings Haus. Er gefiel Lessingen wegen seiner Gelehrsamkeit und Bescheidenheit so wohl, daß er ihm, als er von Wolfenbüttel nach Berlin abging, ein Briefchen an seinen Bruder (vom 23. April) mitgab, worin er ihn auf das Beste empfahl. Spittler also schrieb, nachdem er Wolfenbüttel wieder verlassen, an Meusel in Erfurt [1]): „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen, und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen eben so völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmer mehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Der wohlthätige Einfluß dieser mit solcher Begeisterung geschilderten Vorzüge auf Lessing entging seinem ältesten und würdigsten Freunde, Moses Mendelssohn, nicht. Dieser verweilte im November desselben Jahres auf der Rückreise von Pyrmont einige Wochen in Hannover und lud Lessingen dahin ein, um mit ihm die Leibniz'schen Papiere zu durchsuchen. Er kündigte ihm gleichzeitig seinen nahen Besuch an. „Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, schrieb er den 11. November. Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keines so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigern, zufriedenern Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken; mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser besseren Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am Meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre? —"

---

1) Historische und literarische Unterhaltungen von Meusel. Coburg 1818. S. 262.

Mendelssohns Besuch verzögerte sich bis gegen das Ende des Jahres. Es war verabredet, daß er Lessings ältesten Stiefsohn (Friedrich König) — einen jungen Menschen von neunzehn Jahren, der die größte Neigung, Soldat zu werden, hatte und sich den preußischen Dienst in der Nähe besehen wollte, — in seinem Wagen mit nach Berlin nehmen würde. Dies geschah.

Nicht lange darauf wurde Lessings Gattin von einem Sohne entbunden. Lessing schien den höchsten Gipfel seines Glückes erstiegen zu haben — ach, nur um so tiefer von demselben herabzustürzen! Er verlor noch an dem nämlichen Tage diesen Sohn und bald darauf die Mutter. Die Briefe, welche Lessing in dieser für ihn so schrecklichen Epoche theils an Eschenburg, theils an seinen Bruder ergehen ließ, sind um so erschütternder, je mehr er den Schmerz hinter dem Ausdrucke kalter Resignation zurückhält.

(An Eschenburg, den 3. Januar 1778.) „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. — War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? — War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

(An Karl Lessing, den 5. Januar 1778.) „Bedaure mich, daß ich dasmal so eine gültige Ursache habe, Dir während der Zeit, da Du so viel Güte für meinen Stiefsohn hast, noch nicht geschrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert haben würde. Sie war entbunden und machte mich zum Vater eines recht hübschen Jungen, der gesund und munter war. Er blieb es aber nur zwanzig Stunden und ward hernach das Opfer der grausamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder versprach er sich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn so gewaltsam einlud, und schlich sich von selbst wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater gewesen bin. Die Freude war so kurz, und die Betrübniß ward von der größten Besorgniß so überschrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verstand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur sauer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Endlich hatte sich die Krankheit auf einmal umgeschlagen, und seit drei Tagen habe ich die zuverlässige Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Um-

gang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird."

(An Eschenburg, den 7. Januar.) „Ich kann mich nicht erinnern, was für ein tragischer Brief das gewesen sein kann, den ich Ihnen soll geschrieben haben. Ich schäme mich recht herzlich, wenn er das geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern vielmehr Leichtsinn mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt. Meine Freunde müssen mich nun ferner schon so dulden, wie ich bin."

„Die Hoffnung zur Besserung meiner Frau ist seit einigen Tagen wieder sehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen."

Gerade jetzt erhielt Lessing durch Eschenburg von Gözens erstem Angriff auf ihn Kenntniß. Er dankt ihm dafür. „Diese Materien sind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerstreuen können," schreibt er.

(An Eschenburg, den 10. Januar.) „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde Beileides versichert halten darf."

(An Karl Lessing, den 12. Januar.) „Zu was für einen traurigen Boten an meinen Stiefsohn muß ich Dich machen! — Und gleichwohl weiß ich, daß Dein gutes Bruderherz selbst nöthig haben dürfte, vorbereitet zu werden. — Seine gute Mutter, meine Frau, ist todt. Wenn Du sie gekannt hättest! — Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat; so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"

An dem Morgen des Tages, da Lessing dieses schrieb, war seine Frau begraben worden. —

Lessing theilte sich jetzt zwischen seine theologischen Streitigkeiten, welche den Rest seines Lebens größtentheils ausfüllten, und die väterliche Sorge für seine Stiefkinder, deren Erziehung ihm nun anheim fiel. Er schloß sich von nun ab noch mehr gegen die Außenwelt ab, und öffnete sein Inneres nur noch sehr wenigen Freunden. Am meisten schien er sich zu Elise Reimarus hingezogen zu fühlen. Diese edle Menschenfreundin, welche mit dem männlichen Geiste und Verstande, der sie zur Freundin Lessings und F. H. Jacobi's machte, jenen einfachen Sinn verband, womit sie für Campe Kindergespräche schrieb, befürchtete nach dem schweren Unglück, das Lessing betroffen, er würde in Wolfenbüttel nicht aushalten oder gar in Folge der Herausgabe der Fragmente von seiner Stelle entlassen werden. Aber vor dem einen wie dem andern bewahrte ihn sein Muth, wie seine Klugheit. — „Machen Sie sich, meine beste Freundin (schrieb er ihr den 2. August 1778),

meinetwegen nicht den geringsten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortsetzung meines Streites unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig ist, welche Wendung mein Schicksal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit so armseligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern."

Zuweilen nur erhielt die Einsamkeit, welcher Lessing sich hingab, und die Sorgen, welche die väterlichen Pflichten gegen seine Stiefkinder ihm auflegten, die Oberhand; denn um auch nur den entferntesten Schein zu vermeiden, als zöge er aus dem Vermögen seiner Frau zum Nachtheil der Kinder Vortheile, ein Gedanke, der gewiß niemanden außer ihm einkam, ihm aber unerträglich ward, brachte er den Verhältnissen Opfer. Sein Bruder in Berlin mußte gegen das Ende dieses Jahres eine Summe von einigen hundert Thalern, welche ihm ein Jude mit uneigennütziger Bereitwilligkeit vorschoß, aufnehmen [1]), und diese wurden durch das für Nathan den Weisen eingehende Honorar gedeckt. Von diesen beengenden Verhältnissen läßt Lessing in seinem Briefe an Elise vom 9. August einiges durchschimmern. „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrüßlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, als andre Menschen! Wie oft wünsche ich, mit Eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszuharren, der mir längst zur Last geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche einst mit den Zähnen und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wetter wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!"

Einige Zeit darauf, im September, machte Lessing in Angelegenheiten seiner

1) In dem Briefe vom 9. December (XIII, 616) theilt Karl Lessing den Dialog, den er darüber mit dem Juden W.... hatte, wörtlich mit. In Lessings Antwort XII, 519, sind die Anfangsbuchstaben M. W. angegeben. Ich lese: Moses Wessely, der vorübergehend in Berlin war. Der Verleiher erbot sich von selbst, das Geld vorzuschießen: „Ich bin in Kurzem wieder in Hamburg, und möchte gern einen Brief von ihm haben," sagte er. „Wenn er Ihnen aber nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" — „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden?" — Diese witzige Wendung verräth einen alten Freund.

Stiefkinder eine Reise nach Hamburg. Er war anfangs entschlossen, nicht länger als acht oder zehn Tage da zu bleiben. Aber er hatte seine Stieftochter, Malchen, mitgenommen, und diese wurde gefährlich krank. Dies hielt ihn bis in die sechste Woche auf, daß er erst am 18. October wieder in Wolfenbüttel eintraf. Während dieses Aufenthaltes war es, daß Lessing die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze" niederschrieb und nach der Rückkehr zum Druck an Voß in Berlin abschickte.

Elise war die einzige ihres Hauses, welche Lessingen wegen der Herausgabe der Fragmente ihres Vaters von ihrer Freundschaft und Hochachtung nichts entzog [1]), während der Arzt, ihr Bruder, ihm entschiedene Kälte zeigte. Lessing besorgte schon im voraus, daß er seine Besuche in dem Hause Reimarus mehr „nach der Klugheit, als nach seiner Neigung" werde einrichten müssen. Es kränkte ihn auch nicht wenig, als im nächsten Jahre der Sohn des Doctor Reimarus, Elisens Neffe, in Braunschweig und Wolfenbüttel war, ohne sich mit einer Silbe nach ihm zu erkundigen, geschweige daß er ihn sollte besucht haben. Er beklagte sich bitter darüber gegen Elisen (XII, 536). „Gewisse Leute sagen, er habe mit allem Fleiße einen Mann nicht besuchen wollen, der so viel Schande auf seinen seligen Großvater gebracht habe. Es mag sehr nützlich sein, seinen christlichen guten Geruch lauter und rein zu erhalten, ob man aber in der Sorgfalt dafür auch nicht zu weit gehen könne, gebe ich der Tochter dieses seines Großvaters zu bedenken, die mich mit andern Augen ansieht, wenn sie ihre Briefe nicht eben so will geschrieben haben, als dieser Großvater sein letztes und bestes Werk geschrieben haben soll..."

Seit dem Tode seiner Frau bemerkte man eine auffallende Veränderung in Lessings physischer und geistiger Erscheinung, welche sich in einer gewissen Schwere und Schlafsucht äußerte. In den heitersten Zirkeln seiner Freunde, wenn diese Abends um ihn her laut wurden, überfiel ihn ein unüberwindlicher Trieb zum Schlummer, aus dem er sich endlich, angeregt oder von selbst, gewöhnlich mit der Frage: „Nun, was giebt's?" wieder aufraffte. In Hamburg fiel dies schon auf; es besserte sich jedoch in Folge des wohlthätigen Wechsels wieder so weit, daß er nach der Rückkehr an Elisen, den 16. December, schrieb: „Meine Schlafsucht hat sich ganz verloren, und wenn Sie sie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden, so habe ich von Glück zu sagen." Nichtsdestoweniger war seine Gesundheit erschüttert,

1) Eine, nur allzukurze, Lebensnachricht und Charakteristik Elisens von K. Sieveking (dem vor einigen Jahren verstorbenen Syndikus der Stadt Hamburg), steht in der neuen Ausgabe von M. Mendelssohns gesammelten Schriften V, 691. Sie wurde geboren den 22. Januar 1735. „Eine Sammlung von Briefen, welche sich in dem Nachlaß des Kammerherrn von Hennings, eines Schwagers ihres Bruders, gefunden, würde vielleicht über den äußerlich stillen Gang ihres Lebens einige Aufklärung geben. Elise Reimarus erreichte in single blessedness das 70. Jahr..." Es ist sehr zu wünschen, daß eine fromme Hand der trefflichen Frau denselben Dienst erweise, wie es von Lappenberg für Goethe's „schöne Seele" geschehen ist.

seine Lebenslust gebrochen. Seine Briefe aus dieser Zeit tragen den Ausdruck von Krankheit und Ermattung. Den Sommer 1779 war er häufig bettlägerig. Dieser Zustand verschlimmerte sich im Winter. Er klagt seinem Bruder vom 25. Februar 1780: „Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich aber alle an dem Gebrauche meiner Seelenkräfte hindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug, denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja; so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!"

Sein Zustand besserte sich während des Sommers 1780 nicht wesentlich. Die Krankheit eines Andern ergriff ihn schmerzlich, indem sie ihn an sich selbst erinnerte. „Ich weiß nicht, schrieb er an Elisen vom 22. Juni, welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn sie mich so nahe auch nicht angehen. Denn selbst bin ich doch eben auch nicht krank; sondern blos nicht gesund. Ich habe ein schlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick ist es wieder da."

Neuntes Kapitel.

In diesen Zeitpunkt fällt der vielbesprochene Besuch des Philosophen F. H. Jacobi bei Lessing, von dessen Wichtigkeit für die Kenntniß von Lessings Philosophie ich schon gehandelt habe. Was sich daran für Lessing sonst Charakteristisches knüpft, hole ich hier nach. Ich lasse Jacobi reden.[1]) „Immer (beginnt er) hatte ich den großen Mann verehrt; aber die Begierde, näher mit ihm bekannt zu werden, hatte sich erst seit seinen theologischen Streitigkeiten, und nachdem ich die Parabel gelesen, lebhafter in mir geregt. Mein günstiges Schicksal gab, daß ihn Allwill interessirte, daß er mir durch Reisende manche freundliche Botschaft sandte, und endlich im Jahre 1779 an mich schrieb. (Es waren die Zeilen vom 18. Mai 1779 bei Uebersendung des Nathan.) Ich antwortete ihm (aus Pempelfort den 20. August), daß ich im folgenden Frühjahr eine Reise vorhätte, die mich über Wolfenbüttel führen sollte."

Die Reise kam, wiewohl ein wenig später, als Jacobi beabsichtigte, zu Stande. Er zeigte Lessingen vom 1. Juni 1780 seine baldige Erscheinung an, und lud ihn ein, ihn auf eine Reise zu begleiten, die sie nach Berlin führen sollte. Lessing erhielt dieses Schreiben den 12. und forderte ihn auf, einige

1) Jacobi's Werke IV, 1. Abtheilung S. 50.

Tage in seinem Hause auszuruhen. Sein Wunsch wäre es, eine weitere Reise mit ihm zu machen, doch könne er dies zur Zeit noch nicht bestimmen. Daß Jacobi den Gegenstand ihrer Gespräche in voraus bestimmen wollte, war ungewöhnlich. Lessing antwortete darauf weiter nichts, als: „Unsere Gespräche würden sich zwar wohl von selbst gefunden haben. Aber es war doch gut, mir einen Fingerzeig zu geben, von wannen wir am besten ausgehen könnten."

Den 5. Juli Nachmittags traf Jacobi bei Lessing in Wolfenbüttel ein, und sogleich stürzte er sich in die Fragen, welche seinen Geist damals so beschäftigten. Seine Schwester Helene war zugegen; nachher kam Wolke, der Sprachforscher und Pädagog, dazu, ohne daß Lessing seine Rede unterbrach oder veränderte. [1])

„Wir sprachen noch an demselbigen Tage über viele wichtige Dinge; auch von Personen, moralischen und unmoralischen, Atheisten, Theisten und Christen."

„Den folgenden Morgen kam Lessing in mein Zimmer, da ich mit einigen Briefen, die ich zu schreiben hatte, noch nicht fertig war. Ich reichte ihm Verschiedenes aus meiner Brieftasche, daß er sich unterdessen die Zeit damit vertriebe. Beim Zurückgeben fragte er, ob ich nicht noch mehr hätte, das er lesen dürfte. Doch! sagte ich (ich war im Begriff zu siegeln); hier ist noch ein Gedicht; — Sie haben so manches Aergerniß gegebdn, so mögen Sie auch wohl einmal eines nehmen." (Dies hieß Lessingen schlecht kennen!) — Das Gedicht war „Prometheus" von Goethe, d. h. der Monolog, womit der dritte Act des 1773 verfaßten dramatischen Fragmentes abschließt. [2])

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst —

Damals kannte Niemand die dramatische Beziehung und Bedeutung dieses Monologs, und dies steigerte den Sinn desselben zum Räthselhaften.

Lessing las das Gedicht und sagte, indem er es zurückgab: „Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand."

„Sie kennen das Gedicht?"

„Das Gedicht habe ich nie gelesen, aber ich finde es gut." [3])

„In seiner Art ich auch; sonst hätte ich Ihnen es nicht gezeigt."

„Ich meine es anders," versetzte Lessing. . . . . Nun entspann sich die bekannte Erörterung über Pantheismus, Determinismus, Spinozismus und was damit zusammenhängt, deren Ergebniß für die Kenntniß von Lessings

1) Jacobi's Werke IV, 2. S. 177.

2) Goethe's Werke XXXIII, 262.

3) Gegen Mendelssohn, welcher in dem Streite gegen Jacobi von „schlechten Versen" sprach, bemerkte ihm dieser (a. a. O. S. 215): „Lessing hat nicht allein mehrgedachte „schlechte" Verse gut befunden, sondern sie öfter wieder begehrt, sie ein Gedicht genannt, das Gedicht gelobt und — sogar bewundert. Noch an dem Morgen unsers Abschiedes zu Halberstadt beim Frühstücke, da auf schlechte Verse die Rede kam, forderte Lessing den Prometheus mir noch einmal ab — lobte und bewunderte den echten lebendigen Geist des Alterthums, nach Form und Inhalt, darin von Neuem."

philosophischem und religiösem Standpunkt keinen Abschluß gewähren kann. Jacobi hat den Inhalt dieser Unterredungen mehrere Tage aus dem Gedächtniß zusammengedrängt. Dabei berechtigt uns sein eigenes Geständniß zu der Annahme, daß wir Lessings Auslassungen nicht direct und nur von der einen Seite erfahren haben [1]), nämlich von Seiten seines sogenannten Spinozismus, indem nur diese dem lebhaft von einem Vorurtheile eingenommenen Jacobi im Gedächtniß blieb; erst, wenn man auch alle übrigen Aussprüche, wodurch jene bedingt und näher bestimmt würden, vor sich hätte, hätte man den wahren und vollständigen Lessing.

Aus seiner Mitreise nach Hamburg wurde indeß nichts. „Lessing wollte mich überreden, sagt Jacobi, ohne ihn nach Berlin zu reisen, und wurde alle Tage dringender. Sein Hauptbewegungsgrund war Mendelssohn, den er unter seinen Freunden am höchsten schätzte. Er wünschte sehnlich, daß ich ihn möchte persönlich kennen lernen."

Lessing begleitete Jacobi nach Braunschweig und es fügte sich, daß sie den Abend, ohne Abschied zu nehmen, auseinander kamen. Lessing schrieb ihm noch ein Billet, worin er die Erwartung aussprach, ihn in einiger Zeit wieder zu sehen, sowie den Wunsch und die Absicht, mit ihm weiter zu reisen. — „An dem Tage, da ich mich von Lessing trennte (es war den 10. Juli), um meine Reise nach Hamburg fortzusetzen (erzählt Jacobi), wurde über alle diese Gegenstände noch viel und ernstlich geredet. — — Ich gab Lessingen drei Schriften des Philosophen Hemsterhuis (von dem er, außer dem Briefe über die Bildhauerei, nichts kannte): Lettres sur l'homme et ses rapports; Sophile; und Aristée. Den Aristée, den ich zu Münster bei meiner Durchreise erst erhalten und noch nicht gelesen hatte, ließ ich ihm ungern; aber Lessings Verlangen war zu groß."

„Von eben diesem Aristée fand ich Lessing bei meiner Zurückkunft (im August) ganz bezaubert, so daß er entschlossen war, ihn selbst zu übersetzen." — Den Aufsatz des Hemsterhuis, Sur les désirs, hatte Lessing damals noch nicht gelesen, und Jacobi mußte, um sein großes Verlangen nach dieser Schrift zu befriedigen, bei seinem ersten Aufenthalt in Wolfenbüttel danach schreiben.

---

1) A. a. O. 89. „Was ich erzählt habe, ist nicht der zehnte Theil von dem, was ich hätte erzählen können, wenn mir mein Gedächtniß, in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks, genug hätte beistehen wollen." Aber wie viel liegt bei solchen Gegenständen in dem Munde eines Lessing an Einkleidung und Ausdruck! Ferner: „Da ich einmal ganz entschieden wußte: Lessing glaubt keine von der Welt unterschiedene Ursache der Dinge, oder Lessing ist ein Spinozist — so drückte, was er nachher darüber nur auf diese oder jene neue Weise sagte, sich mir nicht tiefer ein, als andere Dinge. Seine Worte behalten zu wollen, konnte mir nicht einfallen; und daß Lessing ein Spinozist war, schien mir sehr begreiflich. Hätte er das Gegentheil behauptet, worauf meine Wißbegierde gespannt war, so würde ich sehr wahrscheinlich von jedem bedeutenden Worte noch Rechenschaft zu geben wissen." (Fast sollte man das Gegentheil erwartet haben.)

Sie kam an, als Jacobi eben weg war. „Lessing schrieb mir, seine ungeduldige Neugier hätte ihm keinen Frieden gelassen, bis er das Couvert erbrochen hätte, und er schickte mir den übrigen Inhalt nach Kassel. Von der Schrift selbst, die ihm ungemeines Vergnügen machte, versprach Lessing künftig ein Mehreres." Er war noch in seinem letzten Briefe an Jacobi vom 4. December 1780 dieses Versprechens eingedenk, fand sich aber schon zu abgespannt, um ihm nachzukommen. Er begnügte sich mit der allgemeinen Bemerkung, wonach dieses System von der Liebe, seiner Meinung nach, eigentlich nichts erkläre, sondern nur, mit den Annalisten zu sprechen, die Substitution einer Formel für die andere zu sein scheine, wodurch er eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufschlusse näher komme.

Als Jacobi auf der Rückkehr, in Gesellschaft seines Bruders Georg, Lessing wieder besuchte, begleitete sie dieser nach Halberstadt, wo er einige Tage nicht unangenehm zubrachte. Hier klang der Inhalt ihrer früheren Gespräche über den Pantheismus bei Lessing in bedeutungsvollen Anspielungen nach, welche den Anderen sehr auffallend und räthselhaft waren. So, als, während sie zu Tische saßen, unversehens ein Regen kam und Gleim es bedauerte, weil sie nach Tische in seinen Garten sollten, sagte Lessing, der neben Jacobi saß: „Jacobi, Sie wissen, das thue ich vielleicht." „Oder ich", antwortete Jacobi. Gleim sah sie etwas verwundert an, aber ohne weiter nachzufragen.

In Gleims Gartenhause (das erzählt Jacobi noch), unter einem Wahlspruche von ihm, schrieb Lessing sein *Ἓν καὶ πᾶν*.

Hier muß ich eines Briefes gedenken, den Jacobi nicht lange nach Lessings Tode an Elise Reimarus (den 15. März 1781) schrieb und worin eine gewisse Stelle zu Mißverständnissen über Lessings damaliges Wesen verführt hat. Jacobi spricht da von einem „heimlichen Gram", der viel zu Lessings Tode beigetragen haben möge.[1]) „Es lag eine gewaltige Schwermuth auf ihm, und ich werde nie an den Morgen vergessen, den ich auf meiner Zurückreise mit ihm zubrachte. Erst disputirten wir; ich widerlegte einige seiner Behauptungen so nachdrücklich, daß er nicht weiter konnte. Sein Gesicht wurde entsetzlich; ich habe nie so ein Gesicht gesehen. Aber bald darauf wurde er weich, und je länger, je vertraulicher. Er klagte mir, daß ihn alles verließe. Selbst eine gewisse Person, die ihm seit Jahren mit der innigsten Freundschaft zugethan gewesen, und von der er gewiß wäre, daß sie ihm sogar ihre Hand nicht versagt haben würde, auch diese entferne sich jetzt von ihm. — Er ließ mich von fern argwöhnen, seine verstorbene Frau habe ihm auf dem Todtenbette Vorwürfe gemacht, daß er sie mit unglücklichen Meinungen angesteckt habe. So etwas wäre entsetzlich, und verböte ihm, an Ehe, an Kinder, an Liebe zu denken.[2]) Was ich hierauf erwiderte, können Sie sich ungefähr

1) F. H. Jacobi. Auserlesener Briefwechsel I, S. 318.

2) Aus diesen, gewiß sehr bedeutungsvollen, Aeußerungen schließt ein berühmter Theo-

vorstellen. Vornehmlich suchte ich ihn zu bereden, zu mir nach Düsseldorf zu kommen, wo er vor allen „Gläubigen" ziemlich sicher sein würde. Die Schilderung, die ich ihm von seiner Lage unter uns machte, gefiel ihm und schien ihn zu rühren, und wäre er mit seinen Auszügen für die Kirchengeschichte fertig gewesen, ich glaube, ich hätte ihn entführt."

Was befremden muß: gerade in dieser Zeit, da Lessing seinen Kräften so wenig zutraute, unter dem 9. August 1780, machte er mit der Hamburgischen Theaterdirection einen Vertrag, ihr von zwei neuen Schauspielen, die er jährlich zu verfertigen versprach (ob ihm gleich, nach Karl Lessings Bemerkung, die Fortsetzung seines theologischen Streits schon alle Hände voll zu thun gab), den alleinigen Gebrauch auf sechs Monate zu lassen. Sie stipulirte ihm fünfzig Louisd'ors für jedes Schauspiel. Dieser Kontrakt hieß indeß im Grunde nichts mehr, als ein Versprechen, dem Hamburgischen Publikum seine Stücke eher zukommen zu lassen, als jedem andern. Die Zeit der Verfertigung blieb immer in seiner Willkür, da er nicht nach Maßgabe der Zeit, sondern für jedes Stück bezahlt werden sollte. Daß es ihm übrigens mit diesem Versprechen Ernst war, zeigen Lessings letzte Briefe an Elise Reimarus.

Am 15. November schrieb er, er sei noch nicht mit sich einig, ob das nächste Stück eine Komödie oder Tragödie werden solle, und zu Ende des nächsten Monats (18. December): endlich sei es entschieden worden, „daß der Kerl das Mensch haben solle".[1])

Im October reiste Lessing nach Hamburg. Es war seine letzte größere Reise, und der Aufenthalt an diesem Orte, unter Freunden, die ihn verstanden, verfehlte auch diesmal seine Wirkung nicht ganz. „Jetzt ist Lessing hier, heißt es in einem Briefe von Elise Reimarus an Nicolai den 21. October, und sei es, daß der Umgang mit lebendigen Freunden ihm doch besser bekommt, als der mit der Todten (die Bibliothek nennt sie so), oder selbst der Streit mit Feinden — er ist fast ganz der Alte. Was das sagen will, brauche ich Ihnen nicht zu erklären."[2]) — Aber kaum war Lessing wieder zu Hause, so war dieser Schein von einer Besserung wieder verschwunden. Sein erster Brief an Elisen bald nach seiner Zurückkunft, in lauter abgerissenen Sätzen, zeigt uns den Mann, wie er mit aller Anstrengung seiner Willenskraft gegen sich selbst ankämpft, aber doch schon den Muth und die Hoffnung der Genesung verloren hat:

---

log der Gegenwart in einer etwas geheimnißvollen Weise, daß Lessing *einen Pfahl im Fleische gehabt.* Aber wo dieser Pfahl Lessingen im Fleische gesessen, ist kein Geheimniß; es ist hier auf allen Blättern zu lesen. — Ob Jacobi Lessingen in Bezug auf seine verstorbene Frau richtig verstanden, bleibt dahingestellt.

1) Anspielung auf die Definition, die der jüdische Mathematiker Abraham Cassel in Berlin von dem Unterschiede der Tragödie und Komödie einst Lessingen gegenüber aufstellte. Schummel, Breslauer Almanach S. 358.

2) Handschriftlich, in Danzels Papieren.

„So sehr ich nach Hause geeilt: so ungern bin ich angekommen. Denn das erste, was ich fand, war ich selbst.“

„Und mit diesem Unwillen gegen mich selbst soll ich anfangen, gesund zu sein und zu arbeiten?“

„Freilich! höre ich meine Freunde mir nachrufen, denn ein Mann wie Sie kann alles, was er will.“

„Aber, liebe Freunde, wenn das nur etwas anders hieße, als: kann alles, was er kann. Und ob ich dieses Können jemals wieder fühlen werde: das ist die Frage.“

„Was taugt zwar unversucht? — Nun denn, meine liebe Freundin, weil Sie mir es auch rathen: so sei es.“

„Ich werde Ihnen von meinem Befinden von acht zu acht Tagen sehr regelmäßig Nachricht geben. Und wenn ich das thue, nicht wahr: so ist mir schon halb geholfen?“

Er empfiehlt sich dem gesammten Reimarus'schen und Campe'schen Hause und schließt: „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft nur einen Einzigen hier hätte!“

Noch einmal zu Weihnachten wollte Lessing in Hamburg sein; aber dieser Wunsch ging ihm nicht in Erfüllung.

In dem ersten Schreiben an Elisen nach seiner Rückkehr, vom 15. November, äußert er die eigenthümliche Furcht, daß mit seiner Krankheit eine Metastasis vorgegangen, und sich die materia peccans völlig von dem Körper auf die Seele geworfen. Er möchte dies dem ihm von dem Dr. Reimarus vorgeschriebenen Kräuterthee zuschreiben und wissen, ob seine Erfahrungen für solche Wirkung sprechen.

Es ist schon erwähnt worden, daß Jacobi, für Lessings Gesundheit besorgt, ihn auf sein Gut Pempelfort einlud; er war gewiß, schrieb er den 5. September 1780 an Elise, Lessing würde hier genesen. Als nun in diesen Tagen Malchen König auf der Rückreise von einem Besuche bei ihren Verwandten in der Pfalz in Pempelfort einkehrte, wiederholte Jacobi seine Einladung durch sie und zeigte ihr bereits, wo ihr Vater wohnen sollte.[1])

„Ich habe sie auf meinem Hofe in ein besonderes Gebäude geführt, welches unten drei artige Zimmerchen, zwei Kammern unter dem Dache, Boden, Küche und Keller hat, und noch einen hübschen Raum, der ehemals ein Saal war, gegenwärtig ein vacirender Kühstall ist, doch mit allen Möglichkeiten, wieder ein Saal zu werden. Diesen Palast, der zwar nicht le palais de la fée Aline ist, habe ich Malchen und Lessingen angeboten, und dazu einen eigenen, großen, pechschwarzen Kettenhund, der Lessingen vor allen andern großen, pechschwarzen Kettenhunden beschützen soll; ich habe ihn persönlich herbeiführen und Malchen seine Devotion bezeugen lassen. Dies ist nur ein Stück des Vorschlags; der

1) An Elise Reimarus, a. a. O. S. 298.

Winter ist noch apart. Außer diesem Project habe ich dem guten Mädchen mit noch ein halb Dutzend andern die Zeit vertrieben."

Als Lessing unter dem 4. December gegen Jacobi über seine Unfähigkeit zu allem, was die geringste Anstrengung erforderte, klagte, dagegen ihm selbst rieth, seinen Kameralgeist an den Nagel zu hängen und sich ruhig hinzusetzen, um seinen Woldemar zu beendigen [1]), kam Jacobi den 22. December aufs neue auf seine Einladung zurück. „Ergötzlichkeiten (außer Reiten, Fahren, Billardspielen und dergleichen) darf ich Ihnen nicht viel versprechen, sondern hauptsächlich nur leise Munterkeit um Sie herum; ruhiges Leben, ohne Todtenstille; herzliche — o, sehr herzliche Pflege, und doch nicht mehr, als Sie wünschen, gränzenlose Freiheit, kurz, eine gute, bequeme Lage. — Lieber Lessing, Sie sagten, Sie getrauten sich in meiner Seele zu lesen; o, so lesen Sie doch vor allen Dingen darin, was Sie selbst angeht! und wenn es Ihnen nur halb ahndet, daß Ihnen wohl bei mir sein könnte, so kommen Sie! aber Recha [2]) muß mit kommen. Gern reise ich Ihnen bis Osnabrück entgegen. — O, daß Sie sich entschlössen! Auf das Frühjahr wüßte ich schon Auswege mit Ihnen. Da besahen wir das bergische Land, Aachen, Spáa, und hielten Sie aus bis auf den Winter: Paris. Wahrhaftig, mein lieber Lessing, Sie gehen in dem Wolfenbüttel zu Grunde, und das sollen Sie mir nicht, beim großen Pan und bei allen seinen Elementen."

Auf diese so wohlgemeinte, warme, immerhin auch ein wenig nach Beschützerart abgefaßte Einladung blieb Lessing, wie es scheint, die Antwort schuldig. Bei allem noch so herzlichen Wohlwollen in Jacobi's Schreiben geht ein gewisser vornehmer Ton durch, der diesen Schriftsteller nie verließ, und der einem Charakter von gediegener Einfachheit und ungeschminkter Menschlichkeit, wie Lessing, innerlich entgegen sein mußte. Es ist ein Ton, der in dem deutschen Wesen vielleicht gar nicht liegt, sondern durch französische Bildung ihm erst aufgepfropft wird.

Sein Brief an Mendelssohn vom 17. December, sein letzter an diesen Freund, klingt wie ein Abschied von dem Leben und läßt uns die düstere Hoffnungslosigkeit seiner Seele erkennen. „Ich glaube nicht, sagt er hier, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefällt, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts

---

1) Jacobi war am Hofe zu München in Ungnade gefallen. Das Nähere liest man im Vorberichte zu Jacobi's auserlesenem Briefwechsel S. XVIII — XX. Lessing schreibt ihm hierüber: „Der Mann, wie Sie, hat bei mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er sich nicht hätte mengen sollen."

2) Seine Stieftochter Malchen ist gemeint.

geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!" —

Das neue Jahr 1781 fand Lessingen krank, kränker als jemals. Besonders klagte er seiner Freundin Elise (vom 21. Januar), daß seine Augen so gut wie blind seien.

Zwei kurze Briefe vom Ende des Januar, der eine an Herder, welchem er das Manuscript von Johann Valentin Andreä's Autobiographie aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel überschickte, der andere an Breitkopf in Leipzig, womit er die ihm übersandte Geschichte der Buchdruckerkunst, aber ohne die gewünschten Gedanken und Bemerkungen, zurückschickte — sind die bisher bekannt gewordenen letzten uns erhaltenen Spuren seiner Feder.

Wir stehen am Ziele dieses großen Lebens. Die Geschichte von Lessings letzten Tagen und seinem zu Braunschweig am 15. Februar Donnerstag Abends 9 Uhr unerwartet erfolgten Tode ist uns in einem Schreiben von Leisewitz an Lichtenberg, aus Braunschweig den 25. Februar, erhalten [1]).

„Lessing bemerkte schon seit langer Zeit eine Abnahme seiner Gesundheit, und die ersten Schwachheiten ließen einen Schlagfluß befürchten. Er fühlte eine gewisse, der Lähmung nahe Schwere, eine unnatürliche Neigung zum Schlafe, die ihn oft in Gesellschaften, wenn er noch den letzten Bissen oder das letzte Wort im Munde hatte, überfiel. Zuweilen konnte er das Wort, das er suchte, nicht finden, sagte unwillkührlich ein anderes, und zuweilen kam ihm sogar ein Buchstabe statt eines andern in die Feder. Lessing war in gewissen Augenblicken nicht im Stande, zwei Zeilen orthographisch zu schreiben."

„Unterdessen waren das lange Zeit Uebel eines einzigen Augenblicks, und blos körperliche Uebel, sein Geist blieb noch immer so sehr derselbe, daß verschiedene seiner vertrautesten Freunde seine Krankheit für Einbildung hielten."

„Eine Reise im vorigen Herbst schien ihm sehr vortheilhaft gewesen zu sein; allein seine Schwachheit nahm mit dem Winter auf die heftigste Art zu. Er ward in den letzten Monaten äußerst engbrüstig, ein Weg nach Braunschweig kostete ihm Stunden, sein Gang ward schleppend, seine Stimme gedämpft, jenes durchdringende Feuer seiner Augen fing an zu verlöschen. Er klagte nun auch, daß er keine Gedanken zusammen bringen könne, daß er immer arbeiten wolle und nie arbeiten könne, er ward gegen alles gleichgültig, wir vermißten ihn recht in seinem Umgange; denn auch da glänzten vorher alle seine Talente nur in der Richtung, die ihnen die Unterredung anwies."

„Den 13. Februar, wie er Abends in Gesellschaft (zu Braunschweig) gespeist

1) Sämmtliche Schriften von J. A. Leisewitz. S. 115.

hat, kömmt er höchst engbrüstig nach Hause, er hatte sogar die Sprache verloren. Dennoch will er zu keinem Arzt schicken, und befiehlt auch dem Bedienten, ihn allein zu lassen und das Zimmer zu verschließen. Er hatte eine höchst üble Nacht und doch trifft ihn einer seiner Bekannten den andern Morgen unter den Händen des Friseurs an, weil er fest entschlossen ist, nach Wolfenbüttel zu fahren, das er wahrscheinlich nicht erreicht hätte. Es kostete Mühe, ihn davon abzubringen, und ihn zu überreden, unsern Leib-Medicus Brückmann kommen zu lassen. Dieser ließ ihm sogleich eine Ader schlagen und Zugpflaster legen. Er fing nun auch an, Blut auszuwerfen, schien sich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholt zu haben."

„Während seiner Krankheit war er sehr ruhig, gelassen und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viele Besuche an und ließ sich vorlesen. Zu einer Zeit schien er sich seinen Tod sehr nahe, zu einer andern sehr entfernt zu denken. Auf seine gänzliche Genesung hoffte er unterdessen nicht und erklärte einmal, er sei auf Leben und Tod gefaßt."

„Unterdessen kamen die Anfälle der Engbrüstigkeit immer von Neuem wieder, und es war umsonst, daß seine Aerzte, der Leib-Medicus Brückmann und der Hofrath Sommer, alles anwandten, was die Freundschaft fordern und die Kunst leisten konnte."

„Am letzten Tage glaubte er sich außerordentlich wohl zu befinden, wie er sich aber Abends in's Bett legen ließ, befiel ihn die Engbrüstigkeit so heftig, daß er nach wenigen Minuten, sich und den Umstehenden unvermuthet, starb."

„Der Hofrath Sommer öffnete den Leichnam. — Er hielt die in Lessings Alter ungewöhnlichen Verknöcherungen für die Ursache der Brustwassersucht und des Todes." [1])

Die folgende Darstellung, auf den Mittheilungen beruhend, welche Lessings Tochter Amalie, die bei ihres Vaters Tode gegenwärtig war, aus ihren Erinnerungen im Greisenalter schöpfte, trägt mehrere bedeutsame Züge zu obigem Berichte nach. — Als Lessing kurze Zeit vor seinem Tode von dem Leichenzuge eines Herrn von Unger in Wolfenbüttel zurückkam, äußerte er ahnungsvoll: Jetzt bin ich der Nächste! Zu seiner Zerstreuung reiste er nach Braunschweig, wo er seit Jahren im Hause des ihm befreundeten reichen Weinhändlers Angott, auf dem Aegidienmarkte, den ersten Stock als Absteigequartier gemiethet hatte, um ungestörter zu leben, als im Wirthshause. Hier nahm indessen die Krankheit unvermuthet rasch einen lebensgefährlichen Charakter an. Auf diese betrübende Botschaft eilte seine Tochter aus Wolfenbüttel herbei, um mit liebender Hand die Leiden des stillen Dulders zu lindern. Der 15. Februar ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten,

1) Der Sectionsbericht der Dr. Sommer findet sich, aus dem Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Literatur, Jahrg. II, erstes Stück, entlehnt, in Lessings Leben von K. Lessing I., S. 471—474.

indem sich gerade an diesem Tage der Kranke bedeutend erleichtert fühlte und heiter an seinem Schmerzenslager die Besuche theilnehmender Freunde annahm. Ja mitunter scherzte er sogar mit dem Hof-Medicus Brückmann, mit Angott und mit Daveson [1]). Aber dieses Lebensfeuer war nur das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnet sich die Thür und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Anblicks! Das edle Antlitz, schon durch hippokratische Züge markirt, und vom kalten Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er seiner Tochter Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden, und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschiebt, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte, aber die Füße versagen den Dienst; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängstlichsten Besorgnisse noch überraschend, das theure Leben!

Lessing starb, wie er gelebt hatte, nach dem Sinnspruch des Dichters, welchen er einst zum Motto des Genius des Todes genommen hatte:

Nullique ei tristis imago.

Der fromme Eifer von Lessings Gegnern wußte manche unerbauliche Geschichte von dem, was bei seinem Tode vorging, zu erzählen. Die Gesellschaft, hieß es in einem gewissen „Kirchenboten", welche Lessing vor seinem Ende bei sich hatte, bestand aus Christen und Juden. „Wohl wahr! bemerkt der Bruder, und wenn es in Braunschweig vernünftige Heiden und Türken gegeben hätte, so würden auch davon einige nicht gefehlt haben. — Wenn der Abt Jerusalem dafür nicht gleich von Lessing bei seinem Sterben angenommen wurde — so geschah es vielleicht, weil er ihn in der Reverende vermuthete; nachher, da er als Freund kam, ist er gewiß gut aufgenommen worden. Auch könne es wahr sein, daß Lessing, als man erzählte, daß der Pfarrer von St. Sulpiz sich erlaubt, den sterbenden Voltaire noch zu stören, ganz unwillig zu einem Freunde gesagt habe: „Wenn Sie mich im Sterben sehen, rufen Sie mir den Notar herbei; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrschenden Religionen sterbe."

Man wird nicht erstaunen, wenn das nämliche Organ seine Leser versichert: das Volk glaube, der Teufel habe Lessingen geholt! Das Volk hat das nämliche von Gerbert (Papst Sylvester II.) und noch einigen Andern geglaubt. Nicht blos das Volk hat Lessingen den Himmel verschlossen. Als einst in einer Sitzung des Consistoriums zu Braunschweig der Abt Henke vom seligen Lessing sprach, fiel ihm der Abt von der H... mit

---

1) Von diesem Manne rede ich nachher.

heiligem Eifer ins Wort: „Herr College, Sie wollten doch wohl nur sagen: der verstorbene Lessing?“ [1])

Die Flugschrift eines Ungenannten: Lessings letzte Stunden, dem Herrn Canonicus Gleim gewidmet (Berlin 1781), brachte den alten Gleim sehr auf. In der That scheint es, daß der Verfasser, unter der Maske eines Bewunderers Lessings, in Prosa und in Versen, nur die Absicht hatte, ihn als einen ausgemachten Freigeist darzustellen.

— „Und da jetzt Lessing um sich sah,
Gab ihm ein Engel die Fragmente,
Mit Glanz umgeben, in die Hände.
Spinoza — und Locke — und Bayle nahten sich —
Und erstrer sprach: O Freund, so haben wir nun dich....“

Unmittelbar nachdem der Herzog die Meldung von Lessings plötzlich erfolgtem Tode erhalten hatte, erließ er an die fürstliche Hoffasse einen Specialbefehl, die nöthigen Vorschüsse für die Beerdigung zu leisten. Der Professor C. A. Schmidt erhielt den Befehl, Lessings Nachlaß zu versiegeln, bis die Brüder und Erben ihn öffnen würden [2]). Die Beerdigung fand am 20. Februar statt, und zwar auf eine Lessings und der Gesinnung seines Fürsten gleich würdige Weise. Zunächst wurde Lessings Tod nach üblicher Sitte durch einen öffentlichen Lohnbedienten dem Kreise seiner Bekannten angesagt, hierauf in den öffentlichen Anzeigern bekannt gemacht und sodann von der Kanzel herab durch den Prediger der Magni-Kirche die Danksagung geleistet. Lessing erhielt auf dem zwischen dem Stein- und Augustthore belegenen Magni-Kirchhofe eine eigene Grabstätte. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgestellt. Nachdem sich das Leichengefolge im Sterbehause versammelt hatte, setzte sich der Trauerzug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, von vier Dienern geführt. Das Leichengefolge war in vier Kutschen vertheilt, und außer dem Kantor und den Scholaren befanden sich noch sechzehn Träger im Zuge. Unter den Freunden und Bekannten Lessings folgten der Kammerherr von Kuntzsch, der Graf Marschall, der Kanzleidirektor von Heim, der Hoffommissarius, die Professoren Schmidt und Ebert, ein Beamter Namens Zimmermann, der Arzt, Hofrath Sommer, Angott, endlich Leisewitz, aus dessen Tagebuche ich diese Nachricht entlehne, und welcher hinzusetzt: „Es liefen auch noch einige andere Leute mit, unter denen ich den Factor Schulz und Schuster Hamann bemerkte.“ Daß einer von Lessings gelehrten Freunden am Grabe gesprochen habe, davon sagt Leisewitz nichts, vielleicht war dies die Sitte nicht.

1) Handschriftlich, von Dr. Schiller. Lessings Manen mögen hier durch die Erinnerung an den frommen Spener versöhnt werden. Nach dessen Tode brachte ein Professor der Theologie an der Universität zu Rostock die Frage auf das Katheder: „ob man auch mit gutem Gewissen den verstorbenen Spener selig preisen könne.“ (Im Vorbericht der Schrift: Ueber Basedow's Begräbniß, Magdeburg 1790.)

2) Mendelssohn an Herder vom 15. März 1781. (Mendelssohns Schriften V, 587.)

Herder weihete später Lessings Andenken das zarte Gedicht: „Der Tod, ein Gespräch an Lessings Grabe,“ [1]) eine Verklärung des Verblichenen, anknüpfend an die herrliche Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet. Zu mehrern andern, aber meist mittelmäßigen Gedichten gab Lessings Todtenfeier Anlaß. [2])

Die ersten Bühnen Deutschlands beeiferten sich, in der Feier des großen Todten dem Schmerze seiner Verehrer und Freunde einen würdigen, beredten und künstlerischen Ausdruck zu geben. Die Bühne, welche Lessings Todtenfeier zuerst beging, war die Döbbelin'sche zu Berlin, am 24. Februar 1781. [3]) Das Theater stellte ein erleuchtetes Castrum Doloris mit dem Grabmal und Bildniß des Verstorbenen vor, zu dessen Seiten der größte Theil der Schauspieler und Schauspielerinnen, an deren Spitze sich Döbbelin befand, in Trauerkleidern standen. Ein Anblick bei der Eröffnung der Bühne, der auf jeden Zuschauer den lebhaftesten Eindruck machte. Sobald der Vorhang aufgegangen war, hörte man hinter der Bühne eine Trauermusik, bei welcher der Benda'ische Chor: Am Grabe Juliens, mit einiger Abänderung des Textes zu Grunde gelegt war. Die vortreffliche Stimme der Demoiselle Siclas machte diesen Gesang noch herzeindringender. Nach Beendigung desselben hielt Demoiselle Döbbelin folgende von Engel verfertigte Rede:

Den Ihr bewundertet, Er, dessen Meisterhand
Emilien erschuf, der Leidenschaft mit Witze,
Geschmack mit Phantasie, wie keiner noch verband;
Er, der voran an aller Deutschen Spitze
So ruhmvoll und so einzig stand: —
Er ist nicht mehr! — Auf öffentlicher Scene,
Aus voller Brust dem Edlen hingeweint,
Sei unsers Danks gerechte fromme Thräne
Mit Eurem Dank und Eurem Schmerz vereint! —
Wenn er ein Deutscher nicht, wenn er ein Britte wär:
Da schlösse seinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein,
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ew'ges Denkmal weihn.
O gönnt denn Ihr des großen Mannes Asche,
Daß jenen Todtenkrug, der sie gesammelt hat,
Die deutsche Künstlerin, in Deutschlands erster Stadt,
Mit töchterlichen Thränen wasche!
Sie ist zu klein, Verdienst, wie so ein Geist erwarb,
Mehr als bewundernd zu empfinden;
Zu arm, mit Blumen nur die Urne zu umwinden:
Denn ach! — sie welkten, da er starb!

---

1) Herders Werke zur Literatur und Kunst VI, 153.

2) Der Schauspieldichter K. F. D. Grohmann machte folgendes „Impromptü bei Lessings Tode“ (Gothaer Theaterkalender 1782. S. 34.):

Zu Deiner Urne sollt' ich kühn mich dringen,
Durch Sing und Sang dich frech entweihn? — —
O nein! ich fühl's, um Lessing, Dich zu singen,
Müßt' ich ja selbst ein Lessing sein!

3) Gothaer Theaterkalender 1782. S. 80. Literatur- und Theaterzeitung 1781.

„Die feierliche Stille, welche während dieses ganzen Auftritts im Schauspielhause herrschte, war ein Beweis von der aufrichtigen Theilnahme des Publikums — und zur Ehre Berlins sei es gesagt: schon um 4 Uhr drängten sich die Zuschauer haufenweise hinzu, und viele Hunderte mußten, wegen Mangel des Platzes, wieder weggehen. — Noch keinem deutschen Gelehrten widerfuhr diese Ehre. Aber auch noch nie erlitt unsere Bühne einen solchen Verlust."

Die Aufführung der Emilia Galotti folgte dieser traurigen Feierlichkeit. Auch hier erschienen die meisten Schauspieler noch in Trauer — — — und jeder gefühlvolle Kenner beweinte nicht allein das Schicksal der Familie Galotti, sondern auch den erblaßten Weisen. — Auf anhaltendes Verlangen des Publikums ward den 27. Februar die Feierlichkeit, dem Andenken des großen Lessings zu Ehren, bei vollem Hause wiederholt (S. 159).

Auch unsere Schaubühne (schreibt man derselben Zeitung aus Hamburg, S. 193) hat am 9. März den Verlust Lessings öffentlich und feierlich beklagt. Nach der Aufführung der Emilia Galotti hörte man eine vortreffliche Trauermusik, unter welcher der Vorhang eröffnet wurde. Das Theater war durchaus mit schwarzem Tuch bekleidet; in der Mitte stand auf einem, durch fünf Stufen erhöhten, Postament eine Urne, unter welche alle Mitglieder des Theaters in tiefster Trauer gruppirt waren. Dann folgte ein feierlicher Chor von Madame Benda, Mademoiselle Keilholz und Mademoiselle Konst, von Herrn Hönicke componirt; hierauf ein Recitativ und Arie von Madame Benda gesungen, und endlich eine Rede von Schröder gesprochen. [1])

Auch die Feier, welche der Markgraf Friedrich Heinrich von Schwedt, der vortreffliche Beschützer von Kunst und Wissenschaft, auf seinem Hoftheater, unter der Leitung des Schauspieldirectors Möller, aus eigenem Antrieb veranstaltete, verdient Erwähnung (ebendaselbst S. 173).

Emilia Galotti wurde gegeben. Hierauf zeigte die Bühne, vorn schwarz bekleidet, einen Eichenhain, im Hintergrunde den Tempel der Unsterblichkeit. An dessen Schwelle lagen zwei trauernde Barden; im Innern stand Lessings Urne und Büste mit einem allegorischen Altar; auf beiden Seiten die Bildsäulen der Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie, Philosophie, Geschichte. Auch sah man in Medaillons die Namen der Schauspiele des Dichters. Unter einer passenden Ouverture erschienen sämmtliche Schauspieler in Trauer mit Lorbeerkränzen und Weihrauch; unter ihnen Möller als Odoardo, der nach der Musik eine in diesen Charakter gesetzte Rede hielt. Hier eine Stelle aus dieser Rede:

— Nur eine Unschuld ruft Emilia! —
Ein Lessing nur seufzt laut Germania!
Und diesen lieben, großen Einen!! —
Ha! wär' nur Albion Sein Vaterland,
Wie bald ständ' an des Avon Strand
Von Seinem Volk ein Denkmal für ihn da;

1) Abgedruckt im Theaterkalender und in der Literatur- und Theaterzeitung a. a. O.

Wie würd' um ihn sein König weinen,
Und noch im Grabe sich mit ihm vereinen! —
So hast denn Du, Germania,
In Deinem weitgestreckten Lande
Nicht solch ein Volk, solch einen Fürsten? — Schande! —
Ja Schande wär's! — Doch, meine Mutter, doch! —
Du hast solch einen Fürsten noch,
Denn Friedrich Heinrich lebt — und Lessing lebt! —
Ich seh' ihn, den erhabnen Schatten;
Hoch in des Empyräums Kreisen schwebt
Er da, wo Shakspeare sich und Leibniz zu ihm gatten,
Wo sie sich haben, die noch nie sich hatten,
Vergöttert winkt er Dank mir zu, für Dich.
Nimm hin — empfang ihn feierlich,
Und theile, großer Brennussohn, das Opfer,
Das noch Melpomene dem Liebling heut'
In diesem Lorbeer bringt — Unsterblichkeit! —

„Die Thräne in dem Auge des Fürsten bei der vortrefflichen Deklamation des Redners gab diesem Auftritte der Wehmuth seinen völligen Werth." — Der Fürst hatte Lessings und Shakspeare's Büsten auf den Vorhang der Bühne malen lassen, beide mit der Unterschrift: Alt 52 Jahr.[1]) „Es ist ein für den empfindsamen Bemerker nicht gleichgültiger Umstand (schließt der Bericht), daß diese großen Genien beide eine Laufbahn gleicher Entfernung zurückgelegt haben."

Eine ähnliche Feier beging das Privattheater in Ellrich (am Harze) am 25. März, in Gegenwart Gleims, welcher das Bildniß Lessings aus seinem Freundschaftstempel dazu geliehen. Die Rede war von Goecking.[2])

Zehntes Kapitel.

Lessing[3]) war weder von auffallendem Aeußern, noch ein Mann von Sonderbarkeiten und Manieren, deshalb war es schon bei seinen Lebzeiten schwer, sein Aeußeres charakteristisch aufzufassen. — Seine Gestalt war fast über mittlere Größe; denn wenn er auch weit entfernt von Korpulenz war, so muß man doch eine gewisse Gedrungenheit seiner Figur mit in Anschlag bringen, welche den

1) A. a. O. S. 175.

2) Abgedruckt im Theaterkalender 1782. S. 86.

3) Der nachfolgenden Schilderung liegt Carl C. W. Schillers Aufsatz: Ueber G. E. Lessings Persönlichkeit, in Herrig und Viehoff's Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literatur III. 1848. S. 317—327 zu Grunde. Der Verfasser sammelte diese Züge aus dem Munde von Lessings Stiefkindern.

Menschen immer kleiner erscheinen läßt, als er wirklich ist; und Lessing erschien keineswegs klein. Die Haltung seines Körpers war gerade und höchst natürlich; nichts Gezwungenes, nichts Gewaltsames, weder in der Stellung, noch im Gange, noch in den Bewegungen. Seine Figur war ebenmäßig, ohne gerade in ihren einzelnen Theilen auffallend schön zu sein; aber der Gesammteindruck war, wegen der harmonischen Zusammenwirkung, ein wohlthuender. Deshalb läßt sich über seine Hände und Füße im Stehen, Gehen, Sitzen nichts weiter bemerken, als was von dem natürlichen und graziösen Anstande seiner ganzen äußern Erscheinung gilt. Das Gefühl für das Schickliche war so mit seinem Wesen verwachsen, daß er sich, auch selbst im engsten Familienkreise, niemals eine anstandswidrige Nachlässigkeit, oder auch nur eine nachlässige Bequemlichkeit in seiner Haltung erlaubte. Nur beim Meditiren und Schreiben pflegte er mehr gekrümmt zu sitzen. — Das Schönste an ihm war das Haupt, welches er auf dem gedrungenen Halse natürlich und frei empor zu richten pflegte. Aber vor allem waltete auf dem geistvollen Antlitze von blühender, nicht gerade rother Gesichtsfarbe, das offene, klare, tief dunkelblaue Auge. Der Blick war nicht stechend, nicht herausfordernd; aber entschieden und unbefangen, gleichsam ein ungetrübter Spiegel, der seinen Gegenstand rein und scharf auffaßt. Rascher Gedankenflug, schalkhafte Grazie und ein herzgewinnendes Wohlwollen sprühten aus seinem Blicke ihre siegreichen Geschosse. Dieses Auge war aber von um so gewaltigerer Wirkung, als dasselbe in leuchtender Milde schon aus weiter Ferne seinen Gegenstand zu fixiren vermochte. — Sein Haar trug er von der Stirn nach dem Nacken zu gekämmt, an beiden Seiten der Schläfe zu einer Locke gekräuselt, und hinten in einem Haarbeutel endend. Nach der Locke zu schließen, welche ihm im Tode abgeschnitten worden ist, war die Farbe des Haares ein schönes Lichtbraun, mit nur einzelnen Silberfaden, als Spuren des Kummers und der Sorge, untermischt. Mehrere Bildnisse Lessings, auf welchen unverkennbar eine Perücke angedeutet ist, könnten vielleicht einen Zweifel erregen, daß Lessing, bei seinem langen, üppigen Haarwuchse, der zu seiner Zeit herrschenden tyrannischen Perückenmode getrotzt, und immer sein eigenes Haar nach dem damals üblichen Schnitte habe frisiren und pudern lassen. Allein dem ist nicht so, dafür spricht die Anekdote, daß Lessing eines Tages, da er, als Bräutigam, bei einer Kahnpartie in Hamburg das Unglück hatte ins Wasser zu fallen, nur seinem Haarbeutel, den eine hilfreiche Hand ergriff, die Errettung aus den Fluthen zu verdanken hatte.

Auch in seiner Kleidung bot Lessing nichts Auffallendes dar. Er kleidete sich, wie es Sitte und Anstand mit sich brachte, zwar elegant und stets sehr sauber, doch nie stutzerhaft. Gewöhnlich sah man ihn in kurzen Beinkleidern, im Winter mit einem Rocke bekleidet. Einen Mantel trug er, wenigstens in Wolfenbüttel, niemals. Mit der Farbe der Kleidung wechselte er wohl, doch war ihm am liebsten ein nicht auffallendes Grau. Als er einst von seiner Tochter gefragt wurde, warum er den Rock und die Weste von gleichem grauen

Stoffe gewählt habe, erwiederte er: „man muß sparen, mein Kind!“ Bei dieser Sauberkeit eines sorgsam gewählten Anzuges, der bei einem wohlproportionirten Körper und bei einem natürlichen Anstande vortheilhaft kleidete, machte seine äußere Erscheinung einen angenehmen Eindruck. Dieser aber wurde vorzüglich gehoben durch ein unbeschreiblich freundliches, zuvorkommendes, wenn auch entschiedenes, doch anspruchloses Wesen; durch die Anmuth, mit welcher seine lebhaften Bewegungen von seinem rastlosen Feuergeiste geleitet wurden; vor allen Dingen aber durch den zum Herzen dringenden Ton seiner, zwischen Tenor und Bariton schwebenden, klangreichen Stimme. So gehörte denn Lessing zu den wenigen großen Geistern, welche durch ihre persönliche Erscheinung nicht verloren, sondern vielmehr gewannen. Einem pedantischen Gelehrten sah er freilich nicht ähnlich; aber dafür ahnete man in ihm auf den ersten Blick den wahren Weltweisen, den harmonisch gebildeten Mann.

Wie ausgeprägt Lessings Eigenthümlichkeit, ihm unbewußt, in jeder Art seiner persönlichen Erscheinung war, konnten seine Freunde nicht genug bewundern. Nicolai rühmte sich oft vor ihm, daß er seinen Stil erkennen wolle, und wenn er sich noch so sehr versteckte; dies schreibt er an Herder [1]), vom 12. November 1772, und setzt hinzu: „Sogar, wenn er, als er noch in Berlin war, wie gewöhnlich Mittwochs und Sonnabends zu mir kam, sagte ich ihm, ich könnte es schon wissen, daß es Lessing wäre, wenn er auch nur an die äußere Thüre klopfte. Er wollte nicht Wort haben, daß sogar sein Anklopfen so original wäre, und meinte, im Klopfen bald Moses, bald seinen Bruder, bald einen andern nachzuahmen, aber sobald er sich hören ließ, rief Jedermann, der im Zimmer war: da kommt Lessing!“

Von den Bildnissen Lessings hat das von Graff aus Dresden bei Lessings Anwesenheit in Berlin 1771 gemalte und durch Bauses Stich sehr verbreitete unter den Zeitgenossen nur getheilten Beifall davon getragen. [2]) Daß es jedoch nicht mißlungen war, zeigte der Eindruck, den das Bild ganz frisch auf Thiébaut machte, der Lessingen niemals gesehen hatte. Graff war Schwiegersohn Sulzers. „Ich ging eines Tages zu Sulzer plaudern und fand ihn mit Beguelin vor einem großen Gemälde, welches kaum vollendet war. Dieses Gemälde machte einen merkwürdigen Eindruck auf mich; meine Augen kehrten unwillkührlich immer wieder darauf zurück. Das ist ein Stück Malerei, sagte Beguelin, das Sie sehr zu beschäftigen scheint; sagen Sie, was denken Sie davon? — Ich wette, sagte ich, daß dies kein Phantasie-Bildniß, und daß es zweitens sehr ähnlich ist. — Und wonach urtheilen Sie so? — Danach, daß es mir eher die Wahrheit der Natur, als die Verschönerungen und die Launen der Kunst zu entdecken scheint. — In diesem Falle sagen Sie uns, welche

1) Handschriftlich, in Danzels Papieren.

2) Nach demselben Gemälde ist der Kupferstich in der Breitkopf'schen Bildersammlung großer Deutschen (von Sichling) gemacht (im Besitz des Herrn Buchhändler Härtel).

Vorstellung dieses Bildniß Ihnen von dem Original giebt. — Das Original muß ein Mann von vielem Geiste sein, aber von einem arbeitenden, sehr lebendigen und feurigen Geiste. Sein Charakter nimmt an eben diesen Eigenschaften Theil, und hat überdies eine bemerkenswerthe Festigkeit und eine sehr natürliche Heiterkeit. Er ist gutmüthig (bon enfant), liebt die Vergnügungen und ist redlich (loyal), wiewohl von der andern Seite es gefährlich ist, gegen seine Meinungen oder seine Vorurtheile anzustoßen. — Sie kennen ihn also? — Nein; ich habe das Original von diesem Bildniß nie gesehen. — Nun, Sie haben ihn so eben abgeschildert, als wenn Sie Ihr Leben mit ihm zugebracht hätten: es ist das Bildniß des Herrn Lessing, welches Herr Graff jetzt gemacht hat. — Es ist, sagte ich, ein Compliment für Herrn Graff, denn Herrn Lessing habe ich nie gesehen." [1])

Als die gelungenste Abbildung gilt dasjenige Bildniß Lessings, welches in Gleims Freundschaftstempel zu Halberstadt aufbewahrt wurde. (Diese höchst werthvolle Gallerie ist dem Domgymnasium als Vermächtniß zugefallen.) Die weimarischen Kunstfreunde haben es gebührend hervorgehoben. Es ist beinahe Halbfigur, doch ohne Hände. — Von welchem Künstler dieses Werk herrührt, wissen sie nicht zu sagen; allein „es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Malers; frei mit Geist und Kraft behandelt, frisch von Farbe und lebhaftem Ausdruck. Wenngleich Lessing hier in dem nicht mehr gefallenden, und wirklich etwas steifen Modecostüm der 1760er Jahre dargestellt ist, so erscheint er darum doch als eine anziehende Gestalt. Ein volles behagliches Gesicht, das Auge ganz ungemein lebhaft, die festen Theile, besonders die Stirn, schön und regelmäßig gebaut. Auch ohne weitere Nachricht würden aufmerksame Beschauer einen ausgezeichnet klaren, geistreichen, fähigen Mann in diesem Bilde erkennen." — Goethe, der auf einem Besuche in Halberstadt sich dieses Meisterwerk auf kurze Zeit mit nach Weimar erbat, konnte sich nur schwer wieder von diesem, lange in seinem Arbeitszimmer heilig behüteten Schatze trennen. — Nicht minder anziehend als dies Bildniß ist die höchst sorgfältig gearbeitete Todtenmaske Lessings, welche W. Körte zu Halberstadt besessen hat. [2])

In der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar hängt ein ausgezeichnetes Bildniß Lessings, nach einer Angabe, von Tischbein; nach demselben ist das von Karl Müller zu Weimar gestochene Brustbild gezeichnet. Ich sage nichts von dem Kupferstiche vor dem 12. Bande der Allgem. Deutschen Bibliothek, welcher schon den Freunden Lessings ein Greuel war. [3]) —

Lessings häusliche Einrichtung zeigte von Eleganz ohne Verschwendung. Der größte Schmuck darin war Sauberkeit und Ordnung. Dies galt namentlich von seinem Arbeitszimmer. Lessing, der ein wahrer Gelehrter war, wollte

---

1) Thiébaut, Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin V. p. 50.
2) Dr. Schiller „Ueber Lessings Persönlichkeit." A. a. O. S. 720.
3) S. die Beilage.

darum doch keiner scheinen. — Seit dem Tode seiner Gattin arbeitete er nur immer in dem Todeszimmer der Tiefbetrauerten, welches in der Bibliothekar-Wohnung links vom Eingange, auf der Hinterseite des Hauses, nach dem einsamen Gärtchen zu, gelegen war, während sein eigentliches Studirzimmer sich rechts vom Eingange nach dem Schloßplatze zu befand. Diese Einsamkeit theilte mit ihm nur sein treues Kätzchen, welches gewöhnlich auf seinem Arbeitstische Platz nahm, und einst, krank wie sein Herr, das kostbare Manuscript des Nathan beschmutzte, ohne daß sich der Dichter die Mühe des abermaligen Abschreibens verdrießen ließ, der dabei keine dringendere Sorge hatte, als daß das arme Thierchen nur zu saufen bekäme. —

Der äußeren Ordnung seines Arbeitszimmers entsprach auch die Eintheilung seines Tagewerks. Gewöhnlich stand er mit dem Schlage sechs Uhr auf; als er am Nathan arbeitete, also in der Zeit, da ihm die sich anspinnende Brustwassersucht bereits bedeutende Qualen verursachte, schon um fünf Uhr. Wenn er dann eine geraume Zeit am Arbeitstische zugebracht hatte, pflegte er auch wohl die Kinder zu wecken. Als dies einst bei Amalie der Fall war, entschuldigte sie ihr langes Schlafen mit der Bemerkung, es sei ihr, als ob die Bohnen blühten; worauf er schalkhaft erwiederte: „Bei Dir scheinen die Bohnen das ganze Jahr zu blühen.“ Da seine Hauptarbeitszeit in die Frühstunden des Tages fiel, so brachte er auch bis Mittag den ganzen Morgen, nachdem er den Kaffee eingenommen hatte, in behaglichem Schlafrocke auf seiner Studirstube zu. Von dieser Regel wich er nur ab, wenn ihn sein Amt auf die Bibliothek führte. Gegen halb ein Uhr war seine Essenszeit, zu der er sich pünktlich einstellte. Als aber einst seine Frau und Tochter anfingen, das Essen auf die Minute anzurichten, so erschien ihm doch, so ordnungsliebend er auch war, diese Pünktlichkeit unangenehm. Bei seiner großen Gastfreiheit kam es denn sehr häufig, daß er unmittelbar vor Tisch ausgehungerte Bibliotheksbesucher als Tischgäste mitbrachte, und sich dann auch wohl bei den Frauen seines Hauses treuherzig zu entschuldigen pflegte: „Ich habe die Leute bitten müssen; wenn Ihr nicht reicht, so gebt nur Schinken und Eier.“ Die Seinigen aber, die von gleich gastfreundlichen Gesinnungen beseelt, und an derartigen unvermutheten Tischzuwachs schon gewöhnt waren, kamen nie in Verlegenheit. Leckerbissen gab es freilich an seiner Tafel nicht, denn Lessing war kein Freund der Gourmandise; er, der sich noch nach Jahren der bei einem Freunde genossenen Linsen mit Speck dankbar erinnerte, begnügte sich mit einer anständigen und kräftigen Hausmannskost. Wie man ihn im Hause über Leiden nie hat klagen hören, wie ihn die Seinigen auch niemals verdrießlich gesehen haben, so ließ er auch bei Tische niemals über das Essen einen Tadel laut werden; vielmehr war er seelenvergnügt und konnte auch wohl recht herzlich lachen. Ein Gläschen Wein bot er seinen Gästen gern, ohne im Genuß desselben jemals das Maß zu überschreiten. Die beste Würze des Mahles war ein heiteres Tischgespräch, an welchem auch, selbst in Gegenwart gelehrter Män-

ner, die Familie Theil nehmen konnte, weil sich die Unterhaltung nur um interessante Dinge drehte, und Lessing den Gelehrten gern auf der Studirstube und Bibliothek zurückließ; deshalb wurde es ihm in dem Hamburger Zirkel stets unheimlich zu Muthe, wenn ihn Klopstock in eine Ecke zu drücken suchte, um in pedantischer Breite den Gegenstand des Gesprächs zu erschöpfen. Lessing war gesprächig, er redete nicht allein rasch, sondern auch interessant, besonders seines sprudelnden Witzes wegen; aber er riß nie die Unterhaltung an sich, und war jederzeit mehr bemüht, auch Andere dazu anzuregen. Obgleich er von Natur zur Heftigkeit geneigt war, und bei literarischen Streitfragen sehr lebhaft werden konnte, so wußte er sich doch in hohem Grade zu beherrschen und vergaß nie die Rücksichten, welche er als Wirth und Familienvater zu nehmen hatte. [1])

Nach Tisch einer Mittagsruhe zu pflegen, war ihm kein Bedürfniß, da er sich überhaupt eines gesunden Schlafes erfreuete. — (Lessing hatte in seinem ganzen Leben einen ungemein folgsamen Schlaf, der sogleich kam, wenn es ihm nur einfiel die Augen zu schließen; er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte. Dieses Glück behielt er bis an sein Ende, und sagte noch kurz vorher, wenn er den ganzen Tag geschlafen hätte, freue er sich doch auf die Nacht [2]).) — Er wandte den Nachmittag stets zu seiner Zerstreuung und Erholung an. Der Spaziergang um den Wolfenbüttler Schloßwall, gewöhnlich in Begleitung seines Freundes, des Kammerherrn von Döring, wurde nicht leicht versäumt. Lustpartieen zu Roß und Wagen waren seine Sache nicht. War er im Kreise des Hauses, so zeigte er sich als zärtlichsten Familienvater. An den Spielen der Kinder nahm er unermüdlich Theil, selbst an solchen, die körperliche Anstrengung erforderten, wie das sogenannte Knickerspiel.

Der Vicarius Friedrich König versicherte oft, daß kein leiblicher Vater seine Kinder wohlwollender und freundlicher würde behandeln können, als dies sein Stiefvater Lessing in Betreff seiner und seiner Geschwister gethan habe. Dieser große Geist wurde selbst ein Kind im Kreise der Kinder. Er nahm an

---

1) „Zuweilen war er sehr gesprächig, und theilnehmend freundlich; dann aber brach er auch wohl schnell ab, und saß lange stumm und in sich gekehrt. Der Ausbruch seines Zorns war fürchterlich; denn er schien dabei ganz kalt und die Flammen seines Zorns knisterten stets in satyrischem heftigem Salz. Besonders ängstigten sich seine Hausgenossen und nähern Freunde in seinen letzten Lebensjahren vor den Briefen, die er oft in großer Anzahl aus allen Gegenden Deutschlands her empfing. Er las sie alle mit großer Genauigkeit durch, nickte bei manchen, schüttelte bei vielen den Kopf, und lachte bei andern, theils mit wahrer Laune, zuweilen aber auch so entsetzlich bitter, daß Mehrere, die es gehört, versichern, sie hätten dergleichen sonst nie vernommen. Auch F. H. Jakobi fiel dieses Lachen so schmerzlich auf, daß er in einem Briefe vom Jahre 1780 an einen Freund schreibt: Ach! nach einem solchen Lachen kann unser geliebter Lessing nicht lange mehr leben, wir verlieren ihn gewiß bald." (Franz Horn, im Gesellschafter 1827 den 1. Juni).

2) Aus Leisewitz's Briefe an Lichtenberg.

allen ihren Spielen Theil, und bewies sich auch großmüthig dabei, indem er sich beim Knickerspiele, wo Kugeln in ein Loch geworfen wurden, viel Geld abnehmen ließ. Einst mochte er doch die Generosität zu weit getrieben haben, so daß nach beendetem Spiele die Mutter ihrem ältesten Sohne die ernste Weisung ertheilte: „Ich hoffe, Fritz, Du wirst dem Vater das Geld zurückgeben, da Du doch weißt, daß er selbst nicht viel hat." —

Als einst Fritz in einem Kinderschauspiele eine weibliche Rolle darzustellen hatte, und ihm zu diesem Behufe das Kleid seiner Schwester Amalie zu groß war, ließ sich Lessing herbei, dem Knaben das Kleid passend anzunähen. —

Einst erklärte Fritz, wenn ihm der Vater einen Gulden geben wolle, werde er auch einmal eine Komödie schreiben. „Mit Vergnügen will ich das, erwiederte Lessing, wenn Du mir für jeden Schreibfehler einen Pfennig geben willst." [1]) —

Häufig zeigte sich Lessing in der Rolle des neckischen Schalkes. So machte es ihm herzliches Vergnügen, durch allerhand Kriegslist die Briefe aufzufangen, welche seine Tochter Amalie mit ihrer Herzensfreundin, einem Fräulein von Brandenstein, oft mehrmals des Tages wechselte, so daß eigends ein kleiner Junge als Postillon d'amour gewonnen ward, der zwischen den beiden, sich gegenüber wohnenden Freundinnen mit zärtlichen Briefen hin und her gehetzt wurde. — Das war dann stets ein gewaltiges Lamentiren, wenn sie das Briefgeheimniß von Lessing verletzt sahen, weil sie vor einem so firmen Stilisten gewaltigen Respect hatten. Allein gerade der sich in diesen Briefen oft über die grammatische Form hinwegsetzende Geist ergötzte ihn, und er erklärte unumwunden, daß er einem geist- und gemüthvollen Frauenzimmer nichts bereitwilliger erlasse, als die Orthographie. Ja er pflegte sogar auch wohl seinem Töchterchen ermuthigend zuzurufen: „Mädchen, ich wollte Dich zur ersten Dichterin machen, wenn Du nur Ausdauer haben wolltest!" Er wußte es überhaupt den Kindern nicht oft genug einzuschärfen, daß sie nie zu viel lernen könnten; „denn" pflegte er wohl hinzuzusetzen, „man lernt ja nicht allein für d i e s e Welt." Auch führte er als Beleg dazu, daß man nicht wissen könne, wozu man oft schon hier nützliche Kenntnisse gebrauche, den Gewinn an, den ihm das Studium der französischen Sprache bereitet habe, von deren Erlernung ihm der Rector eifrig abgerathen hatte, weil sie eine gemeine Sprache sei, in der z. B. der Vater „Päre", die Mutter „Mähre", der Sohn sogar „Vieh" heiße. — Körperliche Züchtigung lag nicht in seinem Erziehungsplane, und sein Sohn Fritz erinnerte sich nur zweier Ausnahmen davon. Beide Fälle betrafen aber auch Capitalsünden. Für nichts suchte er nämlich das Gemüth der Kinder lebhafter anzuregen, als für Wahrheitsliebe und Muth. Er applicirte daher seinem Fritzchen eine eben so derbe Maulschelle, als ihn dieser einmal mit Unwahrheit berichtete, wie eine solche erfolgte, als sich derselbe nicht gegen die Angriffe eines bösen Buben gewehrt hatte.

1) Die hier eingeschaltete Stelle handschriftlich von dem Verfasser.

Was Lessing durch den Tod seiner Lebensgefährtin verloren hatte (bemerkte ihr Sohn), kann nur der würdigen, der ihn in seinem häuslichen Kreise beobachtet hat. Die ungetrübte Heiterkeit und der stille Frieden dieses Hauses fesselten ihn daher mit festen Banden an dasselbe, weil es ihm ein willkommenes Asyl nach vielfachen und heftigen Kämpfen dieses Lebens war. Aufwand machte er nie; aber so viel es seine Kräfte erlaubten, übte er Gastlichkeit. Des Abends gegen neun Uhr gab es, auch selbst wenn Fremde zugegen waren, nur eine warme Schüssel, und zwischen zehn bis eilf Uhr ging es nach Bürgermanier zu Bett. Bei dem großen Zuspruch, den er hatte, und bei der, im Ganzen genommen beschränkten Einnahme, würde aber auch ein größerer Luxus nicht auszuführen gewesen sein. Die Freunde indessen, welche zu ihm kamen, wußten auch, daß das Beste, was sie in seinem Hause fanden, er selbst war. Darum ging es denn auch so gemüthlich und heiter her. Eine Partie Schach gehörte zu seinen Lieblingszerstreuungen, und wie er sich in Wolfenbüttel mit seinem kleinen, buckeligen und witzigen Hausarzte, Topp, gern darin maß, so waren in Berlin Moses Mendelsohn, in Hamburg vorzüglich Büsch, mit dem er überhaupt viel verkehrte, und Klopstock seine Mitspieler. Der letztere gewährte ihm dabei den doppelten Genuß, daß er jedesmal, zu aller Anwesenden Erheiterung, sehr unangenehm werden konnte, wenn er eine Partie verlor. Wie nun Lessing nach der Erschöpfung der Arbeit auch das Kartenspiel nicht verschmähte [1]), so pflegte er auch wohl, um die Freude nicht zu verderben, obgleich er nie schnupfte und rauchte, zum Scherz kalt mitzurauchen, wenn Jacobi aus Pempelfort, oder Gleim, ein Hauptschmaucher, ein Pfeifchen bei ihm rauchten. Lessing selbst rühmte sich, nie geraucht zu haben, als auf der Schule, weil es damals verboten gewesen sei. Hiernach ist denn auch die Anekdote über Lessing, den Tabacksraucher, zu berichtigen, die der Berichterstatter, nach der Angabe von Lessings ehemaliger Aufwärterin, in der hannoverschen Morgenzeitung mitgetheilt hat. Goethe hätte nämlich einmal geäußert, daß ein wahrhaft genialer Mann nie rauche, und daß sicherlich auch Lessing nicht geraucht haben werde. Als nun Ebert Bibliothekar in Wolfenbüttel war, und sich über Goethes Muthmaßung bei Lessings alter Aufwärterin Auskunft erbat, erhielt er von dieser den Bescheid: Ja smöken und schrieben konne hei wol, aber tau weiter was hei nich tau bruken. [2])

---

1) Doch heißt es in Lessings Selbstbetrachtungen (XI, 747), die man in die letzten Jahre seines Lebens zu setzen Grund hat: „Ich werde nicht eher spielen, als bis ich Niemanden finden kann, der mir umsonst Gesellschaft leistet."

„Das Spiel soll den Mangel der Unterhaltung ersetzen. Es kann daher nur denen erlaubt sein, die Karten beständig in Händen zu haben, die nichts als das Wetter in ihrem Munde haben."

2) Der Aufwärterin Lessings können wir eine andere Autorität aus dem Volke entgegenstellen können, welche Carl Julius Weber in seinem „Deutschland oder Briefe

Freundlich wie Lessing gegen die Seinigen war, erwies er sich auch gegen die Domestiken. Seine Kinder erinnern sich nur eines einzelnen Falles, daß ihn die Heftigkeit übermannte, und er die Magd mit einem Backenstreiche züchtigte, weil sie sich, während der letzten Krankheit seiner Frau, im Abholen der Medicin Saumseligkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Aufwartung bedurfte er wenig, und sein Bedienter hatte daher äußerst faule Tage bei ihm. Um ihn zu schonen, nahm er ihn auch nicht einmal mit nach Braunschweig, wenn er hier längere Zeit verweilte; sondern er begnügte sich dann mit einem alten Lohnlakei Mackwitz, von dem er freilich auch wenig Trost hatte, und den er selbst treffend mit den Worten charakterisirte: „Sein Name ist der einzige Witz an ihm." —

Dieser Mackwitz zog, einige Jahre nach Lessings Tode, durch einen auffallenden Zug von Ehrlichkeit die Aufmerksamkeit Campe's auf sich, dem er bei seiner Reise durch Braunschweig [1]) im Gasthofe als Lohnbedienter beigegeben war. Als er seinen Namen hörte, erinnerte er sich auch des Wortspiels, das Lessing mit ihm zu machen pflegte, und er fragte ihn schnell: „ob er etwa den seligen Lessing gekannt habe?" — „Ob ich ihn gekannt habe?" antwortete er mit Wärme. „O, es war immer mein guter, lieber Herr, der sich, so oft er hier war, von keinem Andern bedienen ließ." Eine Thräne glänzte dem ehrlichen Alten, indem er dies sagte, im Auge, und nun fing er an, mit einem Strome von Beredsamkeit zu erzählen, wie gut der selige Herr gewesen sei, wie er Alles weggegeben habe, so oft er von Nothleidenden sei angesprochen worden; wie er, Mackwitz, ihm oft Vorstellungen darüber gemacht habe, welche aber nichts gefruchtet hätten; wie er einmal einem abgedankten Fähndrich eine Tüte mit fünf Thalern geschenkt habe, und wie dieser gottlose Mensch nach Lessings Tode so undankbar gewesen sei, auf öffentlichem Kaffeehause ihn einen Ketzer zu schelten, dessen Seele zum Teufel gefahren sei; wie er, Mackwitz, sich darob erboßt und dem Fähndrich in's Angesicht gesagt habe, daß er ein undankbarer, böser Mann sei, und ob er nicht mehr wisse, wie viel Lessing ihm noch kurz vor seinem Tode geschenkt habe? worüber dieser denn einen entsetzlichen Lärm mit ihm angefangen, und ihn beschuldigt habe, daß er von Gott und seinem Worte wohl eben so wenig, als Lessing selbst, wissen möge, u. s. w. Er erzählte ihm hierauf von Lessings Krankheit und Tode, wobei er nicht blos zu-

---

eines reisenden Deutschen" IV. (Sämmtl. Werke VII.) Stuttgart 1844 S. 158, anführt. „Den Streit, ob Lessing geraucht habe, entschied ein altes Mütterchen. „Ne, smoket hat he neg, wän he mac süs wat dogt harre!" (Nein! geraucht hat er nicht; wenn er nur sonst was getaugt hätte!" —) [1])

1) Campe's Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen für die Jugend. II. 7te Ausg. Braunschweig 1831 S. 20.

---

1) „Höchst verhaßt war ihm das Tabackrauchen, er that ihm nie die Ehre an, es so zu nennen, sondern bediente sich dafür des bis zum Erschrecken widerlich klingenden Ausdrucks: Schmurgeln" (Fr. Horn, im Gesellschafter 1827).

gegen gewesen, sondern auch, da er ihm im Arme starb, vor Schrecken und Betrübniß in Ohnmacht gefallen war. Der liebe Herr, fügte er hinzu, habe noch allerhand Kostbarkeiten wie z. B. goldene Hemdeknöpfe und dergleichen an sich gehabt, und man habe ihm gesagt, dazu habe er das nächste Recht, er dürfe nur nehmen; „allein ich hätte es nicht annehmen können," setzte er hinzu, „und wenn es noch zehnmal so viel werth gewesen wäre. Ich hätte es doch niemals ansehen können, ohne daß das Herz mir geblutet hätte." Er, für seinen Theil, sagte er, wisse ganz gewiß, daß die verzweifelten Briefe mit gedruckten Sachen, die der liebe Herr von bösen Leuten — die Sage gehe, daß es Geistliche wären, welches doch nicht zu glauben stehe — gekriegt, worüber er sich jedesmal entsetzlich geärgert habe, Schuld an seinem Tode seien.

Mit seinem eigenen Bedienten war Lessing nicht so glücklich. Es ist oben, bei Lessings Aufenthalt in Rom, von einem Geschenke die Rede gewesen, welches ihm der Fürst Braschi verehrte, einem kostbaren, mit antiken Cameen besetzten Medaillon. Als Lessing einmal über die Braunschweiger Messe geht, kommt ihm Hofmedikus Brückmann mit der triumphirenden Bemerkung entgegen, daß er eben für einen wahren Spottpreis einen kostbaren Schatz erworben habe, wobei er dem Kenner der Antike, Lessing, eine Sammlung von Cameen vorlegt. Sogleich erkennt dieser sein Eigenthum, und nach kurzer Nachforschung erweist sich Lessings eigener Bedienter als der Dieb dieser Kostbarkeiten. Brückmann ist sogleich erbötig, die Steine zurückzugeben; aber Lessing bittet, nicht weiter von dieser Sache zu reden. „Behalten Sie die Steine," sagte er, „ich habe ja dieselben nur geschenkt erhalten, aber Sie haben sie gekauft." [1]) —

Unbegrenzte Mildthätigkeit war ein Grundzug in Lessings Charakter. „Er war (erzählte einst, als das Gespräch zu Breslau in häuslichem Kreise auf Lessing kam, Garve's würdige Mutter [2]) überaus wohlthätig und freigebig; er pflegte gewöhnlich Gold- und Silbermünzen in einer Tasche unter einander zu tragen, und wenn ihn ein Armer ansprach, so gab er, was ihm in die Finger kam. Brachte ihm mancher ehrliche Arme ein gegebenes Goldstück wieder, dann lobte er seine Ehrlichkeit, ließ es ihm, und machte ihn auf die Vorsehung aufmerksam, die es ihm wahrscheinlich zugedacht hätte. Ich habe ihn öfters vermahnet, bedachtsamer in seiner Freigebigkeit zu sein, und an sein künftiges Alter zu denken. Er antwortete mir aber: „Hoffentlich wird es mir nicht an Gelde fehlen, so lange ich diese drei Finger habe, und es hier — auf die Stirn zeigend — nicht fehlen wird." Als ihm einst vorgestellt wurde, daß der Bittende die Unterstützung nicht verdiene, entgegnete er: „Ach Gott, wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann

---

1) Handschriftlich von Dr. Schiller.

2) Mitgetheilt von Dittmar in der Zeitschrift: Geschichte und Politik, herausg. von K. L. Woltman. I. Berlin 1800. S. 212.

wohl haben!" — Wie weh es ihm that, wenn er seinen Eltern und Geschwistern nach ihrer Nothdurft und ihren Forderungen nicht zu genügen vermochte, drücken seine Briefe nach Hause in jedem Worte aus. Wenn nun gar seine Schwester ihm Vorwürfe machte, und nicht anerkennen wollte, daß er jederzeit so viel that, als er vermochte! Diese Schwester verletzte oft sein innerstes Gefühl. — Er übernahm bei seines Vaters Tode alle von ihm hinterlassenen Schulden allein, wenn man ihm nur Zeit ließe; so wie er auch die Kosten des Leichensteins und der kupfernen Tafel in der Kirche trug. Nur den Lebenslauf des Vaters, wie er von der Kanzel abgelesen und dann gedruckt werden sollte, wie sehr die Mutter es auch wünschte, vermochte er nicht zu schreiben; er versicherte die Mutter seines festen Vorsatzes, etwas über seinen Vater aufzusetzen, aber es sollte etwas sein, setzte er hinzu, was man weiter als in Camenz und länger als ein halb Jahr nach dem Begräbnisse läse. Daß Lessing diesen Vorsatz unausgeführt gelassen, bleibt immer zu bedauern; vielleicht daß innere Schwierigkeiten dieser Aufgabe es zu der Ausführung nicht kommen ließen. [1])

Nie war Lessing launisch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünschte: aber nicht gegen die Wünschenden, sondern gegen sich selbst. Und wie er Sohn und Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater. Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er fast bis zur Sophisterei, und eine nur etwas scharfe Beurtheilung desselben schalt er den lieblosesten Stolz, dessen sich rohe Eigenliebe ohne Selbsterkenntniß schuldig machen konnte. Einzelne Belege finden sich im Laufe der vorangehenden Erzählung zu öftern. Sein größter Beleidiger, in Noth, war vor der geringsten Miene seines Tadels sicher. Sein Zorn oder Widerwille war dann wie abgeschnitten. Unglück war in seinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangegriffen lassen müsse. Von Seiten seines Herzens ließ sich vielleicht nichts tadeln, als ein Uebermaß von Großmuth, und bisweilen an Personen, welche sich derselben nicht immer würdig erwiesen.

Ein solcher war Könemann, aus Liefland, welcher 1779 aus Rußland kam, wo er vergebens eine Stelle als Hofmeister gesucht hatte. Er gestand selbst, daß er nichts gelernt, als speculative Philosophie; übrigens ein Sonderling, der, wie Lessing ihn schilderte, glaubte, daß noch Niemand seine Ideen gehabt habe, der sehr gegen alle Staaten eingenommen war, und doch alle Vortheile genießen wollte, die der Staat giebt. So eiferte er gegen alle Manufacturen und mochte doch gern einen besetzten Rock und einen Federhut tragen. Dieser Mann, der nichts weniger als ein angenehmer Gesellschafter war, wurde von Lessing auf längere Zeit in Wolfenbüttel erhalten. (Mehr von ihm in der Beilage.)

Zweideutiger noch steht ein anderer Schützling Lessings da. Dies war

1) Siehe die Beilage (ein ungedruckter Brief Lessings an seine Mutter).

Alexander Daveson, jüdischer Abkunft, aus Braunschweig, der hier mit Gemmen und Kunstsachen einen Handel trieb, übrigens nicht ohne Geist, Geschmack und Kenntnisse. Dieser hatte einen guten Kunden am Herzog Karl, besonders in den letzten Lebensjahren des alten Herrn, als er einer von ihm begünstigten Dame durch Daveson sehr reiche Geschenke zufließen ließ. Als der Erbprinz, noch bei Lebzeiten seines Vaters, die Zügel der Regierung ergriff, um die zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen, ließ er Daveson andeuten, dergleichen Aufträgen des Herzogs keine Folge zu leisten. Daveson erlaubte sich die Anfrage, ob er auch von diesem Befehle dem Herzog Kenntniß geben dürfe? Das nahm der Erbprinz übel, und als der Herzog starb, wurde Daveson, angeblich wegen unbegründeter Forderungen (nicht ohne Verhetzung seiner eigenen Glaubensgenossen) sogleich in gefängliche Haft gebracht. Lessing, von seiner Unschuld überzeugt, bot Alles auf, ihm wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, so viel er auch dabei wagte. Er besuchte ihn nicht allein oft im Gefängnisse, sondern nahm ihn auch nach seiner Befreiung, damit er sich wieder erholen und zerstreuen könne, auf längere Zeit als Hausgenossen mit nach Wolfenbüttel. Als aber Daveson in Folge dieser Wendung im December 1780 Braunschweig verließ, und nach Berlin ging, empfahl ihn Lessing an Mendelssohn in jenem denkwürdigen letzten Briefe vom 19. December, in dem er ihn, im Vergleiche mit einem ihm vorher von Mendelssohn empfohlenen Freund, der nach Italien ging, und den er einen neugierigen Reisenden nannte, als einen emigrirenden Reisenden einführt. „Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoriks Klassen nun zwar nicht, und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, der hier ebenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat. Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen." Damit ist Lessings Urtheil über diesen Emigranten abgegeben. Nachdem er dessen Schicksal kurz berührt, setzt er bedeutsam hinzu: „Er will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern, aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt." —

Daveson begab sich nach England. Zehn Jahre später, im October 1790, kehrte er zurück und kündigte, unter dem Namen Charles Lange, in Hamburg sogenannte attische Unterhaltungen oder Verbindungen der Declamation und des Wohlklangs an. Er wollte, wie es in Schröders Leben[1]) heißt, den Hamburgern die Art und Kunst der berühmtesten brittischen Parlamentsredner und Schauspieler vorführen. Schröder räumte ihm das Schauspielhaus ein, und große Empfehlungen hatten es gefüllt. Aber was er gesehen und beobachtet,

1) II, S. 49.

war ihm nicht verliehen wiederzugeben, und noch weniger, damit zu gefallen. Nie ist ein Versuch höhnischer verlacht und unbarmherziger ausgepfiffen worden. Nur fand Schröder, man sei zu strenge gewesen. Daveson nährte sich in der Folge von Schriftstellerei und schrieb unter anderm bittere Briefe über die Schweiz. In Anspach machte ihn der Graf, nachherige Fürst Hardenberg zu seinem Schriftführer [1]); zuletzt gab er in Berlin — immer unter dem Namen Lange — als Lohnschreiber der Franzosen in den Jahren 1806 bis 1808 den Telegraphen heraus, womit es ihm wohl gelang, minder lächerlich, aber nur desto verwerflicher und gehässiger zu erscheinen. —

Man hat Lessingen bei seinem Leben als Spieler und Verschwender ausgeschrieen. Er war, wie sein Bruder sagt, beides im eigentlichen Verstande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalsten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügungen der großen und kleinen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Ueberdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, so war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beschreibung, sondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geselligen Menschen betrifft. Daher sagte er einmal in Leipzig zu Kleist: „Sie müssen alle Tage spazieren gehen, und ich alle Tage auf das Kaffeehaus, wenn wir unsere Erholungsstunden zweckmäßig anwenden wollen.“

Als Lessing nach Wolfenbüttel kam, wo er dem Pharo den Abschied geben mußte, warf er sich auf die Zahlenlotterie; sein Briefwechsel mit Madame König aus den ersten Jahren ist voll davon, indem Scherz und Ernst über dieses mißliche Thema abwechselt. Auch hier war ihm kein Glück beschieden. „Ich soll,“ schreibt er den 12. Februar 1771, „durch Glücksfälle ebensowenig reich werden, als Sie, meine liebe Freundin; und wenn ich es recht überlege, so ist diese Art reich zu werden, weder Ihrer, noch meiner würdig. Ich mag sie nicht, sagte der Fuchs; und was thut das, wenn seine Entschließung auch nur daher kam, daß er sie nicht haben konnte.“ — Indeß dauerte es nicht lange, ohne daß er wenigstens eine Ambe besetzte, „um den Spaß wieder einmal mit ansehen zu können“. — Auffallend ist es, bemerkt Pockels, [2]) daß der große Mann den unendlichen Schaden nicht eingesehen zu haben scheint, welchen das allgemein eingeführte Lottospielen im Publikum verursachte, und daß er mit Aengstlichkeit den Zeitpunkt wünschte, wo jenes Spiel auch im Braunschweigischen eingeführt werden sollte. [3]) Den 25. October 1770 schrieb Lessing an seine Freundin nach Wien: „die Hamburger

---

1) Leben des Fürsten von Hardenberg, von C. L. Klose. S. 512.

2) Pockels, Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde. Erste Sammlung. Halle 1794 No. III. „Lessing ein passionirter Hazardspieler“.

3) Die Zahlenlotterie wurde in der That im Jahre 1772 eingeführt, und brachte sehr üble Folgen mit sich. (C. L. F. Lachmanns Geschichte der Stadt Braunschweig S. 275). Als Carl Wilhelm Ferdinand 1780 seinem Vater in der Regierung folgte, war die Abschaffung des Lotto eine seiner ersten Sorgen. Graf Hardenberg, damals in Braunschweigischen Diensten, wirkte redlich dafür mit.

Lotterie soll in den beiden letzten Malen sehr glücklich gewesen sein. Sie glauben nicht, welche ansehnliche Einsätze sie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hiesige zu Stande zu bringen, ich kann nicht begreifen, woran es liegt. . ."

Zuweilen, sagt Bockels, riß ihn dieser Gegenstand zur tollen Laune fort, wie wenn er einmal versichert, daß, wenn es wahr wäre, was man erzähle: der Teufel habe vorige Woche selbst in höchst eigener Person des Nachts in Hamburg die Lotterie gezogen; eine von den gezogenen Nummern sei einem Nachtwächter auf den Kopf gefallen, welcher darüber auf den Tod liege; sechs andere Teufel haben dabei die Deputirten vorgestellt, und mit feurigen Krausen auf dem Gerüste gesessen —: wenn das Alles wahr wäre, er doch fast Lust hätte, sein Heil noch einmal zu versuchen. „Denn ohne Zweifel würde sich der dumme Teufel, der so noch die Direction von der Lotterie bekommt, einbilden, daß mir vieles Geld gar nichts nütze, daß ich auch nichts wie Böses damit stiften würde, und würde mir es also zuschanzen. Aber hätte ich es nur einmal; wäre jemals der Teufel betrogen worden, so sollte er es von mir werden!" (XII, 290) — Ihm mochte hier sein Faust beigefallen sein; der Hauptpastor Göze, welcher vergeblich gegen die Zahlenlotterie mehrmals gepredigt, hat sie gewiß als Teufelswerk hingestellt. Gern rechnen wir Gözen diesmal seinen Eifer gegen „bestehende Einrichtungen" zum Ruhme an. [1])

Nicht blos setzte Lessing gern in's Lotto, sondern war auch immer persönlich bei den Ziehungen zugegen, wenn er sich in Hamburg befand. Unser Gewährsmann beschließt diese Bemerkungen mit folgender Anekdote, welche ihm, sagt er, von einem Manne mitgetheilt worden, der mit Lessing lange Zeit im Lottospiel-Handel stand, und kurz vor seinem Ende noch bei ihm war. Wenige Stunden noch vor seinem Tode wählte sich Lessing folgende Nummern zur nächsten Ziehung:

15. 23. 52.

und zwar die letzte aus dem sonderbaren Grunde, weil er bereits das 52ste Jahr seines Alters erreicht habe, und gerade darauf zu gewinnen hoffe. Er wandte nach seiner eigenen Berechnung noch eine halbe Pistole auf jene Nummern. Schreiben Sie es auf! sagte er zu jenem Manne, ich nehme den Auszug zu

8 Ggr., macht auf 3 Nummern	1 Rthlr.	
die Ambe zu 8 Ggr. auf 3 Nummern	1 Rthlr.	
die Terne zu		12 Ggr.
Summa	2 Rthlr.	12 Ggr.

Bald darauf starb Lessing, und die 2 Rthlr. 12 Ggr. mußte noch sein Collecteur nach seinem Tode dafür bezahlen. Wahrscheinlich (fügt Bockels hinzu)

1) J. D. Thieß sagt nämlich in seiner eigenen Lebensgeschichte II, 44 von Göze: „Mehrmals hat er wider obrigkeitliche Anordnungen und bestehende Einrichtungen gepredigt, z. B. wider die Zahlenlotterieen, als sie noch privilegirt waren."

glaubte Lessing, daß ihm der Tod nicht so nahe sei, als er es wirklich war, oder er badinirte bei der ernsthaftesten Sache von der Welt; — denn oft genug hatte er einem seiner vertrautesten Freunde gesagt: daß er von der Furcht vor dem Tode keine Idee habe. Wie sollte man sich sonst gerade bei einem solchen Manne eine solche Beschäftigung unmittelbar vor der entscheidendsten Stunde des Lebens erklären können, da Lessing bekanntlich mit der ruhigsten und größten Gegenwart des Geistes starb. —

Den Grund dieser sonderbaren Leidenschaft bei Lessing findet dieser Schriftsteller in dem Zusammentreffen mehrerer Umstände, welche jene Spiellust bis an das Ende seines Lebens unterhielten. Seine Geringschätzung des Geldes von früher Jugend an, sein Umgang mit Freunden, die dem Spiel sehr ergeben waren, üble und mißmüthige Laune, wobei er nicht arbeiten konnte, und wo er zu seiner Erholung sich wochenlange Zerstreuungen suchen mußte. Das Spiel trat alsdann oft an die Stelle seiner gelehrten Arbeiten. Dann die den meisten großen Köpfen eigenthümliche Neigung, etwas zu wagen, ein Charakterzug, der Lessingen vorzüglich eigen war, und der ihn beim Spiel oft unvorsichtig machte. Spiele, worin der Ausgang und der Sieg leicht auscalculirt werden konnte, machten ihm nicht das Vergnügen, als solche, wobei er das Glück durch einen ohngefähren Wurf, oder durch ein paar gezogene Nummern zu zwingen hoffte. — Endlich seine fast immer zerrütteten Finanzumstände, welche sogar auch auf seinen Fleiß und die Wahl seiner Arbeiten von Einfluß waren, und die ihn noch kurz vor seinem Tode nöthigten, einen Vorschuß von sechshundert Thalern zu entnehmen, welche aus seinem Nachlaß nicht einmal zur Hälfte zu decken waren. [1])

Karl Lessing sagt, zur Bestätigung des eben Bemerkten, von seinem Bruder: „Es war ihm zur Gewohnheit und dadurch zum Bedürfniß geworden, eine Zeitlang ohne Unterbrechung zu arbeiten, und dann wieder eine Zeitlang ununterbrochen nichts zu thun, das heißt, nichts zu *schreiben*, aber nichtsdestoweniger zu *denken*, und wie die Bienen einzusammeln. Wenn man ihn blos als Schriftsteller betrachtet, so that er das letzte viel zu unverhältnißmäßig, und war unfleißig; und hätten ihn aus seiner gelehrten Muße nicht manchmal äußerliche Umstände gebracht, er hätte noch manches nicht geschrieben.“ [2])

Es ist ein eben so poetischer, als psychologisch und sittlich gerechtfertigter Gedanke, den Lessing einst mit Bezug auf sich selbst niederschrieb (XI, 750): „Ich will mich eine Zeitlang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“

---

1) S. den Auszug aus dem gerichtlichen Protokolle über Lessings Nachlaß (von Dr. Schiller gütigst mitgetheilt) in der Beilage.

2) „Zuweilen arbeitete er wochenlang vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend ununterbrochen, ohne daß es seiner Gesundheit geschadet, dann plötzlich hatte er gar keine Lust mehr und schrieb keine Zeile.“ (Franz Horn, im Gesellschafter 1827 1. Juni).

Eilftes Kapitel.

War Lessing in Braunschweig, was oft zu ganzen Wochen geschah, so nahm er nie daselbst Arbeiten vor, sondern überließ sich dem Umgang der dortigen Freunde und Bekannten; desto fleißiger und eingezogener lebte er in Wolfenbüttel. Wie sehr er auch in den Briefen über seine dortige Einsamkeit klagt, so fehlte es ihm doch hier nicht an allem Umgang. In den ersten Jahren: der geheime Rath von Praun, „so lange Lessing an dessen Bücherordnung in der Bibliothek nichts änderte" (lautet der beißende Zusatz Karl Lessings), der ehemalige Drost, nachherige dänische Kammerherr von Döring und dessen Gattin, der Rector Heusinger, der Professor Leiste, der Abt Häseler und einige andere, vornehmlich aber der junge Jerusalem. In den letzten Jahren war es vorzüglich sein Arzt, der Doctor Topp, der bald nach ihm starb. Indessen konnten diese Männer bei vielen Berufsgeschäften und bei häuslicher Zurückgezogenheit ihm wenig Zerstreuung bieten, an welcher es daher Lessing, wenn man Wittenberg ausnimmt, an keinem Orte so sehr gefehlt hat, als in Wolfenbüttel. Es fällt auf, daß Karl Lessing, von dem diese Bemerkung herrührt, Langern, den Nachfolger seines Bruders an der Bibliothek, mit Stillschweigen übergeht.[1]) Auch gedenkt man eines gewissen Herrn von D., welcher zu den Lüneburgischen Patriciern oder sogenannten Salzjunkern gehörte, aber gern ein Edelmann sein wollte, klein von Person war und Verse machte, mit deren Vorlesung er Lessingen oft belästigte. Auf ihn verfaßte er einst dieses Epigramm:

Am Körper klein, am Geiste noch viel kleiner,
Schämst du des Salzes dich, drum schämt das Salz sich deiner.[2])

Nicht selten wurde Lessings Einsamkeit durch Besuche von Fremden unterbrochen, von denen mehrere im Laufe dieser Erzählung Erwähnung gefunden. Ich kann außerdem noch Boie, Dohm, von Gleim empfohlen, den Dichter Michaelis, Klamer Schmidt, vielleicht auch Benzler[3]) nennen,

---

1) Vielleicht war es nicht ohne Empfindlichkeit, daß Langer 1795 an Nicolai schrieb: „Wie haben Ihnen die Bände über Lessings Leben gefallen? Wenn die Geschichte seines übrigen Lebens nicht zuverlässiger ist, als die seines hiesigen d. h. zehnjährigen Aufenthaltes, wo ich oft ganze Monate sein einziger Gesellschafter war, so ist die ganze Biographie für so gut, als gar nicht geschrieben, anzusehen." (Der Gesellschafter, 1822. S. 210.)

2) Jördens Lexicon. Band VI. (Supplement) S. 500. Lessings Schriften von Lachmann. XIII, 616.

3) Fr. Aug. Benzler aus Lemgo, der, nachdem er bis zum zwanzigsten Jahre Kaufmann war, aus Liebe zu den Wissenschaften sich zu Basedow begab, eine Zeitlang am Philanthropin, dann am Campeschen Erziehungshause zu Hamburg arbeitete, bis er Rector in Herford wurde (S. Beiträge zur Lebensgeschichte Basedows S. 92), näherte

deren Namen zufällig in Lessings Briefwechsel enthalten sind, die aber ohne Zweifel noch beträchtlich vermehrt werden könnten. Kurz nach Lessings Tode hatte Goethe, aber zu spät, zu Lessing nach Wolfenbüttel reisen wollen, wie er den 20. Februar 1781 an Frau von Stein schrieb: „Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, ehe die Nachricht ankam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben." —

Nach einer von mir früher mitgetheilten Sage hätte Lessings alter Freund, der Rector S. B. Klose, einmal eine Fußreise von Breslau nach Wolfenbüttel unternommen, um Lessing noch einmal zu sehen. Als Karl Lessing 1777 zum erstenmale in Breslau war, stand ihm Klose treu zur Seite. „Der Rector Klose," schrieb er dem Bruder, „dein alter guter Freund, und gegen mich deshalb ganz Dienstfertigkeit und Freundschaft." Lessing hatte Breslau nicht vergessen, er wollte wissen, wie es hier seinem Bruder gefallen? ob er einige von seinen alten Freunden und Bekannten daselbst kennen lernen? ob er seinen „alten ehrlichen Tauenzien" gesprochen? ob ihm der ungarische Wein geschmeckt? (der ihm also in gutem Andenken geblieben) ob Komödie da sei und dergleichen. (XII, 493.) In den letzten Jahren erhielt Lessing aus Breslau von dem unglücklichen Dichter Ephraim Moses Kuh, dessen Bekanntschaft er ehedem dort gemacht, das Manuscript seiner Gedichte zur Beurtheilung übersandt, zu einer Zeit, da er, von den theologischen Streitigkeiten bedrängt und krank, die erforderliche Muße und Stimmung dazu entbehrte. Er verwies ihn an Mendelssohn, der auch Lessings Empfehlung nachkam, später aber, in Folge einer von ihm stark verbesserten und veränderten Ode, mit dem Dichter in Mißhelligkeit verwickelt wurde. [1])

Seine eigentliche Heimath hatte Lessing nun in dem Kreise seiner Freunde und Bekannten in Braunschweig, unter den Professoren an dem Carolinum, am Hofe oder auch in andern Kreisen der Residenz. Die Namen von Jerusalem, Ebert, Eschenburg, Zachariä, Schmid, Pockels, Leisewitz braucht man nur zu nennen; auch der Professor de Gasc, dessen Bekanntschaft Lessing in Berlin gemacht hatte, gehört hierher. Unter den Predigern der Stadt gehörte in diesen Kreis Mittelstädt, der talentvollste Mitschüler des Orientalisten J. D. Michaelis in Göttingen, als Kenner der neuen Sprachen ausgezeichnet. Hier lebte der Hofmaler des Herzogs, Ludolf Lafontaine;

---

sich im Jahre 1771 Lessingen, indem er ihn mit der ersten Ausgabe von Logau's Gedichten überraschte. Lessing ließ ihm durch Gleim danken, da er seinen Aufenthalt nicht wußte, und übersandte ihm ein Exemplar des Scultetus. (XII, 307.)

1) Hinterlassene Gedichte von E. M. Kuh. Zürich 1791. Die vorangesetzte Biographie von Moses Hirschel. S. 119. Mendelssohn übernahm die ungewohnte Arbeit Lessing zu Liebe. Er schrieb an den Dichter vom 25. Dec. 1781: „Vergeben Sie, Freund Lessing! Da haben Sie unserm Freunde Kuh nicht den besten Rath gegeben, daß Sie ihn an mich gewiesen."

sein Sohn, der als Romandichter bekannte August Lafontaine, erinnerte sich, als Knabe Lessingen bei seinem Vater oft gesehen und auf seine Gespräche gelauscht zu haben.[1]) Als ein sprechendes Zeichen der damals in Braunschweig in den bürgerlichen Kreisen verbreiteten Bildung nennt derselbe aus seinen Jugenderinnerungen das Haus eines Bäckers, Unverzagt, wo man mit Klopstocks Messias, als dem schönsten Erbauungsbuche, sehr vertraut war. Fiorillo, seit seiner Rückkehr aus Rom, Hofmaler in Braunschweig, später Professor der Kunstgeschichte an der Universität zu Göttingen, gehörte auch, wenn wir einem Ungenannten glauben, zu Lessings Freunden und Rathgebern, der sogar mehrmals in seinen Schriften über Kunst und Oelmalerei auf ihn hinweise, und ihn bezeichne, ohne ihn jedoch zu nennen.[2]) Aber dieser Zusatz ist es, welcher mir Zweifel erregt; es steht Lessing nicht ähnlich, den, von dem er so Wichtiges gelernt, mit stetem Stillschweigen zu übergehen. So hegte er von dem Maler Calau in Leipzig, dem Wiederauffinder der Wachsmalerei, dem Friedrich der Große ein Privilegium gab, keine besondere Meinung, hielt auch seine Art zu malen in jetziger Zeit für sehr entbehrlich; „aber so viel, setzte er in dem Briefe an seinen Bruder, wo er dieses Urtheil fällt (XII, 338), hinzu, muß ich ihm zum Ruhme nachsagen, daß ich aus seinen Urtheilen und Meinungen, die Art der Alten zu malen betreffend, verschiedene Stellen im Plinius habe verstehen lernen, die mir unerklärlich gewesen sind, und über die alle Ausleger nichts als, ungereimtes Zeug schwatzen."

Am Hofe hatte, wie wir gesehen, Lessing keinen wärmeren Freund, als den Kammerherrn von Kuntzsch. Lessing bedurfte bei der Stellung, welche er, nach seinem Charakter und bei den hinlänglich geschilderten Vorgängen und Verhältnissen, gegenüber dem Hofe und namentlich dem Erbprinzen einnahm, eines solchen Vermittlers. Zu den Mißhelligkeiten, welche aus der Herausgabe der Fragmente hervorgingen (obschon der Erbprinz, als er die Regierung angetreten, sich in dieser Rücksicht groß zeigte), kamen andere Ursachen, welche eine Spannung zwischen Lessing und dem Fürsten unterhielten. Der Biograph des letzteren sagt:[3]) „Daß er den unsterblichen Lessing nicht mehr begünstigte, und gegen ihn sogar eine gewisse Kälte zeigte, lag in den Umständen. Lessings ungebundene Freimüthigkeit schien ihm nicht zu gefallen. Lessing konnte leicht eine schneidende und imponirende Sprache annehmen — und so hat er gewiß in öffentlichen Gesellschaften sich über den Herzog eben so stark geäußert, wie in den vertrauten Briefen an seine Gattin. Das konnte dem Herzoge nicht unbekannt bleiben, da man im Publikum Lessings Aussprüche bei jeder Gelegenheit widerhallen ließ, und in seinen Ton oft nur zu laut einstimmte. — — Aber gewiß, fährt Pockels fort, hat der Herzog Lessingen als einen der

1) August Lafontaine's Leben und Wirken von Gruber. Halle 1833. S. 39. Er bildete sich auch nach Lessings Schriften.

2) Zur Erinnerung an L. K. W. Meyer (von Bramstedt) II, 85.

3) (Pockels) Carl Wilhelm Ferdinand u. s. w. S. 133.

vorzüglichsten Geister geachtet; er wollte ihn einst sogar zu seinem geheimen Kabinetssecretair machen; er hatte alle seine dramatischen Werke mehr als einmal gelesen; er war gewiß stolz darauf, diesen großen Denker in seinem Staate zu besitzen. . . . "

Unter den Gelehrten Braunschweigs hatte keiner so viel Ansehen und Einfluß bei Hofe als Ebert durch seine vertraulichen Beziehungen zu den meisten Mitgliedern des fürstlichen Hauses, weshalb sich Lessing an ihn zu wenden pflegte, wenn es galt, für Andere die Gunst des Hofes anzurufen. Lessing, welcher wußte, was er Ebert zu verdanken hatte, schätzte ihn wegen seines redlichen Charakters, und ertrug seine kleinen Schwächen und Eigenheiten, wodurch er, z. B. als ein allzu lebhafter Verehrer der Tafelfreuden, zuweilen einen Scherz hervorrief. [1]) Ein kleiner freundlicher Mann, in gelben seidnen Strümpfen, mit einer steif frisirten Stutzperücke, einem Chapeaubas, einem Stocke, einem großen Regenschirme und einem noch größeren Muffe, womit er sich gegen jeden Temperaturwechsel und jede Jahreszeit gleichmäßig bewaffnete [2]), so wird uns Eberts Erscheinung vorgeführt. — Einen Gegensatz zu ihm bildete Zachariä mit seiner großen wohlgestalteten Figur, welcher durch Anstand und Würde zu imponiren wußte. Doch zeigte er überall Anspruchslosigkeit. Seine Schwäche lag in jenem Zuge von Prunkliebe, den Lessing einmal so witzig persiflirte.

Ein eigenes Verhältniß hatte dieser zu K. A. Schmid, von dessen Antheil an Lessings gelehrten Arbeiten in Wolfenbüttel wir mehr als einmal geredet haben. Er war ein Mann von eben so viel Gelehrsamkeit, als Witz und Laune. [3]) Dieser grundgelehrte Mann, von dem Lessing zu sagen pflegte: er wisse selbst nicht, wie viel er wisse [4]), machte es sich zum Vergnügen, Lessings Copist (oder, wie er sich einmal nennt, sein Calliopius) für die Beiträge, wie früher für den Berengarius, abzugeben, und Lessing hatte immer mit ihm zu streiten, wenn er für das „Bischen Handarbeit" eine Vergeltung nehmen sollte. Mit scharfem Auge folgte er dabei Lessings philologischen Arbeiten, schenkte ihm keinen Fehler, kein Versehen, das ihm entfuhr, wofür ihm Lessings Dank gewiß war. Dieser ist nie mehr zum Scherz aufgelegt, als wenn er eben an Schmid schreibt. Er arbeitet ihm immer viel zu geschwind. „O pfui, mein lieber Schmid, schreibt er ihm einmal (den 22. Juli 1777), daß ich Ihnen schon jetzt danken muß. Sie sind ja ein rechter Gourmand mit Arbeiten. Ich muß Ihnen nur den Brotkorb höher hängen und Ihnen nichts mehr geben; was bleibt denn auf morgen übrig, wenn heute alles fertig wird? Die Ihrigen haben Recht,

1) Eine ergötzliche Anekdote hierüber erzählt J. L. Schwarz in seinen Denkwürdigkeiten II, 218.

2) Schiller a. a. O. 73.

3) Dafür zeugt sein komisches Epos in gereimten Jamben: Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen, nicht ohne Wielands Vorgang und Einfluß (Carl G. W. Schiller a. a. O. S. 79).

4) Ebend.

ungehalten auf mich zu werden, wenn sie glauben, daß ich Sie treibe." Worauf Schmid antwortet: „Wenn Sie, mein lieber Lessing, mir Freßwolfe den Brotkorb so hoch hängen, daß ich von Ihnen nichts mehr erhalten kann, so mause ich nebenher." — Einmal bittet ihn Schmid für seinen Namensvetter in Gießen, den bekannten, oft seichten Literaten, um Notizen über seinen Lebensgang. Lessing, der wohl in der Gelehrtengeschichte wegen einer Jahreszahl in dem Leben irgend eines, dem Fachgelehrten höchstens bekannten Schriftstellers sich viel Mühe geben konnte, hielt diese Frage, weil sie ihn selbst betraf, für eine sehr überflüssige Neugierde, und antwortete (1773): „Ob ich gleich denke, mein lieber Schmid, daß man nur Ursache haben kann, sich nach dem Alter der Pferde und der Esel, nicht aber der Gelehrten zu erkundigen: so bin ich doch kein Frauenzimmer, das seine Jahre lieber verschweigen möchte. Ich bekenne Ihnen und Ihrem Namensvetter in Gießen also aufrichtig, daß ich 1729 geboren bin, und zwar im Januar. Wo? will er ja wohl nicht wissen, und ich wüßte es vielleicht selbst nicht. . . ."

Lessing fuhr einst mit K. A. Schmid von Celle nach Lüneburg. Er war eingeschlafen. Nahe an der Stadt stößt sein Begleiter ihn an: „Wachen Sie auf, Lessing, wir kommen zu Menschen." Lessing, die Augen reibend, blickte hinaus. „Ja, sagte er, ich sehe schon den Galgen!"[1]) — Eine beißende Bemerkung über die geselligen und Kultur-Zustände des „philosophischen" Jahrhunderts.

Schmids Schwiegersohn und Zachariä's Nachfolger am Carolinum, Eschenburg, der jüngste unter den Genannten und der sie alle überlebte[2]), verdient, wenn irgend einer, einen Platz in Lessings Leben, da er mehr als jeder Andere um Lessings Schriften als Herausgeber und Ausleger sich verdient gemacht hat. Dafür hat aber auch niemand so anregend und hülfreich auf Eschenburg gewirkt, als Lessing, im Besondern bei Eschenburgs gründlichen Forschungen über Shakespeare.[3])

Ich nenne zuletzt den Mann, welcher an Genie und geistiger Bedeutung unstreitig nach Lessing den ersten Platz in diesem Kreise einnahm: Leisewitz, den Dichter von Julius von Tarent. Hier dürfen wir ausführlicher sein, da uns Auszüge aus Leisewitz's handschriftlichem Tagebuche vorliegen[4]), in

1) Allgem. deutsche Bibliothek Bd. III, S. 288, in der Recension eines Buches von Cramer. — Die Lüneburger Heide nannte Lessing nur „ein Landmeer". (Matthissons Erinnerungen I, 296.)

2) Er starb als Geheimer Justizrath und Senior des Cyriacusstiftes im Jahre 1820.

3) Vgl. Lessings Schriften XII, 407. Dr. Schiller (a. a. O. S. 81) bezeichnet Eschenburg glücklich als „Muster eines geistigen Haushalters, der eine sichere Bilanz zwischen geistiger Einnahme und Ausgabe zu halten verstand, und einen Sammler und Dichter, deren sich die deutsche Literatur nicht vieler zu rühmen habe." Seine Uebersetzung Shakspeare's und seine Beispielsammlung konnten Eschenburg indeß vor den Pfeilen Schillers in den Xenien nicht schützen. (E. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf I, Nr. 85. 139. 390.)

4) Gütigst mitgetheilt von Dr. Schiller in Braunschweig.

denen er die Geschichte seiner Beziehungen zu Lessing sorgfältig angemerkt hat. Nicht erst mit seiner Niederlassung in Braunschweig, im November 1775, oder gar erst mit der Erscheinung seines Trauerspiels [1]) im Jahre darauf, wie Karl Lessing es sich vorstellte, beginnt seine Bekanntschaft mit ihm.

Leisewitz knüpft einige allgemeine Betrachtungen über sein Verhältniß zu Lessing an die Aufzeichnungen von Lessings Todestag, den Tag nachher, am 16. Januar 1781. Er bemerkt, wie ihn diese Nachricht unvorbereitet getroffen: „Wie ich zu Hause kam, erfuhr ich ganz unvermuthet durch das Ansagen, daß Lessing gestorben sei. Ich hatte mir nun zwar vorgestellt, daß er niemals ganz besser werden würde, aber so geschwind —. Die Nachricht frappirte mich ungemein, ich ging lange auf meiner Stube in der größten Bewegung herum. . . .“

„Ich habe für wenig Menschen einen so tiefen Respect gehabt, als für Lessing. Ich bin ein Apostel seines Ruhmes gewesen, hätte dazu gern die ganze Welt bekehrt, vertheidigte und lobte sonderlich in den letzten Jahren oft etwas, was ich nicht glaubte. Seine Fehler sind oft von kleineren Geistern nachgeahmt, aber bei ihm konnte ich immer den Gang verfolgen, wodurch sie mit seinen großen Eigenschaften zusammenhingen. Man bewundert ihn nicht genug, wenn man blos weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß er alles hätte werden können, aber ein menschliches Leben war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten.“

„Ich hatte schon auf Schulen, da Ballhorn [2]) so viel auf ihn hielt, die größte Hochachtung für ihn. Ich lernte ihn 1770 in Wolfenbüttel kennen, da er sich aber aus mir, wie aus einem jungen Menschen, der von Schulen kam, nicht viel zu machen schien. [3]) Einige Jahre nachher sah ich ihn einmal bei Zachariä in Braunschweig, wo wir uns schon näher kamen [4]), allein unsere eigentliche Freundschaft ging erst recht an, als ich mein Trauerspiel (Julius von Tarent) herausgab, wobei er sich auf eine so edelmüthige Art betrug.“

Karl Lessing erzählt: „Lessing war die Ostermesse 1776 mit Herrn Eschenburg im Buchladen, um sich das Neueste und Merkwürdigste auszusuchen. Dieses Trauerspiel war mit darunter. Lessing las es, und fand es vortrefflich. Er glaubte, es sei von Goethe. Eschenburg äußerte dagegen einige Zweifel.

1) Als Leisewitz im J. 1779 von manchen für den verkappten Verfasser der „Lebensbriefe in aufsteigender Linie“ gehalten wurde, trauete auch Lessing ihm dieses witzige Werk Hippels einen Augenblick zu. (XII, 532.)

2) Er war Rector des Gymnasiums in Hannover, der Vaterstadt Leisewitz's, vom Jahre 1760 bis 1774, darauf Superintendent zu Neustadt am Rubenberg (Meusels Lexikon I (1802), S. 150, wo seine zahlreichen, meist zur Philologie gehörigen Schriften verzeichnet sind).

3) Leisewitz bezog im Jahre 1770 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. (Leisewitz sämmtliche Schriften XI.).

4) „Eschenburg und Leisewitz grüßen Sie,“ schreibt K. A. Schmid an Lessing am 18. December 1775. (XIII, 491.)

Desto besser! sagte Lessing; so giebt es außer Goethe noch ein Genie, das so etwas machen kann!"

Lessing betheiligte sich, wie aus dem Tagebuche Leisewitzens erhellt, auch an dessen übrigen, so schätzbaren Bestrebungen, selbst an seinen Untersuchungen über den Ursprung des Wechsels (1782), indem es unter dem 9. Juni 1779 heißt: „Nach Tische fand ich Lessing bei Eschenburg. Ich sprach mit ihm vieles über meine Wechselgeschäfte. Er munterte mich sehr dazu auf und sagte mir, daß er meine Hypothese immer wahrscheinlicher finde, gab mir auch die Idee an, daß das conclave eine Art von obstagium wäre, die mir sehr gefiel. . ." [1])

Ich fahre mit diesen Auszügen fort.

Den 11. Mai 1779. „Nachmittags war ich bei Eschenburg, wo ich Lessingen antraf, mit dem ich nach Angotts Hause ging, weil der Nathan angekommen war, mit dessen Lectüre ich den größten Theil des Nachmittags zubrachte; er ist Lessings würdig, wenn es auch weniger Drama, als Philosophie in dramatischer Form wäre."

Den 25. April 1780 heißt es bei Wielands Oberon: „Ich glaube, daß niemand das Geheimniß der Wellenlinie des Styls so in seiner Gewalt hat; selbst Lessings Styl ist eckig dagegen."

Leisewitz war mit Albrecht Thaer, damals noch ausübendem Arzt in seiner Vaterstadt Celle, nahe befreundet; ihn führte er daher, als er 1776 nach Braunschweig kam, bei Lessing ein. Bei Gelegenheit eines spätern Besuches der beiden Freunde in Wolfenbüttel 1780 schreibt Leisewitz: „Thaer und Lessing gingen um die Gallerie, ich konnte vor Schwindel nicht mit und blieb an der Thür stehen. Wir gingen wieder zu Lessing, wo bald darnach Langer ankam. Wir waren einige Zeit auf dem Hofe und vor der Thür, aßen im Gartensaale. Die Conversation war sehr angenehm. Eine saillie von Lessing, Langer und mir holte die andere."

Im Sommer desselben Jahres machte Leisewitz eine Reise nach Thüringen, besonders nach Weimar und Gotha. Er wurde auf das Schloß Ettersburg am 4. August 1780 zu der Herzogin Amalie geladen. „Die Conversation ging wie gewöhnlich auf allgemeine Dinge und bestand zum Theil aus Fragen, die Ihro Durchlaucht besser hätten beantworten können. Von Lessing, von Ebert, von Jerusalem, vom Zustande des Collegii, von der Absicht meiner Reise, ob ich seit dem „Julius" nichts fürs Theater geschrieben hätte, von meiner Geschichte des 30 jährigen Krieges, von der Bibliothek in Weimar."

„Den 14. August zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel. Ich hatte heute Gelegenheit, seine Physiognomie genauer zu betrachten: schöne braune

---

1) Leisewitz's Schriften S. 121 findet man diesen Aufsatz, welcher Anfangs 1782 in v. Selchows Juristischer Bibliothek, Göttingen 1782, abgedruckt wurde. Daß das Wort conclave im Sinne des obstagium irgend jemals juridisch gebraucht worden, ist den Rechtsgelehrten, welche ich deshalb befragte, völlig unbekannt.

Augen und ein hübsches Obergesicht, nur um den Mund einige unangenehme Züge. . . ."

„— Von Lessing sprach Goethe mit der größten Achtung, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Controversen, von der Unfähigkeit der deutschen Nation, Laune zu empfinden. Er sagte: wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: riecht sie? kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?"

Den 15. August 1780 war Leisewitz im Karthäuserkloster zu Erfurt. „Der Karthäuser, Pater Vicarius Stumpf, sagte mir, daß er vernünftige Protestanten sehr liebe und ihre Bekanntschaft suche. Er kannte Lessingen, seine Verdienste um die Poesie und das Theater, auch die Fragmente, und schien überhaupt einen unersättlichen Durst nach Kenntnissen zu haben, der in einer Karthause schlecht genug gestillt werden mag."[1])

Die oben in dem Kapitel über Emilia Galotti angeführte Stelle: Den 30. August in Gotha. „Es unterdrückte mein Vergnügen, zerstörte es aber nicht, als mir Gotter erzählte, daß man am Hofe Lessing seine Theaterstücke nicht goutire. Engel hat mir gesagt, daß dieses daher käme, weil die Fürsten in der Emilia übel behandelt wären. Bei mir sind diese Herren nun noch übler angekommen, und das gab mir kein gutes Prognostikon für mein Projekt." (Leisewitz suchte nämlich in Gotha eine Anstellung.)

Braunschweig den 22. November. „Ich war mit Kuntzsch (in dessen Hause zum Diner) eine Zeit lang allein, da er mir erzählte, Lessing sei von dem kursächsischen Gesandten bei dem Reichstage verklagt. Ich sah gleich, daß von dem Corpore Evangelicorum die Rede sei, und ward ungemein besorgt. Unsere Gesellschaft bestand aus Lessing, Schmid, mir und Kuntzsch. Wir waren ungemein aufgeräumt, radotirten, lachten, philosophirten, seladisirten und verbanden diese beiden letzten Dinge in einen Discours über die Liebe.[2]) Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse hinaus. Lessing war anderer Meinung."

Den 23. November. „Im Clubb, wo ich Lessingen antraf, mit dem ich wegen des Corporis Evangelicorum sprach. Der Herzog hatte ihn rufen lassen und ihm davon gesagt. Lessing hatte sich die einzige Gnade ausgebeten, daß der Herzog als Reichsstand, wie es sein Ministerium wolle, handele und ihn,

1) Johann Georg Stumpf trat mit siebzehn Jahren in den Jesuitenorden, später in den Karthäuserorden in das Kloster zu Erfurt, wo er sich mit kanonischem Rechte und mit Gartenbau beschäftigte; im Jahre 1781 gelang es ihm, aus dem Kloster zu entweichen. Er begab sich zu Basedow nach Dessau, nachher legte er sich hauptsächlich auf Oekonomie, und war nacheinander Professor der Staatswissenschaften an den Universitäten zu Jena und Greifswald, wo er 1798 starb. (Meusel XIII, S. 514, wo Stumpf's zahlreiche Schriften verzeichnet sind.)

2) Anspielung auf die Liebeslieder Seladons von der Donau, mit seinem eigentlichen Namen Georg Grefflinger, aus Regensburg, als Notar in Hamburg 1677 gestorben.

Lessingen, seine Sache allein ausmachen lasse. Ich suchte ihn davon abzubringen, und es schien, als wenn es etwas fruchtete."

Den 26. Februar 1781. „Ich hatte einen Besuch von dem Copisten Schmid, der mir unter anderm erzählte, die Leute sagten, die Aerzte hätten Lessingen mit Fleiß sterben lassen, damit ein so böser Mensch von der Welt käme." Hat doch Eschenburg das an Gleim hinterbrachte Gerücht widerlegen müssen, Lessing sei als Feind der christlichen Religion aus der Welt geschafft worden![1])

Bis hieher diese Auszüge. Wie sehr Lessing an Leisewitz hing, fiel eines Tages dem Halberstädter Dichter Klamer Schmidt auf, welcher im Jahre 1779 Gleim auf einer Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel begleitete, wo er die Bekanntschaft Lessings und seines Kreises machte. Es war ihm auffallend, daß Lessing, der Gleim in vielen Jahren nicht gesehen hatte, Leisewitz in einen Winkel zog und sich stundenlang mit ihm allein unterhielt.[2])

Leisewitz, welcher damals mit Sophie Seyler (Tochter des Schauspieldirectors) verlobt war und bereits mehrere vergebliche Versuche zu einer Versorgung gemacht hatte, bewarb sich bald nach Lessings Tode um seine Stelle bei der Bibliothek zu Wolfenbüttel und ließ seinen Wunsch durch Ebert an den Herzog gelangen. Auch Johannes Müller sprach zur selben Zeit gleiche Wünsche und Hoffnungen aus und außer ihm noch Bahrdt, Wetzel, Bruns und einige Andere, wie Eschenburg in einem (von Danzel copirten) handschriftlichen Brieffragmente mittheilt. Allein die Stelle war bereits an Ernst Theodor Langer vergeben.

Lessing hatte diesen Gelehrten, dem Goethe in seinem Leben ein so schönes Denkmal gesetzt hat (Werke XXV, 87—191)[3]), selbst zu seinem Nachfolger vorgeschlagen, und der mit einer braunschweigischen Prinzessin vermählte Prinz von Würtemberg unterstützte Langern mit entscheidendem Erfolge.[4]) Die Bibliothek hatte wieder einen Bibliothekar, der, was die Lessinge zu übersehen vielleicht ein Recht haben, in das strenge amtliche Geleis zurückzuführen und festzuhalten verstand.[5])

An die hier mitgetheilten Auszüge aus Leisewitz's Tagebuche möge sich

---

1) Siehe die Beilage.

2) Klamer Schmidt, Leben und auserlesene Werke I, S. 44. Im nächsten Jahre 1780 war Schmidt wieder in Braunschweig (S. 67): „Nur wenige Stunden sah ich Jacobi und Lessing, nur wenige Worte lebendiger Weisheit hörte ich aus ihrem Munde, und mein Geist ward unruhig in mir..."

3) Vgl. den Aufsatz: Erinnerungen an E. Th. Langer, von K. G. Jacob, im Serapeum III, S. 88.

4) Müller war selbst nach Braunschweig gegangen, und schrieb von da an Gleim, den 12. März 1781: „J'ai été accueilli le plus gracieusement du monde. La place était donné, la princesse de Wirtemberg et Lessing lui-même avaient recommandé Langer."

5) S. die Beilage.

eine Mittheilung aus dem hinterlassenen Tagebuche Johann Gottlieb Rhode's anreihen, welcher als junger Mensch von zwanzig Jahren mit Lessing kurze Zeit vor seinem Tode in Braunschweig zusammenzutreffen so glücklich war. Rhode, ein Sohn armer Eltern, hatte nach mancherlei Plänen es einmal mit der Malerei versuchen wollen und kam rathlos zu einem Bekannten seines Hauses nach Braunschweig, der ihm aber zu studiren rieth, und dadurch ein neues Leben in dem hoffnungsvollen Jünglinge entzündete. Er hatte in der Mathematik bereits einen guten Grund gelegt. Ich lasse jetzt ihn selbst reden:

„Ich wurde eingeladen, den Abend mit auf Rennekendorf's Weinkeller zu gehen, und wie wurde meine Erwartung gespannt, da ich hörte, wir würden Lessing dort finden. Welch' ein Name! Wer sprach damals nicht von Lessing? Ich bewunderte ihn, und doch fuhr mir bei seinem Namen ein so gemischtes Gefühl durch die Seele, — die berüchtigten Fragmente spielten eben ihre Rolle, und mein Vater hielt Lessing, obwohl das verhaßte Buch nie in unser Haus kam — für eine Art von Antichrist. — Wir gingen und fanden Lessing schon vor. Mein Auge hing an ihm als einem Wunder, und ich konnte nicht begreifen, daß dieser Mann ein Feind des Christenthums sein sollte. Ich wurde ihm vorgestellt und mochte wohl eine ziemlich verlegene Figur machen; doch Lessing sprach sehr freundlich mit mir, billigte meinen Vorsatz, vorzüglich Mathematik studiren zu wollen, doch empfahl er mir nachdrücklich: ich solle ja zugleich Philosophie studiren und die Kunst nicht vernachlässigen (Lessing betrachtete die Mathematik als eine nothwendige Stufe zur Philosophie [1])): ohne diese, meinte er, mache die Mathematik oft trocken und einseitig. — Lessing war nicht bei Laune, sagte man, und er selbst bemerkte: er komme aus verdrießlicher Gesellschaft. Man ging daher früh auseinander. Das war nicht immer der Fall. Lessing wohnte bekanntlich in Wolfenbüttel; kam er nun nach Braunschweig, so ging er wohl Abends auf diesen berühmten Weinkeller, und Freunde und Bekannte fanden sich dann gleichfalls ein; man war heiter und trank Champagner. Es war Sitte auf diesem Keller, daß, wenn eine Gesellschaft eilf Flaschen Champagner getrunken hatte, sie die zwölfte umsonst erhielt. Da wußte denn Lessing den großen Gewinn, den die Trinker dadurch machten, so bündig zu demonstriren, daß die Flasche selten ungetrunken

---

1) XI, 66. „Alle philosophischen Vorübungen überspringen, besonders die mathematische, welche, ihre eigenen Wahrheiten bei Seite gesetzt, schon dadurch unentbehrlich wird, daß sie unsern Geist an Ordnung und deutliche genaue Begriffe gewöhnt, und ihn lehrt, was Demonstration ist, diese überspringen, sage ich, und bei dem anfangen, was die Speculation Kühnes und Wunderbares hat, — heißt den geraden Weg zur Schwärmerei nehmen." —

— „Wie sich Gott nur durch seine Werke den Menschen geoffenbart, so ist es nothwendig, auch diese Werke zu studiren, und auf der Leiter der Wahrheiten, die man aus diesen Werken abstrahirt, zu den großen Wahrheiten von dem Dasein und den Eigenschaften Gottes hinaufzusteigen."

blieb."[1]) Aehnliches wird übrigens, nach einer erhaltenen Sage, schon von Lessings Aufenthalte in Breslau erzählt.[2])

Zwölftes Kapitel.

Lessing hat niemals darnach gestrebt — was ihm, hätte er gewollt, leicht hätte gelingen müssen — in Braunschweig am Hofe seinen Sitz aufzuschlagen. Ihm war nur wohl im Geräusche und Getümmel einer großen Handelsstadt wie Hamburg, oder in dem einsamen Wolfenbüttel, in seiner Burg, wie er die Bibliothek nannte. Das Hofleben und die Geschäftigkeit einer kleinen Residenz wäre ihm auf die Länge unerträglich geworden. Es war ihm nicht ganz Recht, daß Wieland im Jahre 1771 Erfurt mit Weimar vertauschte[3]): was er selbst bei einem Rufe nach Weimar, dem deutschen Athen, gethan haben würde, läßt sich schon abnehmen.

Nicolai erzählt, bei Gelegenheit eines Besuches in dem herrlichen Stifte St. Blasien[4]): „Lessing sagte mehr als einmal seinen Freunden, er wollte, wenn er zu einem gewissen Alter gelangt wäre, sich in ein Kloster begeben, um da ganz in Ruhe zu studiren. Er glaubte, die völlige Unabhängigkeit von allen Sorgen der Nahrung, die völlige Ruhe und Muße, die man nur entweder bei großem Reichthum, mit gemäßigten Begierden verbunden, oder in einem Kloster finden könne, nebst dem unumschränkten Gebrauche einer von seinem Studirzimmer nur wenige Schritte entfernten Bibliothek, wäre es, was ein Gelehrter vorzüglich brauchte, wenn er vorher eine Zeit lang die Welt gesehen hätte. Bei seinem ersten Vorsatze im Jahre 1768, auf gut Glück nach Italien zu gehen, war der Gedanke, daß ein Kloster einmal sein letzter Aufenthalt werden möchte, bei ihm viel lebhafter, als man sich vielleicht vorstellt. Blos die Veränderung der Religion, die er nie sich würde haben zu schulden kommen lassen, hielt ihn ab, diesem Gedanken ganz Raum zu geben. Aber er sprach zuweilen mit ziemlicher Bitterkeit darüber, daß man in

---

1) Schlesische Provinzial-Blätter. Band CI, S. 496. (Johann Gottlieb Rhode, von C. G. Nowack.)

2) Lessing, heißt es, besuchte mit seinen Freunden gern die hiesige noch bestehende, über hundert Jahre alte, Schaubertsche Weinhandlung auf dem Blücherplatze (ehemals Salzring genannt). „Kommt, Freunde, pflegte er lustig zu sagen, laßt uns bei Schaubert eine Flasche umsonst trinken!"

3) An Wieland XII, 372. „Vielleicht, daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zusammenbringt. Diese Veränderung — o daß Sie eben so dabei fahren mögen, als der Prinz!"

4) Reise in Deutschland, XII, 155.

protestantischen Ländern alle Klöster abgeschafft hätte, welche er erhalten wissen wollte, als Freistätten solcher Gelehrten, welche recht mit Muße studiren, besonders solche Wissenschaften cultiviren wollen, die viel Studium, und daher viel Muße erfordern."

Hier und bei ähnlichen Bekenntnissen liegt im tiefsten Grunde der Gedanke, daß die Studien und alle geistigen Bestrebungen des Menschen nur dann erst den rechten Weg einschlagen, wenn sie nicht zur Verwendung für äußere Zwecke, sondern allein für die Cultur des innern Menschen betrieben werden.

Deutlich tritt diese Beziehung der Studien auf die Cultur des innern Menschen in folgender Betrachtung auf, welcher ein Gedanke Christoph Besolds, des berühmten würtembergischen Rechtsgelehrten aus dem 17. Jahrhundert, zu Grunde liegt:

Vanissimum proverbium esse putes: In omnibus aliquid et de toto nihil. Nam qui non est in omnibus aliquid, in singulis est nihil.

„Um diesen einzigen Gedanken, bemerkt Lessing, will ich das Buch des Besold lesen, sobald ich es habhaft werde. Wo das steht, wird mehr Gutes stehen."

„Ist es besser, nur ein Ding wissen, oder mehrere? Welche Frage! Wenn man nun unter diesen mehreren auch dieses Eine weiß. Es kann überflüssig sein, mehrere zu wissen: aber es wird darum nicht besser, nur Eines zu wissen."

„Freilich, wenn es ausgemacht ist, daß man mehrere Dinge unmöglich so gründlich, so fertig wissen kann, als ein Einziges, dem man alle seine Zeit, alle seine Kräfte gewidmet hat. Wenn es ausgemacht ist! Ist es denn aber so ausgemacht, als man annimmt? Und doch gesetzt, es wäre. Auch alsdann fragt es sich noch, ob es besser sei, nur Ein Ding vollkommen gründlich, vollkommen fertig, als mehrere weniger gründlich, weniger fertig."

„Besser? Ja und Nein. Denn besser ist Beziehungswort, und der Beziehungen sind hier wenigstens drei. Es kann besser sein in der einen und schlimmer in der andern."

„Für wen besser? Für den Menschen selbst, der da weiß? — oder für das, was er weiß? — oder für die, denen zum Besten er wissen soll? — —" Hier bricht er ab. Aber für welche der drei Beziehungen Lessing sich entschieden haben wird, darüber kann kein Zweifel stattfinden.

„Ich bin nicht gelehrt — so lautet ein verwandtes Bekenntniß (XI, 747) — ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden, — ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles, wonach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können."

„Ebenso möchte ich um so vieles nicht reich sein, wenn ich allen meinen Reichthum in baarem Gelde besitzen und alle meine Ausgaben und Einnahmen in klingender Münze vorzählen und nachzählen müßte. Baare Kasse ist gut

— aber ich mag sie nicht mit mir unter einem Dache haben. Ich will sie Wechslern anvertrauen und nur die Freiheit behalten, an diese meine Gläubiger und meine Schuldner zu verweisen."

Ferner sagt er:

„Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth, als Millionen von jener." [1])

Vielleicht scheinen einige dieser Reflexionen sich zu widersprechen, im Grunde aber spiegeln sie uns die Doppelnatur Lessings ab: auf der einen Seite der Drang und die Fähigkeit, sich in eine einzelne Frage zu vertiefen und sie wo möglich zu erschöpfen; auf der andern Seite, die Lust an der größten Mannigfaltigkeit seiner Studien nach allen Richtungen, wie wenn er unter andern in allem Ernste es einmal auf eine Geschichte der Lustseuche anlegte.[2]) In dieser Hinsicht ist ein Blick in Lessings Collectaneen, sowie in seinen philologischen Nachlaß, höchst lehrreich. Keine Zeile, aus welcher nicht irgend etwas zu lernen wäre. Die Betrachtungen, welche Fülleborn, der Herausgeber eines Theiles dieses Nachlasses, auf Anlaß dieser Beschäftigung angestellt hat, verdienen hier wiederholt zu werden. „Lessing sagte einst bei Gelegenheit der Messiade: es sei beinahe noch lehrreicher, zu wissen, was ein Dichter ausgestrichen, als was er stehen gelassen habe. Etwas ähnliches kann man von seinen nachgelassenen Papieren sagen. — — — Die Gleichgültigkeit, oder ich möchte sagen Uneigennützigkeit, womit Lessing so manche wichtige Bemerkung,

---

1) Dieser Gedanke spiegelt sich in den Worten Recha's gegen Sittah (Nathan der Weise V, 6) ab:

— Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

— Und so manches, was
Du weißt?

Recha.

Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten Dir noch sagen,
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freilich alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

(In dieser Stelle findet ein Pädagog in dem Neuen Lausitzischen Magazin X, 1832, die Grundidee — der Jacotot'schen Methode.)

2) S. den Artikel: Venusseuche in den Collectaneen, und Eschenburgs Anmerkung dazu. Lessing gab seinen Vorsatz erst auf, als er erfuhr, daß sein Freund, der berühmte Archiater Ph. Gab. Hensler, den er als Arzt in Altona, wohin derselbe 1764 kam, kennen gelernt, sein Werk über die Geschichte der Lustseuche (dessen erster Band 1783 erschien) vorbereitete. Eschenburg glaubte, daß Lessing Henslern seine Untersuchungen mitgetheilt. Henslers Verhältniß zu Lessing ist berührt in: Memoria Phil. Gab. Hensleri. Kiliae 1806 (von C. F. Heinrich) p. 13.

die er niedergeschrieben hatte, in der Folge vergaß und unbenutzt ließ, zeugt mehr als alles von dem Reichthume seines Genies ebenso, wie von seiner Gewissenhaftigkeit und Achtung gegen das Publikum. — — Wie viel schrieb Lessing, um es wieder zu vergessen, und wie viel vergaß er gern, weil er keine Gelegenheit fand, es zum Nutzen der Wissenschaften an den Mann zu bringen! Es ist ganz der Ton des uneigennützigen Reichen, worin er auf einem Blättchen in dem Nachlasse — bei Gelegenheit einer Bemerkung über den malerischen Wohlklang in den Dichtern — über seine Collectaneen sich ausläßt: „Ich weiß nicht, wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Collectaneis, wie der Virgilianischen Sibylle. Ich schreibe dergleichen Dinge meistens auf einzelne Blätter, die ich dann wohl hinlege und ordentlich aufzuheben denke; aber weht doch nur der kleinste Wind darunter und treibt sie erst einmal auseinander:

Nunquam deinde cavo volitantia prendere saxo
Nec revocare situs, aut jungere carmina curo."

„Man hat an Lessingen als Philologen manche Blößen entdeckt, sagt Fülleborn einige Seiten vorher; — aber wem sollte nicht bei dem Durchlesen seines philologischen Nachlasses die Menge verschiedener Autoren, die Lessing gelesen hat, die Aufmerksamkeit, der feine Geschmack, womit er sie las, und die Bündigkeit und Präcision der Anmerkungen, die er darüber machte, eine gerechte Bewunderung dieses großen Kopfes abnöthigen. [1]) Wenn er zuweilen, besonders bei kritischen Bemerkungen, gefehlt hat, so geschah es nicht aus Unwissenheit, sondern aus allzu großem Scharfsinn. Er wollte überall, auch in den Alten, die Genauigkeit und Präcision finden, die ihm selbst eigen war."

Eigenthümlich ist Lessings Verhältniß zur Musik. Daß Lessing dem Wesen und der Würde der Musik, dieser allgemeinen Sprache der menschlichen Gemüther, nicht entfremdet geblieben, daß er sogar vom Standpunkte der Kunst, in ihren Arten und ihrer Verbindung, den Gesetzen derselben nachgeforscht, hat uns die Dramaturgie und ein Fragment des Laokoon gelehrt. Damit stünde es jedoch immer nicht in Widerspruch, was Franz Horn erzählt, daß Lessing, wenn er durch irgend einen Zufall in die Verlegenheit kam, eine lange dauernde Musik mit anhören zu müssen, in eine ganz eigene, ihm sonst völlig fremde Spannung gerathen sei, die ihn, den sonst immer Starken, matt machte, bis er endlich wieder ins Freie kam, wo dann nach mehrmaligem tiefen Athemholen ein Witz den andern jagte. — So soll er auch einmal nach der nothgedrungenen Anhörung einer von Kennern für trefflich erklärten, aber lange dauernden Sonate, die freilich seiner raschen Natur unmöglich zusagen konnte, geäußert haben, „ihm sei zu Muthe gewesen, wie etwa einer Katze zu Muthe sein möge, die in der Angst trotzend an den Wänden hinauf zu laufen pflege".[2])

1) S. die Beilage.
2) Gesellschafter 1827, den 4. Juni.

Als Grundzug von Lessings Geist und Charakter kann man mit Einem Worte: Wahrheit, gegen sich selbst und die Dinge, bezeichnen.

Er war gegen Lob und Tadel nicht gleichgültig, wenn er schon, wie er nicht lange vor seinem Tode an Mendelssohn schrieb, nach Lob nicht „heißhungrig" war. Er schrieb einst für sich auf ein Blatt (XI, 751): „Ich wünschte, daß ich mir von Anfang an alle Lobsprüche und allen Tadel und Schmähungen, die ich im Druck erhalten habe, jede in ein besonderes Buch zusammengetragen hätte: um das eine zu lesen, wenn ich mich zu übermüthig, und das andere, wenn ich mich zu niedergeschlagen fühle." Aehnliches hat Goethe einst geäußert, mit Bezug auf die Mühe, welche seine Verehrer sich gaben, die lobenden Urtheile über ihn und seine Werke nach der Zeitfolge zu sammeln.

Verglich Lessing sich mit Anderen, so konnte er leicht Mangelhaftes in sich entdecken; dann waren Wieland, Mendelssohn, Garve größere, wenigstens bessere Schriftsteller, als er. Von Garve sagte er in Leipzig zu Weißen, auf dem Wege nach Berlin und Wien (1775), daß er, „um philosophische Ideen mit Klarheit und Richtigkeit auszudrücken, gegen jenen ein Schurke wäre". (Dieses Kraftwort hat er auch wohl bei anderen Anläßen von sich gebraucht.) Nur wenn er eine unwürdige, ungerechte Behandlung erfuhr, wie dem Erbprinzen oder dem pfälzischen Hofe gegenüber, richtete sich Lessing in dem ganzen Gefühl seiner hohen Kraft und seines Werthes empor.

Diese tiefe, unbestechliche Wahrheitsliebe erklärt Lessings eingewurzelte Abneigung, wie einerseits gegen den moralischen Formalismus [1]) — dahin gehört in gewisser Hinsicht seine Unterscheidung des Gymnastischen und Dogmatischen in der wissenschaftlichen Darstellung [2]) — so anderseits und noch mehr gegen alle Sentimentalität und die erlogene conventionelle Höflichkeit. Ein solcher Mann mußte wohl verschieden empfunden und beurtheilt werden.

Treffend bemerkte F. H. Jacobi in einem Briefe an Elise Reimarus den 15. März 1783, „daß das „so gefühlvolle" Herz ihres Freundes so Vielen kalt schiene, weil er — nicht sinnlich, nicht wollüstig war".

Feßler hegte sogar Zweifel an Lessings Fähigkeit zur eigentlichen Freundschaft.[3]) Diese Gedanken stiegen bei ihm an Lessings Grabe auf, das er auf seiner Reise durch Braunschweig aufsuchte. „Unter diesem einfachen Grabhügel, so dachte ich damals, liegt die Hülle des größten Geistes der

---

1) So wenn er sich auf seines Freundes Ebert officiosa mendacia verläßt, dergleichen „er für seine Freunde jederzeit im Vorrath habe" (XII, 244).

2) An seinen Bruder, XII, 502. Damit zu vergleichen XI, 541. Der Leser möge seinen gymnastischen Ton in dem dogmatischen „Gesetze" finden, wozu nichts weiter erfordert wird, als die billige Voraussetzung, daß er, Lessing, etwas Ungereimtes, etwas gar Aergerliches weder sagen könne, noch wolle.

3) Rückblicke, S. 295.

Deutschen; hätte er den hochsinnigen Britten angehört, so läge sie in der Westminster-Abtei. Er hat viele Freunde gehabt, die meisten vielleicht nur Lessing der Schriftsteller, sogenannte Freunde, die durch näheres Verhältniß zu ihm der Vergessenheit zu entrinnen, und, in seinem Abglanze auf sie, selbst zu leuchten gesucht haben. Ob er wohl überhaupt einen einzigen Freund im heiligen Sinne des Wortes mochte gehabt haben? schwerlich; er war zu selbstgenügsam, um der Wonne echter, inniger Freundschaft sein Herz zu öffnen." — Man hat aus gleichem Grunde bei Goethe und anderen großen Männern dieselbe Bemerkung gemacht.

Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. . . ."

Was Lessing betrifft, so lebte vielleicht nur Einer, den er im höheren, oder, wie Feßler sich ausdrückt, im heiligeren Sinne seinen Freund genannt haben würde, dies war Mendelssohn. Niemand sollte mehr das Verhältniß der Beiden mit den Augen ansehen, wie F. H. Jacobi in dem Streite mit Mendelssohn, in stolzer, vornehmer Ueberhebung darzustellen verstand [1]), so daß bis zu Jacobi's Streite mit Schelling, welcher eine furchtbare Vergeltung übte, Mendelssohn als einer, welchen Lessing seines ganzen Vertrauens nie gewürdigt hätte, dastand. Schelling wurde durch den biederen Meyer, den Biographen Schröders, über die Wahrheit aufgeklärt und schrieb ihm aus München den 29. August 1812: „Was Sie mit einer Gewißheit, die keinen Zweifel verstattet, von Lessings Denkart in Bezug auf Mendelssohn mir mittheilten, war mir insofern merkwürdig, als ich Jacobi'n nicht einmal von dieser Seite im Unrecht glaubte. Bedenke ich, mit welchen Künsten, wenigstens bei der gesammten nachgewachsenen Welt, jene Meinung hervorgebracht worden, die Sie bestreiten, so entsteht in mir der Wunsch, den alten Mendelssohn noch in das ihm gebührende Recht auf Lessings wissenschaftliche Achtung wieder eingesetzt zu sehen, ehe die Meinung unwiderruflich auf ihm haftet. So wenig ich mit ihm sympathisire, so oft habe ich mir einen Mann seiner Klarheit zurückgewünscht, mit dem es doch möglich war, ins Reine zu kommen; um so mehr wünsche ich etwas zur Herstellung der Meinung über ihn in Ansehung jenes Punktes beizutragen. [2])

Mendelssohns Schreiben an Karl Lessing, wo er ihm über den Verlust seines großen Bruders Trost zuspricht (Karl Lessing hat die Biographie durch Mittheilung dieses Schreibens würdig geschlossen), überhebt uns der Mühe, das persönliche Verhältniß der beiden Freunde zu erörtern, da Mendelssohn den großen Abstand in sich zu klarem Bewußtsein erhoben, und gerade dadurch die Kluft von Freund zu Freund vollständig gefüllt hat.

1) „Lieber Freund, schrieb ihm bei dieser Gelegenheit Goethe (Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 104), man hat Exempel, daß Adlereier im Schooße Jupiters für einem Pferdekäfer nicht sicher waren."

2) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, II, 149, aus München den 29. Aug. 1812.

— „Nein! Ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Schönen und Guten schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab."

An Herder aber schrieb Mendelssohn (vom 15. März): „Auch dieses, mein bester Herder, ist der Weg der Vorsehung, daß Lessings Tod zwei Gemüther sich einander näher bringen muß, die, wie jetzt am Tage liegt, ein leidiges Mißverständniß von einander entfernt hatte. — — Der Tod dieses Freundes, mit dem ich zu leben gleichsam gewohnt war, hat in meinem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen; und das ist ein wahres Labsal für meine Seele, daß Sie eine gleiche Lücke in Ihrem Herzen empfinden, und solche durch die Annäherung mit dem meinigen wieder auszufüllen gedenken." —

So steht Mendelssohns Bild würdig an Lessings Seite. Anders verhält es sich mit dem Manne, welcher sich selbst neben Lessing und Mendelssohn den dritten Platz gab und, so lange er lebte, von ihrem Glanze borgte — ich meine Friedrich Nicolai. Ich rede nicht von derjenigen Stellung zur Literatur seiner Zeit, deren Würdigung im ersten Bande sich erlediget hat; ich rede von dem persönlichen Verhältnisse Nicolai's zu Lessing, welches in den letzten Jahren in der That gelitten hat. Fichte's Darstellung, obschon im Einzelnen nicht immer genau, enthält in der Hauptsache das Rechte. Was Lessing und Nicolai zunächst auseinander brachte, war die Theologie; denn eben das, was Lessing ein Gräuel war, jene Aufklärerei, der Neologismus, hatte in Nicolai und seiner allgemeinen Bibliothek ihre maßgebenden Vertreter. Lessing schreibt den 19. März 1779 an seinen Bruder, ihm zu sagen, was Nicolai mache. Er (Nicolai) schreibe nicht mehr an ihn. „Meine theologischen Händel, denke ich, haben ein Loch in unser gutes Verständniß ge-

macht. Das sollte mir leid thun." — Als die allgemeine Bibliothek nach langem Schweigen über die Wolfenbüttler Fragmente und ihre Gegenschriften mit ihrer sehr ausführlichen Recension hervortrat, worin sich im Ganzen eine Apologie des Christenthums vom Standpunkte des Rationalismus fand, schrieb Lessing an Elise Reimarus (den 22. Juni 1780): „Sie haben doch schon gesehen, daß sich endlich die allgemeine deutsche Bibliothek entschlossen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben doch auch schon gelesen, wie armselig die Blindschleiche daher gerutscht kommt? . . ."

Den Sebaldus Nothanker lobte Lessing, aber den Bunkel nannte er in dem Briefe an Herder (den 10. Januar 1779) einen „ruppichten [1]) Roman", und fand Wielands „Plaisanterie" über ihn so gerecht als lustig, nur daß er, mit jenem Universalismus, den er mit Leibniz theilt, „auch diese Sprosse nicht aus der Leiter ausgebrochen haben wollte, die ein gewisses Publikum nothwendig mit besteigen müsse, wenn es weiter kommen solle. . ."

Auf diese Bemerkung antwortet ihm Herder, welcher, kurz vorher von Nicolai beleidigt, für immer mit ihm brach [2]), aus Weimar den 1. Juni 1779: „Bei Bunkel ist die Sache weiter gekommen, als Sie wohl damals vermutheten. Ich bin parteilos — aber, lieber Lessing, Sie haben noch eine Schuld auf sich, daß Sie den Nicolai sich einst die Schuhe bei den Literaturbriefen haben nachtragen lassen. Er hat's ohne Zweifel mit freien Stücken und um die Ehre zu haben, gethan. Sie haben's doch aber thun lassen, und ohne Sie, auch nur passive, wäre der Mann doch nichts, gar nichts von dem, was er jetzt ist oder sein will. Den Stolz! Und die Keckheit! Mit dem Mangel und der Armuth! Doch laß ihn! die Zeit bringt alles in Ordnung." — Und so kam es, zumal als Nicolai nach Lessings Tode, immer mit seiner Freundschaft sich brüstend, im Stillen sich mit einem Lessing und Mendelssohn auf eine Linie stellend [3]), die neue Generation, zu der er sich verhielt wie ehemals Gottsched zu Klopstock und Lessing, nicht aufhörte zu meistern und zu beleidigen. Da wurden endlich sengende Xenien von Schiller und Goethe gegen ihn geschleudert [4]), da hielt Fichte jenes furchtbare Strafgericht über ihn, wo er

1) „ruppichten" — ist erst durch Lachmann aus dem Original in den Text gekommen. Früher las man: durch so einen Roman. So führt es Fichte (S. 100) an.

2) Nicolai spricht über diesen Gegenstand auf seine Art in dem Briefe an Höpfner vom 19. Sept. 1776 (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Merck u. A. S. 140).

3) 1806 erschien Nicolai's Bildniß und Selbstbiographie, herausg. von M. S. Lowe. Unter dem Bildnisse eine Vignette, darstellend: den Kampf gegen Vorurtheile und Aberglaube. Ein Heros, das Messer in der einen, die Fackel in der andern Hand, brennt die Wunden der abgeschlagenen Köpfe der Hydra; „er steht in einem treuen Kleeblatte mit seinem Lessing und Mendelssohn und bekämpft — in der Allgemeinen deutschen Bibliothek — Vorurtheile und Aberglaube." (Worte des Herausgebers.) Zu Füßen dieses neuen Herkules stehen die Anfangsbuchstaben dieses „Kleeblattes": (L. N.) (M.) — Gegen diese Zusammenstellung hätte Lessing protestirt.

4) Ed. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf I. Siehe im Namenregister: Nicolai S. 307. Besonders die Nummern 184—217. Nr. 188, der Todtfeind:

die Scheidelinie, die einen Nicolai von Lessing trennte, nicht scharf genug ziehen konnte und, wie um Lessing zu versöhnen, zum Schlusse ausruft: „Heiliger Schatten, vergieb uns, daß wir in demselben Zusammenhange von dir redeten und von ihm. Wenn auch keine deiner Behauptungen, wie du sie in Worte faßtest, die Probe halten, keines deiner Werke bestehen sollte, so bliebe doch dein Geist des Eindringens in das innere Mark der Wissenschaft, deine Ahnung einer Wahrheit, die da Wahrheit bleibt, dein tiefer inniger Sinn, deine Freimüthigkeit, dein feuriger Haß gegen alle Oberflächlichkeit und leichtfertige Absprecherei, unvertilgbar unter deiner Nation!"

So Fichte, welcher in diesen begeisterten Worten das Gefühl seiner Geistesverwandtschaft mit Lessing, welche sich fast von selbst aufdringt, zu erkennen gab. Um in persönliche Beziehungen zu Lessing zu kommen, war er zu jung. Oft auch trennt das Leben die, welche durch Anlage und Streben zu gemeinsamem Schaffen und Handeln berufen scheinen. Wer unter Lessings Zeitgenossen war ihm an echtem Witz und psychologischer Tiefe verwandter, als Lichtenberg? Dies ist oft bemerkt worden. Doch findet sich sein Name nirgends in Lessings Schriften, der Lessings aber um so häufiger in den Schriften Lichtenbergs. Noch weniger bildete sich ein Verhältniß Lessings zu Schlözer. Einmal kommt Lessing auf ihn zu sprechen, aber nur in einer sehr äußerlich bibliothekarischen Beziehung, wobei Schlözer fast in ein nachtheiliges Licht zu stehen kommt.[1]) Gleichwohl verfolgten beide mit gleich unerschütterlicher Consequenz Wahrheit und Recht, wenn auch auf verschiedenen Bahnen, wie denn Herder bei einer Gelegenheit Beider Namen verknüpfte.[2]) Als

---

Willst du alles vernichten, was deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai? zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

Nr. 196. Pfahl im Fleisch:

Nenne Lessing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

Achilles (Nr. 338).

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun da du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Trost (339).

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill. Es lebet dein Name
In der Bibliothek schöner Scientien hoch.

Seine Antwort (340).

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer sein, wie du erzählst.

(Die parodirte Stelle ist, wie Boas nachweist, dem eilften Buche der Odyssee V. 782 ff. entnommen.)

1) Schlözer hatte in einem Bericht an die Petersburger Akademie Briefe des polnischen Königs Sigismund an den falschen Demetrius erwähnt, die er unter den Manuscripten der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden haben wollte, ohne daß Lessing die geringste Spur davon entdecken konnte. Er forderte ihn daher im ersten Stücke der Beiträge (X, 180) auf, „seine Worte auf eine oder andere Weise gut zu machen". Ob Schlözer auf diese Aufforderung einging, habe ich nicht finden können.

2) G. Merkel (Darstellung und Charakter u. s. w. II, S. 296) theilte einst Herdern

Schriftsteller freilich bilden sie wiederum einen Gegensatz, den man sich nicht größer denken kann.

So, und wohl noch schroffer, stellt sich das Verhältniß zu einem andern berühmten Schriftsteller dieser Zeit, zu Hamann. Er ist im Laufe dieser Erzählung mehrmals genannt worden. Eine directe Verbindung zwischen ihm und Lessing hat nie stattgehabt, in gewisser Hinsicht wurde diese, seit Lessing nach Wolfenbüttel kam, durch Herder vermittelt. Als Lessing in den „Beiträgen" den Neuerern in der Theologie, ohne Rücksicht auf seine persönlichen Freunde, entgegentrat, schrieb Hamann beifällig an Herder im April 1774: „Stehen Sie noch in Verbindung mit Lessing, den Sie, wie ich höre, in Hamburg kennen gelernt haben? Der ehrliche Mann nimmt sich auch der guten Sache an. Ich bin ihm zum erstenmale recht gut dafür geworden." Worauf Herder antwortet: „Mit Lessing stehe ich in keiner Verbindung. Ich kenne ihn aber als Mann, und was Sie gefreut hat, freut mich gewiß nicht minder." Wie wenig aber selbst Herder damals noch Lessings tiefste Intentionen durchschaute, zeigt ein Wort in einem Briefe an Hamann vom 27. März 1775, mit Bezug auf das Fragment von Duldung der Deisten.[1]) Erst mit dem vierten Beitrage verscheuchte Lessing jeden Zweifel über seine Stellung. Aber während er Herders Sympathien bis ans Ende seiner Laufbahn sicher hatte, so konnte Hamann sein Mißtrauen gegen ihn nie ganz überwinden. Zwar hatte er sich an dem Nathan „recht geweidet", und Kant gescholten, daß er Nathan den Weisen blos als „den zweiten Theil der Juden beurtheilte, und keinen Helden aus diesem Volke leiden konnte".[2]) Während er jedoch den Gesprächen: Ernst und Falk so viel Theilnahme schenkte, konnte er sich mit der Erziehung des Menschengeschlechts, trotz ihres innern Zusammenhanges mit Ernst und Falk, gar nicht befreunden. „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter,"

---

seinen Entschluß mit, „als entschiedener und allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht aufzutreten und überall rücksichtslos einzugreifen, wo seine Parteinahme nützen könne." — Herder ging auf diesen Gedanken, der allerdings einen andern Mann erforderte, ein. „Was Sie thun wollen, leistete Lessing für die Literatur, und Schlözer in seinen Staatsanzeigen für die Verhältnisse vieler deutschen Staaten. Beide, vorzügliche der erstere, in einer glänzenden Weise. Es ist also möglich!" — Lessings und Merkels Namen machen eine seltsame Wirkung. Auch, glaube ich, hat Goethe an Merkel gedacht bei den Worten, welche er gegen Eckermann (I, 195) mit Bezug auf Lessing ausgesprochen. „Lessing, sagte Goethe, war der höchste Verstand, und nur ein eben so großer konnte von ihm wahrhaft lernen; dem Halbvermögen war er gefährlich. Er nannte einen Journalisten, der sich nach Lessing gebildet und am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Rolle, aber keine edle, gespielt hat, weil er seinem großen Vorgänger so weit nachgestanden."

1) „Der einzige, der mich, wohin er sich schlage, interessirt, ist Lessing. Aber auch bei dem ist's aus seinem neuen Beitrage abzusehen, daß er seine geliebten Deisten nicht verlassen. Auch er bleibt also, wo er ist." (Hamanns Schriften V, 137.)

2) An Herder den 6. Mai 1779. „So göttlich streng ist unsere Philosophie in ihren Vorurtheilen, bei aller ihrer Toleranz und Unparteilichkeit." A. a. O. VI. 79.

schrieb er an Herder den 24. April 1780, als er die Schrift, nach deren Verfasser er noch fragen konnte, blos angesehen hatte. „Kein Schiblemini, kein rechter Reformationsgeist, keine Empfängniß, die ein Magnificat verdiente." — „Im Grunde der alte Sauerteig unserer Modephilosophie; Vorurtheile gegen Judenthum — Unwissenheit des wahren Reformationsgeistes. Mehr Wendung als Kraft" [1]), schrieb er in einem späteren Briefe an Herder vom 11. Juni 1780. So wenig hat Hamann den urchristlichen Gedanken dieser Schrift, womit zuerst dem Judenthum volle Gerechtigkeit widerfuhr, erkennen mögen.

In Wahrheit aber glaubte Hamann bei Lessing auf dem Grunde aller seiner religiösen und theologischen Schriften „Feindschaft gegen das Christenthum" zu sehen, was er auch einmal gegen Jacobi 1784 aussprach, und dieser, mit seinen Ideen von Lessings Spinozismus im Kopfe, war bei der Hand, Hamann in diesem Glauben zu bestärken. Er erklärte seinen Nathan, die Erziehung des Menschengeschlechts, für „Maske, die er brauchte, durchsichtig genug, ihn nicht zu verbergen, sondern nur wider äußerliche Verfolgungen zu beschirmen". [2]) Das hieß Lessingen wenig kennen.

Lessing seinerseits zeigte gegen Hamann die entschiedenste Kälte. Das Formlose, Polyhistorische seiner Schriften stieß ihn ab. Er verläugnete es nicht, als er in einem Briefe an Herder (XII, 541) seine Zustimmung gab, Hamann die Fortsetzung von Ernst und Falk mitzutheilen. „Wenn Sie das Ding an Hamann senden, schrieb er, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verstehen; wenigstens nicht gewiß sein können, ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu sein, die sich für Polyhistores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu. Ein Wanderer ist leicht gefunden, aber ein Spaziergänger ist schwer zu treffen."

Wenn ich auf Wieland zurückkomme, welchem er in Hinsicht auf Sprache der Darstellung den ersten Platz unter den deutschen Schriftstellern gab, wie er dies sowohl in der Dramaturgie, bei Gelegenheit des Agathon, als in seinen Briefen und Studien zu erkennen gab [3]), so ist es, um eine Bemerkung nachzuholen, welche Lessing einst mündlich gegen das Moralprincip in dem früher von ihm so warm empfohlenen Agathon mit einiger Heftigkeit vorbrachte. Es war im Frühjahr 1772, in einer Gesellschaft in Braunschweig, wo Georg Jacobi gegenwärtig war, von dem es sein Bruder hörte, der sich in einem

---

1) A. a. O. 128. 139.

2) Weidemann, Saalfelder Programm 1847. S. 4.

3) „Dieser Mann, weit unter dem, in der vermessensten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftsteller stolz sein können —" so redet er Wieland in seiner Antwort, den 2. September 1772, an. — Vgl. XI, 646. Grammatisch-kritische Anmerkungen über einige Dichter (Klopstock, Hagedorn, Wieland).

Briefe an Wieland darauf berief.[1]) „Als ein Werk der Kunst betrachtet,“ sagte Lessing, ist die Geschichte des Agathon vortrefflich, aber ein sittlich gutes Buch ist sie nicht. Wieland hat das Resultat davon in einen einzigen Vers gebracht. Die Tugend ist, wenn wir die Weisen fragen, ich weiß nicht was. Warum will er dem Menschen die Meinung in den Kopf und in das Herz schmeicheln, die Begriffe von Tugend und Schönheit haben nichts Wesentliches in sich, es sei beinahe damit eine bloße affaire de caprice?“ — Wieland rechtfertigte sich in seiner Antwort an Jacobi durch die Erklärung, daß Agathon in seinem Dispute mit Hippias keine bessere Antwort an dieser Stelle geben konnte, daß also diese Stelle nicht das sein mochte, was Lessingen bewegen konnte, zu sagen: das Resultat dieses Buches wäre: die Tugend sei, ich weiß nicht was. Vielleicht aber hat Lessing nicht diese oder eine andere Stelle, sondern den Geist des Werkes im allgemeinen im Sinne gehabt. Man lernt, daß Lessing, wie Kant, das rein Spekulative und das sittlich Praktische vollkommen auseinanderhielt; daß er die Duldung auf jenem Gebiete nicht auch auf das andere übertrug, was er auch hinlänglich durch seine Erziehung des Menschengeschlechts gelehrt.

Auch bei Gelegenheit des „Neuen Amadis“ (1771), erwies sich Lessing, bei aller sonstiger Anerkennung, gegen den Dichter streng. „Lessing“, schreibt Boie an Knebel über seinen Aufenthalt in Braunschweig im Sommer 1771,[2]) indem er des Amadis Schönheiten, neben den Fehlern, hervorhebt, „war eben so voll davon, aber über die leichtsinnige Anwendung seiner Talente sprach er ernsthafter, als ich's von ihm erwartet habe.“ Aber „Oberon“, welcher kurz vor Lessings Tod erschien (1780), hat ihn, nach G. Jacobi's Ausdruck, ganz mit Haut und Haar entzückt.[3])

Ein Punkt ist übrig, und wir schließen diesen Abriß von Lessings Charakteristik. Er betrifft sein Verhältniß zur Nation, zum deutschen Vaterlande.

Daß der Verfasser der hamburgischen Dramaturgie und der Minna von Barnhelm ein Deutscher war, den Beweis wird man uns schenken. Wohl klingt es unserm Ohre hart, wenn Lessing im dreißigsten Jahre an den preußischen Grenadier die Worte schreibt: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre“. Doch der Zusammenhang nimmt dieser durch Gleims Uebertreibungen hervorgerufenen Aeußerung schon viel von ihrer Härte und Schärfe. In Minna von Barnhelm, wenige Jahre später, findet sich eine Stelle, welche deutlich zeigt, daß der Begriff: Vaterland, dem Dichter mehr als eine „heroische Schwachheit“ war. Minna gedenkt (V, 6) im Scherze

1) Jacobi's auserlesener Briefwechsel I.

2) Boie an Knebel den 28. Mai 1771. (Knebels literar. Nachlaß II, 100.)

3) Heinse an Fr. Jacobi, in den Briefen von Gleim, Heinse und Joh. Müller II, S. 86.

des Mohrs von Venedig. Tellheim, in Zerstreuung versunken, erfaßt von diesen Worten nichts als eine dunkle Reflexion über sich selbst und erwiedert: „Aber sagen Sie mir doch: wie kam der Mohr in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seine Arme und sein Blut einem fremden Staate?“ — Man denke an das Werbesystem in der preußischen Armee bis zum Jahre 1806, wodurch alle gesunde Vaterlandsliebe im Volke gewaltsam zurückgedrängt wurde, und an den Umschwung der Gesinnung, welcher an die Reform des Heerwesens sich knüpft, und man wird die Bedeutung der hier wie in der Zerstreuung hingeworfenen Bemerkung nicht zu gering anschlagen. Das Vaterland, soviel ist ausgesprochen, hat das erste und unveräußerliche Recht auf das Blut seiner Bürger. — Wohl sagt Lessing noch in jenem Briefe an Gleim: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wornach ich geizen würde; des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger sein sollte.“ — Dies floß aus der Philosophie der Zeit; und diese hatte in der damaligen Weltlage ihre geschichtliche Rechtfertigung. Sobald diese eine andere wurde, wurden auch die Philosophen in Deutschland Deutsche. Das lehrt das Beispiel Fichte's. Seine Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1805) predigen noch das Weltbürgerthum der Bildung; erst die Reden an die deutsche Nation (1808) erheben die Fahne der Nationalität, welche durch alle Stürme der folgenden Jahre sich immer tiefer auf deutschem Boden befestigt hat. Daß Lessing in einer großen Zeit sich nicht in den Philosophenmantel gehüllt hätte, kann man schon aus seinen gelegentlichen Anmerkungen in der Dramaturgie (siehe oben I, S. 200—201) sicher entnehmen.

Vor Kurzem hat ein geistreicher Schriftsteller [1]) Lessingen zu ehren geglaubt, indem er ihn einen Republikaner nannte. Wenn freie Männlichkeit, Muth und Unerschrockenheit, die Wahrheit zu vertreten, wenn unüberwindliche Abneigung gegen die Höfe und höfisches Leben den Republikaner machen, so möchte Lessing diesen Namen behalten. Wenn aber etwa Vorliebe für die republikanische Regierung und Staatsverfassung unter jenem Namen gedacht werden soll, so hieße dies, dem großen Manne eine Denkart beilegen, für welche jeder Beweis fehlt. Eine solche ausgesprochene Vorliebe für irgend eine besondere Staatsverfassung, als die beste für alle Staaten, liegt durchaus nicht in Lessings Denkart, welcher von den politischen Formen das zeitliche Wohl der Menschen eben so wenig abhängig sein ließ, als ihr ewiges von einer bestimmten Kirche. Seine Gespräche über die Freimaurerei lassen dies hinlänglich erkennen, indem der Begriff auch der besten Staatsverfassung noch immer auf innere Widersprüche führte, welche nur durch eine höhere Idee in einer unendlichen Zukunft gelöst werden könnten. Insofern hat F. H. Jacobi über Lessing richtig

1) A. Stahr, Weimar und Jena 1852.

geurtheilt, wenn er in einem Briefe an Elise Reimarus vom 15. März 1781 schrieb: „Ob er gleich in Staatsverfassungen kein Arg hatte, wie, nach Claudius, die Apostel in Aesthetik, so waren doch hier, wie überall, seine Grundbegriffe gesund und tief, denn er sah überhaupt das Lächerliche und Unseligmachende aller moralischen (und politischen) Maschinerien auf das Lebhafteste ein. In einer Unterredung, die ich mit ihm hatte, kam er einmal so sehr in Eifer, daß er behauptete, die bürgerliche Gesellschaft müsse noch ganz aufgehoben werden; und so toll dieses klingt, so nahe ist es dennoch der Wahrheit; die Menschen (dies setzt Jacobi hinzu) werden erst dann gut regiert werden, wenn sie keiner Regierung mehr bedürfen." Auch ohne diese Auslegung sind wir nicht im Ungewissen, wie wir jene Rede Lessings zu nehmen haben; in Ernst und Falk hat er sich hierüber ausgesprochen. Noch wird jemand bei Lessing an eine politische Revolution denken, von welcher niemand entfernter war als er. Lessing war in der Politik auf seine Art conservativ, d. h. er verlangte die im deutschen Reiche zu Recht bestehende deutsche Freiheit, welche in den Ständen lag, wie sie sich im Mittelalter bis zur Zeit des westphälischen Friedens erhalten hatte, später aber dem Absolutismus der meisten Fürsten Deutschlands weichen mußte. In einem: deutsche Freiheit [1]) überschriebenen Fragment hat Lessing sich hierüber eben so kräftig, als deutlich ausgesprochen, wie es nur ein J. J. Moser seiner Zeit gethan. Man lernt hier die Rechte der Stände von einer andern Seite und in einem viel größern Umfange kennen, als man gewöhnlich seit 1815 mit dem Begriffe dieses Instituts verbindet; denn sie waren mehr oder weniger wirkliche Parlamente. Lessing geht bis auf die ältesten Zeiten zurück, von denen Tacitus schreibt, daß die Könige und Herzöge der Deutschen ohne Zuziehung des Volks nichts Wichtiges unternehmen dürften; dies sei eine ausgemachte Sache. Ebenso ausgemacht sei es, daß in den mittlern Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen wurden, und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war, z. B. wenn neue Steuern aufgelegt oder Kriege beschlossen werden sollten. Dies hatte Strube in seiner Abhandlung von den Landständen (Nebenstunden II.) fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. „Das Historische in dieser Abhandlung (fährt Lessing fort) ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sklavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutiges Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor 300 oder 400 Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit 200 oder 300 Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgend mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn das aber geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern

---

1) In den von mir in den Blättern für litter. Unterhaltung 1843. Nr. 246 — 249 bekannt gemachten: Lessingiana S. 986.

Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?..." Hier werden die Ursachen, wie es gekommen, daß die Landstände so hintangesetzt worden, nach Strube, auf vier Punkte gebracht und mit folgender Bemerkung begleitet: „Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Uebung zum rechten Gebrauche wird?" —

Noch finden sich unter seinen „Selbstbetrachtungen" Aeußerungen, welche zeigen, wie Lessing über die politischen Zustände der meisten damaligen Staaten in Europa und über die Großen dachte.

„Wenn ich mich recht untersuche, so beneide ich alle jetzt regierende Könige in Europa, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei." (XI, 749.)

„Gott hat keinen Witz (die Bemerkung zielt auch auf Friedrich den Großen) und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er deswegen einen ungerechten Ausspruch thut, weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?"

An Gleim, welcher bei einem Besuche in Berlin 1774 von einem Prinzen mit seinem Besuche beehrt und in Folge dessen, ich weiß nicht welchen Verdruß erfahren hatte [1]), schrieb Lessing (XII, 411): „Wann hätte auch, was ein Großer am Besten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unser Großer, fürcht' ich, so viel Gutes, als auch, mir unbekannt, in ihm stecken mag, ist eben so wenig, als sie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür schadlos zu halten, geneigt wäre."

„Doch ohne Zweifel betrüg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie sind wohl alle weiter nichts, als ganz gewöhnliche Menschen, und ich habe eben so sehr Unrecht, wenn ich sie für Tieger und Füchse halte, als Andere, die sie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unserm Hallabat folgen:

Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund;

also auch ein Freund der Großen, insofern sie Menschen sind...."

Mendelssohn erwähnt, auf Anlaß von Lessings „Unfähigkeit mit den Großen umzugehen", des besondern Eindrucks, den d'Alembert's Abhandlung Sur le commerce de gens de lettres avec les grands auf ihn gemacht hätte. [2])

Eine Bemerkung des Barclay (Argenis I, c. 18.) in Ansehung des

---

1) Körte im Leben Gleims weiß und sagt davon nichts. Vermuthlich ist der Prinz Heinrich von Preußen gemeint. Die Sache bleibt dunkel.

2) In Lessings Leben, von K. Lessing II, 15., wo „Hauptzüge" zu Lessings Charakteristik von Mendelssohn mitgetheilt sind.

Nachtheils der Aristokratie vor der Monarchie findet Lessing vortrefflich. Sie kommt darauf hinaus, daß, wenn der Staat und die Regierung durch die Laster der Regierenden in Leiden und in Gefahr komme, die Mittel zur öffentlichen Gesundheit weit eher in einer Monarchie als in einer aristokratischen Republik gefunden werden können. Denn sowohl der König als seine Laster würden durch den Tod wenigstens aus dem Wege geräumt, und von der Tugend seines Nachfolgers könne das Bessere gehofft werden; während der Schade eines verderblichen Senats nicht durch den Tod eines jeden einzelnen beseitiget wird, sondern der einmal verderbte Zustand immer mehr ins Schlimmere übergeht, bis das öffentliche Wohl durch seinen Fall mit zu Grabe getragen wird.

Lessing hatte in seinem Nathan ein Bild von dem Fanatismus der Priesterherrschaft, gegenüber der Duldsamkeit eines muselmännischen Fürsten im Zeitalter der Kreuzzüge gezeichnet; doch hatte sich in ihm über das Verhältniß der römischen Hierarchie zu dem Despotismus der Fürsten seines eigenen Zeitalters eine ganz entgegengesetzte Vorstellung gebildet. Seiner milden Beurtheilung der päpstlichen Regierung ist in dem Kapitel von Lessings italienischer Reise schon gedacht worden. Er war in dieser Beziehung ein Vorgänger Johannes von Müller's, dessen Schrift: Reisen der Päbste (1782) ein Jahr nach Lessings Tode geschrieben ist, durch welche F. H. Jacobi zu seinem Aufsatz: „Etwas, das Lessing gesagt hat. Ein Commentar zu den Reisen der Päpste" [1]) angeregt wurde. Es war ein Wort, das ihm aus einer Unterredung mit Lessing in Erinnerung geblieben, und das, im Munde eines Protestanten immer auffallend, gegen Febronius gerichtet war. Er nannte es „unverschämte Schmeichelei gegen die Fürsten", was Febronius und was die Anhänger desselben behaupteten; denn alle ihre Gründe gegen die Rechte des Papstes wären entweder keine Gründe, oder sie gälten doppelt und dreifach den Fürsten selbst. Begreifen könne dies ein jeder; und daß es noch keiner öffentlich gesagt hätte, mit aller Bündigkeit und Schärfe, die ein solcher Gegenstand gelitten und verdient, unter so vielen, die den dringendsten Beruf dazu gehabt, dies wäre seltsam genug und ein äußerst schlimmes Zeichen. Darüber trat Mendelssohn gegen Jacobi auf. [2]) Lessing, sagt er, möge wohl im Ernste nicht geglaubt haben, daß die Gründe gegen den Papst doppelt und dreifach gegen die Fürsten gälten, da sie höchstens nur einfach dagegen gelten können.... Lessing, bemerkt er weiterhin, war aber der Meinung, man müsse einer im Schwange seienden Uebertreibung eine andere Uebertreibung entgegensetzen, und aus diesem Grundsatze getraue er sich alle Paradoxa zu erklären, die in seinen Schriften vorkämen.... Sonderbar, daß Mendelssohn zuletzt

---

1) F. H. Jacobi's Werke II, 325.

2) Gedanken Verschiedener bei Gelegenheit einer merkwürdigen Schrift (bei Jacobi hinter dem „Etwas, das Lessing gesagt hat").

eine Wendung nimmt, als ob es Jacobi um die Demokratie gegen die Monarchie zu thun wäre? — was denn dieser mit Recht als eine falsche Schlußfolgerung von der Hand weist. (S. 404.)

So hat auch Lessing, um zu ihm zurückzukommen, wie vielleicht außer ihm nur noch Friedrich der Große, die Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. geradezu gemißbilligt und sie mit der Aufhebung der Tempelherren verglichen, mit Hinweisung auf eine merkwürdige Prophezeiung aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, welche den Untergang jenes Ordens betrifft.[1]) „Es ist nun geschehen, sagt er, was er prophezeite; und nur unsern bessern Zeiten haben wir das ohne Zweifel zu danken, daß eine ebenso ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ist ausgeführt worden."

Wer aber hieraus schließen möchte, daß Lessing die Mönchsorden für ein Glück unsrer Staaten hielte, der lese sein „Gespräch über die Soldaten und Mönche". (XI, 612.)

So hat auch Lessing die Wirkungslosigkeit der geistlichen Beredsamkeit unter uns aus dem Verfall der Kirchenzucht hergeleitet[2]): und wer würde weniger als er die Göze'n zu Herren unserer Gewissen, unsers moralischen und religiösen Lebens gemacht haben!

F. H. Jacobi schrieb an Elise Reimarus bei Gelegenheit Wielands, welcher im deutschen Merkur „das Recht des Stärkern" in Schutz genommen hatte, den 15. März 1781: „Wenn meine Abhandlung gegen die Starken siegt, so lasse ich sie besonders drucken und widme sie dem Schatten des Freien." Jacobi hatte Recht, Lessing den Freien zu nennen, wenn er gleich in seinen Schriften nur selten von Freiheit spricht. — In dem Fragmente seiner Tragödie: Spartacus, legt er diesem Anführer der Gladiatoren-Armee die Betrachtung in den Mund:

Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen,
Die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe? —
(Der Consul.)
Ich höre, du philosophirst, Spartacus.
(Spartacus.)
Was ist das? du philosophirst? —
Doch ich erinnere mich — Ihr habt den Menschenverstand
In die Schule verwiesen, um ihn lächerlich machen zu können. —

---

1) Siehe: Tempelherren in den Collectaneen XI, 388. Wichmarshausen hatte in seiner Diss. de extinctione Ord. Templ. 1687 gesagt: An vero paria etiam Jesuitas fata cum Templariis mansura sint, tempus manifestabit. Certe Nemesis divina tandem, quos praeteriisse videtur, inveniet.

2) XI, 616. In dem Fragmente: Betrachtungen über die geistliche Beredsamkeit. „Ich will sagen, heißt es hier, daß unsere geistliche Beredsamkeit, ohne die Kirchenzucht, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringste Spur mehr übrig ist, nothwendig eine sehr armselige Figur spielen muß. Unsere Kanzeln können sich keiner Redner rühmen, ihre besten Betreter sind Sophisten, und wenn sie es noch wären!"

Lessing dachte an das alte Rom: heute müßte er nach Nordamerika sehen, das gepriesene Land der Freiheit, welche verlangt:

— Daß es Menschen zu Sklaven habe.

Während der beängstigenden Zeiten der französischen Revolution schrieb Gleim [1]) an Matthisson den 13. Mai 1794: „Ach, daß Lessing noch lebte! Daß wir nach Wolfenbüttel zu ihm reisen könnten, um flehentlich ihn zu beschwören, der Luther des achtzehnten Jahrhunderts zu werden!..."

So werden Menschenalter vergehen und der Ausruf wird gerechtfertigt sein:

„Ach, daß Lessing noch lebte!"

Dreizehntes Kapitel.

Wenn schon Lessing durch sein Leben und seine Werke in der Geschichte des deutschen Geistes ein unsterbliches Monument sich gegründet, so erscheint es doch nicht überflüssig, hier der Weihe seines Andenkens durch die bildenden Künste zu gedenken.

Von Lessings Bildnissen nach und bei seinem Leben ist bereits geredet. Münzen auf Lessing wurden bald nach seinem Tode zwei, in Braunschweig und in Berlin, geschlagen. [2]) Erstere von Krull, zeigt Lessings Brustbild in römischem Gewande, mit der Umschrift: Gotthold Ephraim Lessing. Unter demselben: Natus MDCCXXIX. Auf der Rückseite liest man die Inschrift: Poeta, Philosophus, Philologus, Criticus, Germaniae Decus, Musarum et Amicorum dum vivebat amor, nunc desiderium sempiternum.

Die andere Münze, von dem berühmten Stempelschneider Abramson, zeigt Lessings Brustbild; unter demselben: Natus MDCCXXIX. Umschrift: Gotthold Ephraim Lessing. Auf der Gegenseite zur Linken betrauert ihn an einem Aschenkruge die Wahrheit, die sich auf eine umgekehrte Fackel stützt, und zur Rechten die Natur mit verhülltem Haupte und der Umschrift: Veritas amicum luget aemulum natura. Auf dem Piedestal liest man: Nathan der Weise, und im Abschnitte: Denatus: MDCCLXXXI.

Krull verfertigte 1782, nach Lessings Todtenmaske, mit Zuziehung guter Bilder und nach der Erinnerung, eine wohlgelungene Büste in Lebensgröße, welche er, auf den Wunsch von Lessings Freunden, in Gips vervielfältigte. [3])

---

1) Matthissons literar. Nachlaß III, 35.

2) Jördens Lexicon, a. a. O.

3) In der Literatur- u. Theaterzeitung 1782, S. 95 ladet Krull zur Subscription ein. Nach jener Büste wurden wieder Porzellanpuppen gemacht. Ueber die letzteren schreibt

Der kurkölnische Minister, Freiherr Otto August von Grote, errichtete Lessingen in seinem Todesjahre 1781 in dem Park seines Landgutes Brose im Lüneburgischen ein Denkmal. Der Hamburgische Steinmetz Langewerck hatte es verfertigt. Es besteht aus einer Urne auf einem viereckichten Postamente, auf dessen Vorderseite die Worte zu lesen sind: Dem unsterblichen Gotthold Ephraim Lessing; auf der entgegenstehenden Seite: Gewidmet von Otto August Freiherrn von Grote 1781. Auf der rechten Seite des Postaments steht eine Eule, das Sinnbild der Weisheit; zur Linken befinden sich Maske und Dolch, als die Attribute der komischen und der tragischen Muse. Die Urne selbst ist mit Festons und ein paar Ramnesköpfen geziert. Vorn auf derselben zeigt sich ein aus einem Ei kriechender Schmetterling, und hinten ein Adler, der sich zur Sonne emporschwingt, als Sinnbild der Verwandlung und des höhern Flugs des entkörperten Geistes. [1])

Johannes Müller hatte nach Lessings Tode die Absicht, Lessingen ein Denkmal zu setzen, wie Kästner auf Leibniz eins geschrieben. — Darauf schrieb ihm Gleim den 22. September 1781: „Sie wollten unserm Lessing ein Denkmal setzen? — Herr von Grote in Hamburg ist Ihnen zuvorgekommen. Er hat eins gesetzt von Stein. Aere perennius wird das Ihrige sein." (Gleims Briefwechsel II, 274.) — Wäre es gewesen! können wir nur sagen, da Müller es bei dem bloßen Vorsatze bewenden lassen.

Im Jahre 1791 errichtete der Prinz Karl zu Fürstenberg in Donaueschingen Lessingen ein Denkmal in dem Garten seiner Residenz, auf dem Hügel einer kleinen, mit Linden, Ahorn, Silberpappeln und andern schönen Bäumen und Gesträuchen umkränzten Insel: eine steinerne, mit Lorbeeren gezierte Urne, welche an ihrem Fußgestelle die Inschrift zeigt:

AUTORI. EMILIAE. GALOTTI. POSUIT. CAROLUS. FURSTENBERG. [2])

Im Jahre 1788 gab der Schauspieldirektor Großmann, erfüllt von Begeisterung und Dankbarkeit gegen Lessing, die erste Anregung zu einem öffentlichen Denkmale des großen Mannes in Wolfenbüttel. Er kam nach Braunschweig und (erzählt er [3]) fand nicht was er suchte: ein Denkmal

---

F. H. Jacobi an Elise Reimarus den 15. März 1781: „Ich werde nichts dazu beitragen, daß Lessing unsern Kamin verzieren helfe und etwa zwischen ein Paar Pagoden figurire, welches freilich dieses Angemessene haben würde, daß er nicht mitnickte."

1) Eine Abbildung steht in Hirschfelds Taschenbuch für Gartenfreunde. Zweiter Jahrg. Kiel 1783., und hiernach die Beschreibung in der Literatur- und Theaterzeitung für 1783, S. 320. Ob dieses Denkmal, das erste öffentliche Denkmal Lessings, noch erhalten ist, weiß ich nicht. Der Stifter starb im hohen Alter 1831. (Neuer Nekrolog der Deutschen. 1832. Nr 112.) Jördens, Lexikon III, 326, begeht den seltsamen Irrthum, zu schreiben, daß dieses Denkmal noch bei Lessings Leben, 1771, errichtet worden. Ein Druckfehler in der Jahreszahl wird ihn verführt haben.

2) Lessings Werke. (Donaueschingen. VIII. S. 711.)

3) Lessings Denkmal. Eine vaterländische Geschichte; dem deutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Grossmann. Hannover 1791.

auf Lessings Grabe. Kaum wußte man ihm in Braunschweig das Plätzchen Muttererde nachzuweisen, das die Gebeine des Edeln aufgenommen hatte. Ein alter Invalide, der ihm in seiner Krankheit aufwartete, zeigte es ihm. [1]) So kam er auf den Gedanken, die deutschen Schaubühnen einzuladen, eine Vorstellung eines Lessing'schen Schauspiels zu geben und die Einnahme zur Errichtung eines Denkmals zu widmen. Er erließ zu dem Ende aus Hannover den 1. Oktober 1788 ein Umlaufsschreiben an die deutschen Schaubühnen. Um der Vorstellung mehr Feierlichkeit zu geben, sollte sie mit einer, von einem unserer beliebtesten Dichter verfertigten, von einem geschickten Tonkünstler gesetzten Trauercantate eröffnet werden.

Die Seele des Unternehmens war in gewisser Hinsicht Campe, welcher nicht lange vorher (1787) vom Herzoge Ferdinand zum Schulrath nach Braunschweig berufen war, und in noch höherem Grade dessen hochgebildete Gattin (geborne Dorothea Maria Hiller, aus Berlin). Auf ihre Vorstellung zeigte der Herzog sich dem Plane sehr geneigt und bewilligte jeden Platz, den sie für Lessings Monument wählen wollten. Die Räthin Campe entwarf eine Skizze zu demselben. Auf einer künstlich gemachten Anhöhe, mit Epheu belegt, auf einigen Stufen ein Würfel von grauem oder schwarzem Marmor mit der Inschrift auf der einen Seite, aus dem Nathan:

DER MANN
STEHT SEINEM RUHM. SEIN RUHM IST
BLOS SEIN SCHATTEN.

Auf der Seite gegenüber:

WIE? LESSINGS DENKMAL DIESER STEIN?
ER WIRD EIN DENKMAL DIESES STEINES SEIN. [2])

Oben auf dem Würfel ein schöner Genius mit der umgekehrten Fackel in einer, und einem Schmetterling in der andern Hand, von weißem Marmor.

Die Räthin Campe setzte sich mit dem älteren Weitsch in Verbindung, welcher ihr drei Entwürfe zeichnete: der eine war die Ausführung ihres eigenen Entwurfes; der zweite eine schöne Rotunde, wo das Licht von oben einfiel;

---

1) Ohne Zweifel Mackwitz. Schon Campe hatte (a. a. O.) die Bemerkung gemacht, daß Lessings Grab in Braunschweig selbst so gut wie unbekannt wäre.

2) Diese Verse waren nichts, als eine Nachbildung von Lessings Grabschrift auf Kleist, als er aus Frankfurt an der Oder von hoher Hand um Verfertigung derselben ersucht wurde. Der Gedanke ist aus der griechischen Anthologie (Allg. Deutsche Bibl. Band LXI, S. 422):

O Kleist! Dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal sein.

Das Ungeschickte jener Nachbildung hat Lichtenberg in einem eigenen Aufsatze: „Noch eine angebliche Aufschrift auf Lessings Grabmal", vermischte Schriften IV, S. 403. (neue Ausgabe V, S. 139 ff.) schlagend dargethan. Vgl. Jördens Lexicon VI, S. 499. Lachmann hat diese Grabschrift in den „Berichtigungen und Zusätzen" seiner Ausgabe (XIII, 646.) nachgetragen.

das Frontispiz von zwei klagenden Frauen gehalten; in dem Innern ein simples steinernes Grabmal, woran die Muse des Trauerspiels weinend lehnt und den Dolch seitwärts weggiebt. — Der dritte Entwurf endlich eine simple Kuppel, auf vier Säulen ruhend; unter derselben ein ebenso einfaches Grabmal mit Lessings Namen. Dieser Entwurf war auf den Platz an der im Gothischen Style gebauten Aegidien-Kirche berechnet. Großmann sah im August 1789 bei Weitsch noch zwei neue Zeichnungen zu einem Denkmal Lessings. Von ihm heiße es in Wahrheit, sagte er: „der denkende Künstler ist noch eins so viel werth". Der Maler wünschte, der Herzog möge sich bestimmt für einen Platz erklären. Großmann besprach sich mit dem Minister Grafen von Hardenberg, und dieser rieth, die Sache dem Herzog schriftlich vorzutragen. Seine Fürsprache hat ohne Zweifel auf die von dem Herzoge unter dem 28. August 1789 urkundlich ausgestellte Resolution eingewirkt. Hiernach sollte der hinter der Bibliothek in Wolfenbüttel auf dem Walle belegene sogenannte Finkenberg dazu eingeräumt werden. [1])

Es handelte sich nun um die bei der Lessingfeier auf den deutschen Bühnen aufzuführende Cantate. Hier zeigte sich schon, was von dem ganzen Unternehmen zu hoffen und zu erwarten war. Die eigenen Freunde, Eschenburg in Braunschweig, Engel in Berlin, entschuldigten sich bei Campe und bei Großmann wegen ihres poetischen Unvermögens. Engel schlug statt seiner Gotter in Gotha vor. Großmann mußte endlich zu einem Freunde in Hannover seine Zuflucht nehmen, dessen Arbeit unter der Mittelmäßigkeit blieb. [2]) Noch trauriger aber fielen, mit wenigen Ausnahmen (zu denen Dalberg und Iffland in Mannheim, Knigge und Kotzebue zu rechnen), die Antworten der Schauspieldirektoren aus. Den Anfang machte Schröder, welcher zwar Großmanns Idee lobte, aber seine Bitte, „gemeinschaftlich mit ihm die deutschen Bühnen zum Beitritt zu ermuntern", wegen zu vieler Geschäfte ablehnte. Ausschließen wollte er sich nicht, wiewohl er ganze Einnahmen für die Versorgung seiner Schauspieler besser anzuwenden wüßte! Madame Wäser, vom Theater in Breslau, jammerte über die Stumpfheit des hiesigen Publikums, welches sie alle Jahre, wenn sie die Vorstellung für die Armen gäbe, flehentlich bitten müsse, geschweige für ein Andenken außerhalb Landes, wo man selbst Lessings Tod durch die Länge der Zeit vergessen habe! — Die Direktion des National-Theaters in Berlin, welche Engel zu ihrem Mitgliede zählte, gab zur Antwort, daß sie keine Vorstellung zum Besten „eines gewissen Behufs" bewilligen könne, ohne des Königs Genehmigung einzuholen; daß sie aber sich nicht berechtigt glaube, deshalb den Antrag zu thun, bis sie nicht allein von Zusagen, sondern auch von einigen wirklich geschehenen Vorstellungen zur Aus-

1) Großmann a. a. O. S. 73.

2) Ebend. S. 44 – 52. Es ist eine kahle Nachahmung der Klopstock'schen Manier mit Einmischung (sogenannter) deutscher Mythologie.

führung des vorhabenden Werkes vergewissert wäre. Roberwein in Köln, an welchen Großmann durch F. H. Jacobi gewiesen wurde, glaubte, daß ein Beitrag von deutschen Schaubühnen zu einem „Grabstein" weder der Familie Lessing, noch dem großen Herzog, dessen Hofrath er war, zur Ehre gereiche. Es gebe so viele lebende arme Schauspieler, daß man wahrlich für die Todten nichts thun könne! Der Professor Kramer in Kiel versprach wenig von einem Orte, der arm an Geld und wohl noch ärmer an Enthusiasmus sei, und rieth ihm, sich an den Dichter und Dramaturgen Rahbeck nach Kopenhagen zu wenden; einen enthusiastischern Freund hätte Lessing nie gehabt; er sei der Herold Lessings unter den Dänen.[1]) Und Rahbeck — blieb die Antwort schuldig! — Auch von dem Hoftheater in Dresden war nichts zu erlangen. In Wien endlich, wo Stephanie sich der Sache annahm, soll, nach dem Berichte eines Reisenden, Graf Rosenberg zur Antwort gegeben haben: „Was geht uns Lessing an? Seine Verwandte und Freunde mögen ihm ein Mausoleum für ihr Geld bauen, wir sorgen für unsere Leut"[2]) — „als ob (bemerkt C. J. Weber) von einem Platz im Spital die Rede gewesen wäre! Wie können wir verlangen, daß Lessing der Nation angehören soll, wo keine Nation ist?" — So wiederholte sich, sagt Franz Horn, wie geschrieben steht: „Es hatte der eine ein Weib zu nehmen, der andere einen Ochsen zu kaufen, der dritte war nicht zu Hause, und besah ein Landgut u. s. w." Großmann versuchte zuletzt noch den Weg, Sammlungen freiwilliger Beiträge zu veranstalten — mit eben so schlechtem Erfolg. Man bemerke, daß die größte der eingelaufenen Summen bei Herrn von Kotzebue in Reval in einem Ertrage von $38^2/_3$ Rubel niedergelegt war! — Großmann trat jetzt zurück und schrieb mit gerechter Bitterkeit seine Vaterländische Geschichte von Lessings Denkmal, „dem teutschen Kaiser Leopold und dem teutschen Könige Friedrich Wilhelm von Preußen gewidmet".

Was Großmann nicht gelang, brachte der als Staatsmann und dramatischer Dichter verdiente Graf Julius von Soden mehrere Jahre später, auf Grundlage der durch Großmann getroffenen Vorbereitungen, zur Ausführung, und so wurde am 19. Juli 1796 zu Wolfenbüttel ein Monument aufgerichtet. Die Ausführung übernahm der Bildhauer Döll, Professor der bildenden Künste in Gotha. Ein Augenzeuge erzählte, daß, als Döll mit Lessings Monumente in Wolfenbüttel angekommen war und auf dem Schloßplatze mit dem Wagen haltend, gefragt hatte, wo dasselbe errichtet werden sollte, ohne von dem Bibliothekar Langer die erwünschte Auskunft darüber erhalten zu können, der Meister sein Werk sofort mit Hilfe des gerade gegenwärtigen

1) Dies bestätigt Steffens: Was ich erlebte, II, 104. Durch Rahbeck war Steffens auf Lessing geführt worden.

2) Großmann a. a. O. und C. J. Webers Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen IV, S. 157, welcher die angeführten Worte „einem gewissen Fürsten" in den Mund legt.

Bau-Aufsehers Hennig habe abladen lassen. Hierauf sei von ihm schnell eine Unterlage gefertigt und das Denkmal der Bibliothek gegenüber errichtet worden. [1]) Die Ausführung entsprach einem frühern Entwurfe. Ein antiker Altar aus Blankenburger Marmor, an dessen vier Seiten eine Tafel von weißem kararischen Marmor mit Rosen aus vergoldeter Bronze an dem Altar befestigt ist. Die erste Tafel zeigt Lessings Bildniß in halberhabener Arbeit. Gegenüber ein Basrelief, eine tragische und eine komische Maske darstellend, in einem Kranze von Lorbeerblättern und Palmzweigen, in der Mitte des Kranzes, in einem Bande, Hirtenstab, Dolch und Spiegel. Die dritte Tafel enthält als Inschrift:

G. E. Lessing,
Weiser Dichter
Deutschlands Stolz.
Einst
Der Musen Und Seiner
Freunde Liebling.

Die vierte Tafel zeigt die Worte:

Ihm
Errichteten Dieses Denkmal
Einige
Seiner Dankbaren
Zeitgenossen
MDCCLXXXXV.

Das Volk wußte von keinem Lessing mehr; bald aber, als gewisse Erinnerungen, unter Leitung der Geistlichkeit, wieder aufgefrischt wurden, machte der gemeine Mann aus der komischen Maske einen Engel, der Lessing früher leitete, und aus der tragischen den Teufel, der ihn zuletzt holte. [2]) Das Denkmal blieb vor fanatischer oder muthwilliger Beschädigung nicht sicher; dieses, wohl auch um dem Einfluß der Witterung zu wehren, gab Anlaß, daß das Monument im Jahre 1802 von dem Platze vor der Bibliothek weggenommen und in das Bibliothekgebäude gesetzt wurde, so, daß die eine Seite an die Wand stößt und jetzt nicht mehr gesehen werden kann.

Eigenthümlicher Art ist das Monument, welches in neuerer Zeit Lessingen in seiner Vaterstadt Camenz errichtet wurde. Es ist die im Jahre 1824 durch den Menschenfreund Dr. Johann Gottfried Bönisch gegründete Armen-Kranken-Anstalt, unter dem Namen: Barmherzigkeits-Stift, zugleich als Lessings Denkmal. [3]) Diese segensreiche Stiftung wurde nicht ohne Widerspruch gewisser Eiferer, welchen die Verknüpfung des Namens Lessing

1) Handschriftlich, von Dr. Schiller.
2) Carl J. Weber, a. a. O. S. 158.
3) Siehe J. G. Bönisch, Begründungsgeschichte des Barmherzigkeits-Stifts oder Lessings Denkmal zu Camenz. 2. Aufl. Camenz 1823.

mit einem Werke christlicher Liebe ein Aergerniß war, ins Leben gerufen. Lutherische Geistliche und andere der milden Stiftung sonst nicht abgeneigte Personen gaben den gutgemeinten Rath, den Namen Lessings „weil er dem Hauptzwecke nachtheilig wäre", von dem Stiftsnamen zu trennen. Diese Guten hielten Lessing für den Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente. — Andere stießen sich aus einem entgegengesetzten Grunde an eine Verbindung Lessings mit einer Krankenanstalt. Ich nenne L. Börne. „Einer That die Farbe der Empfindung geben, sagte er, [1]) das vermögen die Deutschen nicht. Dem Zechbruder Lessing errichten sie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fulda werden sie wahrscheinlich ein Schauspielhaus bauen."

Aber der gute Zweck siegte über die Bedenken der Frommen, wie der Weltkinder. Am 10. September 1824 wurde der Grundstein gelegt. Mehrere Fürsten Deutschlands, der König von Sachsen an der Spitze, sendeten reiche Spenden; der Kaiser Alexander schickte, trotz der damaligen Ueberschwemmungen zu Petersburg und an den Küsten der Ostsee, 100 Dukaten. Mit Dank und Freude begrüßte der Begründer des Barmherzigkeits- oder Lessings-Stifts den Tag, an welchem diese Anstalt eröffnet und eingeweiht wurde. Es war der 3. Januar 1826. In der bei dieser Feier gehaltenen Eröffnungsrede vermißte man nur eines — den Namen Lessings. Doch was hier versäumt ward, wurde drei Jahre später an Lessings mehrfach in Deutschland gefeiertem, hundertjährigem Geburtstage nachgeholt. [2]) Am 25. December 1828 bildete sich aus den Ersten der Stadt ein Verein zur würdigen Feier des großen Tages. Als der Tag herangekommen war, wurde die Büste Lessings, nach einer in dem Rathhaussaale angehörten Rede, in einem feierlichen Zuge mit Musik nach dem Barmherzigkeits-Stift getragen (kein Geistlicher folgte). Hier wurde sie auf das, von dem Hofbildhauer Kühn in Dresden gefertigte Postament, von sächsischem Marmor gehoben und für alle künftige Zeiten aufgestellt. Das Piedestal trägt in erhabener vergoldeter Schrift die Worte:

Gotthold Ephraim Lessing
geboren zu Camenz
d. XXII. Januar
MDCCXXIX
und gestorben
MDCCLXXXI.

Die Büste auf ihrem Piedestal wurde in einem kleinen, auf vier marmorartigen Säulen ruhenden Tempel, dessen Dachung und Kuppel von himmelblauer Farbe ist, im Hauptgange der Anstalt und im Mittelpunkte derselben so aufgestellt, daß sie jeden Eintretenden gleichsam begrüßt. Im Hintergrunde des klei-

1) Gesammelte Schriften I, Vorrede S. XXIV.

2) S. die Schrift: Den Manen G. E. Lessings. Dem Drucke übergeben von Belmont. Camenz 1829.

nen Tempels ist eine vergoldete Lyra auf einem durchsichtigen, himmelblauen Grunde von seidenartigem Stoffe so angebracht, daß sie wie am Horizonte zu schweben scheint, indem ihre nach allen Richtungen divergirend ausgehenden Strahlenlinien deutlich bemerkbar sind. Ein Adler, über Lessings Haupte sich emporschwingend, trägt die Lyra auf seinen Fittigen himmelan. Im Mittelpunkte ist ein Chronometer angebracht, allegorisch andeutend, daß mit Lessing im Gebiete der Literatur und Dramaturgie für die Deutschen eine neue Zeitperiode begonnen.

So hatte der Begründer der Anstalt sein der Welt gegebenes Wort gewissenhaft erfüllt.

Am Abend dieses schönen Tages gingen die Schüler des Lyceums und der Bürgerschule mit Fackeln auf den Marktplatz und brachten, nach einem feierlichen Gesange, den Manen Lessings ein jauchzendes Vivat. Auch war der löbliche Wunsch zur Sprache gekommen, das Archidiaconat, eine der Collatur zustehende Amtswohnung, in welcher Gotthold Ephraim Lessing vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, bei einbrechendem Dunkel illuminirt und mit einem sinnigen Transparent geschmückt zu sehen. „Eingetretene Umstände", heißt es euphemistisch, doch für die Nachwelt verständlich genug — „traten der Ausführung entgegen"; und dies wiederholte sich, als man den Wunsch dahin abänderte, wenigstens bei Tage an dieser Amtswohnung eine Ehrenpforte errichten und sie mit Guirlanden und einer sehr einfachen Inschrift verzieren zu lassen. Man mußte sich begnügen, in der festen Ueberzeugung, „daß selbst Clio's scharfer Griffel eine Thatsache, wie die: „in diesem Hause ward Lessing geboren", aus den Jahrbüchern der Geschichte nicht auszukratzen vermöge", am 22. Januar vor der Archidiaconatswohnung zwei Säulen von Fichtenreis, oben und unten mit Festons verziert, aufrichten zu lassen, zwischen deren Frontispize eine durch den Pinsel des Malers mit einer Guirlande von Amaranthen-, Lorbeer- und Eichenblättern geschmückte Tafel mit den Worten schwebte:

Teutschlands Stolz
G. E. Lessing
erblickte
in dieser Wohnung
das
Licht der Welt
am 22sten Januar
1729.

Als Camenz im Jahre 1842 zum größten Theile ein Raub der Flammen wurde, blieb durch eine besondere Fügung das Barmherzigkeits- oder Lessingsstift verschont, während Lessings Geburtshaus in Asche gelegt wurde. Wiederum wirkte Lessings Name mit, als dem großen Unglück, das seine Vaterstadt betroffen, abgeholfen wurde. Ebenso hallte sein Name in der Versammlung der zweiten sächsischen Kammer im Jahre 1840 wieder, als Vorschläge, das

Lessingsstift zu heben, von einem Mitglied der Kammer eingebracht wurden. Der Abgeordnete Wieland trat auf: „Es ist jenes Stift, begann er, zum Andenken eines Mannes errichtet, der in unserer Kulturgeschichte als einer der ersten Sterne leuchtet. Gotthold Ephraim Lessing, der Sohn eines protestantischen Geistlichen in Camenz, nimmt unfehlbar unter den berühmtesten Gelehrten und Denkern Deutschlands eine der ersten Stellen ein, dessen Andenken der Patriot ehren muß. Und so bestimmt mich auch diese Rücksicht des Nationalgefühls, für den Antrag zu stimmen." [1])

Im Jahre 1840 erhielt Lessings Bildniß unter den Reliefs der Aula der Universität zu Leipzig, von Rietschel, seinen Platz.

Im Jahre 1841 wurde Lessings Büste im neuen Theater zu Dresden aufgestellt, nachdem die alte Bühne mit Minna von Barnhelm geschlossen worden war.

Zehn Jahre später, 1851, wurde das erhabene Denkmal Friedrichs des Großen zu Berlin, von Rauch, aufgerichtet. Westlich unter der Apotheose Friedrichs, zwischen Seydlitz und Ziethen, zeigt sich eine Gruppe von Männern, welche als Helden des Friedens bezeichnet werden können, unter ihnen Lessing, das Gesicht Kant zugekehrt und wie in Gedanken-Austausch mit ihm begriffen. Die hohe Vollendung der Kunst, welche das Ganze, wie dessen Theile beseelt, leuchtet auch aus dieser Gruppe: ob sie aber in dieser zwiefachen Verbindung, unter einander und mit dem großen Könige, historisch sich rechtfertiget? —

Es war der jüngsten Zeit vorbehalten, die Schuld des Patriotismus und der Kunst an dem Genie Lessings vollkommen würdig zu lösen. [2]) Wie ehedem, als Großmann den ersten mißlungenen Versuch zu einem Denkmal auf Lessing machte, gab dessen seit vielen Jahren verlassener und vergessener Grabhügel den Anstoß zu dem dieses Mal mit herrlichstem Erfolge gekrönten Unternehmen. Als im Jahre 1831 eine Anfrage aus Wien in Braunschweig einging, hatte Niemand die Grabstätte Lessings nachzuweisen vermocht. Dies veranlaßte Dr. Karl Schiller zu eifrigen Nachforschungen. In dem Todten-Register der Magnikirche war Lessings Name zwar eingetragen, allein da zu jener Zeit die Gräber noch nicht numerirt wurden, so führte dieses nicht zum Ziele. Glücklicher Weise war es bekannt, daß an dem Grabe eine Pappel und eine Akazie gepflanzt worden, so wie daß Johann Joachim Campe auf den Gräbern von Leisewitz, Lessing und Stuve drei ganz gleiche Leichensteine hatte setzen lassen. Da der Todtengräber keine Auskunft zu geben wußte, so blieb nichts übrig, als den großen Kirchhof zu durchsuchen. Nach langen Bemühungen fand Schiller die beiden Bäume und in der Gegend derselben zuerst den Grabstein von Stuve und da dieser,

---

1) Mittheilungen über die Verhandlungen u. s. w. 1840. S. 1518.

2) Den folgenden Angaben ist der nach den Akten gearbeitete Artikel: „Die Enthüllungsfeier des Lessing Denkmals in Braunschweig am 29. September, in der Leipziger Illustrirten Zeitung 1853. No. 537. zu Grunde gelegt. Dasselbe Blatt No. 536. enthält die Abbildung der Lessing-Statue.

wie man wußte, auf seinen Wunsch an Lessings Seite begraben war, dicht daneben, ganz unter Gebüsch und Unkraut versteckt, einen Grabstein, der, von Schmutz und Moos gereinigt, den Namen Lessing zeigte. [1]) Es war ein Moment tiefer Bewegung und Begeisterung, welcher den Wunsch erzeugte, eine solche Vernachlässigung eines der größten Männer Deutschlands zu sühnen. Schiller beschloß, alle Kräfte daran zu setzen, um seinem Lessing ein würdiges Denkmal zu errichten, und sein Bestreben ward von herrlichem Erfolge gekrönt. Der in Braunschweig lediglich in dieser Absicht gegründete Kunstverein erließ den 15. April 1837, später aber auf den Grund eines erweiterten Planes am 12. März 1839, an ganz Deutschland, besonders aber an Deutschlands Fürsten und an die Vorstände der deutschen Bühne, eine Aufforderung, durch Beiträge und Aufführungen das Werk ins Leben rufen zu helfen. Auf die Bittschreiben an vier und dreißig Fürsten haben Fürst Aloys von Liechtenstein, der Großherzog von Baden, Fürst Leopold zu Lippe-Detmold, Leopold, Fürst zu Schaumburg-Lippe, großmüthige Gaben eingesandt, denen die begleitenden Worte höheren Werth verliehen. Vier Souveraine antworteten ablehnend, die übrigen sechs und zwanzig Bittschreiben blieben unbeantwortet. Demnächst aber gingen, außer einem Geschenk des Herzogs Wilhelm von Braunschweig von hundert Thalern, bei verschiedenen Gelegenheiten von mehreren fürstlichen Personen kleinere Gaben ein. Außerdem ließ die herzogliche Regierung in Braunschweig den Standort mit einem Kostenaufwande von 900 Thalern herrichten, und überwies die für die deutsche Flotte eingegangenen Beiträge von 450 Thalern dem Ausschuß des Kunstvereins.

In Folge der in öffentlichen Blättern ergangenen Aufforderungen gab die braunschweigische Hofbühne am 9. August 1842 ein Benefiz. Von acht und zwanzig deutschen Bühnen-Vorständen haben die von Dresden, [2]) Leipzig, Hannover, Berlin, München und Weimar den an sie erlassenen Aufforderungen rühmlich entsprochen und den Ertrag der veranstalteten Vorstellungen eingesandt. Einige haben Vorstellungen zugesagt, sechzehn aber gar nicht geantwortet. —

Unterdessen fand das Unternehmen in immer weiteren Kreisen Anklang und manches Scherflein ging ein, welches nach dem Sinne und den Verhältnissen des Gebers höhere Spenden überwog. Gerühmt wird der Eifer, womit aus eignem Antrieb verdiente Männer der Sache sich annahmen. Gabriel Rießer in Hamburg legte dieselbe in einer kleinen Druckschrift seinen Glaubensgenossen ans Herz. [3]) Wilhelm Wolfson in Leipzig hielt eine Reihe von Vorträgen über dieselbe

---

1) Dr. Schiller gab einen Bericht über diese Entdeckung in das Februarheft der Mitternachtzeitung von 1834, die ich mir nicht habe verschaffen können; ebensowenig als die von ihm auf dieses Ereigniß gedichtete Ode.

2) Den 16. März 1850, Emilia Galotti, mit einem Epilog von Berthold Auerbach, gesprochen von Emil Devrient (zum Besten des Lessing-Denkmals herausgegeben).

3) Einige Worte über Lessings Denkmal an die Israeliten Deutschlands gerichtet von G. Rießer, Dr. Frankfurt a. M. 1838. Angehängt ist der erste Aufruf des Braunschweigischen Kunstvereins vom 15. April 1837.

und der große Schauspieler Seydelmann las im Saale der Singakademie in Berlin „Nathan der Weise" vor. Mittelst der dadurch gewonnenen erheblichen Summen ist das Unternehmen nicht wenig gefördert worden.

Der Kunst-Ausschuß zu Braunschweig hatte, von der öffentlichen Meinung unterstützt, die Errichtung einer kolossalen Statue in Erz beschlossen. Die Statue sollte acht Fuß sechs Zoll hoch sein. Das Werk übernahm Ernst Rietschel zu Dresden; Georg Howaldt in Braunschweig den Bronzeguß. Als Standort für das Denkmal wurde der Platz an der Wallpromenade, unweit der Aegidien-Kirche, gewählt. Der 29. September 1853 war der Tag der feierlichen Enthüllung. „So wäre nun das Ziel erreicht, heißt es in dem vorliegenden Berichte, das Standbild steht auf einem Fußgestell von geschliffenem harzburger Granit, welches nur noch die von Rietschel gezeichneten herrlichen Basreliefs, „die Poesie und die Kritik", zu denen Professor Nicolai in Dresden die architektonischen Gliederungen entworfen, erwartet, ein Meisterstück, das noch nicht seines Gleichen hat und eine neue Bahn eröffnet. Sinnig gedacht und wundervoll ausgeführt, steht Lessing da; die Linke, ein eben vollendetes Werk haltend, auf den untern Theil einer cannelirten antiken Säule gestützt. Die Rechte unwillkürlich auf das Herz, von dem der heiße Drang der Forschbegierde dieses muthigen Freundes der Wahrheit ausging; der rechte Fuß im Fortschreiten begriffen. In stiller Majestät hat er das erhabene Antlitz nach der rechten Seite gerichtet, mit festem kühnen Blick den Gegner suchend oder erwartend, wie zum geistigen Zweikampf. So steht er mächtig, imposant, fast herausfordernd da, ohne, über die Grenzen der Plastik hinaus, die harmonische Ruhe zu stören. Der Künstler hat das Kostüm der Zeit, den breitschößigen Rock, die Kniehose, die lange gestickte Weste beibehalten; der durch den leichten Seidenstoff durchschimmernde, männlich schöne, harmonisch gebaute Körper macht die Kleidung, die durch Rietschels Meisterhand zu einer gefälligen, sogar des Faltenwurfs nicht entbehrenden, geworden ist, zu einem Beiwerke, das ganze Kunstwerk zu etwas wahrhaft Konkreten, dessen Eindruck ein überwältigender ist für jedermann, den höchsten, wie den geringsten." [1])

Der Platz, auf welchem das herrliche Denkmal errichtet ist, hat den Namen Lessings-Platz erhalten.

---

1) Hier möge noch aus einem Briefe Dr. Schillers an mich vom 4. October eine Stelle folgen: „— Sie sollten ihn sehen, diesen Heroen, wie imposant und göttlich schön er auf seinem hohen Standpunkte dasteht, wie außer der gewaltigen Conception Rietschels auch der, in gleicher Vollendung vielleicht noch nie gesehene Bronzeguß Howaldts zur Bewunderung hinreißt, dem es (was ich im Toast auf ihn hervorhob) glückte, in der harmonischen Durchführung dem Gedanken des Plastikers eherne Dauer zu geben. Sie sollten dieses von Rietschel und Nicolai zu Dresden entworfene, ebenmäßig schöne Postament mit der Inschrift: Dem grossen Denker und Dichter das deutsche Vaterland, Sie sollten die geschmackvolle Eisen-Umfriedigung des Kreisbaumeisters Krahn und den reizenden Standplatz sehen — und Sie würden sagen: Dieses Denkmal ist Lessings würdig."

Am Abend wurde auf dem herzoglichen Hoftheater **Nathan der Weise** aufgeführt, mit einem sinnigen Prolog von Karl **Köchy**.

Ein zahlreicher Verein deutscher Männer aus verschiedenen Gegenden war an dem Tage zusammen, und huldigte dem Helden und Menschenfreunde, welchen die Kunst verherrlichet.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Beilagen zum 3. bis 5. Buche.

Nachtrag zur 1. Abtheilung. S. 266.

Der Bericht in den Göttinger gelehrten Zeitungen über Lessings Laokoon hatte keinen geringern als — Albrecht von Haller zum Verfasser. (S. Albrecht von Haller's Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. I. Thl. Bern 1787. S. 276—279, eine geordnete Auswahl von Hallers Recensionen in den Göttinger Anzeigen, (deren er in mehr als 30 Jahren über 12000 geliefert hat) mit Bezug auf Philosophie, Moral, Politik und schöne Literatur, von J. G. Heinzmann.) Ohne Zweifel wird der Herausgeber nicht blos nach seinem kritischen Gefühl, sondern nach sicheren Indicationen gewählt haben. Dieses vorausgesetzt, hat diese Recension, wenn wir sie als eine Confession des berühmten Schriftstellers ansehen, ein Interesse, insofern sie seine Vertheidigung gegen die im Laokoon ausgesprochen Tadel seiner eignen descriptiven Poesie enthält. „Herr Lessing (heißt es, nach der kurzen Angabe des Gegensatzes, der im Laokoon zwischen Poesie und Malerei, Successiven und Coexistirenden entwickelt ist) giebt für seine Meinung ein Beispiel aus des Herrn v. Haller Beschreibung der Kräuter; niemand kann sie, sagt er, aus diesem Gedichte erkennen, wer sie nicht vorher gesehen hat; wohl aber in einem Gemälde. Uns dünkt aber, Herr Lessing verfehlt hier des Zwecks, den ein Dichter bei solchen Gemälden sich vorgesetzt hat. Er will blos einige merkwürdige Eigenschaften des Krautes bekannt machen, und dieses kann er besser als der Maler; denn er kann die Eigenschaften ausdrücken, die inwendig liegen, die durch die übrigen Sinne erkannt, oder durch Versuche entdeckt werden, und dieses ist dem Maler verboten. Selbst das von Herrn Lessing angebrachte Beispiel aus dem Virgil geht eben dahin, und doch kann der Dichter selbst sichtbare Schönheiten malen, die einem Maler unbekannt (?) bleiben. Dahin gehört der bunte Blitz vom feuchten Diamant; oder die Regenbogenfarben des Thaues, der in den platten Blättern des Enzians sich sammelt; und von dieser Art ist die Perle, die von einer Fere (Elfe) an das Ohr einer jeden Schlüsselblume angehängt wird. Man wird sonst mit Vergnügen und Hochachtung die Subtilität der Anmerkungen des Herrn Lessing lesen" u. s. w. Lessing hätte sich durch diese Vertheidigung des eigentlichen Lehrgedichts und der freien Geburten Shakspearischer Phantasie schwerlich für widerlegt gehalten. Immer bleibt die hohe Achtung Hallers vor Lessings Kritik bemerkenswerth, den er sogar wegen der tiefen Kenntniß der Alten über alle seine Vorgänger und selbst über Winkelmann stellt, „der zwar die gemahlten und geschnitzten Alterthümer vortrefflich kennt, sonst aber mehr die neuen Bücher gelesen hat." Woher diese Verkennung Winkelmanns? — Ohne Zweifel kannte er nur erst die kleinen Schriften Winkelmanns, noch nicht dessen so eben erst erschienene Geschichte der Kunst der Alten.

Zu S. 31, Anm. 2. Der erste, der meines Wissens, Lessingen eines Plagiats bei seinen Epigrammen beschuldigt hat, war der Licentiat Albrecht Wittenberg, in seinem Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing. s. l. 1778, während der goezischen Streitigkeiten, namentlich bei dem Epigramm: Auf den Cobyll, (Lachmanns Ausg. I. 11) nach Pope, Works, London 1741. vol. I. S. 233. Einige andere werden als Muster der Unkeuschheit herausgehoben.

Zu S. 33. Die ursprünglichen Drucke von Scultetus Gedichten sind selbst in Schlesien sehr selten; vor mir liegt ein solcher von dem zweiten der von Lessing herausgegebenen (bei Lachmann VIII. 289—300): „Blutschwitzender und todesringender Jesus," welcher meinem Collegen A. Kahlert gehört. Die Vergleichung mit Lessings Ausgabe zeigt, daß er die Orthographie zu sehr modernisirt hat, um nicht von dem Reste und der Physiognomie des Zeitalters manches zu verwischen. Zur Probe stehe Titel und Anfang hier:

Blutt=schwitzend=
Tods=ringender
JESUS
Andreas Scultetens
Bunczlawers.

Zu Breßlaw druckts Georg Baumann.

Der Sternen Ober=Haupt und schnelle Zeitenhalter
war längst vorbey geruckt, sein voller Ampts=Verwalter
deß Monden Sylber, gab dem Schatten seine Macht,
vnd zierte die Gestalt der Abgrund=schwarzen Nacht
Mit Licht=Figuren aus, wie unser Seligmacher,
der gegen Hell vnd Tod geschworne Wiedersacher
den Kidron vberschritt. — —

— — — — — —

Das Gedicht trägt auf der Rückseite des Titels folgende Zueignung:

Dem
Edlen, Ehrenfesten=Hoch=
vnd Wolgeachten Herrn
Johann Kitteln
vornehmen Burger, vnd
Kauffmanschaffts=Eltesten
in Breßlaw,
Eigen=vbergiebet
Mit Dienst=geflissenstem Ehrer=
bittungs=erklären
Gegenwertige seine Schrifft
Andreas Scultet
von Buntzlaw.

Zu S. 34. J. G. Jachmanns Nachlese zu den von Herrn Lessing aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus. Breslau 1774. — Zweite Nachlese zu den von Herrn Lessing und Jachmann aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus von Hieronymus Scholz. Breslau 1783. Diese beiden Nachlesen sind bekannt und werden überall angeführt. Ganz übersehen sind dagegen worden diejenigen Nachträge, welche S. B. Klose, Lessings Freund in Breslau, in seinen Neuen literarischen Unterhaltungen, April 1774, zu Anfang, bei Gelegenheit der Anzeige von Jachmanns Nachlese und zwar „aus den eigenhändig geschriebenen Aufsätzen des Verfassers" gegeben hat. Es sind vier lateinische und ein deutsches Gedicht. Letzteres und die beiden ersten lateinischen sind an den berühmten Schlesischen Literaten Andreas Senftleben, den man hier als einen Gönner unsers Andreas kennen lernt, gerichtet. Das deutsche Gedicht „Ehren=Lied auf des Edlen, Ehrenvesten und Rechtsgelehrten Herren Andreaß Senftlebens Nahmensgedächtniß" fließt von Dankbarkeit gegen diesen Mann über und steht dem von Lessing herausgegebenen Gedichte in keiner Art nach; dies gilt namentlich von der Schilderung des Herbstes im Eingange. Es ist ohne Datum. Die übrigen Gedichte tragen die Jahreszahl 1640 und 1641. Bei dieser Gelegenheit macht Klose eine ganz neue Bemerkung (S. 211); die nemlich, daß es einen zweiten Scultetus, ebenfalls aus Bunzlau und Zeitgenossen des Lessingschen Scultetus gegeben habe, welchen man mit letzteren nicht verwechseln müsse, (was eben dem Jachmann begegnet war.) Dieser andere Andreas Scultetus hat bereits im Jahre 1630 lateinische Verse drucken lassen, zum Beweise dienen die auf die Hochzeit des Nicol. Polii, Pastoris Strusaw. et Weicherian., des Sohnes seines Wohlthäters und zweiten Vaters, Vratislav. 1630, die S. 44—46 in des Probst Jachmann Nachlese befindliche, sind ebenfalls von ihm. Unser Scultetus (bemerkt Klose) kam im Jahre 1739 auf das Elisabethanische Gymnasium und blieb daselbst bis 1742. Daß er damals, als er ein Gymnasiast wurde, 19 oder 20 Jahr alt gewesen, ist das höchste, was man annehmen kann. Er mußte also bereits als ein Knabe von 10 Jahren ein lateinischer Dichter gewesen sein. Das ist freilich zu der damaligen Zeit nicht so unwahrscheinlich, als jetzt. Aber wäre er das gewesen, so würde er in neun Jahren darauf gewiß nicht wieder nach Breslau gekommen sein. Dieser Schluß scheint unwidersprechlich, und widerlegt die von Jachmann in der Vorrede ausgedrückte Vermuthung, A. Scultetus werde zweimal, zu verschiedenen Zeiten, in Breslau gewesen sein. Dessenungeachtet giebt Hieronymus Scholz in seiner zweiten Nachlese, Breslau 1785, dieser Vermuthung seinen Beifall (S. 6) und beweist dadurch, daß ihm Klose's Bemerkungen und überhaupt seine Nachträge entgangen waren, da er ihrer gar nicht gedenkt.

In der Zueignung seiner Nachlese an Hier. Scholz rühmt sich Jachmann, daß er in seinem Centifolium Schulzianum, das 1769 herauskam, also vor Lessing, Andreas Scultetus unter Nummer V. genannt habe. S. B. Klose führt nun aber eine viel ältere Autorität an (S. 196), nämlich: Henricus Grossius, in seinen: Silesiae et Lusatiae sidera nenne ihn: Andreas Scultetus, Boleslaus, Silesius, poeta egregius, vixit an. 164 — (sic). Näher bezeichnet Klose diese Quelle nicht. Es ist ein Manuscript, das in der Rhedigerschen Bibliothek in Breslau aufbewahrt wird, in 4. mit dem Titel: Silesiae et Lusatiae et aliquot in vicinia sidera etc. collecta ab Henrico Grossio. Friedlandiae Bohemo, olim Illustr. comiti Hermanno ab Hatzfeld et Gleichen de officiis, et Cancellariae secretis in libero Dom. Dracobergae. (Trachenberg in Niederschlesien.) Dieser Graf Hermann starb im Jahre 1677. (Zedlitz-Neukirch, Neues Preußisches Adels-Lexikon II. 341.) Daraus lernen wir das Zeitalter unsers Gewährsmann kennen, der übrigens auch schon nicht einmal das Todesjahr des Scultetus angeben können. (Ueber Grossius vergl. J. G. Thomas Handbuch der Literaturgeschichte von Schlesien S. 125.) Auch die hier angeführten Animadversiones in Henr. Grossii sidera, von Caspar Sommer, sind in der Rhedigerschen Bibliothek. Ueber Scultetus habe ich darin nichts weiter gefunden.

Zu S. 44. Von dem Historischen im engern Sinne kann zwar bei Emilia Galotti nicht die Rede sein, wie etwa bei der so oft dramatisch behandelten Begebenheit der römischen Virginia: einen Herzog von Guastalla, Namens Hettore Gonzaga, hat es in der Geschichte dieses italienischen Ländchens nicht gegeben; und eben so wenig hat eine der schrecklichen Handlungen wie die, auf welche der Plan des Stückes beruht, jemals an dem Hofe von Guastalla und in dem Hause der Gonzaga, nach den bekannten Quellen, stattgefunden. In dieser Hinsicht ist die Fabel der Emilia Galotti rein Lessings Erfindung. Von der andern Seite kann es aber nicht zufällig sein, daß Lessing den Schauplatz der Tragödie gerade nach Italien und an den Hof eines Gonzaga verlegt hat; und nachdem er dies einmal gethan, hat er gewisse Anschauungen aus dem Studium der Geschichte in dieses sein Stück hinüber genommen. Was nun das erstere betrifft, so könnte man vielleicht im Allgemeinen an die Italienischen Novellen-Sammlungen denken, aus welchen die neuern Dramatiker, und selbst Shakspeare die schönsten Stoffe zu Tragödien geschöpft haben, welche Lessing so vortrefflich kannte, wie dies aus seinem Briefe an Eschenburg über die Quellen des Shakspeare hervorgeht. (XII. 407.) Allein vielleicht liegt die Anregung nach dieser Seite viel näher; kurz ich glaube, daß Lessing auch hier durch die Romane von Richardson einiger Maßen die Richtung erhalten hat, oder vielmehr durch einen bestimmten Roman, nämlich den Grandison. Man weiß, wie viel die Familienromane Richardson zu der Entstehung und Ausbildung des bürgerlichen Trauerspiels in Frankreich und Deutschland beigetragen haben. Es ist im besondern dieses Verhältniß zwischen Miß Sara Sampson und Clarissa im ersten Bande (S. 306—312) nachgewiesen worden. Zu einer gewissen Beziehung mag nun auch Grandison auf den Plan der Emilia Galotti eingewirkt haben. Sir Charles Grandison hat ein Verhältniß zu einer Italienerin, Clementina von Porretta der Tochter des Marchese dieses Namens in Bologna, welche wegen des Unterschiedes der Religion zuletzt nach schwerem Kampfe das Opfer ihrer Liebe bringt und der Welt in einem Kloster abstirbt. Wieland hat aus diesem Stoffe eine Tragödie in fünf Aufzügen, mit der Angabe der Quelle gemacht, (Clementina von Porreta. Ein Drama aus Richardsons Geschichte Sir Karl Grandisons gezogen. 1760. Wielands Werke. Suppl. 5. Band) und dieses Stück kam trotz des Mangels an allem wahrhaft dramatischen Leben, wie Mendelssohn in den Literaturbriefen ziemlich scharf gezeigt, zur Aufführung.[1]) Es kommt in diesem Roman eine Nebenbuhlerin Clementinens vor, von hochfahrendem Geist und gewaltsamen Charakter, Signora Olivia in Florenz, welche ihre Leidenschaft zu Grandison nach Bologna führt. Es ist merkwürdig, daß bald bei dem Erscheinen von Emilia Galotti durch Unzer auf eine Aehnlichkeit der Gräfin Orsina und Richardson's Olivia in einem Sinne hingewiesen wurde, als wenn Lessing von daher sein Modell genommen hätte. —

Wenn es nun aber einen Fürsten Hettore nicht gegeben hat, so ist doch der Charakter dieses Prinzen im Stücke in sofern historisch zu nennen, als mehrere Glieder dieses berühmten Hauses in Mantua, Guastalla und Sabionetta theils durch eine hohe ästhetische Bildung, durch Liebe zur Kunst, theils aber auch durch empörende Verbrechen aus Sinnlichkeit sich auszeichneten, Eigenschaften, welche in Lessings Prinzen vereinigt und psychologisch motivirt sind.[2])

---

1) Chronologie des deutschen Theaters S. 213.

2) Ich verweise der Kürze wegen auf die Genealogie und Geschichte der Gonzaga in: L'art de vérifier les dates. T. XVII. Paris 1819. 302—360 und die Artikel: Gonzaga in der Biographie universelle T. XVIII. In der Geschichte der italienischen Literatur des 16. Jahrhunderts glänzen die Gonzaga neben den Este; wie das Leben des Torquato Tasso lehrt. Mehrere Prinzessinnen dieses Hauses sind durch ihre Wissenschaft und Gedichte berühmt.

In der Scene mit dem Maler Conti sagt der Prinz von dem Vater Emiliens: „Er ist mein Freund nicht. Er war es, der sich meinen Ansprüchen auf Sabionetta am meisten widersetzte." — Dieser Zug ist historisch. Es wurde in der That von den Fürsten von Guastalla wegen des Besitzes von Sabionetta im siebzehnten Jahrhundert Prozeß geführt und diese beiden Herrschaften in verschiedenen Zeiten getrennt und vereinigt, bis im Jahre 1703, nach dem Tode des Johann Franz II., die Fürstenthümer Sabionetta und Bozzolo mit dem Herzogthume Guastalla vereinigt wurden. Der letzte Prinz von der jüngern Linie der Gonzaga, welcher die Herzogthümer Guastalla und Sabionetta regierte, Joseph Maria, starb kinderlos im Jahre 1746 und seine Staaten wurden von den Oestreichern besetzt, zwei Jahre später aber im Frieden an Philipp, Infant von Spanien und Herzog von Parma, abgetreten. Diese Verhältnisse sind es, welche, wenigstens im Allgemeinen, chronologisch einen Anhaltpunkt gewähren und uns bestimmen, die Zeit des Stückes, im Sinne des Dichters, nicht über das Zeitalter Ludwig XIV. hinabzusetzen.

Zu S. 50, Anm. 3. Berlinische Privilegirte Zeitung. 28. Stück.

Sonnabend, den 28. März 1772. (Gelehrte Sachen.)

Emilia Galotti, ein Trauerspiel von G. E. Lessing. Berlin 1772. Bei Christ. Friedrich Voß, in 8. $9\frac{1}{2}$ Bogen.

Emilia Galotti behauptet, ebenso wie Minna von Barnhelm, nicht blos auf dem deutschen Theater, sondern auf dem großen klassischen Theater der gelehrten Welt, einen vorzüglichen Rang. Ein Verächter seiner Landsleute,

der in das eigne Fleisch die eignen Klauen setzt,

wird dies Trauerspiel allerdings zu erniedrigen suchen. Er wird sich über ein mit Fleiß gewagtes Wort aufhalten, wie jener bei einem großen Palaste über den Bogen Eines Fensters, und wird an keine der tausend mit Geschmack angebrachten Schönheiten, noch an die Kunst tausend Fehler glücklich vermieden zu haben, mit einer Silbe gedenken.

Viele Liebhaber der Bühne haben sich seit einiger Zeit merken lassen, Tragödien, wie Miß Sara, wie Romeo, wie Beverley, wären allzu traurig, erregten zu viel Thränen. Unser Dichter giebt ihnen hier eine Emilia, die keinen Strom von Thränen, sondern gleichsam nur Keime von Thränen und einen heilsamen Schauer von Schrecken erregt. Was werden diese zweideutigen Liebhaber nunmehr sagen? Sie werden sagen: Man weint nicht genug in Eurer Emilia, man lacht sogar darin; und werden das Lachen der Bosheit, des Hohnes, der Bitterkeit und das schreckliche Lachen des Trübsinns und einer halben Raserei, mit dem komischen Lachen der Lustigkeit und des Leichtsinns verwechseln.

Doch genug von dem Bösen, was einige hier suchen werden. Wir müssen den Lesern anzeigen, was Andere Gutes in diesem neuen Stücke unsers dramatischen Dichters finden. Sie finden darin wahre Charakter geschildert; nicht solche, die gar keinen Schein von Fehlern haben: auch nicht solche, die keinen Anstrich von irgend einer Tugend haben, sondern solche, wie sie die Natur geschaffen hat und noch schaffen kann. Sie finden ferner, daß die Charakter vortrefflich von einander abstechen, und zwar nicht so wie Schwarz und Weiß (welches gar keine Kunst erfordert) sondern so wie sie Homer und Shakespeare zu schattiren wissen. Da die Scene des Schauspiels in Italien ist, so hat der Dichter nicht allein Sitten der Welt, Sitten der Prinzen, der Hofleute, der Künstler, der Religiösen, der Biedermänner, ja sogar der Räuber und Mörder überhaupt geschildert, sondern er hat noch Vieles von dem Eigenthümlichen des Landes hinzu zu thun gewußt. Was seine Sprache anbetrifft, so ist sie die Sprache der mannigfaltigen Natur, aber die lebhafte und kurze, die nachdrückliche und dennoch leichte Sprache der Natur; nicht die einförmige Sprache der Studirstube, nicht die einförmige Sprache so manches berühmten ausländischen Dichters, bei welchem die Prinzessin Tochter, und der tapfere Vater, und der alte Bediente und die junge Vertraute ungefähr einerlei Sprache, und mehrentheils eine zu künstliche, übertriebene, deklamatorische Sprache führen. — Nachdenkliche Leser finden hier bei jedem Schritte, den sie thun, Sachen: nicht oft gesagte, sondern neue, selbst gedachte und lehrreiche Sachen, und was das beste ist, die nicht die Miene haben, als ob sie lehren wollten. — Die Ankündigung des Inhalts, die den Dichtern so schwer wird, geschieht hier so ungezwungen, ist so schön in Handlung gebracht, wie möglich. — Die geringsten Umstände, die blos ein Theaterspiel zu sein scheinen, haben einen Einfluß in die Folge des Stücks, und dienen, entweder den Charakter und die Leidenschaft der Personen in ein helleres Licht zu setzen oder die Wahrscheinkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren. — Die letzte Entwicklung ist mit ungemeiner Kunst vorbereitet und wird unsern Augen bis ans Ende glücklich entzogen. Kurz, dieses Trauerspiel hat überall Schönheiten, die Jedermann in die Augen fallen, und auch Schönheiten, die vielleicht den Kunstverwandten zuerst, und sobald diese sie anzeigen, allen andern Augen einleuchtend sind. Wir ersuchen die Kunstrichter, die mehr Raum dazu haben als wir, sich selbst und ihrer Nation durch Entdeckung derselben Ehre zu machen. Doch auch die Schauspieler

können sie hinlänglich zu empfinden geben. Sie haben hier alle mögliche Gelegenheit, ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen können. — Von dem bekannten Hauptendzweck dieser und einer jeden wahren Tragödie sagen wir nichts: wir hätten aber Lust, an die Spitze dieses Stücks jene königlichen Worte zu schreiben: Et nunc reges intelligite! erudimini, qui judicatis terram!

Wir vermuthen nicht, daß irgend einer, der von der dramatischen Kunst wichtigere Theile kennt, als die Beobachtung der Einheit des Orts, wir vermuthen nicht, daß ein solcher das beste Stück des Beaumarchais, oder Falbaire oder Mercier oder de la Harpe oder Sedaine lieber gemacht haben möchte, als die Emilia Galotti. Wird dieses Stück aber ebenso eifrig angepriesen werden, als die Stücke dieser Neuern? — Von denen gewiß, die den wahren Geschmack des Schönen überhaupt, und nicht den einseitigen Geschmack für Eine Art von Schönheit allein, oder gar für eine Sprache allein besitzen. Von denen gewiß, die die Meisterstücke in den alten und in den vornehmsten neuen Sprachen gelesen und überdacht haben. Von denen gewiß, die sich mit den besten philosophischen Wissenschaften und Kenntnissen des Lebens bereichert haben; aber nicht von denen, die, wenn sie nicht französisch parliren könnten, fast gar nichts könnten. —

Ebendaselbst in Nr. 50, von 25. April 1772.

„Gelehrte Sachen. Trauerspiele von G. E. Lessing. Berlin bei Chr. Fr. Voß. 1772. 26 Bogen in 8.

In dieser Sammlung befinden sich die Trauerspiele: Miß Sara Sampson, Philotas und Emilia Galotti.

Wider das erste hat man so viel ungereimtes Zeug gesagt; Kunstrichter haben bewiesen, daß der Verfasser alles was darin noch gut sei, aus Romanen und Gott weiß woher geplündert habe; selbst Schauspieler haben es in regelmäßige Tragödie klügeln wollen. Dies las man, hörte es und vergaß es; das Trauerspiel aber gefiel, je mehr es gespielt wurde. Zehn Jahre darauf beurtheilt der Verfasser dieses sein Stück in seiner Dramaturgie, mit einem Gleichnisse von einem gesunden, aber etwas ungestalteten Menschen. Wenn er sich damit nicht geschmeichelt hat, so hat er doch wenigstens alles dergleichen schön geistreiches Geschwätz beantwortet.

Ebenso scheint es seiner Emilia Galotti, als dem neusten Trauerspiele des Verfassers gehen zu wollen. Knäbchen, Stutzerchen, Mäcenate, Jüngferchen und geschmackvolle Damen versichern aus ihrem Handbüchelchen über die schönen Wissenschaften, daß weder der Grundsatz der Nachahmung der schönen Natur, noch die Würde des Trauerspiels erlaube, daß eine verlassene gräfliche Schöne eines Prinzen „Schnickschnack" und dergleichen niedrige Worte im Munde führe, noch ein Graf einen Kammerherrn einen Affen schimpfe. Hiermit haben wir gar nicht die Absicht, dergleichen Urtheile zu hemmen; wir sind überzeugt, sie schaden nichts, und wollten darauf schwören, daß Denken und Kritisiren in unsern Zeiten nicht sehr beisammen ist. Aber den Verfasser wollten wir doch ersuchen, noch ein paar Trauerspiele in dem Tone dieser Emilia der Welt zu schenken, oder wenn er noch eine vortrefflichere Art weiß, in dieser. Lesern und Zuhörern fällt er vielleicht nur darum so auf, weil er neu ist. Beispiele der galanten Welt: das Uebrige ist ihr Pedanterei.

Von des Verfassers drittem Trauerspiele Philotas wundern wir uns, daß es so wenig aufgeführt werden. Ein junger liebenswürdiger rascher Held ist wenigstens in unsern Landen nicht so ganz ungewöhnlich; oder aus was für Ursache wird es nicht gespielt? Noch einen Wunsch, den wir nicht ungeäußert lassen können! Wenn doch aus den Stücken aller theatralischen Schriftsteller, der Wachsthum der Genies so sichtbarlich erkannt werden könnte, als aus diesen 3 Trauerspielen."

Zu S. 50, Anm. 4. Die beiden nennt Ramler in der Recension, und außer ihnen noch Mercier und Laharpe. Beaumarchais ist bekannt genug. Dagegen ist Falbaire (1727—1800), dessen Werke 1782 in 2 Theilen zu Paris herauskamen, mit seinen Trauer- und Lustspielen längst verschollen. Den meisten Erfolg von den ersten hatte sein Honnête criminel ou l'innocence reconnue in fünf Akten, 1767. (Es ist die Geschichte eines jungen Protestanten aus Nismes, Johann Faber, welcher an die Stelle seines Vaters, welcher wegen Uebung seiner Religion zu den Galeeren verurtheilt worden war (1756!), in das Bagno von Toulon abging. Nachdem er sechs Jahre die Ketten getragen, wurde er durch den Herzog von Choiseuil, sobald er es erfahren, in Freiheit gesetzt.) Das Stück erschien auch in einer deutschen Uebersetzung: „Die Belohnung der kindlichen Liebe." Ein rührendes Lustspiel in 5 Aufzügen von Falbaire. Aus dem Franz. Leipzig 1768.

Zu S. 60. Ueber diesen, von den neuen Geschichtsschreibern des deutschen Theaters (außer A. Hagen) mit Schweigen übergangenen, verdienstvollen Schauspieler: Johann Anton Stänzel, geboren zu Jerschemaritz in Böhmen 1705, gestorben zu Berlin den 6. März

1781 als Mitglied der Döbbelinschen Truppe, heißt es in einem ihm gewidmeten Artikel aus Berlin in der Literatur- und Theater-Zeitung von 1781 S. 251—256: „Zu seiner Zeit war er einer der ersten Schauspieler und sein Name verdient deshalb in den Annalen der deutschen Schaubühne eingetragen zu werden. Liebe zu seiner Kunst, Anhänglichkeit an seinen Principal zeichneten ihn besonders aus. Bei der Schuchischen Gesellschaft erwarb er sich (seit 1740) zuerst einen Namen und theilte 39 Jahre mit selbiger alle abwechselnden Glücks- und Unglücksfälle. 1779 nahm ihn sein alter Freund Döbbelin auf und gewährte ihm bis ans Ende eine ruhige Freistatt. Nur noch drei oder viermal trat er unter lebhafter Theilnahme des Publikums auf, das erstemal als „Hausvater."

Zu S. 62. Wenn es das Verdienst großer Schauspieler ist, die Werke unserer National-Dichter auch den spätern und spätesten Generationen im lebendigen Gestalten immer von neuem vorzuführen, so kann ich dieses Kapitel nicht schließen, ohne Karl Seydelmanns zu gedenken, auf welchen, wie auf wenige, das Wort des Prinzen in Emilia Galotti anzuwenden wäre: „der denkende Künstler ist noch eins so viel werth." Er hatte recht eigentlich und mit Bewußtsein zu Lessing ein Verhältniß, wie das des Jüngers zu seinem Meister, mit welchem er nach seinem innersten Wesen sympathisirte. Wie die heroische Tragödie und die Darstellung der Liebe in ihrer reinen und höchsten Kraft dem Talente Lessings nicht entsprachen, so (sagt sein Biograph) [1]) fanden die beiden Sphären des Heroenthums im eigentlichen Sinne und die schwärmenden Empfindungen in Seydelmanns natürlichem Tone eine nicht zu überwältigende Schranke. Lessing machte er zu seinem eigentlichen und tiefsten Studium, und sein Marinello gilt als eine der vollendetsten Leistungen, welche die Kunst der dramatischen Darstellung in neuester Zeit hervorgebracht hat. Hier wirkte selbst Seydelmanns eigenthümliches Organ auf eine außerordentliche Weise mit, indem er den natürlichen Mängeln desselben Vortheile abzugewinnen wußte, welche die Verkörperung des Marinelli ungemein unterstützten. Dafür war Seydelmann von dem hohen künstlerischen Werthe des Stückes so durchdrungen, daß seine Auffassung so manche Afterkritik von sonst beschämte; ja durch die That widerlegte. „Ich habe im verflossenen Monat viel mit Emilia Galotti zu thun gehabt," schreibt er an einen Schauspieler aus Stuttgard den 1. Februar 1830. — „Wie viele kritische Hunde haben diesen keuschen Mond angebellt, weil er sie nie genugsam erwärmt, und — weil es nicht wahr sei, daß er über Italien schwebe. — — Aus welcher nichtswürdigen Ansicht, und aus wie vielen nichtswürdigen Darstellungen dieses Meisterstücks der dramatischen Dichtkunst muß jene nichtswürdige Kritik hervorgegangen sein! — Hätten wir nur wie die Franzosen eine Bühne, auf welcher sich die würdigsten Künstler der Nationen zusammenstellen müßten, wie bald würden auch dem Blödsinnigsten die Schuppen von den Augen fallen, und er die Emilia mit den Augen des Prinzen sehen! So aber — —" [2])

Zu S. 62, Anm. 3. Die Literatur- und Theater-Zeitung von 1781 enthält nähere Mittheilungen über Friedel und sein Unternehmen (vgl. Biographie univers. s. v. Friedel). S. 139 findet sich ein Brief Friedels aus Paris den 12. Februar 1781, gegen das deutsche Museum von 1780, S. 92 und einen dort befindlichen Bericht über eine von ihm in Paris veranstaltete Verlesung der Emilia Galotti (in französischer Uebersetzung), wo es von

---

1) Seydelmann's Leben und Wirken, von Rötscher S. 200.

2) Ebendas. S. 89. — Ich habe bei einem Aufenthalt zu Warmbrunn, wo Seydelmann's Familie nach seinem Tode sich niedergelassen hat, sein Handexemplar von Emilia Galotti, die erste Ausgabe von 1772, in die Hand genommen und aus seinen eigenen Randbemerkungen die ungemeine Sorgfalt seines Studiums, wie bei allen seinen Rollen, entnommen. Auf der Rückseite des Deckels stehen in chronologischer Folge die Orte, wo er den Marinelli gespielt, zuerst am 1. November 1830 in Nürnberg (zuletzt in Berlin den 5. December 1842). Hier zur Probe ein paar von Seydelmann's Bemerkungen:

Akt I, Sc. 5. Der Prinz fühlt sich durch Conti zu einer geistreichen, ernsten Unterhaltung aufgelegt und Marinelli — ist nur leicht, witzig, heiter, galant.

(Zu Anfang): „Marinelli heiter — dienstfertig, neugierig aufgeregt — mit angenehmen Zeichen dienstfertiger Eile, freundlich heiterer Gesellschafter eines Prinzen, der wund (sic) von Vergnügungen, gewandte, geistreiche und röhliche Menschen liebt und braucht."

S. 22. (Lachmann S. 124) „Der Prinz: „Mit euren ersten Häusern!" — Diese Antwort erklärt auf das schlagendste, daß der an Verstand und Gefühl weit tiefer ausgebildete Prinz, Marinelli nur in müßigen, leichten Stunden bedarf, die aber freilich die Mehrzahl gegen jene ernsten ausmachen."

S. 28 (127): Marinelli: „So lassen Sie uns keine Zeit verlieren." — Italiener — zum Ziele gehend — er giebt hier einen Theil von dem, was er eben erst gesonnen hat: sein ganzer später ausgeführter Plan liegt vor seiner Seele.

II. Akt. 1. Sc. Inzwischen hat M. mit Angelo unterhandelt. Odoardo's Art zu reden wird kurz — bestimmt — voll nachhaltigen Tones sein, da sein Charakter so entschieden ist.

Bei II. 2. am Rande: Eckhof! Sonst finden sich Hinweisungen auf Engel's Briefe über E. G. und eine Stelle aus E. A. West's Gesammelten Schriften I, 225. über den Charakter des Marinelli.

Mercier,[1]) welcher zugegen war, hieß: „daß er zuweilen von den hinreißenden Schönheiten dieses Stücks, fast wider seinen Willen wie es schien, entzückt war, und wie er sich für diesen ihm beinahe abgedrungenen Beifall durch verschiedene, zum Theil so ziemlich scheinbare, zum Theil aber höchst schaale Kritiken schadlos zu halten gesucht."

Darauf entgegnet Friedel:

„Der Verfasser des Schreibens hat sich hier in seinem Urtheile etwas übereilt. Wäre er bei der ganzen Vorlesung zugegen gewesen, so würde sein Brief gewiß anders gelautet haben."

„Während den drei ersten Aufzügen rief Mercier einmal über das andere aus: Voila comme on doit écrire! — Voila un des grands auteurs dramatique de notre siècle! u. s. w. Aber so kam der Verfasser gedachten Briefes nur erst gegen Ende des vierten Aufzuges, wo Mercier dann freilich manches tadelte, sich jedoch auch nicht enthalten konnte, vielen einzelnen Stellen der letzten Aufzüge seinen lauten Beifall zu geben. Die Gründlichkeit seiner Kritiken mag ich hier nicht untersuchen. Manche möchten vielleicht richtig sein, und bei andern würde ich fragen: ob Franzosen, die leider so wenig unsere Sitte und unsern Charakter kennen, ob diese unsere heftigen Leidenschaften zu beurtheilen im Stande sind? — Herr Mercier, der so viel Gutes von der Emilia Galotti an Le Tourneur, den Uebersetzer des Shakespeare gesagt hat, daß ich von diesem schon öfters um eine zweite Vorlesung geplagt werden, die meine Geschäfte und schwache Gesundheit bis jetzt verhindert haben, ist einer der größten Verehrer Lessings. Dieses bekannte er mündlich und schriftlich. Einige Monate nach geschehener Vorlesung der Emilia Galotti sandte ich ihm einige Scenen des Julius von Tarent übersetzt zu. Hier ist seine Antwort:

Je paroîtrai, Monsieur, bien impoli, de n'avoir pas été Vous remercier moi-même, de ce que Vous avez bien voulu m'envoyer. La véneration, que j'ai pour la littérature allemande, et en particulier pour Mr. Lessing, ce que je dois aux écrivains de ce pays, qui ont bien voulu m'être favorables, l'attachement que je vous ai voué, tout vous rend maître absolument, Monsieur, de mes foibles services. Je ne doute pas d'un plein succès, lorsque votre traduction verra le jour.

In einem Berichte aus Paris in Bertrams Annalen des Theaters von 1796, S. 25 heißt es: „Mercier hat etwas Lessingisches im Wesen und in der Miene sogar, er fragte mich, ob ich diese Aehnlichkeit an ihm fände. Campe hätte es ihm, als er hier gewesen, gesagt. Campe, setzt der Verfasser hinzu, hat nicht ganz Unrecht. — Auf die Frage, ob er Emilia Galotti kenne, antwortete Mercier nur: Oui, il y a de belles choses dans cette pièce.

Neben Mercier verdient Friedels Mitarbeiter, Nicolaus von Bonneville (geboren 1760) unsere Beachtung. Er gilt bei seinen Landsleuten als einer der Gründer und Häupter der neuen Schule.[2]) Der Erfolg des „neuen deutschen Theaters" war hauptsächlich sein Werk[3]) und dieser verschaffte ihm den Schutz der Königin Marie Antoinette, welche ihm Zeichen ihres Wohlwollens gab. Es thut wohl zu sehen, daß diese geistvolle Fürstin, unglücklichen Andenkens, deutsche Literatur in Frankreich beschützte, zu einer Zeit, da deutsche Fürsten in Deutschland ihr neben der französischen Sprache und Literatur kaum einen Platz vergönnten. Die zehn letzten Bände jenes Unternehmens, vor dessen Vollendung Friedel starb, werden seiner Feder allein zugeschrieben. Es darf uns nicht wundern, wenn Laharpe, ein Schüler Voltaires, und lange das Haupt der französischen Kritik in der alten Schule, über jenes kühne Unternehmen den Stab bricht. Er sagt von der Uebersetzung des deutschen

---

1) Ueber die früher zu wenig beachtete Bedeutung dieses Schriftstellers für den Umschwung der Dramaturgie in Frankreich sehe man: Alfred Michiel's „Histoire des idées littéraires en France au XIX siècle, et de leurs origines dans les siècles précedentes. Paris 1842. T. I. chap. 6. (Tentative de reforme universelle. — Sebastian Mercier.) Sein Essai sur l'art dramatique 1773 heißt (p. 110): un des ouvrages les plus étonnans, qui aient paru dans notre langue; und weiterhin: C'est le plus beau travail de critique, publié dans le dix-huitième siècle: il domine alors toutes les autres, comme les dialogues de Perrault ceux de l'époque anterieure. La hardiesse et la nouveauté des aperçus, qu'il renferme, étaient si grands, que depuis soixante ans on les repète mot pour mot ... On y trouve spécialement les opinions littéraires, qui se sont fait jour de 1820 à 1840, et qu'on donnait alors pour de sublimes découvertes etc. Dafür mußte Mercier (sonst noch bekannt durch sein Tableau de Paris und seinen sozialistischen Roman L'an 2440) den Spott des Baron Grimm ertragen (Correspondence, 3e partie, 3. tome, p. 78), M. Mercier, si tristement connu sous le nom de Dramaturge. —

2) Biographie universelle, art. Bonneville.

3) Le nom de Bonneville est associé à celui de Friedel sur le frontispice depuis le 7e volume seulement; B. cependant y a travaillé depuis le 3e. (B. Univ.) Friedel starb den 8. Dec. 1786, Bonneville starb im Nov. 1828.

Theaters, daß sie fast alle von französirten Deutschen (par des Allemands francisés) herrührten, welche den zwiefachen Fehler hätten, nicht gut genug für dieses Land zu schreiben und die Vorurtheile ihres eigenen Landes in ihren Meinungen vorzubringen. „So z. B. hat uns Herr Friedel so eben in vier Bänden die besten Stücke, welche auf den Bühnen der Hauptstädte Deutschlands mit Erfolg gegeben wurden, übersetzt und deren Verfasser die Herren Lessing, Weisse, Wezel, Göthe, Leisewitz, Brandes, Gebler, Leippel und Andere sind. Er ertheilt allen ihren Werken das größte Lob und giebt sie als Beweise des Fortschritts der dramatischen Kunst in Deutschland; und doch beweist nichts mehr, wie sehr diese Kunst dort noch unbekannt ist! Die Tragödie besonders, nach den von Herrn Friedel ausgewählten Stücken zu urtheilen, scheint noch in ihrer Kindheit. . . ." Nachdem er dieses an einem Paar Stücken, nach seiner Art, bewiesen hat, kommt Laharpe zu Emilia Galotti, „dem Meisterstück der deutschen Bühne, welches aber nicht mehr als die Uebrigen tauge (ne vaut pas mieux, que le reste.) Es ist das Süjet der Virginia unter andern Namen; ein Vater, der nicht glaubt, die Ehre seiner Tochter anders retten zu können, stößt ihr einen Dolch in's Herz. Diese schreckliche Scene erregt beim Livius Schaudern; sie ist aber lächerlich in dem deutschen Werke und gleicht einer Parodie." — Ich übergehe die weitere Ausführung. Daran schließt sich in zwei Zeilen ein Verdammungs-Urtheil über Julius von Tarent, auch eine Tragödie, sagt er spöttisch, wo ein Vater seinen Sohn eben so ruhig tödtet.[1])

Es fehlte dessenungeachtet dem neuen deutschen Theater und in's Besondere Lessing unter den Franzosen nicht an Anerkennung. Zuerst sprach sich das Journal de Paris No. 106 durch die Feder eines Ungenannten über das Unternehmen aus.[2]) Nachdem es im Allgemeinen die großen Fortschritte hervorhebt, welche das deutsche Theater seit dreißig Jahren gethan, charakterisirt es die beiden Stücke des ersten Theils: Emilia Galotti und Clavigo. Es rühmt die Moral des ersteren Stückes: sie lehre junge Fürsten, zu welchen abscheulichen Thaten heimtückische Schmeichler, die nur zu oft sie umgeben, sie verleiten können. Der Gang sei schnell und voll Feuer, und die meisten Charaktere meisterhaft gezeichnet. Nur eine Person würde wahrscheinlich nicht nach dem Geschmacke französischer Zuschauer sein: dies ist die Gräfin Orsina, welche aus Eifersucht wahnwitzig wird. Das Schreckliche der Entwickelung scheint dem Kritiker zu gedehnt und besonders nimmt er an der Unterredung Odoardo's mit Emilia vor der Katastrophe gleichen Anstoß wie Laharpe.

Ausführlicher und eindringlicher ist ein Artikel im Mercure de France No. 18 aus der Feder Imbert's.[3]) Er hält den Zeitpunkt für den glücklichsten für das Unternehmen der Uebersetzer. Deutschland könne jetzt mit seinen Nachbaren in Handel treten und mit ihnen einen Tausch treffen. Er warnt seine Landsleute vor jener Sucht, alles auf seine Nation und auf sich zu beziehn. Vielleicht, sagt er, giebt es bei den Alten oder bei den Ausländern nicht ein einziges Stück, das, treu übersetzt, mit vielem Beifalle auf unserer Bühne aufgeführt werden könnte, und dennoch würde es unbillig sein, zu glauben, daß die Alten oder die Ausländer nie ein einziges gutes Stück gehabt hätten. Diese Bemerkung soll den Franzosen erinnern, mißtrauisch gegen sich selbst zu sein, wenn er ein fremdes Stück lese; die Stimme des Vorurtheils nicht für die der Vernunft, und die Eindrücke der Gewohnheiten nicht für Eingebungen des Geschmackes zu halten.

Emilia Galotti nennt er ein Stück „des berühmten Lessing, den Deutschland voriges Jahr im 52. Jahre seines Lebens verloren." Imbert verfolgt den Plan des Stückes durch alle fünf Akte ganz ausführlich und schließt mit einigen allgemeinen Bemerkungen: „So ist Emilia Galotti beschaffen! Ein Trauerspiel, das nicht ohne ein Gemisch komischer Züge ist." Der Verfasser sieht darin noch einen Abstand der Vollkommenheit der Kunst, den diese in Deutschland nicht erreicht habe. Das Theater jedes Volkes könne diese Bemerkung rechtfertigen. Unser großer Corneille selbst, sagt er, hat den Ton des Lustspiels seinen ersten tragischen Werken beigemischt. „Die That Odoardos scheint ihm rauh und nicht genug motivirt; er ist nicht in der Nothwendigkeit, seine Tochter zu ermorden, wie der Vater der Virginia, dessen Tochter eine Sklavin in den Händen ihres Tyrannen war." Der Charakter des Marinelli sei völlig erschöpft, aber übertrieben: man ist nicht so sehr Bösewicht, ohne einen recht mächtigen Beweggrund, und Marinelli hat keinen recht entschiedenen; er scheint nur schmeicheln und hofiren zu wollen. Dann tadelt er einige Plaisanterien übler Art, die ihm gegen die tragische Würde zu verstoßen scheinen. Zuletzt heißt es: Ungeachtet aller dieser Flecken ist es nicht weniger wahr, daß die Charaktere dieses Stückes bestimmt und abstechend sind; in allen herrscht Wahrheit. Der des Vaters ist energisch und wild; in dem der Emilia herrscht

---

1) Correspondence littéraire, adressée à Monsieur le Grand-Duc, aujourd'hui Empereur de Russie etc., depuis 1774 jusqu'à 1789. Tome 3. Ed. II. Paris 1804. S. 31–33.

2) Ich benütze die Auszüge in der Berliner Literatur- und Theaterzeitung von 1782. S. 456 ff.

3) Verfasser geschätzter Fabeln und Erzählungen, auch einiger, aber minder bedeutender dramatischen Arbeiten. Er redigirte mehrere Jahre die Theater-Artikel des Mercure und starb 1790.

interessante Naivität und liebenswürdige Empfindsamkeit; der des Marinelli ist richtig durchgeführt, und der des Prinzen mit aller ersinnlichen Geschicklichkeit vorgetragen. Es scheint, als wäre Liebe sein einziges Verbrechen. Sein Liebling ist mit allen Verbrechen beladen, die der Prinz nur erfährt, wenn sie begangen sind, und er gut zu heißen fast gezwungen scheint. Man fühlt, es sei unmöglich, daß er sich nicht verhaßt mache, indem er sich immer eines Bösewichts wie Marinelli bedient; allein er ist nicht hassenswürdiger, als er sein soll, und durch die Art, wie ihn der Verfasser sprechen und handeln läßt, giebt dieser seine Kenntniß des Theaters und des menschlichen Herzens deutlich zu erkennen. Die Intrigue ist ziemlich gut geführt, der Dialog ist glühend und immer voll Wahrheit. Mit dergleichen Schönheit kann ein Autor hoffen, Verzeihung für seine Fehler zu erhalten.

Zu S. 69. Fünfter Beitrag zur alten deutschen Literatur von J. J. Eschenburg. Deutsches Museum 1783, Bd. II. S. 233.[1])

Schon vor mehreren Jahren theilte mir mein unvergeßlicher Freund Lessing mit der ihm eigenen Willfährigkeit, nachstehenden Meistergesang mit, der auf einem halben Bogen in kleinem Quartformate aller Wahrscheinlichkeit nach vor Ablauf des fünfzehnten Jahrhunderts gedruckt ist, und in seinem eigenen Besitze war. Das Gedicht schien ihm und mir einer weiteren Bekanntmachung würdig; ich schrieb mirs in dieser Absicht ab, und ließ Platz zu einigen Bemerkungen über dessen Beschaffenheit und Sprache. So fand es mein seliger Freund bei mir, nahm es mit sich und setzte auf die erste Seite folgende Bemerkung, die den Ton dieses Meistergesanges betrifft, und die ich hier unten gleich vorläufig als Einleitung hersetzen will:

„Dieser Ton, oder diese Weise gehörte in den spätern Zeiten des Meistergesanges zu den vier gekrönten Tönen, in welchen ein neuer Meister seine Probe ablegen mußte.

Er hat seinen Namen von Barthel Regenbogen, den die Meistersänger unter die zwölf ersten Erfinder ihrer holdseligen Kunst setzten: von welchen sie wohl sonst glaubten, daß sie zu den Zeiten Kaiser Otto des Ersten gelebt hätten. Doch, da der älteste unter ihnen Klingsohr und der jüngste Frauenlob ist, so ist ausgemacht, daß sie sämmtlich in dem dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben.

Barthel Regenbogen war ein Schmied von Profession, der vornämlich zwei Töne oder Weisen hatte, in welchen er seine Lieder dichtete; der eine war der kurze Ton, welcher aus sieben Reimen bestand, und der andere der lange, welcher dreiundzwanzig Reime zählte. Da nun gegenwärtiges Lied in letztern abgefaßt ist, so muß es in Gesätze von dreiundzwanzig Zeilen abgetheilt werden. Und da dergleichen längere Gedichte von Pindarischer Einrichtung waren, nämlich aus drei Stücken bestanden, waren die ersten zwei der Stoll hievon und, wie ςτροφή und ἀντίςτροφος nach einerlei Melodie gesungen würden, der dritte aber, der Abgesang genannt ward, und wie der ἐπῳδος (sic) seine eigene Melodie hätte, so brauche ich weiter keine Ursache von meiner überschriebenen Abtheilung anzugeben. Die ersten acht verschränkten Reime sind der Stoll, und die andern fünfzehn der Abgesang, diese zusammen heißen ein Gesätz, und dergleichen Gesätze hat das Lied fünfzehn.

Beim Wagenseil kommen die Noten zu obgenannten vier gekrönten Tönen vor; und es dürfte nicht uneben sein, die vom langen Ton Regenbogens daraus beidrucken zu lassen.

Das Lied selbst ist für einen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts, in dessen Ablaufe es augenscheinlich gedruckt ist, viel zu gut. Und wenn die älteren Meister des dreizehnten Jahrhunderts, wie ich beweisen kann, es für eine Beleidigung aufnehmen, wenn ein anderer in dem ihnen eigenen Tone dichtete; so könnte leicht Regenbogen selbst der Verfasser desselben sein.

Ich muß aber auch im Gegentheile bekennen, daß mir jene pindarische Einrichtung der Gesätze das Alter des Liedes wiederum verdächtig macht, denn es ist nirgends eine Spur zu finden, daß man im dreizehnten Jahrhundert den Pindarus in Deutschland gekannt, oder sich in den geringsten Kleinigkeiten der gewöhnlichen Poesie zum Muster genommen habe. Es wäre denn, daß unsere Dichter eine solche Einrichtung etwa den Provenzalen abgesehen hätten, welchen sie eher bekannt werden können."

Es folgen nun weitere einleitende Bemerkungen von Eschenburg, so wie das Gedicht auf einen Grafen von Savoyen mit einigen jedoch unerheblichen Anmerkungen von Lessing und Eschenburg, die auch Lessings Einleitung in einigem berichtigt.

Zu S. 76. „Der Sinn von Lessings Responsionen S. 273 scheint dieser zu sein:

1) Angenommen omnia bedeute nur die creaturae, so gilt der Obersatz, da der Gegner auch dem Filius zugesteht, daß durch ihn die creaturae erschaffen seien. Dann aber kann nicht der Untersatz gelten, da dies diesem Zugeständniß widerspräche.

---

1) Zu näherer Beleuchtung des Verhältnisses Eschenburg's zu Lessing hier mitgetheilt, nach der Abschrift von Danzel. (Von Lachmann übersehen.)

2) Der Gegner muß also unter omnia nicht blos creaturae, sondern auch Filius verstehen, so daß der Untersatz gilt. Dann aber gilt der Obersatz nur unter der Voraussetzung, daß von dem Omnis, qui est unus altissimus, der Filius ausgeschlossen sei, d. i. der Obersatz setzt das Zubeweisende voraus.

Ebenso S. 281. Leibniz weist nach, daß der Obersatz des Wissowatius Deus ille altissimus — — est pater Filii vollständig heißen muß

Quicunque est Deus etc.

und dann nicht zugegeben werden kann, wofern nicht zuvor bewiesen ist, daß der Filius von diesem Quicunque ausgeschlossen werden muß, was doch der Syllog. erst beweisen soll, der also wieder das Zubeweisende voraussetzt.

Nach Leibniz sind die propp. singulares nicht, wie es den Anschein hat, propp. per se von der Form wie: omnis homo est rationalis, sondern propp. p. accidens wie omnis, qui est homo, est albus (oder besser bipes). Die natura copulae in einem prop. singul. ist nämlich nach Leibniz die, daß sie nicht, wie es den ersten Anschein hat, das Prädikat dem Subjekt per se beilegt, sondern sie thut dies nur per accidens, indem das scheinbare Subjekt in Wahrheit das accidens latentis signi (sc. quantitatis), nämlich des omnis oder quicunque ist. Denn wie er de arte combinatoria § 24 sagt: Nam haec: Socrates est Sophronisci filius, si resolvatur fere juxta modum Joh. Rauen, ita habebit: Quicunque est Socrates, est Sophronisci filius. — Das wahre Subjekt wäre also in der propp. sing. das, was durch das latens signum „Quicunque" im allgemeinen bezeichnet, durch das accidens aber näher determinirt wird, wobei es aber unbestimmt bleibt, was es per se ist, und unbestimmt bleiben kann, da die Beilegung des Prädikats eben nur per accidens geschieht. — (Vox autem: Hic, est signum singulare De Arte Comb. § 24.) Die Responsionen Leibnizens transformiren die Syllogismen des Wissowatius so, daß die singulären Obersätze nicht nur in der Form von allgemeinen, sondern auch zugleich als solche dargestellt werden, in denen die Copula per accidens das Prädikat dem Subjekt beilegt. Das Letztere hat Lessing (S. 286) übersehen."

Zu S. 84. Ueber die Beschaffenheit des Wolfenbütteler Codex des Theophilus Presbyter handelt F. A. Ebert: Zur Handschriftenkunde. 1. Bdchn. Leipzig 1825. S. 34—38 in dem Kapitel von Dinten und Farben. Er setzt mit Lessing den Codex in das 11. Jahrhundert, zeigt aber bedeutende Lücken durch Vergleichung der Kapitelverzeichnisse mit dem Texte nach; außerdem handelt Ebert von zwei Handschriften in der kaiserlichen Bibliothek in Wien, die eine aus dem 12., die andere aus dem 17. Jahrhundert. — Um dieselbe Zeit scheint Johann Gottlob Schneider Saxo, damals Oberbibliothekar bei der Universität zu Breslau, eine neue Ausgabe des Theophilus Presbyter beabsichtigt zu haben; er ließ von Jul. Max Schottky, der damals die österreichischen Bibliotheken bereiste, die zwei Wiener Handschriften an Ort und Stelle collationiren. Die Universitäts-Bibliothek zu Breslau bewahrt diese Varianten nebst Schottky's Brief an Schneider aus Wien vom 14. Juni 1819, hier giebt er Nachricht von einem in der Klosterneuburger Stiftsbibliothek von ihm gefundenen Bruchstücke des Theophilus, in einer Sammlung verschiedener Abhandlungen, die sich auf Theologie beziehen. Es beginnt mit den Worten: Incipit liber de diversis artibus et de temperamento colorum et de nudis corporibus. Color qui dicitur etc. Schluß: et aliud quodcunque pingere volueris. Das Fragment, setzt er hinzu, ist nachläßig geschrieben, und verdient kaum eine nähere Vergleichung. Bei der Angabe der Varianten ist der Wolfenbüttelsche Druck zu Grunde gelegt. — Schneider trug sich diese Varianten in sein Exemplar am Rande ein, und auch dieses, und zwar sein vollständiges Exemplar von Lessings Beiträgen besitzt unsere Bibliothek. Auf dem weißen Blatte vor dem Titel steht von seiner Hand:

Liber Theophili comparatus fuit cum duobus codicibus scriptis bibliothecae Caesareae Vindobonensis anno 1819 in usum bibliothecae nostrae a Schottky, — Collatio ipsa servatur cum alia Itinerarii Antoniniani facta a Mullero cum codice membranaceo Dresdensi inter Codices Msctos Bibliothecae (IV. Q. 60). (Es ist die Handschrift K. O. Müllers, der 1819 in Dresden dem Studium der Antiken sich widmete.)

Zu S. 104. Ich sage im gewissen Sinne, weil Heumann die von Plutarch erwähnten Elpistiker zu Christen hatte machen wollen, was von allen vorgebrachten Hypothesen wohl die unwahrscheinlichste ist (vgl. Schröckhs Kirchengeschichte II. 323). Lessing widerlegt in jener Jugendarbeit sowohl Heumann, als Bruckern, welche die Elpistiker zu Stoikern, und Jöchern, der sie zu Cynikern machte. Seine eigene Meinung aber (XI. 58), daß die Elpistiker Pseudomanten gewesen, die sich des Namens der Philosophen angemaßt — scheint eben so wenig haltbar. Plutarch redet ausdrücklich von Philosophen — und Lessing selbst wird dies später anerkannt zu haben, da er in dem Artikel: Elpistiker in den Kollektaneen zur Literatur (XI. 270), ohne Rücksicht auf den alten Entwurf, nur von der „Sekte" der Elpistiker spricht, denen vielleicht die alten geschnittenen Steine zugehörten, auf welchen der

Name der Hoffnung vorkommt;“ denn „daß die Philosophen die Bildnisse der Stifter ihrer Sekte, und andere dahin zielenden Symbole in Ringen trugen, sei bekannt.“ Aber welche Philosophen es waren? — sagt er nicht, und Eschenburg wußte es auch nicht zu sagen. Die Neuern sind darüber ganz weggegangen. Vielleicht sind im Allgemeinen Philosophen aus Platons Schule zu verstehen. (Die Stellen der Klassiker sind im Thesaurus des Heinrich Stephanus, s. v. ἐλπιστικός nachzusehen.)

S. 109. Es spricht in Hinsicht des Verständnisses von Spinoza gegen Lessing, daß er, von seinem Standpunkte aus freilich in der unschuldigsten Absicht, sogar in den philosophischen Schriften eines Franz Hemsterhuis, namentlich in dessen Aristée den offenbaren Spinozismus entdeckte, „und in einer so schönen eroterischen Hülle, setzt er hinzu, daß selbst diese Hülle zur Entwickelung und Erläuterung der innerlichen Lehre wieder beitrügen,“ wie Jacobi aus seiner Unterredung mit Lessing berichtet (a. a. O. S. 83) und hinzu fügt: Ich versicherte: Hemsterhuis, so viel ich von ihm wüßte (ich kannte ihn damals noch nicht persönlich) wäre kein Spinozist, dies hätte mir Diderot sogar von ihm bezeugt. — „Lesen Sie das Buch, erwiederte Lessing, und Sie werden nicht zweifeln. In dem Briefe Sur l'homme et ses rapports hinkt es noch ein wenig, und es ist möglich, daß Hemsterhuis seinen Spinozismus damals noch nicht völlig selbst erkannte; jetzt aber ist er damit ganz gewiß im Klaren.“ „Um dieses Urtheil nicht parador zu finden (fährt Jacobi fort) muß man mit dem Spinozismus so vertraut sein, als es Lessing war. Was er die eroterische Hülle des Aristée nannte, kann mit allem Fug als eine bloße Entwickelung der Lehre von der unzertrennlichen, innigen und ewigen Verknüpfung des Unendlichen mit dem Endlichen; der allgemeinen (so weit) unbestimmten Kraft, mit der bestimmten einzelnen; und des nothwendig Entgegengesetzten in ihren Richtungen, betrachtet werden. Das übrige im Aristée wird schwerlich Jemand wider einen Spinozisten brauchen wollen. Hiebei muß ich dennoch feierlich bezeugen, daß Hemsterhuis gewiß kein Spinozist, sondern dieser Lehre, in ihren wesentlichen Punkten, ganz zuwider ist.“ Diese Erklärung Jacobi's bedürfte selbst einer Erklärung und scheint von Widerspruch nicht frei. In der Hauptsache aber hatte er gegen Lessing Recht. Kommen auch hie und da Aeußerungen vor, wie im Aristée, Oeuvres II. 103, wo der unendliche Eine Raum als ein Attribut Gottes dargestellt wird, so sind doch die Aussprüche überwiegend, nach denen Hemsterhuis einen von der Welt gesonderten Gott, als Princip ihres Daseins, lehrt. Gott ist ihm im Besondern das Princip der Individuation, während alles in der Natur nach der Einheit strebt. (Sur les désirs; die Stelle bei H. Ritter, Geschichte der Philosophie XII. 594 in dem Abschnitt über Hemsterhuis, auf den ich die Leser verweise.)

Zu S. 125. Lessings Verhältniß zu dem Freiheitsbegriff einer — und dem Determinismus anderseits nimmt in Ritters Abhandlung beinahe die erste Stelle ein und hat Danzel'n den Anlaß gegeben, sich ebenfalls und überwiegend hierüber auszusprechen, daher ich nicht besser thun kann, als diesen Theil seiner Polemik gegen Ritter hieher zu setzen. Ritter bedient sich gleich im Eingange seines Aufsatzes einer Wendung, worin wörtlich von Lessings „Streit gegen die Freiheit des Willens“ geredet wird; Danzel vertheidigt mich gegen Ritter. — „Zuvörderst, bemerkt er, ist dieser Ausdruck ungenau; Jedermann mußte ihn so verstehen, als hätte Lessing gegen den Freiheitsbegriff eine förmliche und längere Zeit fortgesetzte Polemik geführt, deren sich doch Niemand erinnern wird. Doch es mag gemeint sein, Lessing habe nur die Freiheit kurzweg irgendwo geleugnet. Sollte man nicht meinen, G. läge auf diesen Punkt großes Gewicht und beschäftige sich viel mit ihm? Ritter citirt S. 130 seiner Schrift. Hier zeigt G., der Fortschritt in der Welt wäre nach Lessings Ansicht nicht durch eine Steigerung des Ganzen bewirkt, so daß der Einzelne nur mit fortgerissen werde, sondern dadurch, daß sich dieser in Harmonie mit dem Ganzen in sich selber steigern, also durch seine Freiheit. Weiter nichts. In der That wird die ganze Frage nach Lessings Ansicht über diesen Punkt, oder die Vermittlung, die er zwischen Determinismus und Willkührs-Theorie fand, durch den 25. und 26. Paragraphen des Christenthums der Vernunft beleuchtet:

§ 22. Da diese einfachen Wesen gleichsam eingeschränkte Götter sind, so müssen auch ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich sein; so wie Theile dem Ganzen.

§ 23. Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieses, daß er sich seiner Vollkommenheit bewußt ist, und dieses, daß er seinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann. Beide sind gleichsam das Siegel seiner Vollkommenheiten.

§ 24. Mit den verschiedenen Graden seiner Vollkommenheiten müssen also auch verschiedene Grade des Bewußtseins und der Vermögenheit, denselben gemäß zu handeln, verbunden sein.

§ 25. Wesen, welche Vollkommenheiten haben, sich ihrer Vollkommenheiten bewußt sind, und das Vermögen besitzen, ihnen gemäß zu handeln, heißen moralische Wesen, d. h. solche, welche einem Gesetze folgen können.

§ 26. Dieses Gesetz ist aus ihrer eignen Natur genommen, und kann kein anderes sein als: Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß. —

Indem Danzel ferner es Ritter verhält, daß er, wie überhaupt über Jacobi's Gespräch, so auch über Lessings Abweisung der Freiheit, die in demselben vorkommt, nicht hinauskommen könne — fährt er fort: Ein Punkt, bemerkt Ritter, sei in Lessings Lehre, der zu der Behauptung zu berechtigen scheine, daß der idealistische Charakter seiner Ansichten bei ihm nicht zu völligem Durchbruch gekommen sei. Wenn nämlich der Idealismus alles auf Vernunft zurück zu führen strebe, die Vernunft aber, als das Prinzip des Freien, der Natur, als dem Princip des Nothwendigen, entgegen gesetzt würde, so führe der Idealismus, welcher seiner Folgerungen sich bewußt sei, zu der Lehre, daß alles in einem freien Principe gegründet sei, und wenn alles einem Principe gemäß sein solle, daß auch alles in einer freien Entwickelung verlaufe. Diese Folgerung aber habe Lessing nicht gezogen. Er läugnet den freien Willen, und in dem Sinne der Willkühr, also der Zufälligkeit der Willensbestimmungen, mit Recht; aber wie er sich mit dem Determinismus auseinandersetze, sei schwer zu ermitteln. Er sagt: ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Damit neigte er sich dem Determinismus zu, indem er in beiden Theilen unserer Handlungen, welche er unterscheidet, sowohl in dem, welcher dunkeln Vorstellungen und Trieben der Natur folgt, als in dem, welcher von deutlicher Einsicht in das Gute sich leiten lasse, nur unsere Abhängigkeit von den Gesetzen der Welt erblickt. — Hier (sagt Danzel) sei Ritter gänzlich im Irrthum. Zuvörderst verkenne er den Unterschied zwischen einem sapiens rerum nexus — der besten Welt — und einer fatalis necessitas, den schon Wolff Langen gegenüber erörtert hat. Was in der besten Welt sein muß, damit sie die beste sei, muß dies nicht mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher etwas in einer beliebigen Welt, die nun einmal so oder so beschaffen sein sollte, diese oder jene Beschaffenheit haben muß. Denn die Leibnizische beste Welt ist nicht blos in so fern die beste, als sie besser ist als andere mögliche Welten, sondern sie ist, was mehr sagen will, die gute, das heißt die, in welcher alles vollkommen zu Einem zusammen stimmt, und was zu ihr gehört, macht also einen Theil von ihr aus, nicht in so fern es diesem oder jenem, ihm von Außen gegebenen Gesetz genehm ist, sondern so fern es nur überhaupt ein Glied des Organismus ist, wie denn ja bekanntlich nach dieser Lehre selbst das, was einem Gesetze widerspricht, als solches zur Vollkommenheit des Ganzen beitragen können. Dies gilt auch von bewußten Wesen, sie sind gut, wenn sie ihre Stelle in der Welt eben mit Bewußtsein ausfüllen. Und dagegen darf man nun nicht wiederum einwenden, diese Wesen thäten doch eben nur was sie müßten, weil sie einsähen, daß sie es müßten, und seien zuletzt also doch unfrei. Denn hierbei wäre wiederum vergessen, daß es sich hier vom Besten, und nicht blos schlechtweg von irgend etwas handelt. Nicht weil wir es müssen, thun wir, was unsere Bestimmung ist, sondern weil wir wissen, daß es das Beste sei; wir wählen es also, weil es dies ist, und wir müssen es so wenig, daß wir vielmehr unsere Bestimmung verfehlen würden, weil wir es blos thäten, weil wir es müßten, denn alsdann thäten wir es ja nicht als das Beste. Und so raisonnirt zweitens Lessing wenigstens ganz offenbar. Er dankt Gott, daß er das Beste muß. Wollte er damit nicht Unsinn gesprochen haben, so mußte er annehmen, daß man das Beste eben nicht blos müsse. Denn müßte man es nur schlechthin, wie sollte man dafür danken können? — — Ja, Lessing konnte die Freiheit nicht energisch ausdrücken, als durch diesen Dank für die Unfreiheit. Auch ist dieser Dank keineswegs Lessings letztes Wort. Vielmehr geht er noch um ein bedeutendes weiter. Von Seiten der Moral, sagt er in den Zusätzen zu Jerusalems Aufsätzen X. S. 6 ist dieses System geborgen. (Natürlich, denn hier kommt es uns nur darauf an, daß das Gute geschehe, und muß es der Mensch — um desto besser, so geschieht es ja um so gewisser). „Ob aber, fährt Lessing fort, die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könnte? und solche Einwendungeu, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdliches System heben ließen?“ Eben dieses System ist in den oben schon angeführten Paragraphen des Christenthums der Vernunft enthalten. Das Gesetz, welchem moralische Wesen folgen können, ist aus unserer eigenen Natur entnommen und kann kein anderes sein, als: handle deinen individuellen Vollkommenheiten gemäß“ — d. h. das Gesetz ist aus der Natur des moralischen Wesens als solchen entnommen, denn diese besteht nach § 35 darin, daß es Vollkommenheiten hat, sich ihrer bewußt ist, und ihnen gemäß handeln kann. Folglich ist das, was wir müssen, nach Lessings Lehre nichts weniger, als eine Moderirung unsers freien Handelns nach einer von uns eingesehenen Nothwendigkeit, wie das Naturwesen durch eine solche bestimmt wird. Allein wir sollen nur im vollen Maaße moralische Wesen sein. Lessing hat hier mit Einem Worte ein ähnliches Aperçu, wie Kant bei seinem Freiheitsbegriffe, nur daß Lessing die moralischen Wesen, als solche, doch wieder in den Organismus der Welt einordnet. — sei vollkommen frei, sagt er, so wirst du hinterher auch in jedem Organismus die Stelle einnehmen, die dir bestimmt ist, nämlich ein moralisches Wesen, zu sein.“ —

Zu S. 128. Eine Bemerkung habe ich hinzuzufügen: ich verdanke sie meinem Collegen Dr. G. F. G. Suckow, von welchem wir in Kurzen eine gelehrte Schrift über den Phädrus des Plato zu erwarten haben. Lessing drückt am Schlusse seines Aufsatzes gegen Eberhard den Wunsch aus, daß sich dieser gegen die ewigen Strafen der Lasterhaften wenigstens nicht in eine Apologie des Sokrates möchte erklärt haben: — und zwar „weil Sokrates selbst solche ewige Strafen in allem Ernste geglaubt, wenigstens so weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, sie mit den unverdächtigsten ausdrücklichsten Worten zu lehren.“ Hier schaltet Lessing die Rede des Sokrates zum Schluße der Gorgias beim Plato wörtlich ein, wo die Ewigkeit der Strafen ohne alle Zweideutigkeit gelehrt wird. Allein, diese Stelle steht im directen Widerspruch mit Plato's Ansicht, welche er im Phädrus (ed. St. p. 278 D. E.) verträgt, so wie mit dem letzten Buch in der Republik. Dieses, verbunden mit einem zweiten bedeutungsvollen Umstand, daß nämlich Plato im Gorgias eine der stoischen Philosophie verwandten Sittenlehre verträgt, von welcher er in andern Dialogen, z. B. in der Republik sehr weit entfernt ist — scheinen dem genannten Gelehrten (unter andern Gründen) wichtig genug, an der, bisher freilich noch unbeanstandeten Echtheit des Gorgias Zweifel zu hegen, deren wissenschaftliche Ausführung von ihm ebenfalls zu erwarten steht.

Eberhard (dies setze ich hinzu) hat in der zweiten Ausgabe seiner Neuen Apologie des Sokrates, gegen das Ende S. 479—528, auf Lessings Ausstellungen und Einwürfe gegen ihn sehr ausführlich und nicht ohne einige Beimischung verletzter Empfindung geantwortet. Er ist sogar überzeugt, daß Lessings Ansicht von der Ewigkeit der Strafen und seine eigene im Wesentlichen auf dasselbe hinauskomme. Es würde zu weit führen, ihm in das Einzelne zu folgen; nur den eben angeregten Punkt berühre ich, den Eberhard auch nicht mit Stillschweigen überging. Er glaubt, die Ansicht im Gorgias zuerst durch den Grund zu beseitigen, daß Plato dem Sokrates einen Mythos in den Mund legt, welcher uns über die eigentliche esoterische Meinung des Sokrates über diesen Punkt ganz in Unwissenheit lasse; fügt aber hinzu (S. 526): „Plato selbst hat sich durch seinen Gorgias nicht abhalten lassen, in dem Timäos anders von den Schicksalen der endlichen Geister zu reden. Gesetzt nun, daß meine Meinung darüber eben so weit von Sokrates Gedanken abginge, als des Plato Gedanken im Timäos von des Sokrates Gedanken im Gorgias, im Phädon und in der Republik abgehen; wäre ich deswegen zu tadeln?“ —

Zu S. 133. Im Jahre 1787 kam ohne Angabe des Druckorts heraus: „Uebrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten. Ein Nachlaß von Gotthold Ephraim Lessing. Herausgeben von C. A. E. Schmidt.“ Der höchst wahrscheinlich pseudonyme Herausgeber sagt in dem Vorbericht von diesem Manuscripte: „Lessing, von dem ich es in einer seiner verdrießlichen Stunden erhielt, gab es mir mit der Bedingung, es so lange er lebte, nicht herauszugeben. Ich habe mit Pünktlichkeit diese Bedingung erfüllt, welche jetzo nicht mehr verbindlich ist. Ich gebe sie heraus, weil ich in Hamburg vier, in Berlin sechs bis acht, in Braunschweig nicht weniger Abschriften kenne“ u. s. w. Der Herausgeber giebt sich selbst für einen Laien aus, der es gleichwohl gewagt, Anmerkungen hinzuzufügen. — Es ist glaublich, daß Lessing einem Freunde den Auftrag gegeben, die übrigen ungedruckten Fragmente nach seinem Tode herauszugeben; ob aber der Herausgeber dieser Freund war, wie er sich rühmt, bleibe dahingestellt.

Zu S. 133. H. E. G. Paulus und seine Zeit von v. Reichlin-Meldegg. Stuttgart 1853. S. 124. „Ueber die Handschrift von Reimarus erfuhr Paulus in Göttingen durch Peckels: Reimarus hatte diejenigen zwei von seinen Kindern, bei welchen er die meisten Fähigkeiten beobachtete, nach seinen Religions-Grundsätzen erzogen, und ihnen einst gesagt, in Wolfenbüttel sei eine dahin sich beziehende Schrift von ihm. Er starb. Lessing hatte indeß die sogenannten Fragmente — gefunden (!), einigen auch zum copiren gegeben. Nun erkundigen sich die Reimarus'schen Kinder bei ihm nach einem Aufsatz solchen Inhalts von ihrem Vater. Man vergleicht die Reimarus'sche Hand mit dem Original der Fragmente und findet volle Aehnlichkeit. Man vermuthet, Reimarus habe das Manuscript einmal heimlich in die Bibliothek gelegt. — Lessing soll sehr gewünscht haben, daß Jerusalem sich gegen die Fragmente äußern möchte, welchem er das gelegentlich gefällte Urtheil, die heutigen Gegner der Schrift seien durch ein Naserümpfen zu widerlegen, nie vergessen wolle u. s. w.“

Zu S. 161. Dies war Ferdinand Delbrück in seiner Streitschrift: Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer (oder: Christenthum, Betrachtungen und Untersuchungen. Zweiter Theil. Bonn 1826.) Die Veranlassung zu dieser Streitschrift, welche zu ihrer Zeit viel Aufsehen machte, gab Dr. Chr. W. Augusti durch seine auf Anlaß der dritten Jubelfeier der Reformation 1817 veranstaltete neue Ausgabe der Loci Theologici Melanchthons von 1521, welche er den Jüngern der Theologie zum Führer und steten Begleiter empfahl. Hiegegen erhob sich Delbrück und stellte im sechsten Abschnitt seines Buches die apostolische Glaubensregel mit Bezugnahme auf Lessing, als den nothwendigen Ausgangspunkt einer neuen christlichen Theologie, hin. Nachdem er Lessings Grundsätze im Wesentlichen entwickelt,

und nur darin von Lessing abweicht, daß er zwischen „ursprünglicher und abgeleiteter Ueberlieferung, zwischen Grundlehren und Folgerungslehren, zwischen dem erläuternden und erweisenden Gebrauche der heiligen Schrift“ einen Unterschied festgesetzt haben will — zieht der Verfasser diese Folgerung (S. 182): „Sollte Lessings Behauptung in dieser Fassung und mit diesen nähern Bestimmungen sich durch fortgesetzte Untersuchung, wie ich kaum zweifle, zu einem Grade der Wahrscheinlichkeit erheben lassen, deren Gegenstände dieser Art nur irgend fähig sind, so würde sich daraus eine sehr wichtige Folgerung ergeben, nämlich diese, daß zwei Kirchen, deren eine nicht nur die abgeleiteten Lehren, sondern auch die Grundlehren von der wankenden Schriftauslegung abhängig machte, und daher für abänderlich erklärte, die andre nicht nur den Grund lehren, sondern auch eine Reihe abgeleiteter Lehren als unabänderlich anerkannte, sich von den ältesten Kirchen gleichermaßen, und in entgegengesetzten Richtungen entfernten, jedoch mit diesem Unterschiede, daß es jener leichter fallen dürfte, zu der ursprünglichen Glaubenseinheit, als dieser, zu der ursprünglichen Glaubensfreiheit zurückkehren, weil es der einen weniger schwer sein würde, die einfachen Grundlehren in das ihnen gebührende Ansehn wieder einzusetzen, als der andern, die abgeleiteten und vielfach verschlungenen und verzweigten ihres, Jahrhunderte hindurch behaupteten Ansehns wieder zu berauben.“

Zum Schluß faßt Delbrück seine Gedanken zusammen: Wohlan! der Grundgedanke, um den sich diese Kampfrede wendet, ist offenbar; die alte Kirche, die sich auf die apostolische Glaubensregel stützte, war auf einen Felsen gebaut. Die protestantische, welche zu ihrer Grundlage an Stelle der Glaubensregel die heilige Schrift macht, ist auf Sand gebaut.“ —

Und so stellt der Verfasser an die evangelischen Theologen die Aufforderung: entweder jenen bis dahin nicht entkräfteten Grundgedanken zu entwurzeln, oder unsere Kirche neu zu unterbauen.“ —

Eine solche Rede, in solchem Moment, von einem evangelischen Christen, wenn zwar einem Laien, der als Schriftsteller von Charakter sich auf eine hohe Stufe der Achtung gestellt hatte, konnte nicht ohne Widerklang verschallen.

Nachdem bereits Augusti sein „Sendschreiben an den Verfasser“ als Antwort dem Werke selbst beigefügt hatte, erschien: „Ueber das Ansehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche. Drei theologische Sendschreiben an Herrn Dr. Delbrück in Beziehung auf dessen Streitschrift, Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer, von Dr. K. H. Sack, Dr. C. J. Nitzsch und Dr. Fr. Lücke. Bonn 1827. Diese mit einer Anwendung großer Gelehrsamkeit dreier angesehenen Theologen verfaßten Abhandlungen scheinen die Arbeiten von Laien, wie Lessing (der „große Dareinsprecher“ heißt er einem von ihnen) und Delbrück aus dem Felde geschlagen zu haben. Doch wagte gegen sie wieder ein Nicht-Theologe für Lessing in die Schranken zu treten: Hermann Adalbert Daniel, in den Theologischen Controversen (Halle 1843), deren erster Abschnitt die Lehre von der Schrift die Erkenntnißquelle behandelt. Das Werk der drei Bonner Theologen rühmt er zwar (S. 3) als ein schönes Exempel würdiger Humanität in der Polemik. Komme es indessen auf die Hauptfrage an: Ist Delbrück (und Lessing) durch ihre Ausführungen für widerlegt zu halten? — so gesteht er unumwunden, diese Frage zunächst verneinen zu müssen, trotzdem daß Pelt,[1]) Lessing und Delbrück durch jene drei Gelehrten in der Hauptsache für überwunden erklärt habe. Es finde grade ein umgekehrtes Verhältniß statt. In vielen Nebenpunkten sei Delbrück für geschlagen zu achten. In seiner patristischen Beweisführung seien hie und da Schwächen nachgewiesen; es sei aber nur dargethan, daß die Glaubensregel (an und für sich, in ihrer Isolirtheit) nicht Glaubensgrund der Kirche gewesen ist und nicht sein kann.“ — Daniel fand darauf einen Gegner in J. L. Jacobi in seiner Schrift: Die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift, in ihrer Entwickelung dargestellt. Erste Abtheilung. Berlin 1847. Hier wird wiederum die Schrift Walchs, ohne Rücksicht auf die Widerlegung Lessings, Delbrücks u. A., als völlig siegreich hingestellt, bei aller, Lessings Genius gezollten Anerkennung. Allein es sollte ihm doch schwer geworden sein, Walch von allen denjenigen Ungenauigkeiten und willkührlichen Behandlung der Texte, welche Lessing und Delbrück mit so viel Unwillen erfüllten, zu reinigen! (vgl. Delbrück a. a. O. II. S. 183—187), und ehe er dies auch nur versucht, durfte er nicht a priori der einen Parthei, ohne Rücksicht auf die Vertheidigung der andern, den Sieg zuerkennen.

1) Von der Tradition, als Princip der protestantischen Dogmatik, in den Theologischen Mitarbeiten.

Nathan der Weise
in 5 Aufzügen.

Zu versificiren angefangen den 14. November 78.
Den 2. Aufzug „ 6. „
„ 3. „ „ 28. „
„ 4. „ „ 2. Februar 79.
„ 5. „ „ 7. März 79.

Vorbemerkung Danzel's.

Ein Heft von 19 beschriebenen Blättern in 4. im Besitz des Herrn Dr. Rubo, der es Herrn Professor Lachmann geliehen, welcher mir eine Abschrift zu nehmen erlaubt. In dem Hefte finden sich drei Beilagen:

1) Ein Brief Lessings an seine Mutter. — (Er folgt unter diesen Beilagen.)
2) Ein halber Bogen mit einem Entwurf der ersten Scene des Tempelherrn mit dem Klosterbruder, mit der Ueberschrift: Scene I. — zum Theil mit Rothstift geschrieben und daher äußerst unleserlich — die Rec. (sic) mit A. B. bezeichnet die Versification der ersten Scene des Dramas und ein Paar Notizen, von denen folgende nicht in dem Entwurf vorkommt:

Akt II.

„Saladin (zu Curd, der ihn um Erlaubniß bittet, sein Gelübde erfüllen zu dürfen). Ein Paar Hände mehr gönne ich meinen Feinden gerne. Aber ein Herz mehr wie deines, ein Kopf mehr wie deiner, bei Gott, den gönne ich ihnen nicht."

3) Ein Zettel von Ramlers Hand, auf welchem dieser das „Einem eignen" II. 261. zwar für sprachrichtig, aber in dem Munde der jungen Person für „zu scientifisch" erklärt, und eine andre Fassung dieser Verse vorschlägt.

NB. „Für Dina lieber: Daja. Daja heißt, wie ich aus den excerptis ex Abulfeda, das Leben des Saladins betreffend, beim Schultens S. 4 sehe, so viel als Nutrix, und vermuthlich, daß das Spanische Aya davon herkömmt, welches Camerarius von dem Griechischen *ἄγω, παιδαγωγος* herleitete. Aber gewiß kommt es davon nicht unmittelbar her, sondern vermuthlich vermittelst des Arabischen, welches wohl aus dem Griechischen könnte gemacht seyn." [1])

---

1) Zusatz des Herausgebers. Der Abdruck dieses anziehenden Entwurfes von Nathan der Weise erfolgt hier nach der von Danzel genommenen Abschrift, welche theils wegen der bisweilen fast unleserlichen Schrift, theils wegen, Danzeln selbst schwer zu lesender, Stellen manche Schwierigkeit darbot. Da dem Herausgeber der neuen Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Schriften, Herrn von Maltzahn, die Urschrift zu Gebote steht, so ist von diesem Abhilfe zu erwarten. Die durch eine Vergleichung dieses Entwurfs mit der Ausführung veranlaßten Anmerkungen sind von mir hinzugefügt. Im Allgemeinen zeigt sich zwischen dem Entwurfe und der letzten Ausführung oft eine große Abweichung. Einige Auftritte sind nur ganz kurz angedeutet, und der fünfte Aufzug war anfangs ungemein kurz gefaßt. Eigenthümlich ist hier der Zug, daß Saladin den Tempelherrn, nach der Entdeckung seiner Herkunft, zum Fürsten von Antiochia erhebt. — In dem Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. XXVII. Görlitz 1850. S. 82. steht eine Nachricht von Lessing's Entwurf Nathans des Weisen, und dessen gegenwärtigen Besitzer mit dem Zusatze: „Es war dies Autographon gleich nach dem Druck (?) verschwunden und nicht wieder herbeizuschaffen gewesen." Der Verfasser dieser Notiz kann nur eine irrige Vorstellung von unserm „Entwurfe" gehabt haben.

Den 12. November.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Nathan kommt von der Reise. Dina ihm entgegen. Dina berichtet ihm, welche Gefahr er indeß gelaufen. Es schimmert so etwas durch, wer Rahel eigentlich sei.

Dina. Eure Rahel! Eure Rahel!

Nathan. Ich muß dir nur sagen, Daja, ich habe dir einen recht schönen Zeug aus Babylon mitgebracht.

Nathan. Wer schenkt nicht gern.

Dina. So, denkt ihr, müsse man sich Alles —

Dina. Gottlob, Nathan, daß ihr endlich wieder da seid.

Nathan. Gottlob, Dina. Aber warum endlich? habe ich denn eher wiederkommen können? wiederkommen wollen? Babylon: von Jerusalem — Meilen; und Schulden eintreiben ist kein Geschäft, daß sich von der Hand schlagen läßt.

Dina. Wie unglücklich hättet ihr indeß hier werden können!

Nathan. So habe ich schon gehört. Gott gebe nur, daß ich Alles gehört habe.

Dina. Das ganze Haus hätte abbrennen können.

Nathan. Dann hätten wir ein neues gebaut, Dina, und ein bequemeres.

Dina. Aber Rahel, Rahel wäre bei einem Haare mit verbrannt.

Nathan. Rahel! (zusammenfahrend) meine Rahel? das habe ich nicht gehört. (Kalt) So hätte es für mich keines Hauses mehr bedurft. Rahel, meine Rahel fast verbrannt? Sie ist wohl verbrannt! — Sage es nur vollends heraus. — Sage es mir heraus. — Tödte mich, aber martre mich nicht länger. — Ja ja, sie ist verbrannt.

Dina. Wenn sie es wäre, würdet ihr von mir die Nachricht bekommen?

Nathan. Warum erschreckst du mich denn? O meine Rahel!

Dina. Eure? Rahel?

Nathan. Wenn ich jemals aufhören müßte, dieses Kind mein Kind zu nennen! —

Dina. Besitzt ihr Alles, was ihr Euer nennt, mit eben dem Rechte?

Nathan. Nichts mit größerem! Alles was ich sonst habe, hat mir Glück und Natur gegeben. Diesen Besitz allein verdanke ich der Tugend.

Dina. O Nathan, Nathan, wie theuer laßt ihr mich eure Wohlthaten bezahlen! Mein Gewissen — —

Nathan. Ich habe auch, Dina, einen schönen Zeug aus Bagdad mitgebracht.

Dina. Mein Gewissen, sage ich — —

Nathan. Und ein —

Dina. Mein Gewissen, sage ich —

Nathan. Und ein Paar Spangen.

Dina. So seid ihr nun, Nathan. Wenn ihr nur schenken könnt, wenn ihr nur schenken könnt, so denkt ihr, müsse man sich Alles gefallen lassen.

Nathan. Das heißt meine Geschenke sehr eigennützig machen.

Dina. Ihr seid ein ehrlicher Mann. Nathan, ein ehrlicher Mann. Aber — —

Nathan. Aber gleichwohl ein Jude, wollt ihr sagen.

Dina. Ach ihr wißt besser, was ich sagen will.

Nathan. Aber wo ist sie denn? wo bleibt sie denn? Weiß sie denn, daß ich da bin? Daja, wo du mich hintergehst —

Dina. Sie weiß es, daß ihr da seid und weiß es vielleicht auch nicht. Das Schrecken ist ihr noch in den Gliedern. Sie faselt im Schlaf die ganze Nacht und schläft wachend den ganzen Tag.

Nathan. Armes empfindliches Kind!

Daja. Sie hatte schon lange mit verschlossenen Augen gelegen wie todt, als sie auf einmal auffah und rief: Horch! da kommen meines Vaters Kameele, horch, das ist meines Vaters Stimme! — Aber sie schloß die Augen wieder und fiel auf das Kissen zurück. Ich nach der Thüre, und da sahe ich euch von ferne, ganz von fern, denkt nur! — Aber, was Wunder? ihre ganze Seele war die Zeit her aus. . . . Ihre ganze Seele ist nur immer bey euch oder bei ihm —

Nathan. Bey ihm? welchen ihm?

Daja. Bei ihm, der sie aus dem Feuer rettete.

Nathan. Wer war das? — Wo ist er?

Daja. Ein junger Tempelherr war es, der einige Tage zuvor als Gefangener hier eingebracht worden, und dem das Leben zu schenken, der Sultan die ungewöhnliche Gnade gehabt hatte.

Nathan. Wo ist er? Ich muß ihm danken, ehe ich sie sehe. — Wo ist er?

Daja. Wenn wir das wüßten! —

Den 13.

Zweiter Auftritt.

Zu ihnen Rahel, die von dem gehabten Schrecken noch oft außer sich kömmt, und nur ihren Retter zu sehen verlangt. Nathan verspricht ihr, es solle sein erstes sein, ihn aufzusuchen. Dina führte Rahel ab, um sie zu beruhigen.

Rahel. So seid ihr es doch ganz und gar, mein Vater. Ich glaubte, ihr hättet nur eure Stimme ausgeschicket. Wo bleibt ihr denn, eure gute Rahel zu umarmen, die indeß fast verbrannt ist! O es ist ein garstiger Tod, verbrennen.

Nathan. Mein Kind, mein liebes Kind (sie umarmend).

Rahel. Ihr seid über den Euphrates, über den Jordan, was weiß ich über welche Flüsse alle gekommen. Wie oft habe ich um euch gezittert. Aber wenn man so nahe ist, zu verbrennen, dünkt uns ersäufen, errettet werden. — Ihr seid nicht ersoffen, ich bin nicht verbrannt. — Wir wollen uns freuen und Gott loben. Gott war es, der euch auf den Flügeln seiner unsichtbaren Engel über die treulosen Wasser trug. — Gott war es, der einen sichtbaren Engel herabschickte, dessen weiße Fittige die Flamme verwehen, dessen starker Arm mich durch das Feuer tragen mußte.

Daja. Weiße Fittige — hört ihrs. Des Tempelherrn weißen Mantel (den Nathan anstoßend.)

Nathan. Und wenn es auch kein Engel gewesen wäre der dich rettete, es war für dich Einer. —

(Dina.) Die ersten Tage hatte sich der Tempelherr noch sehen lassen, unter den Palmen, nachdem Rahel manche vergebene Botschaft nach ihm geschickt. Aber seit einigen Wochen ist er verschwunden.

Rahel. Sage nicht: verschwunden. Sage:

seit einigen Wochen hat er aufgehört zu erscheinen. Denn es war ein Engel, wahrlich, es war ein Engel.

Daja (sic). Es war wirklich ein Engel, wirklich ein wirklicher Engel —

Nathan. Diese deine warme Einbildungskraft könnte mir gefallen, wenn sie nicht von deiner Pflicht abführte. Indem du das Werkzeug, durch welches Gott dich rettete, im Himmel suchest, vergißt deine Dankbarkeit sich auf Erden danach umzusehen. — Wo es doch auch sein könnte, komme wieder zu dir, werde ruhig! werde kalt. (Und durch dergleichen Verstellungen wird sie es wirklich.)

Den 13. November.

Dritter Auftritt.

Nathan und der Schatzmeister des Saladin. Dieser will Geld von Nathan borgen. Nathan schlägt es ihm ab, weil er von den Schulden, die er zu Bassora eincassiren wollen, nicht die Hälfte einbekommen, und hier eine große Schuld zu bezahlen vorfinde. Der Schatzmeister über die unweise Freigebigkeit des Saladin. Die Maxime, welche die Araber dem Aristoteles beilegen: es sei besser, daß ein Fürst ein Geyer sey unter Aesern, als Aas unter Geyern.

Ein Heer von hochbeladenen Kameelen liegt unterm Thor, aufs müde Knie gebeuget. Vermuthlich ist nun Nathan wieder heim.

Müde Kameele seufzen vor dem Thore, ihrer Last entladen zu werden. Vermuthlich ist mein Freund wieder nach Hause.

Das ist er — (der ihm aus Freundschaft entgegen kommt). Willkommen, edler Zweig eines Stammes, den der Gärtner noch nicht auszurotten beschlossen, so lange er solche Zweige noch treibet! — Willkommen!

Du sollst mich so nicht beschämen; denn ich denke du bist mein Freund.

Kannst du deinen Werth empfinden, ohne den Unwerth deines Volkes zu fühlen.

So laß meinen Werth auch mit für den Werth meines Volkes gelten —

Der groß genug ist, daß sich ein Volk darein theilen kann.

Höre auf! ich bitte dich. — Wie steht es hier? Wie lebt ihr?

Deiner Hülfe bedürftiger als jemals.

War es darum, daß du mir —

Bei Gott nicht. Und wenn alle deine Kameele mit nichts als Gold beladen wären, so solltest du dem Schatze des Saladin nichts mehr leihen. Denn er ist ein gar zu großer Verschwender ꝛc.

Den 14.

Vierter Auftritt.

Nathan: zu ihm Dina wiederum, die ihm berichtet, daß sie diesen Augenblick den jungen Tempelritter aus dem Fenster auf dem Platze vor der Kirche der Auferstehung unter den Palmen gehen sehe. Nathan befiehlt ihr, sie soll ihn einladen, zu ihm ins Haus zu kommen.

Dina (eilig). Nathan, Nathan, er läßt sich wieder sehen; er läßt sich wieder sehen.

Nathan. Wer Er?

Dina. Er, Er . . .

Nathan. Er! — Wenn läßt sich **der** nicht sehen! —

Dina. Er geht dort unter den Palmen auf und nieder, und bricht von Zeit zu Zeit Datteln.

Nathan. Die er ißt? Nun versteh' ich! Es ist euer Er, der Tempelherr: nicht wahr?

Dina. Rahels Augen entdeckten ihn sogleich. Mit Euch und mit Ihm ist ihre ganze schöne, ruhige, helle Seele wiedergekommen. Sie läßt euch bitten, zu ihm zu gehen, ihn herzubringen.

Nathan. Ich wäre meine Reisekleider doch erst gern los. — Doch du, Dajah, bitte ihn zu mir zu kommen.

Daja. Zu euch zu kommen? Das thut er gewiß nicht.

Nathan. Nun so geh, und laß ihn wenigstens so lange nicht aus den Augen, bis ich nachkommen kann. — Und warum sollte er nicht zu mir kommen, wenn ihn der Vater selbst bitten, daß er in meiner Abwesenheit mein Haus nicht betreten wollen, daß er auf deine Einladung, auf die Einladung meiner Tochter nicht kommen wollen. —

Fünfter Auftritt.

Die Scene ändert sich. Unter den Palmen. Curd von Stauffen und der Klosterbruder, welcher ihm zu verstehen giebt, daß ihn der Patriarch gern sprechen und in wichtigen geheimen Angelegenheiten brauchen wolle. Er läßt ihn ablaufen. Der Klosterbruder freuet sich, einen so würdigen jungen Mann an ihm gefunden zu haben. Er entschuldigt vor sich selbst seine unwürdigen Anträge mit der Pflicht seines Gehorsams.

Curd geht auf und nieder. Ein Klosterbruder folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wollte.

Curd. Mein guter Bruder, — oder guter Vater, wer nur selbst was hätte. (Der gute Mann! Er hoffte umsonst, siehet mir umsonst so in die Hand.)

Sechster Auftritt.

Curd von Stauffen und Dinah, die er gleichfalls als eine Kupplerin abfertiget. Dina zweifelt, ob er ein Mann sei. Ein Ordensmann, ein halber Mann.

Curd (der die Daja kommen sieht). O schön! Der Teufel wirft mich aus einer seiner Klauen in die andere.

Daja. Ein Wort edler Ritter —

Curd. Bist du seine rechte oder seine linke?

Daja. Kennt ihr mich nicht?

Curd. Ei wohl! Du bist nur seine linke, aus der ich schon öfter entwischt.

Daja. Was linke?

Curd. Werde nicht ungehalten. Ich sage es nicht, dich zu verkleinern. Denn wer weiß ob der Teufel nicht links ist; ob er seine Linke nicht so brauchen kann, als seine Rechte! Und sodann hat weder der Mönch die Vettel, noch die Vettel den Mönch zu beneiden. Siehst du? — Aber was giebts Neues, Mutter? Du wirst mir doch nicht immer die nehmliche antragen?

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer im Palast des Sultan. Saladin und seine Schwester Sittah sitzen und spielen Schach. Saladin spielt zerstreut, macht Fehler über Fehler und verliert.

Sittah. Bruder, Bruder, wie spielst du heute? wo bist du?

Saladin. Wie das?

Sittah. Ich soll heute nur tausend Denare gewinnen und nicht einen Asper mehr.

Saladin. Wie so?

Sittah. Du willst mit Gewalt verlieren. — Dabei finde ich meine Rechnung nicht. Außer daß ein solches Spiel ekel ist: so ge-

wann ich immer mit dir am meisten, wenn ich verlor. Wann hast du, mich des verlornen Spieles wegen zu trösten, mir nicht den Satz doppelt geschenkt.

Saladin. Ei sieh, so verlorest du wohl mit Fleiß, wenn du verlorest!

Sittah. Wenigstens hat deine Freigebigkeit gemacht, daß ich nicht besser spielen lernen.

Zweiter Auftritt.

Zu ihnen der Schatzmeister, den Saladin rufen lassen, um an Sittah die tausend Denare zu bezahlen, um welche sie gespielt. Der Schatzmeister beklagt, daß der Schatz so völlig erschöpft sei, daß er auch diese Summe nicht auf der Stelle bezahlen könne. Er schickt ihn wieder fort, sogleich Anstalt zur Wiederfüllung des Schatzes zu machen, weil er auch sonst ehestens Geld brauchen werde. Alle Quellen, sagt der Schatzmeister, sind durch deine Freigebigkeit erschöpft; und borgen — bei wem? auf was? Nathan selbst, bei dem er sonst immer offne Casse gefunden, wolle nichts mehr borgen. — Wer ist dieser Nathan? — Ein Jude, dem Gott das kleinste und größte von allen menschlichen Gütern gegeben.

Das kleinste und größte aller menschlichen Güter. Was nennst du das kleinste?

Was sonst als Reichthum.

Und das größte?

Was sonst als Weisheit.

Ich wußte nicht, daß ich einen so erleuchteten Sophi zu meinem Schatzmeister hätte.

Reichthum und Weisheit. — Warum kenne ich ihn nicht? — Er hat dich sagen hören: glücklich, wer uns nicht kennt, glücklich, wen wir nicht kennen. — Geh, bitte ihn in meinem Namen.

Saladin. Bei wem? — Nur nicht bei denen, die ich reich gemacht. Es würde meine Geschenke wieder fordern heißen. Auf was? Auf mein Bedürfniß. Geh, du wirst mich gegen die Menschen nicht mißtrauisch machen. Ich gebe gern, wenn ich habe: wer hat, wird auch mir gern geben. Und wer am geizigsten ist, giebt mir am ersten, denn noch haben es meine Gläubiger immer gemerkt, daß ihr Geld durch meine Hand gegangen.

Dritter Auftritt.

Sittah sagt, daß er auf diese Weise seinen Kindern nichts hinterlassen werde. Er antwortet mit der Fabel vom Pfau: wenn es meine Kinder sind, wird es ihnen an Federn nicht fehlen.

Saladin und Sittah. Sittah spottet über seine Freigebigkeit, die ihn in solche Verlegenheit setze; und bittet (sic) ihm doch in dem nehmlichen Augenblicke alle ihre Baarschaft, alles ihr Geschmeide an. — Das würde ich genommen haben, wenn du verspielt hättest. — Habe ich schon gegen dich verspielt? — Schenktest du mir nicht immer das Doppelte des Satzes, wenn ich verlor? — Aber wer ist dieser Nathan? fragte Saladin. Kennst du ihn? — Er soll durch seine Weisheit die Gräber des David und Salomon gefunden und unsägliche Reichthümer darin entdeckt haben. — Das ist gewiß falsch: hat er Reichthum in den Gräbern entdeckt, so waren es gewiß nicht die Gräber Davids und Salomons. — Aber sie verzweifelt, daß er ihr helfen werde. Denn er sei ein Jude, der nicht Alles an einen Nagel hänge. Indeß, wenn er nicht in Gutem leihen will: so müsse man ihn mit List dazu zu zwingen suchen. Ein Jude sey zugleich ein sehr furchtsames Geschöpf. — Saladin gesteht hier seine äußersten Geldbedürfnisse. Der Waffenstillstand mit den

Kreuzfahrern sey zu Ende. Die Tempelherren haben die Feindseligkeiten bereits wieder angefangen. Geschichte des jungen Tempelherrn, den er begnadiget. Sittah sagt, sie wolle auf eine List denken, den Saladin zu vermögen.

Vierter Auftritt.

Die Scene ändert sich, und ist vor dem Hause des Nathan.

Unter der Thüre des Hauses erscheinen Nathan und Rahel. Rahel hat den Tempelherrn wieder aus ihrem Fenster erblickt, und beschwört ihren Vater, ihm nachzueilen. Sie sehen Curden gegen sich zukommen, und Rahel geht wieder in das Haus.

Fünfter Auftritt.

Nathan und Curd. Nathan dankt ihm, und bietet ihm seine Dienste an, welches Anerbieten erst sehr frostig angenommen wird, bis Curd sieht, welch' ein Mann Nathan ist. Er verspricht zu ihm zu kommen. Curds Gestalt und einiges, was er von ihm beiläufig gehört, machen ihn aufmerksam. Curd ab.

Curd. Jude, was erdreistet (sic) dich, so mit mir zu sprechen?

Nathan. Ach, wer einen Menschen aus dem Feuer rettet, bringt keinen ins Feuer.

Nathan. Verzeih edler Franke —

Curd. Was, Jude?

Nathan. Daß ich mich unterstehe, dich anzureden. Verzeih, und eile nicht so stolz und verächtlich vor einem Mann vorbey, den du dir ewig zu deinem Schuldner gemacht hast.

Curd. Ich wüßte doch nicht.

Nathan. Ich bin Nathan, der Vater des Mädchens —

Curd. Ich wußte nicht, daß es deine Tochter war. Du bist mir keinen Dank schuldig. Es ist eines Tempelherren Pflicht, dem ersten dem besten beizuspringen, der seiner Hülfe bedarf. Mein Leben war mir in dem Augenblicke zur Last. Ich ergriff die Gelegenheit gern, es für ein andres Leben zu wagen — wenn es auch schon nur das Leben einer Jüdin wäre.

Nathan. Groß und abscheulich! — Doch, ich versteh. Groß bist du und abscheulich machst du dich, um nicht von mir bewundert zu werden. — Aber wenn du diesen Dank, den Dank der Bewunderung von mir verschmähest; womit kann ich dir sonst bezeugen — —

Curd. Mit nichts.

Nathan sagt, daß er sich also zum erstenmal arm fühle.

Curd. Ich habe einen reichen Juden darum nie für den besseren gehalten.

Nathan. So brauche wenigstens, was das Beste an ihm ist, seinen Reichthum.

Curd. Nun gut, das will ich nicht ganz verreden. Wenn dieser mein weißer Mantel einmal gar nichts mehr taugt, gar kein Fetzen mehr hält. — Vor itzt aber siehest du, ist er noch so ziemlich gut. Blos der eine Zipfel ist ein wenig versengt — das bekam er, als ich deine Tochter durch das Feuer trug.

Der Jude ergreift den versengten Zipfel und läßt seine Thränen darauf fallen.

Nathan. Daß doch in diesem Brandmahle dein Herz besser zu erkennen ist, als in allen deinen Reden.

Sechster Auftritt.

Dinah und Nathan. Zu ihnen ein Bote des Saladin, der ihn vorzüglich vor ihn fordert.

Nathan. Hast du gesehn, Dinah?

Dinah. Ist der Bär gezäumt? — Wer kann euch widerstehen. Einem Manne, der wohlthun kann und wohlthun will.

Nathan. Er wird zu uns kommen. Sie wird ihn sehen und gesund werden — Wenn sie nicht kränker wird. Denn wahrlich, er ist ein herrlicher junger Mann. So hatte ich in meiner Jugend einen Freund unter den Christen. Um ihn liebe ich die Christen, so bittere Klagen ich auch über sie zu führen hätte.[1])

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Im Hause des Nathan. Dinah und Rahel die Curden erwarten. Nathan ist zu Saladin gegangen.

Rahel. Gieb Acht, Dinah, er kömmt doch nicht.

Dina. Wenn ihm Nathan auf dem Wege zum Sultan begegnet ist: so kann es leicht sein, daß er seinen Besuch verschieben zu müssen glaubt.

Rahel. Wie so? ist er bei uns allein nicht sicher?

Dina. Liebe Unschuld! Wo sind Leute sicher, die sich selbst nicht trauen dürften. Und wer darf sich selbst weniger trauen, als der unnatürliche Gelübde auf sich genommen hat.

Rahel. Ich verstehe dich nicht.

Zweiter Auftritt.

Curd kommt, und wird von Rahel über alle Maaße eingenommen. Er führt sich sein Gelübde zu Gemüthe, und entfernt sich mit einer Eilfertigkeit, welche die Frauenzimmer betroffen macht.

Rahel. Nicht wahr, ihr seid nicht krank gewesen? Nein, ihr seid nicht krank gewesen. Ihr sehet noch so wohl, so glühend aus, als da ihr mich aus dem Feuer trugt.

Dritter Auftritt.[2])

Im Pallaste des Saladin. Saladin und Sittah. Er lobt ihren Einfall von Seiten der Verschlagenheit; sagt, daß er bereits nach Nathan geschickt habe; daß es ihm aber Ueberwindung kosten werde, wenn es ein guter Mann sei, ihm eine so kleine Falle zu stellen. Nathan wird gemeldet und Sittah entfernt sich.

Vierter Auftritt.[3])

Saladin und Nathan. Die Scene aus dem Boccaz. — Nathan bietet dem Saladin zweimal so viel an, als er dem Schatzmeister abgeschlagen hatte. Er würde ihm noch mehr geben können, wenn er nicht eine Summe zu Curds Belohnung zurückbehalten müßte. Er

1) Der siebente Auftritt fehlt; eben so der neunte, zwischen Al-Hafi und Nathan.
2) In dem vollendeten Gedichte der vierte. Der dritte, zwischen Recha und Daja, fehlt hier.
3) Im Druck: Fünfter bis siebenter.

erzählt, was Curd gethan, und Saladin freut sich, einem solchen jungen Manne das Leben geschenkt zu haben. Er schenkt ihm hiermit auch seine Freiheit. Nathan will eilen, ihm diese Nachricht zu bringen.

Fünfter[1]) Auftritt.

Unter den Palmen. Curd, der sich in den plötzlichen Eindruck nicht finden kann, den Rahel auf ihn gemacht. — Ich habe eine solche himmlische Gestalt schon wo gesehen, eine solche Stimme schon wo gehört. Aber wo? Im Traume? Bilder des Traumes drücken sich so tief nicht ein.

Genug; ich bin umsonst entflohn
Umsonst! — fliehn war auch Alles was ich kennte.
Sie sehn, und der Entschluß, nie aus den Augen
Sie wieder zu verlieren.

Noch weiß ich nicht, was in mir vorgeht. — Die Wirkung war so schnell! so allgemein! — Sie sehen und sie — was? — sie lieben — Nenn' es wie du willst — Sie sehn, und der Entschluß, sich nie wieder von ihr trennen zu lassen, war eins!

Noch weiß ich nicht was in mir vorgegangen!
Die Wirkung war so schnell, so allgemein!
Sie sehn, und sie — was? — lieben? — lieben? nicht?
Nenn's wie du willst: Sie sehn und der Entschluß
Sie aus den Augen wieder nie zu lassen,
War eins! Eins durch ein drittes doch? was war
Dies dritte? — Sehn ist leiden, und Entschluß
Ist thun; so gut als thun. — Durch was entspringt
Aus leiden thun? — das k . . .

Ich bin umsonst geflohen
Noch weiß ich nicht, was in mir vorgeht, mags
Nicht wissen! — Aber weiß wohl, daß ich nur
Umsonst geflohen — Sie sehen und der Entschluß
Sie aus den Augen wieder nie zu lassen
War ist (sic) eins — Bleibt eins. —

Sechster[2]) Auftritt.

Zu ihm Nathan, der ihm seine Freyheit ankündiget. Curd ungewiß, ob er sich darüber freuen oder betrüben soll. Ihn bindet, seitdem er Rahel gesehen, an diesen Ort er weiß nicht was. Er fühlt Abneigung zu seiner vorigen Bestimmung. Doch will er gehen und sich dem Saladin zu Füßen werfen. Zugleich sagt er, daß er Rahel gesehen; und preist Nathan glücklich, eine solche Tochter zu haben. — Nathan hilft ihn auf den Gedanken, ob wohl nicht Rahel seiner Mutter gleiche, die er jung verloren. — Bei Gott das wäre möglich. So ein Lächeln, so einen Blick, habe ich mir wenigstens immer gedacht, wenn ich an meine Mutter dachte. — Wie glücklich, der sie einst besitzen wird. — Er wirbt nicht undeutlich um sie; aber Nathan thut, als ob er ihn nicht verstände und geht ab. Curd, allein, macht sich Vorwürfe, in eine jüdische Dirne verliebt zu seyn.

---

1) Achter.
2) Neunter.

Siebenter [1]) Auftritt.

Curd sieht Dinah zum Hause heraus und auf sich zukommen.

Curd. Soll ich ihr wohl Rede stehn? —

Dinah. Sollt wohl nun auch die Reihe an ihm sein? Wenn ich thäte, als ob ich ihn gar nicht gewahr würde? Laßt doch sehen —

Curd. Aber sie sieht mich nicht. Ich muß sie schon selbst anreden.

Er entdeckt ihr seine Liebe, dafür er seine Empfindung (?) gegen Rahel halte. Dinah, die in dieser Liebe ein Mittel wahrzunehmen glaubt, Rahel wieder zu ihren Religionsverwandten zu bringen, billiget sie und verräth ihm, daß sie eine Christin ist, die Nathan nur an Kindesstatt angenommen. Sogleich entschließt er sich, sie aus seinen Händen zu retten; und den Patriarchen aufzufordern, ihm darin behülflich zu sein, noch ehe er dem Saladin gedankt.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Im Kloster. Der Layenbruder und Curd. Der Patriarch wird gleich da seyn; gedulde dich nur einen Augenblick.

Der Layenbruder glaubt, daß sich Curd nun besonnen, und sich wider sein Gewissen zu allen den Dingen will brauchen lassen, die er ihm ehedem vorgeschlagen. Das jammert ihn; er habe müssen gehorchen und es ihm antragen.

Scene: Kreuzgänge des Klosters u. s. Außenseite. (?)

Klosterbruder.

Der Patriarch schmält mit mir, daß ich alles, was er mir aufträgt, so links ausrichte, daß ich in nichts glücklich bin; und gleichwohl unterläßt er nicht mir immer neue Aufträge zu machen. Ja, ich habe zwar das Gelübde des Gehorsams gethan,

Es hat mir freilich noch von alle dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen! — Warum trägt er mir
Nur lauter solche Sachen auf. Ich mag
Nicht fein sein, mag nicht überreden, mag
Mein Näschen nicht in alles stecken, mag
Mein Händchen nicht in allem haben,
Gehorchen muß ich; aber nur in wengem (?)
Ich bin ja aus der Welt geschieden, nicht
Um mit der Welt mich erst recht zu verwickeln.

Er hat schon Recht der Patriarch
Ja, ja. Es will mir freylich nichts gelingen
Was er mir aufträgt. Warum trägt er mir
Auch lauter, lauter Sachen auf, zu denen
Ein Anderer gehört?
Nun endlich, guter Bruder!

Endlich treff ich euch. Ihr macht mir große Augen. Kennt ihr mich nicht mehr?

Doch, doch. Ich kenne den Herrn recht gut, Gott gebe nur, daß er derselbe immer bleibt. Aber er macht mir ganz bange.

Warum?

Wirkt meine Rede nicht etwa nach....

Ich habe euch freylich einen Antrag machen müssen, aber ich habe ihn doch so verführerisch eben auch nicht gemacht und den Nutzen sich ihm zu unterziehen, nicht sehr groß geschildert. Gott, wenn Ihr euch gleichwohl besonnen hättet und ihr kämet dem Patriarchen eure Dienste anzubieten.

Das wollte Gott nicht.

Um alle Welt nicht!

---

1) Zehnter.

Zweiter Auftritt.

Der Patriarch und Curd. Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wissen. Er verspricht ihm das Mädchen, und verspricht ihm die Absolution seines Gelübdes vom Papste zu verschaffen, wenn er sich ganz dem Dienste der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd sieht, daß es auf völlige Verrätherei hinausläuft, wird unwillig und beschließt, sich an den Saladin selbst zu wenden.

Dritter Auftritt.

Im Pallast. Saladin und Sittah. Saladin hat seine Schwester bezahlen lassen, von dem Gelde, welches Nathan in den Schatz liefern lassen. Er rühmt ihr den Nathan, wie sehr er den Namen des Weisen verdiene. Curd wird gemeldet.

Sittah. Nun, lieber Bruder, da du nun mir's erzählt hast, will ich dir gestehen: ich habe gehorcht. Nur weil ich nicht alles verstanden hatte, habe ich es noch einmal von dir hören (sic). Aber einer Sache erwähnst du ja gar nicht; des Tempelherrn, der unserm Bruder sagst du, so ähnlich gewesen [1]).

Vierter Auftritt.

Curd. Sultan, weder mein Stand noch mein Charakter leiden es, dir sehr zu danken, daß du mir das Leben gelassen. Aber versichern darf ich dich, daß ich es jederzeit.... für dich aufzuopfern bin.

Ich, dein Gefangener, Sultan.
Mein Gefangener?
Wem ich das Leben schenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freyheit schenken?
Was dir ziemt.
Zu thun, das ziemt mir nicht vorauszusetzen.
Ziemt mir erst (?) zu vernehmen.

Curd und die Vorigen. Sittah hat ihren Schleier abgeschlagen, um so bei dieser Audienz gegenwärtig seyn zu können. Curd zu den Füßen des Saladin. Saladin bestätiget ihm das Geschenk der Freyheit, mit der Bedingung, nie wieder gegen die Muselmänner zu dienen, sondern in sein Vaterland zurückzukehren. Er lobt auch ihm den Nathan. Curd widerspricht zum Theil. Er sei doch ein Jude und für seinen jüdischen Aberglauben allein eingenommen, der nur den Philosophen — spiele wie ihm vielleicht nächstens die Klage des Patriarchen überzeugen werde.

Laß den Patriarchen aus dem Spiele, sagt Saladin, und sage du selbst, was du von ihm weißt. Er sagt, daß Nathan ein aufgelesenes Christenkind als seine Tochter und folglich als eine Jüdin erziehe. Saladin will das näher untersuchen lassen, und beurlaubet Curd.

Fünfter Auftritt.

Sittah und Saladin. Sittah verräth nicht undeutlich, wie sehr ihr Curd gefallen. Sie werden einig, das Mädchen vor allen Dingen kommen zu lassen.

Sechster Auftritt.

Flur in Nathans Hause, wo ein Theil der vorigen Sc.

In Nathans Hause. Dinah gesteht ihm, daß sie Curden entdeckt habe, daß Rahel eine Christin sei, weil sie dieses für die beste Gelegenheit angesehen, sie wieder aus seinen Händen unter ihre Religionsverwandten zu bringen. Nathan hierüber höchst mißvergnügt. Daja ab [2]).

---

1) Diese Rede setzt einen Auftritt voraus, den der Dichter später nicht ausgeführt hat.

2) Zu dieser Erklärung kommt es im Stücke hier noch nicht; indem die Unterredung mit Daja durch den Klosterbruder unterbrochen wird. Erst im fünften Auftritt des fünften Aufzugs erfährt Nathan Daja's Plauderei durch den Tempelherrn.

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Achter Auftritt.[1])

Der Tempelherr und Nathan.

Nathan, wir haben einander verfehlt. Ich komme von Saladin, und er will, daß wir beyde vor ihm erscheinen sollen. Ist es euch gefällig, mich zu ihm zu begleiten?

Siebenter Auftritt.[2])

Sittah schickt, die Rahel abzuholen. Der Patriarch schickt Nathan zu beobachten: worunter der Layenbruder seyn kann. Sittah läßt Rahel zu sich entbieten, zu sich laden.

Achter Auftritt.

Nathan. Ist sie darum weniger Christin, weil sie bis in ihr 17. Jahr in meinem Hause noch kein Schweinfleisch gegessen?

Curd kommt auf dieses Lermen dazu; und tröstet den Nathan, etwas spöttisch. Saladin sey sein Freund und wolle ihn vielleicht nur zwingen, eben so gut zu handeln, als er spreche. Nathan erkundigt sich nebenher und gewandtsweise nach Curd näher und wird in seinem Argwohn bestärkt, daß Curd Rahels Bruder sey. Sie wollen beide zum Saladin.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Im Seraglio der Sittah. Sittah und Rahel. Sittah findet an Rahel nichts als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum den Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott.

Zweiter Auftritt.

Saladin zu ihnen. Er freut sich zu finden, daß Nathan keine Jüdin aus einer Christin machen wollen, und so nur eine Erziehung gegeben, bei der sie in jeder Religion ein Muster der Vollkommenheit seyn könnte. Nathan wird gemeldet.

Dritter Auftritt.

Nathan und die Vorigen. Saladin unterstützt Curds Gesuch. Nathan weigert sich noch, welches dem Curd fast unbegreiflich wird.

Vierter Auftritt.

Nathan. Du bist nicht Curd von Stauffen.
Curd. Woher weißt du das?
Nathan. Du bist Heinrich von Filnek.
Curd. Ich erstaune.
Nathan. Du wirst noch mehr erstaunen. Und das ist deine Schwester.

Curd dazu, und die Entdeckung geschieht. Als Curd herein kommt, schlug Sittah den Schleier herab. Sie schlägt ihn wieder auf, führt ihrem Bruder die Rahel zu, ihr Bruder führt ihr Curden zu, den er zum Fürsten von Antiochien macht, von deren Geschlechte er abstammt. Sittah erröthet, und läßt den Schleier wieder fallen.

---

1) Dieser Auftritt ist in dem ausgeführten Stücke in den fünften Aufzug, fünften Auftritt verlegt.

2) Später fortgelassen; dem Inhalt nach in den fünften Aufzug verlegt. Dasselbe gilt von dem Entwurfe des folgenden Auftritts.

Curd (der auf Nathan zu geht). Nathan, Nathan, ihr seyd ein Mann — ein Mann, wie ich ihn nicht verstehe — mir vorgekommen ist (?). — Ich bin aber nichts als ein Krieger — ich hab' euch unrecht gethan — Vergebt mir — Ich bitte auch nicht darum, als ob es euch Mühe kosten würde — Ich bitte euch, um euch gebeten zu haben.

Schluß.

Saladin. Du sollst nicht mehr Nathan der Weise, du sollst nicht mehr Nathan der Kluge — du sollst Nathan der Gute heißen.

(Nachträgliche Bemerkungen, geschichtlichen Inhalts.)

§

Die Mamelukken oder die Leibwache des Saladin, trugen eine Art von gelber Liberey. Denn dies war die Leibfarbe seines ganzen Hauses; und alle, die ihm ergeben scheinen wollten, suchten darin einen Vorzug, daß sie diese Farbe annahmen. Marin I. 218.

Die Kreuzbrüder, die so unwissend als leichtgläubig waren, streuten oft aus, daß sie Engel in weißen Kleidern, mit blitzenden Schwertern in der Hand, und insonderheit den heiligen Georg zu Pferde in voller Rüstung hatten vom Himmel herabkommen sehen, welche an der Spitze ihrer Kriegsvölker gestritten hätten. Ebend. I. 352.

Ludwig von Helfenstein und verschiedene andere deutsche Herren bezeugten mit einem Eide auf das Evangelium, daß sie in dem Treffen, welches Kaiser Friedrich I. bei Hibernium gewonnen, den heiligen Victor und den heiligen Georg an der Spitze des christlichen Heeres, in voller Rüstung und zwar zu Pferde und in weißen Kleidern hatten fechten sehen. Ebend. II. 176.

§

Unter den Titeln, deren sich Saladin bediente, war auch: „Besserer der Welt und des Gesetzes." Marin II. 120.

§

Daß die gefangenen Tempelherren für ihre Loskaufung nichts geben durften als cingulum und cultellum, Dolch und Gürtel. Ebend. I. 249.

§

Islam, ein arabisches Wort, welches die Ueberlassung seiner in den Willen Gottes bedeutet. Ebend I. 79.

§

Der grüne Ritter, den Saladin beschenkte, weil er sich so tapfer gegen ihn erwiesen hatte. Ebend. II. 85. 78.

In dem Historischen, was in dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweggesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geschaltet. Und die Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motiviren.

So hat der Patriarch Heraklius gewiß nicht in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwohl nahm ich ohne Bedenken ihn daselbst noch an, und bedauere, daß er in meinem Stücke noch bey weitem so schlecht nicht erscheint, als in der Geschichte.

Saladin hatte nie mehr als ein Kleid, nie mehr als ein Pferd in seinem Stalle. Mitten unter Reichthümern und Ueberfluß freute er sich einer völligen Armuth, S. 331. Ein Kleid, ein Pferd, einen Gott! Nach seinem Tode fand man in des Saladin Schatze mehr nicht als einen Dukaten und 40 silberne Naserinen. Deliciae Orient. p. 180.

Zu S. 212, Anm. 2. Fr. Lud. Schmidt gedenkt in seinen dramaturgischen Berichten, Hamburg 1834, welche meist von Schröders Leben und Verdiensten handeln, nur einer Unterredung, die er mit ihm über diesen Gegenstand gehabt. (S. 176): „Ich nahm hier Gelegenheit, noch einmal den Verlust zu bedauern, welcher der Schauspielkunst durch seinen Abtritt von der Bühne geworden sei und versuchte ihn zu bewegen, bei der Uebernahme des Theaters in einigen seiner glänzendsten Rollen wieder aufzutreten. Konnte doch dadurch der neuen Unternehmung ein ganz vorzügliches Interesse werden."

„Sie wissen," antwortete er, „daß ein pecuniäres Interesse mich nicht zu Uebernahme bestimmte, und dem geistigen würde mein schwaches Gedächtniß noch mehr als früher entgegenstreben. Auch gesteh' ich, daß ich die Neigung zur ausübenden Schauspielkunst verloren habe. Nur eine einzige Rolle giebt es, die mich in Versuchung führen könnte: die Nathan des Weisen. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wenn es seit den 1780ger Jahren für ausführbar gehalten worden wäre, dieses dramatische Gedicht auf's Repertoir zu bringen. Iffland hat es gewagt." Schröder wußte fast das ganze Stück auswendig, und recitirte mir die berühmte Scene des dritten Actes mit jener erhabnen Einfachheit, worin das Gedicht geschrieben ist. Es gelang mir für einige Augenblicke, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen; aber eben so schnell setzte er lachend hinzu: „Nein, mit einem neuen Debüt von mir ist's zu spät."

Zu S. 213. Daß Nathan der Weise die französische Censur passirte, (er erschien übersetzt im siebenten Theile des Nouveau theâtre allemand, 1783) erregte Aufsehn. In einem Schreiben aus Paris vom 1. September 1783 in der Literatur- und Theaterzeitung für das Jahr 1783. S. 654 heißt es hierüber: „Bis jetzt ist in Frankreich noch nichts so Starkes avec Approbation et Privilege du Roy gedruckt worden. Die Mönche hat der Censor Herrn Friedel gänzlich Preis gegeben, so daß ich fast muthmaße, die Censores haben geheime Instruction, und über kurz oder lang wird man auch hier die Mönche vermindern, nur mit weniger Heftigkeit, als Joseph." (An die nahe Möglichkeit ihrer völligen Vernichtung in Frankreich schien der Verfasser nicht gedacht zu haben.) Einige zu frappante Stellen sind von der Censur unterdrückt worden, die ich Ihnen zur Ergänzung hier beilege. Damit man aber die Geschichte des Ringes nicht streiche, so hat Herr Friedel in der 5. und 7. Scene des 3. Aktes der christlichen Religion nicht erwähnt. (!) — — Aus den wenigen weggelassenen Stellen aber, und da der Censor gewagt hat, die übrigen fast so starken und noch stärkern stehen zu lassen, können Sie schließen, wie aufgeklärt man hier ist, nur scheinen will man es nicht, daher würde man gewiß nie die Aufführung, wie zu Berlin erlauben." ...

Der nächste Jahrgang, 1784 S. 123 bringt nun die von dem französischen Censor gestrichenen Stellen. Die erste Stelle ist aus dem 1. Aufzug, 2. Auftritt, in (Nathan).

— Der Wunder höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder
so alltäglich werden können u. s. w.

Die zweite: 2. Aufzug, 1. Auftritt. (Saladin):

Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen-sein, nicht Menschen, u. s. w.

Dann:

Die Christen glauben mehr Armseligkeiten u. s. w.

und noch ein Paar, zuletzt sogar die Worte des Patriarchen.

— Denn ist
Nicht alles was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu sagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

(Diese Worte wurden gestrichen.)

An der Erzählung von den drei Ringen hat also der Censor nichts Anstößiges gegen die Kirche gefunden.

Seitdem hat Nathan der Weise die verdiente Würdigung in Frankreich gefunden: zunächst im Zeitalter der Revolution. Der Dichter Marie Joseph de Chenier lieferte eine freie Bearbeitung in Versen, und in drei Akten von Nathan der Weise, in welche das Stück zusammengezogen ist (S. dessen Artikel in der Biogr. universelle). Nach ihm gab Cubières der Palmezeau († 1820) seinen: Nathan le Sage on le juis philosophe, comédie héroique en 3 actes et en prose. Paris 1806. Bekannt ist die begeisterte Schilderung, welche Frau von Stael, de l'Allemagne. T. I. seconde partie, chap. XVI. von Nathan der Weise gegeben. Sie nennt es Lessings schönstes Stück: Le plus beau ouvrage de Lessing, c'est Nathan le Sage; on ne peut voir dans aucune pièce la tolerance religieuse mise en action avec plus de naturel et de dignité ... Cet charactère est d' une admirable simplicité. L'on s'étonne de l'attendrissement qu'il cause, quoiqu'il

ne soit agité, ni par des passions vives, ni par des circonstances fortes. — Chaque scène, ajoute quelques traits piquans et spirituels a développement de ces divers personnages; mais leurs relation ensemble ne sont pas assez vives, pour exciter une forte emotion etc.

Nach dieser edeln und geistigen Würdigung des Lessingschen Meisterstücks macht die so einseitige und verfehlte Beurtheilung desselben durch den neusten Uebersetzer desselben, des Baron de Barante, (in dem Théâtre étranger, 1823) den Eindruck eines Rückschritts. (Die Vorrede dazu steht auch in dem 3. Bande der Mélanges historiques et litteraires des Verfassers, Paris 1850 p. 239 ff.) Herr von Barante sieht in Nathan dem Weisen nur den Geist Voltaire's und geht so weit zu sagen: Lessing, tout Allemand qu'il est, a manifesté dans Nathan un esprit essentiell irreligieux, et de plus, une malveillance particulière contre la réligion chrétienne etc.

Ins Englische ist Nathan der Weise zum erstenmal durch Raspe übersetzt, (London 1781) scheint jedoch ohne tieferen Eindruck geblieben zu sein. Diesen bewirkte aber die Uebersetzung von Taylor, welcher ausführliche Zergliederungen des Stückes in Edinburg Review, T. VIII. p. 148—150 und der Retrospective review, T. X. p. 265—285 hervorrief. (S. Lowndes, Bibliographical manuel of English Litterature, art. Lessing, wo Taylor's Arbeit an excellent traduction genannt wird.

Verboten wurde Nathan der Weise, meines Wissens, bei seinem Erscheinen nur in den Staaten der Kaiserin Maria Theresia (S. den Catalogus librorum a commissione Caesarea regia aulica prohibitorum. Cum supplemento usque ad 1780. Viennae, p. 313). Daher schrieb Rammler an den Jesuiten und Dichter Denis, aus Berlin den 13. December 1779: „Sollte Lessings Nathan der Weise nicht wenigstens heimlich bis zu Ihnen gedrungen sein? Dieses Drama ist in Jamben verfaßt, und man kann es wohl Lessings Meisterstück nennen." (M. Denis, Litterarischer Nachlaß II. Wien 1802. S. 138.)

Zu S. 218. Was ich heute, nach zwölf Jahren, über den streitigen Punkt, nämlich das Verhältniß Thaers zu Lessing, zu sagen habe, besteht in folgendem.

1) Was die Echtheit der Bekenntnisse Thaers: „Mein Lebensluſt und Bekenntnisse mit Philippine" in Thaers Leben von Körte, anlangt, so habe ich schon vor mehreren Jahren, als Körte bereits todt war, in einem öffentlichen Blatte erklärt, daß die Echtheit bei mir nicht weiter in Frage steht. Seit dieser Zeit haben Mittheilungen, von der Hand der Tochter des Staatsraths Thaer, Chanoinesse Thaer, welche im Besitze der Originalhandschrift ihres Vaters ist, in einem ausführlichen Schreiben, womit sie mich aus Freienwalde den 22. Februar 1851 beehrte, noch die leisesten Zweifel bei mir gehoben. Von Körte rührt nur (S. 38) die Einschaltung des unrichtigen Datums: August 1776, bei der Rückreise von Berlin, wohin Thaer sich mit Leisewitz begeben hatte[1]). Dagegen hat er an dieser Stelle den Uebergang:

„Ich glaube, ich war bei meiner Abreise aus Berlin stehen geblieben. Die Reisebeschreibung will ich Ihnen schenken. Vier Tage brachte ich bei Lessing zu u. s. w. ausgelassen."

Am letzten Tage der Anwesenheit Thaers in Berlin (dies hat er öfters seinen Kindern erzählt) gab der Großfürst Paul von Rußland, damals dort zum Besuche, ein großes Fest im Thiergarten, welches durch einen heftigen Regen gestört wurde, der Thaer und seinen Reisegefährten nöthigte, viele Damen aus dem Wasser zu tragen.

Es ist notorisch, daß der Großfürst Paul im August 1776 in Berlin war; dieser Zug, welcher in den Selbstbekenntnissen ausgelassen ist, kann nur zur Bestätigung ihrer inneren Echtheit dienen.

Ebenso steht Thaers persönliche Bekanntschaft mit Lessing, durch Vermittelung seines Freundes Leisewitz, aus dessen von uns benutzten Tagebuche fest; nur daß es ein so vertrautes gewesen, wie Thaers Worte anzudeuten scheinen, kann nicht näher belegt werden; und es spricht dagegen, daß Lessing in allen den Briefen, worin er Leisewitz den Freunden in Berlin empfiehlt, Thaers, seines Reisegefährten und Freundes, nicht mit einem Worte gedenkt. Die Chanoinesse Thaer schreibt mir über diesen Punkt: „Er sprach oft und gern von seinem Verhältnisse zu Lessing, und von seinem Besuche bei ihm (der sich später, laut Leisewitzes Tagebuche, wiederholte). Aus allem, was er darüber sagte, schien hervorzugehn, daß er schon vor seiner persönlichen Bekanntschaft schriftlich mit Lessing bekannt sein mußte."

2) Daß Thaer an der dunkeln Stelle S. 17. „Ich erschuf mir ein neues System und brachte es flüchtig zu Papier. Es ward wider meinen Willen abgeschrieben, fiel in die Hände eines großen Mannes, der den Stil etwas umänderte, und einen Theil

---

1) Zufolge dem, was ich in meiner Schrift: „Die Erziehung des M. G." S. 222. ausgeführt habe, kann Thaer Lessingen im August nicht in Wolfenbüttel getroffen haben: seine Rückreise (ohne Leisewitz, der Anfangs August Berlin verließ) kann nicht vor dem September erfolgt sein.

davon, als Fragment eines unbekannten Verfassers herausgab" u. s. w. Lessings Erziehung des Menschengeschlechts sich zugeschrieben habe, ist eine Vermuthung oder Ueberzeugung, welche die verstorbene Gattin Thaers und dessen Kinder gehegt haben, bevor noch Körte dies als eine von ihm gemachte Entdeckung in die Welt schickte. Dies geht aus den Mittheilungen seiner Tochter in ihrem mehrerwähnten Briefe hervor. Thaer selbst aber hat sich gegen seine Kinder über diesen Punkt nie ausgesprochen; nur „sagte er mehrmals, wenn die Rede auf Lessing kam, Dinge, die jedem unverständlich waren, der die Bekenntnisse nicht kannte. Sprachen wir aber, um etwas zu erforschen, von den Fragmenten, so brach er kurz ab; wir sahen, daß er davon nicht reden wollte."

Thaer hat sich, dies geht daraus hervor, Lessings Erziehung des Menschengeschlechts vor seinen Kindern auch im engsten Vertrauen nicht beigelegt. Unter den Gründen, aus welchen die Chanoinesse Thaer dennoch ihren Vater für den wahren Verfasser hält, ungeachtet sie weit entfernt ist, zu glauben, daß Körte dieses bewiesen habe, nennt sie folgende (ich führe ihre eignen Worte an):

a) „daß die Gedanken in der Erziehung des Menschengeschlechts, so sehr die Denkweise meines Vaters waren, und zwar unwandelbar bis zu seinem Tode, daß, wenn ich dieses Schriftchen lese, mir noch jetzt ist, als säße ich wie früher so oft zu seinen Füßen und horchte auf seine Lehren. Es kann deshalb (fügte sie hinzu) keines von den Fragmenten (des Ungenannten d. h. H. S. Reimarus) von meinem Vater herrühren, weil sie seiner Ueberzeugung, seiner Denkweise gerade entgegengesetzt waren.

b) Habe ich aber Ursache, zu glauben, daß meine Mutter alles wußte, was Bezug auf diese fragliche Sache hatte, aber sie leugnete es standhaft, verrieth sich indeß gegen mich unwillkührlich, und darnach war die fragliche Schrift — die Erziehung des Menschengeschlechts."

Hierüber hat mir ein Verwandter des Thaer'schen Hauses aus dem Munde der Chanoinesse Thaer näheren Aufschluß gegeben. Fräulein Thaer hatte eines Tages aus dem Bücherschrank ihres Vaters ein Buch zur Lektüre genommen, als die Mutter herein kam, und bemerkte, daß es die Erziehung des Menschengeschlechts war; sie entriß ihr die Schrift mit einer Bewegung, die an ihr, einer sonst sehr ruhigen Frau, ganz ungewöhnlich war, und sagte: „Das Buch darfst Du nicht lesen!" Da sie die Werke neuerer Philosophen sonst nicht las, so vermuthete ihre Tochter, daß dieses die geheimnißvolle Schrift sein möge.

Fräulein Thaer bemerkt ferner, mit Bezug auf das geheimnißvolle Dunkel, womit ihr Vater von jener theologischen Jugendarbeit spricht: „Mein Vater hatte seine guten Gründe, seine Autorschaft in diesem Stücke geheim zu halten. In den damaligen Verhältnissen seiner Vaterstadt würde, wenn ein so heterodoxes Schriftchen unter seinem Namen herausgekommen wäre, seine Existenz als Arzt ganz vernichtet worden, ja die zartesten Familienbande wären wahrscheinlich zerrissen, hätte man auch nur geahndet, es sei von ihm. Niemals würde eine eheliche Verbindung mit Philippinen zu Stande gekommen sein, denn bei der lutherischen Rechtgläubigkeit der Familie von Willich würde das Haupt derselben nie seine Einwilligung dazu gegeben haben."

3) Hält man die Bekenntnisse Thaers mit den Erläuterungen und Erinnerungen seiner würdigen Tochter zusammen, so geht als Thatsache mit höchster Wahrscheinlichkeit hervor, daß Thaer bei seiner theologischen Schrift, welche ein großer Mann herausgegeben, an keine andere Schrift, als an die Erziehung des Menschengeschlechts gedacht und sich für den Ungenannten gehalten hat, von dem Lessing in den Zusätzen und nachher in der Vorrede gesagt, daß er Urheber der von ihm herausgegebenen Handschrift wäre.

Die Kritik hat es jedoch nicht mit dem zu thun, was Thaer, im besten Glauben gedacht hat, sondern, wie die Sache objectiv und an sich selbst verhalte. Die persönliche Ueberzeugung von dem Eigenthum und der Priorität bei streitigen Schriften und Ideen, begründet lange noch kein wirkliches Eigenthum, weil gegenüberstehende, aufrichtige Ueberzeugungen sich so sonst nur gegenseitig aufheben würden.

Es ist auch bei mir jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß Thaer als junger Mann, um die Zeit seine Bekanntschaft mit Lessing, einen theologisch=philosophischen Aufsatz zu Papier gebracht hat, dessen Grundgedanke der Art war, daß er nachher mit Lessing, wenn auch nicht an demselben Ziele, doch auf demselben Wege sich fand. Ich sage dessen Grundgedanke — denn die Schrift war solche, den Stil erkennt er ja nicht für den seinigen, ebenso wenig, als gewisse Zusätze der zweiten Abtheilung. Vermuthlich (mehr als Vermuthung ist uns bei dem Verluste des Thaer'schen Originals nicht gegönnt) also hat auch Thaer die Offenbarung in den positiven Religionen des Judenthums und Christenthums als eine Erziehung der Menschheit, nach einem göttlichen Plane in der Weltgeschichte — und das Wesen der Religion in deren praktischen Seite angeschaut. Diese beiden Punkte sind es, welche in der Erziehung des Menschengeschlechts sich jedem zuerst aufdringen; tiefer liegt

schon ein dritter Punkt: nämlich der Satz, daß alle offenbarte Wahrheiten oder Dogmen der christlichen Religion sich einmal in Vernunftwahrheiten verwandeln müssen, wovon Lessing in Bezug auf die Trinität u. a. Beispiele giebt. Wenn Thaer darin die fremden Zusätze entdeckte, so hätte er nur bekundet, daß er einen Hauptpunkt für eine Nebensache angesehen und tief unter der Höhe der Lessing'schen Spekulation blieb. Vielleicht aber dachte er nur an das Ende und die Hypothese von der Palingenesie und Seelenwanderung.

Hätte Thaers „System" wie er es nennt, in der Urschrift sich erhalten, so würde er vielleicht in der Geschichte der Entwickelung der religiösen Ideen, im Zeitalter Semmlers und Lessings, einen Platz neben diesen Reformatoren der Theologie erhalten haben. Die Sphäre, in welcher Thaer später seinen Ruhm gegründet, scheint die Erhebung in das Gebiet abstracter Ideen der Religion und Kunst auszuschließen; bei ihm, dem vertrauten Freunde eines Leisewitz, war dies der Fall nicht. Seine Kritik von Julius von Tarent, welchen Leisewitz ihm in der Handschrift zur Beurtheilung übergab (Albrecht Thaer, S. 404) zeigt ihn auf der Höhe einer Zeit, welcher sich durch Lessings Dramaturgie und Emilia Galotti gebildet hatte; er führt dieses Stück namentlich an. Er lobt an seinem Freund, daß er ebenso die matten Erzählungen und die albernen Delikatessen der Pariser (des französischen Theaters) als die naturwidrigen Handlungen des englischen vermieden; ihm gefällt „die Manier der Engländer nicht, wenn sie zu kühne Handlungen auf dem Theater vorgehen lassen, die selten die Empfindung des Tragischen oder Erhabenen erregen, aber vor denen die Natur zurückschaudert." — Als selbstständigen Denker zeigte er sich um dieselbe Zeit (1774) in seiner Inaugural-Dissertation: de actione systematis nervosi in febribus, welche an Umfang ein Buch wurde. (14 Bogen in 4.) Ihre Bedeutung wurde durch Zimmermann in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek hervorgehoben, (Körte, A. Thaer S. 29) und C. Sprengel allerdings „etwas freigebig mit diesem Ausdruck" hat sie später in der Geschichte der Medicin „klassisch genannt," Thaer hat also in seinen Bekenntnissen nicht zu viel gesagt, daß er in Berlin (1776) durch seine Dissertation bekannt war. (Auf meinen Wunsch hat mein verehrter College und Freund, Prof. Henschel, ein Urtheil über den Werth von Thaers Leistung mir mitgetheilt, welches im Wesentlichen das Bleibende seines Verdienstes bestätigt, obschon Thaer an seinem Universitäts-Freunde Joh. Aug. Unzer in Altona einen Vorgänger hatte. „Seit der Mitte des XVIII. Jahrh., bezeichnet durch das Auftreten A. v. Hallers, hatte man die experimentelle Kenntniß von der Nerventhätigkeit, in so weit sie sich auf Empfindung bezieht, gewonnen. Andere jetzt den Nerven zugeschriebene Wirkungen im Körper vindicirte man ihr nicht. Man erklärte, was nicht Empfindung war, theils mechanisch, theils dynamisch aus der von Haller gleichfalls eruirten Muskelreizbarkeit (die man freilich lange nicht recht von Nervenreizbarkeit zu scheiden wußte), theils besonders organisch-psychisch, nach Stahlischer Lehre aus unmittelbar somatischer Seelenwirkung. Um den Anfang des siebenten Jahrzehends des XVIII. regte sich indeß eine Ahndung der Rolle, die die Nerven im Körper überhaupt spielen, und man fing an, Erscheinungen aus der Nerventhätigkeit zu erklären, die man bis dahin ganz anderen Motiven beigemessen hatte)."

„In England entwickelte sich diese neue Richtung aus der weiteren Fortbildung und Umgestaltung der Lehre Fr. Hoffmann's durch Will. Cullen, aus der Umbildung der Stahl'schen durch Dav. Macbride und es entstand daraus eine eigene ärztliche Schule, die der sogenannten Neuropathologie, deren Hauptsitz England blieb, von wo aus sie erst viel später zur Geltung im übrigen Europa gelangte."

„In Deutschland waren aber gleichzeitig einige wenige Männer, die unleugbar unabhängig von den Engländern, genau dieselbe Bahn beschritten. Es war dies Joh. Aug. Unzer in Altona und sein Universitätsfreund, eben der in Rede stehende Thaer (um 1772): in den 80ger Jahren kamen mehre Deutsche auf denselben Weg. Der Vorgänger war hier unbestreitbar Unzer (1771 † 1799) durch dessen lichtvolle Gedanken die Möglichkeit, sich von dem somatischen Primat der Seele, nach der Stahl'schen Lehre, loszureißen, den Aerzten überhaupt gegeben war: er machte die Bahn frei für die Nervenphysiologie, was sein großes Verdienst ist."

„Der Erste, der nun aber in Deutschland eine reichhaltige und plausible rein nervenphysiologische Ansicht selbst durchführte, war allerdings Thaer, indem er in der 14 Bogen starken Inauguralschrift den ihm wirklich eigenen Gedanken ausbreitete, daß das Fieber wesentlich durch einen Reiz auf die Nerven entsteht und von den Nerven instrumentaliter hervorgebracht wird. Die Ausführung selbst, ob sie gleich sehr geschickt, ja geistreich, die verschiedenen Stadien des kalten Fiebers (Frost, Hitze, Schweiß) neurologisch erklärt, trägt freilich noch in Vielem den Stempel der anfängerischen Unklarheit. Allein der Gedanke war und bleibt ein luminöser, ein glücklicher Griff, der bedeutungsvoll für die damalige Zeit war, ja um so bedeutungsvoller selbst für die Gegenwart ist, als man nach vielen Odysseischen Wanderungen in andere Erklärungssphären und per varios casus et tot discrimina rerum in unserer allerjüngsten Zeit so in Deutschland seit Kremer und Joh. Müller, (183?)

wie in Frankreich seit Rayer, in der Fieberlehre (unter einem gewissen Kreise von neologischen Aerzten) ganz genau auf denselben Punkt gelangt ist, die febrilischen Erscheinungen ebenfalls als (cerebraspinale) Nervenphänomene aufzufassen." —

Ein solcher Geist nun konnte auch in religiöser Hinsicht, sobald er die Religion zu einer Angelegenheit machte, und die „besten Schriften, die für und wider die Religion geschrieben waren, gelesen hatte" nicht bei der gewöhnlichen Tagesmeinung hängen bleiben, sondern sich zu einem höheren und vermittelnden Gedanken erheben, mit einem Worte: philosophiren. Der Verfasser des Artikels: A. Thaer, in dem Neuen Nekrolog der Deutschen 1830 II S. 763, (aus der Vossischen Zeitung abgedruckt) drückt sich aus: „Er hatte, obgleich ungenannt, an den Produkten der damaligen philosophischen Literatur entschiedenen Antheil." Allem Ansehen nach hatte der mit Thaers Lebensgang vertraute Verfasser die betreffende Stelle in den Bekenntnissen der Philippine im Auge, die er so in allgemeiner Weise anzudeuten sich begnügte. — Dem Höheren, Göttlichen blieb sein Geist beständig, bis ans Ende, mit Klarheit und Ernst zugewandt, aber ohne das Band des christlich kirchlichen Glaubens, wie die von Körte S. 337 mitgetheilten Worte am Grabe eines hoffnungsvollen Jünglings bekunden; es ist ein religiöses Naturgefühl[1]) ähnlich dem, wie Goethe es auszudrücken liebte, wie man es aber bei Lessing niemals findet; von Goethe sind auch die sinnvollen Verse, welche man unter Thaers Bilde (im Kupferstich) als Autograph liest:

Ich glaube mich an keinen Ort;
Zeit ist mir keine Zeit.
Ein sinnvoll ausgesprochnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

4) Nach alle dem, ist meine Ansicht und Ueberzeugung, daß Lessing der Verfasser und nicht blos, wie er sich stellte, der Herausgeber der Erziehung des Menschengeschlechts ist, vollkommen unerschüttert. Auf die inneren Gründe gehe ich nicht noch einmal ein; aber bei dem einzigen äußeren Grunde, der aber, meines Dafürhaltens, den Ausschlag giebt, ich meine Lessings Bekenntnisse will ich mich ein wenig länger aufhalten, da er, was ich nicht vermuthete, auf Widerspruch gestoßen ist. Ich meine die Stelle in dem Briefe Lessings an seinen Bruder vom 25. Februar 1780 (XII, 539) von der ich in meiner früheren Schrift S. 12 Gebrauch gemacht. Ich will sie hier noch einmal und im Zusammenhange betrachten.

Lessing klagt in traurigen Tagen über seine ununterbrochene Kränklichkeit, die ihn an dem Gebrauch seiner Seelenkräfte verhindert. Im Verfolge heißt es nun:

„Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannst Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken: und ich habe mich von ihm bereden lassen, dieser Uebersetzung meinen Namen zu geben und eine neue Vorrede vorzusetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menschengeschlechts geschickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen soll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind."

Lessing spricht im Eingange allgemein von seinen Arbeiten, die geruht haben; und indem er mit einem bloßen Auch, in demselben Absatze, zu der Erziehung des Menschengeschlechts übergeht, zeigt er unzweifelhaft, daß er auch dieser Schrift unter seinen Arbeiten einen Platz giebt.

Das „Ding" — diese Bezeichnung der Gleichgültigkeit erlaubt Lessing sich nur von seinen, und zwar seinen besten Arbeiten in den Briefen an Freunde. In demselben Jahre, einige Monate später, an Herder, den 25. Juni 1780 (XII. 54), bezeichnet er so seinen Ernst und Falk: — „Wenn Sie das Ding an Hamann senden."...

Lessing spricht seinen Entschluß aus, die Erziehung des Menschengeschlechts „nie für seine Arbeit zu erkennen" d. i. anzuerkennen, und darum nimmt er keinen Anstand, es vollends in die Welt zu schicken, da mehrere doch nach dem ganzen Plane begierig gewesen sind.

Ein solcher Entschluß, ein solcher Gedanke nun setzt offenbar wenigstens die Möglichkeit, die moralische Möglichkeit nemlich voraus, das Gegentheil zu thun, d. h. die Schrift wirklich für seine Arbeit öffentlich anzuerkennen. Sonst wäre die Rede eine überflüßige; oder man mußte einem Lessing zutrauen, daß er eine fremde Arbeit für die seinige

1) „Seine — — Seele ist zurückgetreten zum Urquell des Lebens. — — Es ist ihm der irdische Druck hinweggenommen. Das Göttliche nur, den heiligen reinen Aetherfunken, entwinkt ein Gott dem Schooße der Natur." —

ausgeben könne[1]). Bei einem Schriftsteller wie Lessing, entscheidet jedes Wort, jede Wendung; jeder Satz sagt grade nur so viel aus, als er soll; nicht mehr nicht weniger. Wäre die Schrift wirklich eine fremde und nicht seine eigene, so würde er in diesem Falle gegen seinen Bruder mit einfachen Worten gesagt haben: Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da es meine Arbeit ist. Dies sagt er aber nicht, sondern nur, daß er es nicht für seine Arbeit anerkennen werde; aber indem er dies thut, bekennt er sich eben vor seinem Bruder und vor jedem Leser dieses Briefes dazu. Nimmermehr spricht ein redlicher und sich selbst klarer Geist von der Anerkennung einer Schrift, deren Urheber er nicht ist, und zwar in der Art, wie von Lessing geschieht.

Wie man daher Lessings Worten den entgegengesetzten Sinn unterlegen konnte, als wenn er damit die Schrift als eine fremde erklärte, ist mir fast unbegreiflich. Sollte Jemand anderseits daran einen Anstoß nehmen, daß Lessing eine seiner eigenen und besten Schriften öffentlich für eine Fremde ausgeben konnte, so scheint er nicht zu wissen, daß dieser Fall in der Literatur nicht vereinzelt steht. Es genüge an die Beispiele eines Leibnitz, Herder und vieler anderer zu erinnern. Lessing that es aber diesmal, weil er an dem Streite über die Fragmente genug auszufechten hatte und überdieß gewiß sein konnte, daß die schärfer Blickenden den Verfasser in dem Herausgeber schon finden würden, wie wir dies bei Herder, F. H. Jacobi, Mendelssohn sehen.

So lange man dieses Zeugniß Lessings nicht umstößt, werde ich auch um kein Haar breit davon abgehn, daß Lessing nach Form und Gehalt Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts ist; mag es sich mit Thaers Manuscript sonst verhalten, wie es wolle.

Lachmann, dessen Scharfblick auf der Stelle das Rechte sah, hat mir übrigens mündlich unbedingt in der Auffassung dieses Briefes von Lessing beigestimmt. Was er selbst in der Selbstanzeige seiner Lessing-Ausgabe, die aber erst nach seinem Tode durch seinen Biographen (Karl Lachmann, von M. Herz, Beilage 13, S. XVIII) bekannt gemacht wurde, über Körtes „Einfall" sagt, beschränkt sich auf wenige Worte. Der Kern liegt in dem Satze: „Nach einer Aeußerung von Jacobi (Werke IV. 1, 42) hat Lessing im Gespräch den Inhalt des Aufsatzes als sein anerkannt." Eine Paralelle zu diesem Zeugniße bietet eine Briefstelle Jacobi's an Hamann vom 30. December 1780, worin er die Erziehung des Menschengeschlechts Lessings Hauptschrift aus dieser Zeit nennt, und beantwortet: „Als seine Erziehung des Menschengeschlechts, nachdem sie vollständig im Jahre 1780 erschienen war, von Einigen für eine nicht unchristliche Schrift, beinahe für eine Palinodie angesehen wurde, stieg sein Aerger über die Albernheit des Volks zum Ingrimm u. s. w. (Weidemann, Lessings Stellung zur Theologie II. Saalfelder Programm 1847. S. 4. Anm., wo aber die Quelle nicht angegeben ist. In den gedruckten Briefsammlungen steht dieser Brief nicht).

Zu S. 233. Erster Entwurf des Falk und Ernst nach einer Kopie mit Randnoten und Zusätzen von Fr. Nicolais Hand, im Besitze des Herrn Dr. Parthey[2]).

[3]) Die Absicht dieser Erörterung ist eben nicht sehr wichtig aber doch ernsthaft. Ich erinnere dieses gleich Anfangs, damit mich weder meine Leser verkennen, noch ich selbst Leser anlocke, die sich am Ende über getäuschte Erwartungen beklagen könnten.

---

1) Das Sprachliche giebt hier den Ausschlag. „Nicht erkennen" = nicht anerkennen" entspricht dem französischen desavouer, wie wir „desavouiren" sagen. Desavouer erklärt der alte J. L. Frisch in seinem Französisch-teutschen Lexicon (Leipzig 1779 ff.): leugnen, etwas nicht für das Seine erkennen. Obschon dies „Nicht erkennen" bisweilen aufrichtig sein kann, so wird es doch in der Regel als von der Klugheit oder anderen Gründen eingegebenes (diplomatisches) Vorgeben angenommen; natürlich ist es der Zusammenhang, der darüber, wie in unserem Falle, den Ausschlag giebt. Als Parallelstelle möge ein von dem alten ehrlichen Johann Jacob Moser abgelegtes Bekenntniß über eine seiner Schriften (von dem Simultaneo), die er desavouirt hatte, dienen: „welche ich, sagt er, wegen des großen Mißbrauchs, welchen die Katholischen von dergleichen Schriften machen, hernach niemalen als meine Arbeit erkannt, noch in die Zahl meiner Schriften gesetzet habe." (Lebensgeschichte Johann J. Moser's, dritte Aufl. S. 43). Die nämliche Wendung, mit denselben Worten, wie bei Lessing, nur daß der eine in die Vergangenheit setzt, was der andere von der Zukunft sagt. Als ein Beispiel, wie leicht man es damals mit literarischen Mystificationen dieser Art nahm (alles im Vertrauen auf geistreiche Leser, welche der Sache sogleich auf den Grund sahen, will ich noch des Philosophen Franz Hemsterhuis „Aristée ou de la divinité" anführen, welches er (in der Vorrede) gar als Uebersetzung eines von den Russen auf der Insel Andros im Archipelagus gefundenen griechischen Manuscripts ausgab, und längere Betrachtungen daran knüpfte. Deshalb zweifelten die Lessinge und Jacobi nicht einen Augenblick, daß Hemsterhuis der Verfasser war.

2) Anmerkung Danzel's. Die übrigen Anmerkungen rühren von Nicolai her.

3) Copirt von den Originalien, welche mir Hr. Prof. Fülleborn im Oct. 1795 mitgetheilt. N. Also derselbe Aufsatz, von welchem Fülleborn in der Vorrede zum III. Thle. des Lebens S. IX. redet.

NB. Es erhellt aus diesem Entwurf, noch mehr aber aus den einzelnen noch vorgefundenen wenigen Zetteln,

Ich weiß von den wahren oder angeblichen Geheimnissen der Freymaurerey nichts; ich lasse sie an ihren Ort gestellt sein, ich will kein Urtheil über sie wagen; ich kann keine Verrätherei an ihnen begehen. Nur so viel glaube ich: sie sind weder der Weg zur Hölle noch zum Himmel.

Alles was ich vorhabe ist lediglich einen historischen Umstand aufzuklären, von welchem die Freymaurer selbst gestehen werden, daß er sich von einem Ungeweihten [1]) auch wohl könne errathen lassen. Wäre es noch dazu ein Umstand, von dem sie selbst keinen Anfang oder Ursache anzugeben wüßten, so wäre es möglich, daß meine Gedanken selbst ihren Beyfall, es sei im Ernste, oder nur zum Scheine, erhalten könnten. Denn es kann unmöglich der Freymaurerey anders gehen, als es allen Sekten und Gesellschaften geht, deren erste Zeiten voller Dunkelheit sind, die man in Ermangelung der strengen Wahrheit wenigstens durch wahrscheinliche Muthmaßungen zu erhellen suchte.

Es betrifft dieser Umstand, den Ursprung der Freymaurer: nicht der Freymaurer, insofern sie eine Gesellschaft sind, welche sich des Besitzes dieser und jener Geheimnisse rühmt; (denn noch einmal, ich habe mit ihren Geheimnissen nichts zu schaffen) — sondern der Freymaurer, insofern sie diesen Namen der Freymaurer führen.

II.

Denn ich glaube nicht, daß man es der Welt jemals im Ernste überreden wolle, daß die eigentliche Mauerey oder die ausübende Baukunst, das wirkliche Geschäft [2]) der Gesellschaft sei. Die Freymaurer bekennen es wenigstens jetzt, ohne Ausnahme, daß sie von der Mauerkunst gewisse Gebräuche und Formeln entlehnt haben, um unter der Hülle derselben nur denen verständlich zu sein, welche den Schlüssel dazu besitzen: Anderson der Zusammenschreiber ihres Constitutionsbuches, der uns die Geschichte der Architektur für die Geschichte ihres Ordens gab, würde freilich den Spaß ein wenig zu weit getrieben haben, wenn man ihn im Verdacht haben könnte, es sei ihm wahrscheinlich [3]) gewesen, daß man dieses Alles zu thun, als ein Evangelium anführen werde. Aber er drückte seinem Werke so viele und so unverkennbare Spuren der Erdichtung [4]), bis auf einen gewissen Zeitpunkt, ein: daß unmöglich jemand dadurch betrogen werden könnte, (als) der sich nicht willig wollte betrügen lassen.

Hiermit fallen sonach alle nichtige Vorgeben weg, welche die Entstehung des Ordens von Errichtung irgend eines großen Gebäudes herleiten. Weder die Arche des Noah, noch der Tempel des Salomo, noch der neu zu errichtende Tempel in Jerusalem [5]) zu den Zeiten der [6])

Dahingegen entsteht die Frage, wenn der Orden mit der eigentlichen Mauerey nichts zu thun hat, wenn er von diesem Handwerke bloß Sprache und Gebräuche entlehnt hat; wie kam es, daß er eben auf ein Handwerk und gerade auf dieses und kein anderes verfiel? Wie wenig ist die Mauerey, um ihm zu den erhabensten Gedanken von ihr Fabeln und Anspielungen zu erborgen? Wie erlangt man das — — — [7]) um sich hinter dem unverbauten Räthsel einer mechanischen Kunst zu verstecken?

III.

Freymaurer ist nichts als die wörtliche Uebersetzung von Free Masson [8]). Bei Untersuchung dieser Benennung muß also nicht das deutsche, sondern das englische Wort zum Grunde genommen werden. Die Leute heißen Freymaurer, weil sie in England, wo sie länger zu Hause gehören sollen, Free Massons heißen: Aber warum heißen sie da Free Massons in dem Verstande des deutschen Freymaurer?

(so auch copirt?), daß Lessing in's Innere der Freimaurerei gar nicht hineinsah, sondern nur durch das Wort **Massoney** auf eine Hypothese fiel, die ihn himmelweit von der Sache abbrachte; obgleich freilich sein Scharfsinn immer sichtbar ist. Aber gerade dieser Scharfsinn u. s. w. (Von der ersten mit NB. bezeichneten Randnote ist Gebrauch gemacht. Göckingk.) Nämlich: **Tant pis.** — Es ließ sich also nicht urtheilen. N.

1) Hm! Welche Freimaurer? Die unbekannten Obern der Leute wie Stark sehen sehr gerne, wenn die Ungeweihten auf eine falsche Spur kommen, so bleibt ihr Weg desto verborgener. N.

2) Nicht das Geschäft, aber das Symbolum, die Chiffre, der Vorwand. N.

3) Ihm? Er brauchte keine Wahrscheinlichkeit. — Er wollte unter dem Scheine der Wahrheit irre führen und die Uneingeweihten leiten. N.

4) Fragliche Erdichtungen von dunkeln Anspielungen, — aber absichtlich. N.

5) Alle drei sind symbolische Benennungen, welche durch Einen Schlüssel sehr deutlich werden. .

6) Hier sind zwei Worte ganz undeutlich. Es sieht fast aus wie Kreuzzüge (?) (selbst undeutlich).

7) Hier ist im Original etwas ganz unleserlich. N.

8) **Mason, nicht Masson.** N. (Auffallend, daß in diesem Entwurfe durchgängig **masson, massoney** geschrieben ist, während Ernst und Falk, fünftes Gespräch, das richtige Masoney hat. (G.)

Man hat irgendwo die Bemerkung machen wollen, daß man Free Masson eigentlich durch Steinmetz hätte übersetzen müssen. Doch die Kelle unter den Werkzeugen der Freymaurer kann allein schon diese Bemerkung widerlegen.

Aber wenn es auch damit seine Richtigkeit hätte: so würde ich in meiner Untersuchung damit noch keinen Schritt weiter sein, und ich denke es ist bei dem Worte Free Masson sowohl in der Uebersetzung als in dem Englischen selbst ein ganz anderer Verstoß vorgegangen.

Nämlich dieser: Was im Englischen Free Massonry heißt, sollte Massony heißen, und was wir durch Maurerey übersetzt haben, hätten wir durch das alte, aber eben so deutsche als englische Wort Massoney übersetzen müssen.

Denn Massoney war seit undenklichen Jahren der Name des ältesten und berühmtesten Ordens der je auf der Welt gewesen. Ein Zweig dieses Stammes sind die Freymaurer, aber ein aufgepfropfter Zweig, wenn ich so sagen darf. Ihr Orden war ursprünglich eine Massoney, aber eine freiere Massoney[1]) und nur dadurch, daß man in spätern Zeiten die wahre Bedeutung des Wortes Massoney vergessen hatte, daß man Massonry mit Massony verwechselte, hat sich die Maurerey in den Orden eingeschlichen[2]). Die Brüder nämlich machten sich das allgemeine Mißverständniß zu nutze, und da man ihre Massony für eine Massonry hielt, so wurden sie bewogen, die ganze Hülle von den Maurern zu entlehnen, welche nachher so oft für die Loge selbst genommen werden.

Das ist meine Meinung in die Enge gezogen. Nun will ich sie Stückweise erörtern.

IV.

Wenn ich sage, daß Massoney der Name des berühmtesten und ältesten Ordens auf der Welt gewesen, und wenn ich die Verwandtschaft der Freymaurer mit diesem Orden zeige, so hoffe ich, daß die Brüder mich nicht verächtlicher ansehen werden, als wie ein ehrlicher Mann einen Genealogisten betrachtet, der ihm selbst zeiget, von welchem berühmten Stamme er eigentlich entsprossen. Der Genealogist braucht selbst kein Kind der Familie zu sein[3]), ja die Familie braucht ihm auch wohl ihre Archive nicht immer aufgeschlossen zu haben[4]): er kann in ihrem Stammbaum dem ohngeachtet erfahrener sein, als der Verschwisterte mit ihr. Wäre es nicht schlecht, wenn ein vornehmes Geschlecht seinen Stammbaum verleugnen wollte, weil der Verfasser ihm nicht verwandt gewesen? Weil er[5]) . . . . . die Nachricht nicht annehmen wollte, die er im allgemeinen Archive der Geschichte gefunden[6]).

Aber welcher ist er denn nun, der berühmte Orden, der von undenklichen Zeiten den Namen der Massoney geführet? Ich zweifle nicht, ob wohl meine Leser darauf antworten konnten.

Es ist mit einem Worte der Orden der runden Tafel;[7]) der erst eigentliche Ritterorden in der Welt. Wenn aber der Stifter desselben der Celtische König Arthur sein soll; wenn so ein König auch irgend vielleicht in der Welt gewesen, wenn wenigstens seine Thaten so voller Fabeln sind, daß sie in der wahren Geschichte kaum einen Platz verdienen, so bleibt doch darum der Orden der runden Tafel oder der Tafelrunde außer allem Zweifel.

V.

Das Wort Massoney heißt seinem Ursprunge nach so viel als Tischgesellschaft und stammt von einem alten Celtischen[8]) Worte ab, welches im Angelsächsischen Masa und im Gothischen Masa heißt und einen Tisch bedeutet; daß es auch in dem alten deutschen Dialekte nicht fremd gewesen, zeigen, außer dem Worte Massoney selbst verschiedene andre Wörter, die theils vor so langer Zeit noch nicht üblich waren, oder auch noch üblich sind. So heißen noch beym . . . . . . Masgenosse[9]) so viel als Tischgenosse und das itzt noch, obgleich fast nur in einem übeln Verstande gebräuchliche Maskopey,[10]) welches man seiner Ableitung nach nicht

1) Ist denn in England je das Wort Massony gewesen? — am wenigsten Free-Massony; beides ist nicht englisch. R.

2) Eingeschlichen? Von Anfang an hatten sie Wagen und Werkzeuge der Maurer.

3) Es ist nicht nothwendig, daß der Genealogist ein Kind der Familie ist — (von derselben Hand am Rande).

4) Hm! Wenn aber aus den Archiven eine ganz andere Genealogie erhellt, als die Muthmaßungen des Genealogisten?

5) Hier sind einige Worte ganz unleserlich.

6) Nicht gefunden. — Bloß sinnreich aus einer Aehnlichkeit des Namens gemuthmaßet, ohne bestehenden (?) Grund.

7) Daß die Massoney die runde Tafel gewesen, ist nicht historisch erwiesen; eben so wenig, als daß die runde Tafel im Orden gewesen.

8) Der Beyname Arthurs ist undeutlich, vermuthlich brittisch (?), denn ein Celte war doch Arthur nicht.

9) Mate ist nicht Mas. — Mas heißt auch Haus. (?)

10) Maskopey ist nicht verächtlich. Maatschappy ist Holländisch, heißt Holländisch Gesellschaft.

als einen gesellschaftlichen Handel kannte. Denn am Tische waren unsere Voreltern am gesellschaftlichsten, da überlegten sie mit einander, da machten sie gemeinschaftliche Anschläge.

Kurze derartige Notizen, die sich Lessing auf Zettel geschrieben hatte. (N).

Die Freimaurerey hatte schon seit undenklichen Zeiten in Europa und besonders in den nördlichen Theilen desselben, wo sie entstanden, unter einem andern Namen geblühet, als einige thätige Glieder derselben in England zu Anfang dieses Jahrhunderts den Entschluß faßten, näher an das Licht zu treten, und von ihren wohlthätigen Geheimnissen der Welt so viel mitzutheilen, als sie zu fassen vorbereitet genug war.

Massoney.

1. In der Mörin Hermanns von Sachsenheym.[1])

a) S. XXIX wo der König zu dem Schreiber sagt:
„Gang hin, und bring mir Ritter drei
Die besten aus der Massonei
Derselben Stadt wöllen wir hon."

b) S. XLI sagt der Ritter: Wenn es auch wäre,
Daß die ganz Massonei für mich bet
So förcht ich doch, Brinhilt lig ab.[2])

Bruder Anderson hat auf Befehl und mit Genehmigung der großen Loge das Constitutionsbuch herausgegeben 1738. Auch schon 1722 p. 194 und 195. Auch hat sie es als das einzige Buch zum Gebrauch der Logen empfohlen.[3])

Bruder John Fieldeck hat es hernach übersetzt, und auch diese Ausgabe ist von der großen Loge gebilligt worden.[4])

Die St. Paulskirche ward von Wren 1673 angefangen und 1711 vollendet.[5])

P. 190 hatte der Großmeister Payne die alte Gothische Constitution untersucht.

P. 191 Die alten Urkunden von Nic. Stone verbrannten im Jahre 1721, damals hatte die Loge noch nichts drucken lassen.[6])

NB. Von den ältern Logen der Freimaurer p.264 und 265.[7])

Apologie.

Privilegien, welche Carl XI. König der Schweden, der Loge von Gothenburg gegeben: Juden und Heiden nicht aufzunehmen.

S. hierüber: Nicolai, Einige Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer. Veranlaßt durch Buhle 1806.

Zu S. 236. Der Graf Chotek, welcher die feine und so tief empfundene Aeußerung gethan, war ohne Zweifel Johann Rudolph Graf von Ch., geb. 1748, vom Kaiser Joseph II., „der die staatsmännischen Talente des Mannes frühzeitig erkannte" im Jahre 1770 (also bald nach der Rückkehr von dieser Reise zum niederösterreichischen Regierungsrath berufen ward, und später 1802, zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben, er starb 1824. Von seinen Söhnen folgte ihm Graf Karl von Chotek, geb. 1783, im Jahre 1826 zum Oberstburggrafen von Böhmen, wurde 1843 von dieser Stelle enthoben, auf welcher

---

1) Ein allegorisches Gedicht von der Minne, oder vielmehr von dem Minnegericht, verfaßt 1450, herausgegeben Straßburg 1512. fol. (Gräße II, 2, 2. 977.) G.

2) Diese Stellen sind merkwürdig, aber haben sicherlich mit der Freimaurerei nichts zu thun, die viel jünger ist und von der Mauerey Namen und Wappen hat. Es ist ja immer noch die Frage, was heißt Massoney? Wahrscheinlich eben das, was hernach Club, und nun ist Lessing sogar den Beweis schuldig, daß je das Wort Massoney in England vorkommt. Wie kann er denn aber sagen: Free Massonry sollte Massony heißen?

3) Lessing verließ sich auf diese lügenhaften Citationen, und weil er die Freimaurerei nicht kannte, sah er nicht, daß es dunkle Anspielungen und Chiffern unter dem Schein der Geschichte waren.

4) ? ?

5) Hat mit der Freimaurerei gar keine Verbindung, da es nicht wahr ist, daß die Freimaurer an der Paulskirche gearbeitet, oder Geld dazu gegeben haben. Ich habe ja deutlich gezeigt, daß ...... schon 1646 Freimaurer, und daß ...... das Wort free mason vorkam.

6) Merkwürdige Geschichte, in Chiffern gesagt.

7) Diese Citation ist vermuthlich aus Stark's (?) Apologie. Dieser schlaue Sünder wollte so nach Schweden hinreisen (hinreisen?) und verfälschte die Geschichte.

er sich unsterbliche Verdienste um das Land erworben. (Vgl. den Artikel: Chotek in der 10. Auflage des Conversations-Lexicons, und zahlreiche Artikel in dem von Dr. de Carero herausgegebenen Almanach de Carlsbad.)

Zu S. 241. Lessings Ankündigung[1]) von Reiske's Demosthenes.

Gelehrte Sachen.

Wir haben in verschiedenen Blättern des vorigen Jahres einer vorhabenden Ausgabe der Werke des Demosthenes und der übrigen attischen Redner, vom Herrn Dr. Reiske in Leipzig gedacht. Gegenwärtig können wir den Liebhabern der Griechischen Literatur die Nachricht ertheilen, daß mit dem Drucke des Demosthenes bereits wirklich der Anfang gemacht worden, und instehende Ostermesse der erste Theil davon erscheinen soll. Wir haben nicht nöthig, zur Anpreisung dieses Unternehmens viele Worte zu verschwenden. Wem der Name Reiske nicht statt aller Anpreisung ist, muß überhaupt ein Fremdling in dieser Art Gelehrsamkeit sein. Aber wie sehr wünschten wir, das kennende, und das sich noch weiter erstreckende vermögende Publikum, wenn es auch nur aus Patriotismus wäre, zur kräftigsten Unterstützung des Herrn Dr. Reiske aufmuntern zu können. Es ist kein schlechtes Vorurtheil für Deutschland, daß in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren ohnstreitig mehr gute und schöne Ausgaben klassischer Schriftsteller aus beiden Sprachen, da erschienen sind, als in irgend einem andern Lande; und gegenwärtige Ausgabe des Demosthenes insbesondere werden uns selbst die Engländer, ohnerachtet ihrer prächtigen Taylorschen, beneiden müssen. Eine Probe des Druckes ist auf dem Kaiserl. Adreßcomptoir zu sehen, allwo man auch die Pränumeration von einer halben Pistole auf einen Theil bis zu gedachter Ostermesse anzunehmen erbötig. Nach der Zeit wird kein Exemplar unter 3 Rthlr. der Theil verlassen werden. Für (eine?) kleine Anzahl Exemplare wird auf größeres, noch schöneres und stärkeres Papier als die Probe zeiget, abgezogen, auf welche an drei Thaler voll pränumerirt werden und die nach der Hand überhaupt schwerlich zu haben sein dürften.

Hamburger Neue Zeitung 1770 Nr. 25, den 13. Februar.

Daß diese Anzeige von Lessing herrührt, beweisen mehrere Stellen in Lessings Briefwechsel, aus welchen Lachmann, der nur durch einen Zufall verhindert wurde, dieses Stück in den XIII. Band aufzunehmen, auf das Vorhandensein einer solchen schloß. Den 7. Januar 1770 bittet Reiske Lessing um die Besorgung einer solchen Anzeige XIII. 207, und den 6. April stattet er seinen Dank für dieselbe ab XIII. 217, wie denn auch Lessing, der unterdessen Hamburg verlassen hatte, in der Antwort auf beide Briefe am 13. October XII. 262 äußert: „an meiner Empfehlung in Hamburg habe ich es nicht mangeln lassen."

In dem Briefe vom 6. April setzt Reiske hinzu: „In wenig Tagen wird der erste Band des Demosthenes fertig sein. Könnte derselbe durch dero Vermittlung ein eben so ehrenvolles Zeugniß in der hamburgischen Zeitung erhalten, als die bloße Ankündigung und Probe desselben zu erhalten das Glück gehabt, so würde das ein Zuwachs u. s. w." Aber hier hat Lessing wirklich nur eine Anzeige vermittelt: es findet sich eine solche im 198. und einigen folgenden Stücken den 13. December 1770 u. s. w., aber Ton und Haltung lassen nicht an Lessing denken, das unterzeichnete N. könnte auf Nölting leiten.

Die Lessingische Anzeige deutet auf frühere Besprechungen des Reiskeschen Unternehmens zurück. Diese bestehen in Verhandlungen über den Umfang desselben und die bei ihm einzuschlagende Methode In Nr. 113 des Jahrganges 1768 findet sich ein „Auszug eines Schreibens über den Plan des Herrn Dr. Reiske zu einer neuen Ausgabe des Demosthenes," wo die Größe des Vorhabens, das sich auf alle Redner erstrecke, bewundert, und Reiske für denselben vollkommen gewachsen erklärt wird, jedoch demselben verschiedene Rathschläge ertheilt werden, das Werk theils wohlfeiler, theils verkäuflicher einzurichten, z. B. dadurch, daß er die lateinische Uebersetzung nicht wegließe. Reiske beantwortet in Nr. 154 und 155 desselben Jahrganges diesen Aufsatz, dessen wohlwollende Tendenz er anerkennt; er läßt sich hier näher über seinen Plan aus; wenn er die lateinische Uebersetzung habe weglassen wollen, so sei das, weil er theils überhaupt „lateinischen Uebersetzungen griechischer Bücher nicht gut sei, besonders wenn das lateinische neben das griechische gedruckt werde," theils mit Rücksicht auf die Neugriechen. Dagegen findet sich Stück 182 desselben Jahrganges die Notiz: der Herr Dr. Reiske in Leipzig ist nun entschlossen, vors erste noch nicht, als eine Handedition von Demosthenes mit Wolfens lateinischer Uebersetzung und guten Registern zu liefern; bis zu seiner Zeit auch das übrige nachfolgen könne. Endlich steht im 30. Stück 1769 noch eine Erklärung von Reiske selbst, in welcher er nach seiner Weise ohne sonderliche

1) Nach der Abschrift unter Danzel's Papieren, welche er mit kritischen Bemerkungen begleitet hat. Bemerkenswerth für das Verhältniß Lessing's zu Reiske, und zugleich als Nachtrag zu Lessing's sämmtlichen Schriften.

Menschenscheu sagt: wenn er vor einiger Zeit einen Plan zu einer Ausgabe der attischen Redner bekannt gemacht, und dieser, wider Vermuthen, wenig Eingang gefunden, dieses aber daran liegen solle, daß er die lateinische Uebersetzung wegzulassen beabsichtigt — „das ist nun zwar allerdings keine Ehre für unser Säculum. Gleichwohl ist das in der That der größte Stein des Anstoßes. Man bringt auf die lateinische Uebersetzung. Man will das Werk nur um der Zugabe willen kaufen. Gut, ich ergebe mich darein. Ob ich mir nun gleich bewußt bin, daß ein solches Werk zum wahren Vortheile der Käufer und der griechischen Literatur nicht besser eingerichtet werden könnte, als ich vorgeschlagen habe; so sehe ich doch leider nur gar zu wohl ein, daß, wenn ich auf meinem ersten Vorsatze beharre, das Werk niemals zu Stande kömmt. Wirkliche Besserungen und wesentliche Vortheile können oftmals wider herrschende Moden und eingewurzelte Vorurtheile nicht aufkommen. Dem Strome muß man weichen." Er entschließt sich also die lateinische Uebersetzung beizufügen. — Hier könnte man nun bei der ersten Anzeige an Lessing denken, allein sie ist zuverläßig nicht von ihm. Und zwar wegen den beiden folgenden Sätze nicht: „Gesner bewunderte ihn — Reiske — auch wo er mit ihm nicht einig war: eben das thun Ernesti und Heyne. Aber seinen deutschen Demosthenes hätte er nicht machen müssen." Nämlich wenn Lessing auch vielleicht nicht wissen konnte, daß Ernesti keineswegs ein Beschützer Reiskes war, so würde er doch das Gegentheil nicht aus der Luft gegriffen haben, und hätte er sich über den deutschen Demosthenes hier so wegwerfend ausgedrückt — sein Tadel desselben gegen Heyne XII. 162, ist so schroff bei Weitem nicht — so würde er weder Reiskes Erwiderung so ruhig haben hingehen lassen — Reiske sagt in Nr. 154, das Urtheil jenes unbekannten Freundes über den deutschen Demosthenes halte er ihm zu gute, es sei doch mehr nicht als ein Privaturtheil, das eben sowohl sich der Prüfung unterwerfen müsse, wie jedes andre, vielleicht kenne er auch den deutschen Demosthenes mehr aus dem Geschreie der Leute, noch aus eigener Prüfung — noch vollends in seinem ersten Briefe an Reiske sich so anerkennend über diese Uebersetzung, die besonders von Klotz angegriffen worden war, dem er wohl von Anfang an nicht nachgesprochen hatte, ausgedrückt haben, wie man es XII. 223 liest.

Zu S. 243. Aus den handschriftlichen Briefen von Ernestine Reiske an Joh. Gottl. Schneider. [1])

Leipzig, den 25. November 1775.

Mein werthester Herr!

Sie irren sich, wenn Sie meinen, daß ich alle Bücher meines sel. Mannes, die nicht in die Auktion gekommen, selbst behalten habe. Ohngefähr einige 30 alte niedliche Ausgaben vom Aldo, weil sie klein und hübsch waren, habe ich behalten. Allein alle Bücher, in welchen etwas von meinem sel. Manne geschrieben stand, und alle Manuscripte habe ich Herrn Lessingen nach Wolfenbüttel zugeschickt; weil ich sie da den allerbesten Händen anvertraute. Ich habe auch nicht einmal ein Verzeichniß davon behalten, welches aber Herr Lessing mit der Zeit im Drucke bekannt machen wird. Ist etwas in dem Buche, das Sie verlangen, geschrieben gewesen, so ist es ganz gewiß mit nach Wolfenbüttel gekommen. Herr Lessing würde aber auch ganz gewiß dem Herrn von Brunk damit aufwarten, wenn er in Wolfenbüttel gegenwärtig wäre. Allein jetzt ist er in Italien, und diese Bücher sind unterdessen in Wolfenbüttel eingeschlossen. Seine Abwesenheit kann auch wohl noch einige Monate dauern, so sehr ich wünschte, daß sie kaum noch einige Tage dauern möchte. — — — Ich habe diese Messe nicht gewußt wo mir der Kopf steht. Zu Anfang der Messe vertrat ich mir den Fuß so närrisch, daß kleine Adern zerrissen waren, und ich den Fuß 14 Tage in dicken Tüchern gewickelt herum schleppen mußte, dabei hatte ich meinen Buchhandel zu besorgen, und bekam Besuch von Verwandten, für deren Bewirthung ich auch sorgen sollte, und konnte doch nicht gehen. Ich war in der That sehr übel daran, und hatte keinen Menschen, der mir beistand. Ueberdem machen mir auch die Liebesgrillen den Kopf bisweilen schwindlich. — —

Leipzig, den 15. Oktober 1778.

Mein werthester Herr!

Sie kommen mit Ihrer Gratulation gar nicht zu späte, Sie kommen zu zeitig. Leider bin ich noch nichts weniger als glücklich. Ich weiß nicht einmal, wo mein angebetheter — itzt ist. Grillen, lauter Grillen beschäftigen mich itzt. Zur Einsamkeit bin ich wahrhaftig

---

1) J. G. Schneider lebte 1774 bis 1776 in Straßburg bei Brunck, welcher ihn 1774 auf der Durchreise durch Göttingen, auf Heyne's Empfehlung, kennen gelernt und als Gehilfen bei seinen philologischen Arbeiten mitgenommen hatte. In Leipzig, wo er früher studirte, gehörte Reiske zu seinen Lehrern. (Biogr. univ. art. Schneider.) Mein verehrter College, Herr Geheimer Archivrath Prof. Dr. Stenzel, in dessen Besitz Schneider's handschriftlicher Nachlaß sich befindet, hat mir diese Auszüge zu nehmen freundlich gestattet.

nicht geschaffen. Die macht mich schrecklich ängstlich. Viele gutherzige Männer bieten mir ihre Hand und ihr Herz an. Allein nur der Eine ist es, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann, und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde. Und der Eine ist entfernt, vielleicht noch sehr lange, vielleicht auf immer entfernt! Ist das nicht traurig? —

Leipzig, den 28. September 1776.

Mein werthester Herr Professor!

Die äußere Gestalt Ihres Briefgens an mich, und auch seine Schreibart, haben beyde viel ähnliches von einem Liebesbriefgen. Sie waren wohl ein wenig begeistert, und hatten so eben von Ihrer Schönen in St. geträumt, als Sie an mich schrieben, und da waren Ihre Ideen noch so lebhaft. — — — Mein lieber Freund hat seit Ihrer Abreise von hier schon dreimal wieder an mich geschrieben, und ist schon lange wieder an seinen Ort zurückgekommen — — Sie wollen mein Befinden wissen? Das ist so wie es nothwendig sein muß, wenn man sehr sehr viel wünscht, und wenig, sehr wenig hofft. — — — Wenn Sie bethen — und ich hoffe, daß Sie es zuweilen thun — denn der Mensch ist sehr elend, der nicht an den Schöpfer gedenken, nicht Vertrauen zu ihm haben kann — Also mein werthester Freund, wenn Sie bethen, so schicken Sie auch einen frommen Seufzer für mich zu Gott, daß er mein Herz bald zur Ruhe bringen möge; wenigstens, wenn es in dieser Welt nicht möglich ist, doch in Grabe.

Leipzig, den 5. März 1777.

— In Kurzem werde ich Ihnen eine Ankündigung der Ausgabe des Lebens meines sel. Mannes von Herrn Hofrath Lessing zuschicken. Es soll in 3 Bänden auf Pränumeration gedruckt werden. Vollständiger, besser und schöner ist gewiß noch keines Gelehrten Leben beschrieben worden, als dieses werden wird. — Warten Sie nicht schon mit Verlangen darauf.[1])

Zu S. 264. Aus Weiße's Brief an Garve.

Leipzig, den 4. März 1775.

— Vermuthlich haben Sie schon gehört, daß Lessing 8 Tage bei uns gewesen ist, und auf seiner Rückreise von Berlin und Dresden wieder zu uns kommen wird. Er ist täglich bei mir gewesen und hat mir viele Beweise seiner alten Freundschaft gegeben, so weit bei ihm diese gehen kann, denn bis ans Herz geht sie nicht leicht. Im höchsten Vertrauen hat er mir gesagt, daß ihn sein unruhiger Geist bald wieder von Wolfenbüttel wegtreiben werde und daß diese Reise die Vorbereitung sei. Aber wohin? Ja das weiß er nicht. Er habe so viel Jahre ungebunden und ohne Amt gelebt, und sei nicht verhungert: also — da ist ihm der Ort und dort die Menschen verhaßt. Wahrhaftig tauschte ich doch meine Unwissenheit mit meinem Bischen Pflegma, das sich ein Bischen Brot in Ruhe lebt, nicht um alle die unruhige Weisheit. Mit Göthen's und seines Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen war er äußerst unzufrieden. Ein Bischen Witz und Laune, sagt er, gölte ihm eben so viel, als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gefallen sein, der, wenn er sich keiner Regel unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein schöner, durchdachter Plan und die geschickte Herbeiführung der Situationen mit der gehörigen Entwicklung gut ausgebildeter Charaktere, erfordern mehr Genie. Höchst aufgebracht war er gegen die Leiden des jungen Werther und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalems wäre ganz verfehlt: er sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer nachdenkender Philosoph gewesen. Er selbst besäße einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm, die er über die Unsterblichkeit der Seele, die Bestimmung des Menschen u. s. w. bei Gelegenheit des Phädon von Moses aufgesetzt und die er (Lessing) nächstens mit einer Vorrede herausgeben wolle; er habe deswegen bereits am (sic) Vater geschrieben und dazu die Erlaubniß erhalten, doch soll noch kein Mensch etwas davon wissen. Kurz ich merke, er wird ihm einmal jählings wie Klotzen auf den Nacken springen; doch da es Göthen auch

1) Ernstine Reiske heirathete nicht wieder; sie lernte einen gebildeten jungen Edelmann, den nachherigen Drost von Egidy, kennen, der sich von Seiten des Charakters ihre Achtung erwarb, und nahm ihn an Sohnes Statt an. 1780 verließ sie Leipzig, ein Jahr lang lebte sie zu Dresden, hernach bei Braunschweig und zuletzt zu St. Campen bei Egidy, wo sie 1798 starb. (Meusel's Lexicon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XI, 191., wo auch ihre Schriften verzeichnet sind.) Von der Bedrängtheit, welche in dem Reiske'schen Hause herrschte, machte J. G. Schneider seinem Freunde Middeldorpf, von dem ich es habe, eine ergreifende Schilderung. So trug Reiske in der Dunkelheit am Abend die Brote, welche seine Frau am Tage selbst gebacken, zum Bäcker. Deutsche Gelehrte mögen sich an diesem Schicksale spiegeln! —

nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren. Basedow und Lavater hießen ihm ein paar enthusiastische Narren und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. So viel er Zweifel in die Sache selbst setzte, so behauptete er, man müsse, wenn ja etwas dran wäre, die Menschen ganz nackend sehen, weil oft ein garstiges Gesicht auf einem sehr schön gebauten Körper stünde. Von Ihnen sprach er mit großer Hochachtung und sagte, daß er, um philosophische Ideen mit Klarheit und Richtigkeit auszudrücken, gegen Sie ein Schurke sei. — Ich schreibe Ihnen nicht Gewäsche, weil ich weiß, daß Ihnen der Mann nicht gleichgültig ist. Im Ganzen hat er mir besser gefallen als sonst, wann er von Berlin kam, und scheint der Hof seine Sitten und seinen Umgang um ein Großes gemildert zu haben. Sollte er wieder zurückkommen, so erfahre ich vielleicht von der Absicht seiner Reise ein Mehreres; denn er schien mir noch etwas auf dem Herzen zu haben, das er mir sagen wollte, woran wir aber immer gehindert wurden. Ein gewisser quidam hat mich vor einigen Tagen versichern wollen, daß man in Dresden mit Hagedorns Dienste auf ihn Absicht habe, da dieser rechtschaffene Mann immer schwächer wird und seines Gesichts beinahe ganz beraubt ist. So sehr ich uns zu dieser Acquisition Glück wünschen wollte, so weiß ich doch nicht, ob er sich dabei auf lange wohl befinden würde. Mit Lipperten würde es seltsame Auftritte geben.

Zu S. 272. Dieses Tagebuchs erwähnt schon Karl Lessing im Leben seines Bruders S. 360 mit dem Bemerken, daß Lessing es wenigstens dann herauszugeben hoffte, wenn er eine zweite Reise dahin angestellt haben würde. In einer Anmerkung sagt er: „Es erfolgt, so wie es aus seinen Papieren zusammengetragen worden, am Ende ganz vollständig." Dies ist, wie man weiß, nicht geschehen; doch hat Schink in Lessings Leben (Lessings Schriften I. Band, Berlin 1825, S. 94) schreiben können: „Ein Tagebuch über diese Reise hat sich aus seinen Papieren zusammengefunden und ist vollständig seinen Schriften einverleibt worden!" — Das Tagebuch, ein in Leder gebundenes Manuscript mit vielen leeren Blättern, befindet sich jetzt in den Händen des Herrn Kammergerichts-Referendarius Lessing, der es von seinem Oheim, dem Hofrath gleichen Namens in Berlin geerbt hat. Vergl. die Vorrede zur ersten Abtheilung.

Zu S. 281. Nicolai sagt in seiner Gedächtnißschrift auf Engel (Berlin 1806, S. 20) auf Anlaß von Lorenz Stark: „Es ist irgendwo (nämlich in dem 1805 erschienenen LXXI. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 161) gesagt worden, dieser Roman wäre zuerst zu einem Schauspiele angelegt gewesen, wozu Engel durch einen freundschaftlichen Streit mit Lessing über Diderots Hausvater Veranlassung genommen hätte; das Schauspiel hätte aber Engel liegen lassen, nachdem des Herrn v. Gemmingen deutscher Hausvater erschienen wäre und die bereits fertigen Scenen wären sodann zu dem Romane umgebildet worden. Dies alles ist ganz unrichtig. Engel ist überhaupt niemals mit Lessing in sehr genauer Verbindung gewesen, da beide nie zusammen an Einem Orte lebten. Sie haben sich nur im Jahre 1776 einigemal gesprochen, als Lessing zum letztenmale in Berlin war, und wurden sich da freilich wechselseitig sehr werth. Was Lorenz Stark betrifft, so berührt dessen Entstehung uns hier nicht: das Gespräch zwischen Engel und Lessing aber wird durch Nicolais Bemerkungen nicht im geringsten zweifelhaft gemacht, wenn auch Nicolai nichts davon wußte, der allerdings zu glauben schien, daß nur das über Lessing wahr sei, worum er wisse.

Zu S. 296. Mein lieber Müller![1])

Wie? Sie wissen, was der Minister mir in seinem Letzten geschrieben und können mit mir so sprechen? Doch Sie sprechen im Namen des Ministers und Sie würden in Ihrem eigenen Namen gewiß anders sprechen; in Ihrer eigenen Person gewiß anders handeln, als Sie zu wollen scheinen, daß ich handeln möchte. Wie? ich sollte in Rücksicht der Pension, mit welcher man mir das Maul geschmieret, das Geringste für die Academie oder für die deutsche Gesellschaft oder für das Theater thun? Die Verbindung, in die ich zu Mannheim mit so manchem braven gelehrten Manne gekommen, wird mir immer heilig bleiben. Ich werde mir immer eine Ehre daraus machen, in Ihrer Genossenschaft an dem zu arbeiten, woran ich, nach meinen Kräften, auch unbezahlt zu arbeiten gewohnt bin. Aber jetzt in Rücksicht auf die Pension, sollte ich das Geringste von dieser Art thun? Nimmermehr, mein lieber Müller, fragen Sie sich selbst.

Mögen doch Wieland und Klopstock, um in Mannheim Fuß zu bekommen, thun was sie wollen. Ihr Exempel muß hier auf mich nichts wirken. Ob mein Exempel, wenn sie hören, wie man in Mannheim mir begegnet, nicht auf sie wirken wird, ist eine andre Frage. — Und was sagen Sie nun vollends dazu, was man mit dem ehrlichen Manne machen

1) Von Lachmann dem Dr. Danzel mitgetheilt; Lachmann erhielt den Brief von Herrn Künzel.

will, der Ihnen dies übergiebt? Ich empfehle ihn Ihnen, wenn ein ehrlicher Mann einem ehrlichen Manne empfohlen zu sein braucht. — Leben Sie recht wohl, und lernen Sie das Wort der Großen für das halten, was es ist.

Wolfenbüttel, den 15. April 1777.

Der Ihrige

Lessing.[1])

Zu S. 316. Lessing's Begräbniß,[2])

ein nach den Acten der Fürstlich Braunschweigschen Kammer abgefaßter Bericht von Dr. Carl Schiller.

Nicht allein, weil Alles, was auf Lessing Bezug hat, von Interesse ist, sondern hauptsächlich aus der Rücksicht, weil sich selbst in Lessing's Todtenstadt die, hin und wieder sogar öffentlich ausgesprochene, sehr irrige Ansicht[3]) hat vernehmen lassen, daß dieser Heros der deutschen Literatur nächtlicher Weile und nicht mit der ihm gebührenden Ehre bestattet worden sei, glaubte sich Verfasser dieser Zeilen verpflichtet, den Acten der ehemaligen Fürstl. Braunschweigschen Kammer diejenigen Notizen entnehmen zu müssen, welche über diesen Punkt das erforderliche Licht zu verbreiten geeignet sind.

Unmittelbar nach dem, am 15. Februar 1781 zu Braunschweig[4]) erfolgten plötzlichen Tode Lessing's, erließ Herzog Carl Wilhelm Ferdinand an die Fürstl. Hof-Kasse einen Specialbefehl, die nöthigen Vorschüsse für die Beerdigung zu leisten. Diese fand am 20. Februar g. J. statt und zwar auf eine, dem Range Lessings und der Gesinnung seines landesväterlichen Beschirmers gleich würdige Weise.

Zunächst wurde Lessing's Tod nach üblichem Gebrauch durch einen öffentlichen Miethslaqnais dem Kreise seiner Bekannten angesagt, hierauf in den öffentlichen Anzeigen bekannt gemacht, und sodann von der Kanzel herab durch den Prediger der Magni-Kirche die Danksagung geleistet. Lessing erhielt auf dem, zwischen dem Stein- und Augustthore belegenen Magni-Kirchhofe eine eigene Grabstätte; sowie auch einen hohen Sarg, eine sogenannte „Nußkiste," welche mit schwarzem Tuch überzogen und mit verzinnten Griffen und Schildern geschmückt wurde. Der Sarg war im Innern mit weißem Zeuge garnirt, und die Leiche mit einem weißen, neuen Sterbegewande und weißen Handschuhen bekleidet. Am Tage der Beerdigung wurde der Sarg, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgestellt. Nachdem sich das Leichengefolge im Sterbehause versammelt hatte, setzte sich der Trauerzug unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, welche von vier Dienern geführt wurden. Außer dem, in vier Kutschen vertheilten Leichengefolge, befanden sich noch 16 Träger im Zuge. . . . .

Der Geheimerath von Münchhausen forderte nun von Fürstlicher Kammer den von Fürstl. Hof-Kasse gemachten Vorschuß obiger Summe zurück, wurde jedoch mit dem Bescheide zurückgewiesen, daß diesem Ansuchen ohne Genehmigung Sr. Durchlaucht nicht gewillfahret werden könne. Auf den dieserhalb unter dem 14. April 1781 gemachten Antrag des Finanz-Collegiums beschloß der Herzog: 1) daß die von der Hof-Kasse vorgeschossene Summe von 154 Rthlr. 30 Groschen aus der Kammer-Kasse dahin zurück zu zahlen, und dieser Posten inter Extraordinaria in der Kämmerei-Rechnung aufzuführen sei; 2) daß die, dem Verstorbenen kurz vor seinem Tode vorgeschossene, und nicht wieder abgetragene Summe von 600 Rthlrn. dergestalt in Absatz gebracht und berichtigt werden solle, daß dagegen an dessen Erben eben so wenig die Sterbe- als Gnaden-Quartals-Besoldung ausgezahlt werde. Aus einer, dem Promemoria des Finanz-Collegiums beigefügten Note erhellet, daß Lessing 900 Rthlr. jährliche Besoldung zu genießen hatte, wovon resp. 9 und 3 pCt. decourtirt

1) Einen andern Brief Lessing's spätern Datums an Müller aus Wolfenbüttel den 6. Mai 1777 wird Herr v. Maltzahn in der neuen Ausgabe von Lessing's Schriften mittheilen. Er betrifft vornehmlich Seilern, und das Benehmen des Ministers von Hompesch, welchen Müller vertheidigt hatte. »Daß sie mir, mein lieber Müller, übrigens versichern, daß Hompesch an allen diesen Dingen unschuldig ist, ist mir zum Theil lieb, weil ich doch noch nicht alle Achtung gegen diesen Mann verloren habe. An Seiler's Unglück kann er auch wirklich unschuldig sein. Aber gegen mich hat er doch von Anfang an als ein kleiner kriechender Minister agirt und darüber soll er die Wahrheit von mir hören. Und wenn er sie nicht geschrieben lesen will, soll er sie gedruckt lesen.«

2) Abgedruckt in der Hannover'schen Morgenzeitung Nr. 18, 21. Jan. 1845.

3) Die nach der, freilich sehr kurzen, doch wahren Notiz, welche Lessing's Bruder über diese Angelegenheit giebt, nie hätte aufkommen sollen: »Er (der Herzog) ließ ihm auf seine eigne Kosten, und von freien Stücken, ein sehr anständiges Begräbniß veranstalten.« s. G. E. Lessing's Leben, herausgeg. v. K. G. Lessing. 1793. I. p. 414. —

4) In dem Hause des Weinhändlers Angott, dem gewöhnlichen Absteigelogis des häufig in Braunschweig verweilenden Lessing's. —

werden, so daß er 800 Rthlr. baar empfing. Bis incl. 1. Februar 1781 hat Lessing seinen Gehalt erhoben, und hat daher die Kammer-Kasse nach Abzug der Sterbe- und Gnaden-Quartals-Besoldung von dem geleisteten Vorschusse von 600 Rthlrn. und von den vorgeschossenen Begräbnißkosten von 154 Rthlr. 30 Gr. einen reinen Verlust von 361 Rthlrn. 26 Gr. zu erleiden gehabt.[1]) —

Zu S. 322. Der Hamburgische Correspondent von 1770 Nr. 102 vom 14. Juli sagte über dieses Bild: „Dürften wir Herrn Nicolai einen freundschaftlichen Rath geben, so bitten wir, ins künftige lieber alle Kupfer wegzulassen, als uns vor jedem Bande mit einer Mißgeburt, wie der unglückliche Lessing abermals dasteht (er muß also schon einmal so dagestanden haben) auf vier Wochen allen Geschmack an Kupferstichen zu verleiden." Nicolai zeigte sich ärgerlich und beschämt vor Lessing (XIII. 225, vom 23. Juni 1770): und um sich lustig aus dem Handel zu ziehen, nannte er es „einen hämischen Streich von Klotzen," der sie beide zusammenhetzen wolle. Man habe ihm zwar sagen wollen, der Kupferstich wäre nach einem Bildnisse, das Lessings Vater in Kamenz besitze, gemacht; das könne aber nicht sein u. s. w. Lessing nahm die Sache eben so lustig auf (XII. 260): „Der verdammte Klotz! nicht genug, daß er uns den Streich mit dem Portrait gespielt; hören Sie nur, was er noch gethan hat . . ." (das Folgende geht auf den Fund des Berengarius.)

Danzel erwähnt im ersten Bande S. 9 in der Anmerkung eine Novelle von Karoline Lessing: Des Onkels Portrait, die sich auf G. E. Lessing beziehen und manche Familienverhältnisse berühren solle. Der eigentliche Titel der Novelle (sie steht im Schlesischen Taschenbuche, herausgegeben von W. L. Schmidt, Hirschberg 1826) heißt: „Des gelehrten Großoheims Bild." Aber von Familienbeziehungen auf Lessing habe ich wenigstens darin nichts finden können. Die Novelle knüpft blos an ein Bildniß Lessings an, und geht dann in eine Liebesgeschichte über, die sich von den gewöhnlichen fast nicht unterscheidet.

Zu S. 329. Meine liebste Mutter![2])

Ich muß Sie tausend Mal um Verzeihung bitten, daß ich meiner Zusage und meiner Schuldigkeit schlecht nachkomme. Ich bitte Sie aber auch eben so sehr überzeugt zu sein, daß es eine wahre Unmöglichkeit für mich gewesen ist, das zu leisten, was ich mit so vielem Vergnügen leiste, sobald ich es nur einigermaßen im Stande bin. Es haben seit einem halben Jahre so dringende Schulden auf mich losgestürmt, daß ich alle Mühe gehabt habe, meinen guten Namen zu erhalten. Das baare Geld ist daher bei mir so knapp gewesen, als es nimmermehr bei Ihnen hat sein können. Denn die Schwester wird doch noch immer einen Dukaten oder so etwas in Reserve gehabt haben, an dem es mir wahrlich so oft gefehlt hat. Beigehende 50 Rthlr. gehören noch zu meiner Schuld vom vorigen Jahre. Sobald mir wieder etwas Geld eingehet, will ich mich meiner Schuld für dieses Jahr gewiß erinnern. Nur nochmals bitte ich Sie, meine liebste Mutter, an meinem guten Willen nicht zu zweifeln. Die Schwester schien in ihrem letzten Briefe zwar sehr daran zu zweifeln, und ich muß Ihnen sagen, daß mich dieser Brief nicht wenig gekränkt hat. Ich will halten, daß sie es so übel nicht gemeint hat, und daß ihr freilich wohl das Feuer auf die Nägel mag gebrannt haben, da überhaupt jetzt in Sachsen schlechte Zeiten sein sollen. Ich wünsche sehr, daß Sie beide so wenig davon empfinden mögen als möglich, und daß Sie Gott inzwischen nur gesund erhalten möge.

Wegen des Lebenslaufs unsers seligen Vaters bitte ich Sie, meine liebste Mutter, beruhigen Sie sich doch nur ja. Wenn er vor Jahr und Tag wäre gedruckt worden, so wäre er jetzt schon wieder vergessen. Ein bloßer Lebenslauf, so wie er von der Kanzel nach der Parentation abgelesen werden kann, ist so gut wie gar nichts, und ob ein solcher gedruckt wird oder nicht, das würde dem seligen Manne, wenn wir ihn selbst fragen könnten, sehr gleichgültig sein. Und was die lieben Camtzer dazu sagen, daß muß uns vollends nicht bekümmern. Genug, daß ich es gewiß nicht vergessen werde, ihm ein ander Andenken zu stiften, das seiner würdiger ist, und womit gewiß auch Teophilus zufrieden sein soll. Diesem bitte ich mich zu empfehlen und verbleibe Zeit Lebens

Meiner liebsten Mutter

Wolfenbüttel,
den 9. April 1772.

gehorsamster Sohn
Gotthold.

---

1) Die an demselben Orte amtlichen Schreiben, Rechnungen und Quittungen enthalten die genaueren und einzelnsten Angaben dieser lugubern Angelegenheit; wir erlassen sie dem Leser.

2) Unter Danzel's Papieren, mit der Anmerkung: »Der Brief ist von Herrn R. (mit Bleistift Rubo), Herrn Prof. Lachmann mit dem Entwurf zu Nathan dem Weisen übergeben worden, und mir von diesem gefälligst zur Abschrift anvertraut.«

Zu S. 330. Die Zeitung für die elegante Welt von 1853 Nr. 46 (Feuilleton) S. 549 theilt auf Anlaß des Lessingdenkmals in Braunschweig unter der Ueberschrift: Der Hund und der Philosoph folgenden Zug, als Zeichen von Lessings großer Herzensgüte mit. Der Philosoph, der hier nicht genannt ist, war Könemann:

Zur Zeit, als Lessing in Wolfenbüttel lebte, meldete sich eines Tages bei ihm ein Liefländer, der übel gekleidet war und sehr deutliche Spuren des Kummers in seinem Gesicht trug. Auf die Frage, wer er sei? entgegnete ihm der Fremde: „Ich bin ein Philosoph." Diese Antwort fiel Lessing auf; und als er ihn jetzt fragte, was er wünsche, zog der Fremdling ein schmutziges Manuscript zwischen Rock und Weste hervor und sagte: „Ich arbeite hier an einer Schrift über die höhere Bestimmung des Menschen, die ich gern vollenden möchte, aber ich habe kein Dach und Fach und kein Brot. Geben Sie mir eine Kammer in ihrem Hause und nothdürftig Brot, ich will mein Buch hier fertig schreiben." — Lessing war unter den wenigen edleren Menschen gerade Derjenige, der durch eine so seltsame Anrede am leichtesten zu gewinnen war. Ohne Bedenken bewilligte er die Bitte des Fremden. Der Philosoph — er ging nun unter diesem Namen — erhielt ein Zimmer und freien Tisch, auch Taschengeld zu seinen kleinen Bedürfnissen. Er lebte froh und ungenirt in Lessings Hause und wurde wie ein Glied der Familie betrachtet. Wie Lessing sagte, sollen in dem Buche einige gute Stellen gewesen sein. Die Sprache war aber nicht das, was man elegant nennt, und überdies noch undeutsch mit grammatikalischen Schnitzern. Als Lessing den Verfasser hierauf aufmerksam machte, sagte der Philosoph in seiner gewöhnlichen lakonischen Weise: „das weiß ich, aber dies kann man ja in der Vorrede mit wenigen Worten anzeigen, daß ich diese Dinge nicht verstehe."

Der Philosoph war übrigens ein linkischer Mensch und hatte ein ungefälliges Aeußere. Dabei besaß er einen großen schmutzigen Hund, der nie von seiner Seite wich, und besonders bei Tische sehr beschwerlich war. Als man einst zu Lessing sagte: daß man wohl den Philosophen, aber nicht seinen Hund leiden könnte; versetzte er mit einiger Wärme: „Sie wissen noch nicht, was es mit diesem Hunde für eine Bewandniß hat. Der Hund ist eine Zierde des Philosophen; denn letzterer traf solchen auf seinen Wanderungen einst entkräftet und verschmachtet am Wege liegen. Der Philosoph hat zwei Wecken [1]) in der Tasche. Er spendete dem Hunde eine davon, die dieser heißhungrig verschlang; und von diesem Augenblick an hat der Hund seinen Wohlthäter nie verlassen. Ueberlegen Sie, daß damals die beiden Wecken der ganze Vorrath von Lebensmitteln war, die der arme Wanderer besaß. Er theilte redlich und, so lange ich noch Einen Weck habe — setzte Lessing hinzu — soll der Philosoph einen halben davon haben.

So blieb der Freund mit seinem Hunde während des Winters ungefähr fünf Monate im Lessingschen Hause. Als das Frühjahr anbrach, sagte eines Tages der Philosoph ganz unerwartet: Morgen früh werde ich abreisen! — Lessing, der den festen Sinn seines Mannes kannte, gab ihm in der Stille Reisegeld, und am nächsten Morgen, ehe die Familie aufgestanden war, nahm der Philosoph seinen Stab und setzte, in Begleitung seines Hundes, seinen Weg weiter fort.

Diese Anekdote erinnert an den Zug von dem dankbaren Pudel Just's in Minna von Barnhelm. Lessing hielt, in frühern Zeiten wenigstens, selbst einen Hund, der mit vieler Treue an ihm hielt, wenn die Erzählung von dem Traume wahr ist, welchen jemand im Mitternachtblatt 1827, Nr. 12 mitgetheilt hat, und die Nodnagel in sein Buch: „Lessings Dramen" S. 103 aufgenommen hat. Sie fällt in die Zeit von Lessings Leben in Breslau und wird Danzeln wohl nicht entgangen sein, der sie vielleicht nur nicht der Beachtung werth hielt. — Ehemals, da man noch keine Hundesteuer kannte, konnten rührende Züge der Art in Poesie und Leben sich häufiger ereignen.

Zu S. 333. Auszug aus den gerichtlichen Protokollen über Lessing's Nachlaß, nebst einigen Notizen über Lessing's Denkmal zu Wolfenbüttel vom Kreisgerichts-Registrator Sack.

Als der Hofrath Lessing am 15. Februar 1781 in der Behausung des Weinhändlers Angott am Egidien-Markte in Braunschweig, dem jetzigen von Hantelmannschen Hause, Abends 9 Uhr gestorben war,[2]) erließ der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand an den damaligen Bürgermeister und Rath in Braunschweig den Befehl, Lessings nachgelassene Effecten unter Siegel zu nehmen. Der Secretair Reitemeyer, welchem dieses Geschäft vom Magistrate übertragen wurde, führt in dem, unter dem 9. Februar 1781 (muß wohl

1) Semmeln.

2) Im 15. Stücke der Braunschweigschen Anzeigen vom Jahr 1781 pag. 167 wird dieser Todesfall unter der Bemerkung bekannt gemacht: Lessing sei im 53. Jahre seines Alters an einem Steckflusse verstorben.

19. Februar heißen) aufgenommenen Protrocolle an: daß er sich nach Lessing's Logis im Angottschen Hause verfügt, und daselbst zwei gepackte und verschlossene Koffer versiegelt habe, daß aber außerdem noch:

„vier Paar Schu,
„ein Paar Stiebeln,
„ein stählern Degen,
„ein spanisches Rohr mit messingern Knopf,
„ein Paar silbern Schuschnallen,
„zwei kleine paquet Zimt"

vorgefunden seien.

Durch ein Rescript des Fürstl. Braunschw. Geheime-Raths-Collegiums und der Justiz-Canzlei zu Wolfenbüttel vom 11. April 1781 wurde ferner verordnet, daß behuf des in Wolfenbüttel anzufertigenden Inventariums über den Nachlaß Lessing's, dessen in Braunschweig unter Siegel genommene Sachen dorthin gebracht, und zu dem Ende dem Canzlei-Secretair Fricke verabfolgt werden sollten.

Auch dieses Geschäft wurde dem Secretair Reitemeyer committirt, und in der darüber unter dem 17. April 1781 in der Angottschen Behausung aufgenommenen gerichtlichen Acte bemerkt: es sei zur Empfangnahme der Lessingschen Effecten der Canzlei-Advocat von Kalm von dem Canzlei-Secretair Fricke autorisirt erschienen, und demselben zwei Koffer, welche versiegelt geblieben, nebst vier Paar Schuhen, einem Paar Stiefel, einer Schlafmütze und einem Pelze überliefert worden. Das spanische Rohr und den stählernen Degen habe der Herr Münzdirector Lessing in Verwahrung genommen; die silbernen Schuhschnallen hätten sich jedoch nicht vorfinden lassen wollen, womit diese gerichtlichen Verhandlungen schließen. —

In einem ungedruckten Briefe Eschenburgs an Gleim vom 1. Juni 1781 (in Danzels Papieren) heißt es: „daß Lessings Bruder zwei Koffer Papiere und Briefschaften von Wolfenbüttel zusammengebracht habe." Er wollte sie mitnehmen, man versagte ihm aber die Erlaubniß, bis nach Ablauf des für die Creditoren angesetzten Termins. Unser Herzog hat indeß diese Verweigerung gemißbilligt, und durch ein Handschreiben aus Sanssouci aufgehoben. Heute wird Alles den Erben ausgeliefert werden, was von Papieren vorhanden und nicht zur Bibliothek gehörig ist. Aber Vollendetes und Druckfertiges wird nur wenig vorhanden sein, vollends, wenn es nicht in die rechten Hände kömmt.

Zu S. 337. Gleim an Eschenburg.[1])

Braunschweig, den 28. Februar 1781.

— Ist's denn wahr, mein bester Eschenburg, daß unser nun bei Kleist seiender ...[2]) Lessing zu Braunschweig gehaßt worden ist von allen Menschen, von hohen und niedern, gelehrten und ungelehrten? daß er sicher auf der Straße nicht hat gehen können? u. s. w. (Dies habe ihm ein junger Kaufmann, Namens Masch, erzählt und hinzugefügt, es sei nicht unwahrscheinlich, daß Lessing als ein Feind der Religion aus der Welt geschafft worden, denn Viele haben gewünscht, man möge sich dieses Ungeheuers entledigen können und er habe dies selbst von einem Soldaten, welcher Freimaurer sei und wider Lessingen geschrieben habe, gehört.)

Eschenburg erwiedert darauf den 2. März: „Nein, nein, mein verehrungswürdigster bester Gleim, so verkannt war unser Lessing hier doch nicht, wie der auf alle Weise schlecht unterrichtete junge Kaufmann Ihnen einbilden wollte. Sie begreifen leicht, daß es auch bei uns der theologischen Dunse und der blinden Namenchristen nicht wenige geben mußte, die seine letzten Schriften theologischen Inhalts verwerflich fanden, seine Absicht verkannten, seinen Sinn oft muthwillig verdrehten, ihn für einen offenbaren Religionsfeind, Spötter und Gott weiß für was alles hielten. Auch waren vielleicht manche vom ersten Range, die, weil ihnen Lessingen nicht den Hof machte, nicht viel besser von ihm dachten und urtheilten. Aber in persönliche Kränkungen ist dieser böse Leumund nie ausgebrochen, vielmehr genoß er überall der seinen Verdiensten gebührenden Achtung und Unterscheidung, und hätte der Beweise davon noch öfter und mehrere genießen können, wenn er ihnen nicht lieber ausgewichen als nachgejagt wäre. Noch vier Tage vor seiner letzten Krankheit speiste er an der Tafel des regierenden Hofes und den Tag darauf bei der verwittweten Herzogin. Während seiner Krankheit waren die Erkundigungen des Herzogs, der beiden Herzoginnen, des Herzogs Ferdinands u. s. w.

---

1) Aus Gleim's handschriftlichem Briefwechsel, in Danzel's Papieren. Dieser anziehende Brief wirft auch Licht auf Lessing's Verhältniß zum Verf. in seinen letzten Tagen.

2) Unleserlich; soll wohl »Freund« heißen.

unablässig. Ich muß das Alles, so unwesentlich es an sich ist, Ihnen zum Beweise anführen, daß er nicht von Hohen und Niedern gehaßt ist. Unter der Masse der Letztern liebten und schätzten und bedauerten ihn manche, die Gelegenheit gehabt haben, seine edle Art zu denken und zu handeln, in der Nähe kennen zu lernen. Die Wolfenbütteischen Armen erkennen den Verlust eines der willigsten Geber, der im Verborgenen so oft und so gern wohlthat. — Auch mit dem Argwohn wegen seines Todes sei es nichts. „Der Soldat und Freimaurer ist gewiß kein anderer, als ein schwärmerischer Kopf — ein Ungar, wenn ich nicht irre — der vor einem Jahre etwa ein brüderliches Sendschreiben an Lessing und ein anderes an die Freimaurer in Hamburg drucken ließ, armselige Wische. In dem Briefe an Lessing gestand er selbst, er habe ihm bei seiner Durchreise durch Wolfenbüttel ein Viatikum gegeben, desto mehr aber finde er sich gedrungen, ihm sein Unrecht vorzuhalten und an seiner Bekehrung zu arbeiten. Der Mensch soll auch wieder hier gewesen sein; aber er ist, soviel ich von ihm weiß, zu sehr Tropf und Pietist, um mörderischen Verdacht zu erregen. Auch wird die Nachricht von der Leichenöffnung, die ich Ihnen neulich gab, diesem Verdachte weiter keinen Raum geben. Hier ist, soviel ich weiß, noch kein Mensch darauf verfallen.“ — —

Zu S. 342. Zur nähern Kenntniß dieser Verhältnisse diene, was Schönemann im Serapeum von 1844, S. 233 aus den Akten der Wolfenbüttler Bibliothek mitgetheilt hat, an die Zeit im Sommer 1776, da Lessing einen Augenblick daran dachte, Wolfenbüttel mit Mannheim zu vertauschen, anknüpfend: Lessing dachte daran, seine Bibliotheksrechnungen in Ordnung zu bringen; aber — „die Bibliothekrechnungen wurden eben so wenig in Ordnung gebracht, als die Bibliothek selbst in eine andere und bessere Ordnung.“

„Während seiner ganzen Amtsführung hatte Lessing keine Rechnung abgelegt, und nach seinem Tode schwankten deshalb die Erben, ob sie die Erbschaft annehmen sollten. Glücklicherweise hat der Bibliothek-Sekretair von Cichin noch ein dünnes Heft in Quarto gerettet, auf dessen sechs ersten Blättern von Lessings eigener Hand die aus der Waisenhausbuchhandlung von 1770 bis 1776 für die Bibliothek angekauften Bücher wahrscheinlich zur Abrechnung in dieser Zeit (das letzte Datum ist vom 12. Juni 1776) verzeichnet sind. Cichin bemerkte dabei: „Bis hierher geht Herrn Lessings eigene Handschrift, die Fortsetzung „habe ich aus denen Rechnungen gezogen, so viel ich nämlich (da mir die neuen Bücher „nach 1776 niemals zu Gesicht gekommen) habe glauben können, daß sie für Fürstl. „Bibliothek angeschafft sind“ — (desgl. auf dem Umschlage): — „die Summa ist immer „von meiner Schrift, weil es Herrn Lessing zu lästig war, erst zusammen zu rechnen, ich „habe auch das Buch liniirt und geheftet.“ Den 5. April 81.

Hierbei bemerkt Schönemann in der Note: „So wurde nicht blos in den letzten fünf Jahren die Registratur durch Lessing vernachläßigt; sondern schon früher, als der Geheime Rath von Praun im Jahre 1773 aus der Lichtensteinischen Auktion in Helmstedt vier Manuscripte für die Bibliothek für 20 Thlr. gekauft hatte, setzte Lessing dieselben weg, ohne sie in die Cataloge zu tragen, oder auch nur durch den Sekretair registriren zu lassen, so daß dieser bei Anfertigung der Lessingschen Rechnungen im Jahre 1781 nicht im Stande war, jene vier Manuscripte näher zu bezeichnen oder auch nur zu nennen, weil er sie nie gesehen habe.“ Nach seiner Rückkehr aus Italien erhielt Lessing von dem Sekretair v. Cichin ein Verzeichniß der bei einer unterdessen vorgenommenen Revision vermißten Manuscripte und erwiederte nur: „er und der General-Superintendent Knittel würden sie wohl haben.“ Also waren über jene Manuscripte keine Scheine gegeben, noch weniger in dem Registraturbuche deren Verleihung angezeichnet. Ebenso fanden sich nach Lessings Tode an 30 Manuscripte und mehr als 150 gedruckte Bücher der Herzogl. Bibliothek in seiner Wohnung ohne irgend eine Nachweisung in der Bibliotheks-Registratur. Ueberhaupt kommt Lessings Name nicht ein einziges Mal im Registraturbuche vor.“

„Der Zuwachs der Herzogl. Bibliothek unter Lessings Verwaltung (heißt es im Texte weiter) wurde nicht wie in den kurz vorhergegangenen Jahren durch außerordentliche Schenkungen und Vermächtnisse begünstigt und beschränkte sich hauptsächlich auf die neuesten von der Waisenbuchhandlung in Braunschweig und andern gelieferten Werke, unter denen z. B.:

Ihre, Glossar. Suiogothicum. 2 Voll.	15 Thlr.	—	gGr.
Encyclopedie etc. par de Felice. Yverdun. T. I—XLII. avec Pl. etc.	216 „	—	„
Newton Arithmetica univ. 2 Voll. 1761	8 „	—	„
Euleri Algebra	3 „	—	„
Ejusd. Dioptrica T. I—III. Petrop. 1769, 70.	15 „	4	„
Commentar. Acad. Sc. Petropol. Tom XII—XIV.	16 „	12	„
Astruc de morbis venereis. 2 Voll. 1740	7 „	16	„
Adelungs Wörterbuch. 1—3 Thl.	18 „	—	„
Sandrarts Akademie. 1—8 Thl.	80 „	—	„
Plinius ed. Harduin. Vol. I—III.	30 „	—	„

u. s. w. gleich große Summen wegnahmen.

Außerdem wurden die Reiskeschen Schriften und Ausgaben, einige werthvolle Ausgaben lateinischer und englischer Classiker, theologische und andere Schriften, von Reiske selbst und seiner Wittwe, von Schmidt und Eschenburg in Braunschweig gekauft und aus Lessings eigener letzten Bücherauction in Hamburg (14. Mai 1770) folgende Bücher erstanden:

Demosthenes per Aldum. Venet 1504. f. = 11 Thlr.
Horatii Epp. ad Pison. et Aug. (by Hurd.) Cambr. 1757. 2 Voll. in 8vo. = 2½ Thlr.
Suidas ed Kuster. 3 Voll. = 18 Thlr.
Hildeberti Turon. Opera Par. 1708. f. = 5 Thlr.
Dactyliotheca Zanettiana = 9 Thlr.
Natter traité de graver en pierres etc. = 3 Thlr.
Eplication de div. Monum. etc. par le R. P. Dom. XXX. Paris 1739. 4to. = 3 Thlr. 8 gGr.
Muratori della perfetta poesia italiana. 2 Voll. 4to. = 4 Thlr.
Dramaturgia di Lione Allacci. Ven. 1755. 4to. = 2 Thlr.
Concina de theatri moderni etc. Rom 1755. f. = 2⅔ Thlr.
Le Mercure de 1721—1757. 254 Voll. 8vo. = 63½ Thlr.
Le Journal des Scavans de 1665—1764. 235 Voll. (NB. mit Zugabe der vorhandenen 80 Bände) für 51 Thlr. 16 gGr. Zusammen für 175 Thlr. 16 gGr.

Von der Reise über Wien nach Italien und zurück hatte Lessing 17 Bände in Folio, 77 in Quarto und 150 in Oktavo, meist archäologischen und schönwissenschaftlichen Inhalts, mitgebracht, welche nach seinem Tode, anfangs zu 300 Thlr. angesetzt, späterhin zu 250 Thlr. angenommen wurden.

Der Bibliothek-Sekretair von Cichin stellte nämlich für Lessings Erben folgende Rechnung über Lessings ganze Verwaltung auf:

Einnahme.

I.	Kassenvorrath vom Bibliothekar Hugo übergeben...	180 Thlr.	6 gGr.	10 Pf.
II.	Jährliche Einnahme von Fürstl. Kammer von elf Jahren (à 200 Thlr.)........................	2200 „	— „	— „
III.	Des Buchhändler Meißners jährl. Canon (20 Thlr. in Büchern)................................	199 „	14 „	— „
	Summa	2579 Thlr.	20 gGr.	10 Pf.

Ausgabe.

I.	An Meißners Buchhandlung für gelieferte Bücher ...	199 Thlr.	14 gGr.	— Pf.
II.	An die Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig ..	736 „	18 „	— „
III.	An auswärtige Buchhändler und Gelehrte	741 „	4 „	4 „
IV.	Aus Auktionen nur für........................	83 „	3 „	— „
	Für Lavater's Physiognomie. 1r und 2r Thl.	38 „	— „	— „
V.	Von der italienischen Reise mitgebracht für	300 „	— „	— „
VI.	Leipziger u. Götting. gel. Anz., Hannöv. Anzeig. rc. zusammen	118 „	11 „	8 „
VII.	Buchbinderlohn an Wiedemann rc................	435 „	4 „	2 „
VIII.	Für Schreibmaterialien	27 „	3 „	— „
IX.	Für Reinigung der Bibliothek	7 „	22 „	9 „
X.	Außerordentliche Ausgaben, Porto u. s. w.	41 „	21 „	1 „
	Summa	2729 Thlr.	6 gGr.	— Pf.

so daß den Erben noch ein Vorschuß gut blieb von 149 Thlr. 9 gGr. 2 Pf., dessen „sie sich jedoch pro redimenda vexa gern begeben wollten!“

Um auf diese trockenen Angaben einen erheiternden Eindruck folgen zu lassen, schalte ich hier einen ungedruckten Brief Lessings an Busch aus Wolfenbüttel, ein Jahr nach seiner Anstellung, ein, worin Lessing hauptsächlich über seine Stellung zur Bibliothek handelt. Danzel hat eine Abschrift dieses Briefes von Herrn Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg erhalten.

An Busch.

Mein lieber Herr Professor!

Sie bilden sich meine Nachläßigkeit und Faulheit auch ein wenig gar zu arg. Es mag wohl sein, daß ich nicht der fleißigste Briefschreiber bin; wenn Briefe nur Briefe sein sollen: aber die geringste Commission von meinen Freunden ist mir jederzeit mehr, als ein bloßer Brief gewesen.

Wenn ich mir nur aber mit Ihrer Commission viel Ehre machen könnte! Wahrlich ich bin ganz beschämt, daß ich vor den Herrn Hamburgischen Scholarchen so kahl bestehen soll.

Die Wolfenbüttelsche Bibliotheksordnung wollen die weisen Herren haben. Erst möchte ich fragen, was für eine Ordnung? Die Ordnung, nach welcher die Bücher in selbiger vertheilt und gestellt sind? die wohl schwerlich, und desto besser; denn die macht der Bibliothek eben nicht viel Ehre, und Herr Dr. Schütze wird sie ungesehn eben so gut zu machen wissen. Also vielmehr die Ordnung, was ein jeder der dabei angestellten Leute in seinem Amte zu thun und zu lassen hat. Aber leider mit der sieht es noch windiger aus. Und warum bilden sich auch die Herrn Scholarchen ein, daß überall ein jedes Ding seine niedergeschriebene Ordnung hat, wie in Hamburg? Hier geht es in vielen Stücken, ohne dergleichen Ordnungen, eben so ordentlich oder unordentlich zu, wie bei ihnen.

Im Ernste, werthester Freund, ich wüßte nicht das geringste, was ich Ihnen zu dem geäußerten Behufe schicken oder abschreiben lassen könnte. Ich, als Bibliothekar, habe gar keine geschriebene Instruktion; der Sekretair, der Registrator und der Pedell haben zwar eine, aber jede derselben enthält nichts als einige wenige Punkte, die schlechterdings nur auf hier passen. Auch wie es mit dem Ausleihen der Bücher, mit Zeigung der Bibliothek an Fremde, und dergleichen Dingen hier gehalten wird, kann ihnen dort nichts helfen. Entschuldigen Sie mich also bestens bei den Herrn Scholarchen — oder vielmehr entschuldigen Sie mich nur bei sich selbst, und glauben Sie nicht etwa, daß meine Bequemlichkeit oder wohl gar mein Neid dabei mit im Spiele ist.

Alles was in unserer Bibliothek ist, steht jedem zu Dienste, der es brauchen kann; und wenn Sie wollen, so will ich Ihnen mit eigener Hand den ganzen Oceanum Juris abschreiben.

Mich dünkt, Ihre hamburgischen Patres conscripti wollen nun auf einmal mit aller Gewalt den Wissenschaften unter die Arme greifen. Aber, hilf Himmel, was ist Ihnen eingekommen, das Theatrum Anatomicum auf das Einbecksche Haus zu verlegen? Auf das Einbecksche Haus! Ich wette, daß Zinck und Knorr nun keinen Schritt mehr hinthun. Sie haben auch Recht; denn es kömmt mir damit eben so vor, als ob jemand den Sommer über in dem Knochenhause auf dem Kirchhofe Limonade schenken wollte. —

Daß es mit Ihrer Akademie gut geht, freut mich recht sehr. Und warum sollte es unter Ihrer unmittelbaren Aufsicht nicht auch noch besser gehen, als es bisher gegangen ist? Ich wünsche Ihnen nur recht dauerhafte Gesundheit dazu, und die Gabe, sich schlechterdings über nichts zu ärgern.

Diese letztere hätte ich für meinen Theil so ziemlich, aber ich bin darum doch nicht gesund. So gesund, meine ich, wie ich es vierzig Jahre zu sein gewohnt gewesen. Bald sollte ich glauben, es liegt an den verzweifelten vierzig Jahren. Wenn das ist, so danke ich für die andern vierzig, die mir noch übrig wären.

Madame Zinck bedaure ich, wegen ihres Verlustes, recht sehr. Sie wird sich als eine vernünftige Frau herzlich zu trösten wissen; aber Gott gebe nur, daß sie gleich auf den rechten Trost fällt!

Meine besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin! Sie haben gut scherzen, in einem Briefe kömmt k und z auf eins heraus. Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihrer beiden

Dero

Wolfenbütttel, ganz ergebenster
den 20. December 1771. Lessing.

Zu S. 346. Niemand wird heute die Herausgeber von Lessings Leben und Nachlaß, Karl Lessing und Fülleborn darüber tadeln, daß sie in den drei Bänden so viel mitgetheilt, als sie hatten, und es nur bedauern, daß ein vierter Theil, welchen Fülleborn vorbereitet, in Folge eines unglücklichen Prozesses mit dem Verleger von Lessings Werken, dem Buchhändler Voß, in Stocken gerieth. (S. Schummels Breslauer Almanach 1. Theil, Seite 167, 368: „Es ist sehr zu verwundern, heißt es hier, wie über die Herausgabe der sämmtlichen Lessingschen Schriften ein Prozeß entstehen konnte, der schon mehrere Jahre gedauert hat, in drei Instanzen entschieden ist, und dennoch von neuem angehen muß. Lessing dürfte vielleicht in der Berliner Monatsschrift hierüber laut werden! — Dies scheint mir geschehen zu sein.") Wie der Bruder, bei so viel Treue und aufrichtiger Verehrung gegen Lessings Andenken, das grausame Xenion (ohne Zweifel Schillers), das der Leser in der Vorrede zum ersten Bande angeführt findet, sich zugezogen habe, bleibt unerklärlich.[1]) Es ist aber, als wollte Göthe viele Jahre nachher

1) In einem Briefe, womit der verstorbene Justizrath Lessing in Berlin Danzeln für Uebersendung seines Buches dankte, nimmt er seinen Vater gegen jenes Distichon mit Wärme in Schutz. »Mein Vater, heißt es, hatte in der Herausgabe von Lessing's Leben keinen andern Zweck, als alles mitzutheilen, was er von seinem verstorbenen

(Werke 60. Band Seite 299 Entstehung der biographischen Annalen. 1823) ein in seinem Namen mitbegangenes Unrecht wieder gut machen, da er bei Gelegenheit von Lessings Werken des „treuergebenen Bruders“ denkt, der „seine Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbst thätiger Literator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleinern Erzeugnisse und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdet sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte.“ — (Werke LX. 299.)

Ueber Karl Lessing als Biographen sagt Schummel (was ich bei dieser Gelegenheit mit anführe a. a. O. Seite 362): „Der Biograph selbst ist mit seinem Werke, wie es gedruckt daliegt, sehr unzufrieden, weil es es ihm nicht von eines Censors, sondern von einer andern Hand freventlich castrirt und verstümmelt werden, eine neue Ausgabe wird hoffentlich diesem Uebel abhelfen.“ So viel man jedoch aus der Recension dieses Buches in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften Band 52, Seite 195 sieht; welche von einem Eingeweihten herrührt, waren die Veränderungen so gar bedeutend nicht. Das Buch würde bei aller Unzulänglichkeit des Standpunkts und der oft unpassenden Schreibart einen viel höhern und bleibendern Werth haben, wenn es an Stoff reichhaltiger und vollständiger wäre, wie man es von dem Bruder hätte erwarten sollen. So aber finden wir das Urtheil Garves in einem seiner Briefe an Weiße gerechtfertigt (Briefe von Garve an Weiße II. Seite 137): „Lessings Leben, sagt er, enthält zuweilen mehr Reflexionen wie Geschichte. Die Betrachtungen sind desultorisch und mehr witzige Einfälle bei Gelegenheit von Lessings Leben, als Zergliederungen seines Charakters. Manche dieser Einfälle sind auch Concetti; andere sind auffallend und geflissentlich parodor. Aber im Ganzen schildert sich doch der Verfasser darin zu seinem Vortheil. Man sieht den gutmüthigen Mann, den warmen Freund seines Bruders, und doch den Freund der Wahrheit. — Nur, wie Sie selbst sagen, unser Lessing kannte selbst seinen Bruder nicht genug, und hat nicht Nachrichten genug von ihm gehabt.“ — Da Lessing, wie wir wissen, oft und lange genug mit seinem Bruder zusammen war, so kann man aus dieser Unkunde des Bruders sattsam entnehmen, daß Lessing es nicht geliebt haben wird, sich selbst zum Gegenstand des Gesprächs zu machen.[1])

Was jetzt Fülleborns Bemerkung anlangt, so wurden sie durch die Recension des Buches: Gotth. Ephr. Lessingi Observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos, ex operibus ejus collectae atque in ordinem redactae ab Jo. Frid. Jac. Reichenbachio a. M. et Scholae Thom. Lips. Coll. V. 1794 in der allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1794 Nr. 305 hervorgerufen. Bei aller Hochachtung, womit hier von Lessings kritischem Geist, seinem seltenen Scharfsinn, und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit gesprochen wird, behauptet doch der Recensent von Lessing, „daß ihm seine Versuche in der Wortkritik auf keine Stelle, auch nur unter den mittelmäßigen Kritikern Anspruch gebe.“ Zwar da, wo es darauf ankommt, den Irrthum aufzudecken, finde man den geübten und scharfsinnigen Dialektiker wieder; aber selten gelinge es ihm die Wahrheit da zu finden, wo sie nur durch einen glücklichen Einfall gefunden werden kann. So gilt von ihm, was Cotta beim Cicero von sich sagt: mihi non tam facile in mentem venire solet quare verum sit aliquid, quam quare falsum. Zu seinen glücklichen Conjekturen gehören daher nur diejenigen, wo sich die richtige Lesart, nach Aufdeckung des Irrthums in der gemeinen,

---

Bruder wußte und hatte, und was kein anderer wissen und haben konnte. Er hat sich auch darauf beschränkt, das Leben seines Bruders selbst zu schreiben, denn den literarischen Nachlaß hat der Professor Fülleborn bearbeitet.« Gelegentlich berichtigt er noch einen Irrthum S. 9. des ersten Bandes, in Betreff seines in Polnisch-Wartenberg bei dem standesherrlichen Gericht des Prinzen Biron von Kurland 1847 verstorbenen Bruders, des durch mehrere philosophische Schriften bekannten Kanzlers Lessing; Danzel schrieb irrig: Trachenberg.

1) Am 10. October 1789 ersuchte Karl Lessing Nicolai, ihm namentlich aus den Universitätsjahren seines Bruders und bis 1766, wo er, der Bruder, ihn erst kennen gelernt, alles was er wisse, mitzutheilen. (In Danzel's Papieren.) Nicolai war mit der Biographie nach ihrem Erscheinen sehr unzufrieden, und schien sie in Weiße's Augen zu sehr herabzusetzen, wie dieser an Garve, am 25. Januar 1794 schreibt, indem er hinzusetzt: »Hätte ich den Biographen hier gehabt, so hätte ich ihm freilich noch allerlei kleine Umstände an die Hand geben können, die mir bei der Lectüre eingefallen.« Eine Charakteristik des Münzdirektors Lessing giebt Garve, in seinen Briefen an Weiße, I, 395., wo das schiefe Urtheil vorkommt: »Er hat nicht das Genie seines Bruders; aber er hat etwas von seiner ausgebreiteten und unordentlichen Wißbegierde: und er hat, dünkt mich, mehr gutes Herz (!).« Von Weiße rühren hauptsächlich die Nachrichten über Lessing's Studentenjahre und Aufenthalt in Leipzig her (Ebend. I, 421). S. 334. Ueber alles ungünstig urtheilt endlich Langer in einem Briefe an Nicolai aus dem Jahre 1795, woraus wir oben S. 334. eine Stelle angeführt haben. Abgesehen von der in diesem Urtheil kundgegebenen Uebertreibung — warum hat denn dieser Freund und Nachfolger Lessings sich nicht herbeigelassen, der Nachwelt richtigere und vollständigere Mittheilungen zu machen? Die andern machten es nicht besser; und der von allen Seiten hart Getadelte hat allein den Platz behauptet.

ohne weiteres Herumrathen von selbst ergab, wie z. B. in dem Biographo anonymo Sophoclis (Lessings Leben des Sophocles S. 92: die Versetzung von Zahlen, die das Resultat einer chronologischen Berechnung war, und auch von Musgrave in dessen Chronologia scenica ab Euripidis nati tempore ad ejusdem mortem entdeckt worden ist. Ein zweites Beispiel der Art an demselben Orte wird angeführt; dann aber heißt es: „Da wo die Umstände nicht von dieser Beschaffenheit sind, fallen seine Vermuthungen meist gezwungen aus, und wenn es darauf ankommt, sie zu rechtfertigen, nimmt er die Gründe überall eher, als aus dem Sprachgebrauche her, welcher doch gerade zuerst hätte um Rath gefragt werden sollen." Dies wird mit einigen Beispielen mit Hinsicht auf Plinius, auf des Leben des Sophocles,[1]) und die Abhandlung: wie die Alten den Tod gebildet, belegt. Der Recensent tadelt an dem Unternehmen im Ganzen, daß die Stellen meist mit einer Art von Gewaltthätigkeit aus dem Zusammenhange gerissen worden sind. — „Und ein lateinischer Lessing!" das will uns nicht in den Sinn. In seiner Sprache muß er gelesen werden, wenn nicht ein großer, vielleicht der größte Theil seiner Originalität verschwinden soll! — —

Zu S. 347. Nähere Nachrichten über Lessings **Collectaneen zur Literatur** und über das von Eschenburg herausgegebene und bearbeitete Manuscript, welches als ein Geschenk des Münzdirektors Karl Lessing in der Bibliothek zu St. Bernhardin in Breslau aufbewahrt wird, so wie mehrere Ergänzungen daraus habe ich in meinem Aufsatze: Lessingiana, Blätter für literarische Unterhaltung 1843, Nr. 244—249 mitgetheilt.

In Hinsicht der Zeit, bis wohin diese Collectaneen zurückgehen, bietet sich, wie ich a. a. O. S. 982 bemerkt habe, die Jahreszahl 1764 dar, wegen des Artikels: Johann Cleland, wo es heißt: „Noch lebender (1764) Schriftsteller in England, ein Sohn des Obersten Cleland, der ein so vertrauter Freund und so warmer Vertheidiger von Pope war u. s. w. Gegen diese Zeitbestimmung fand sich von Danzel unter seinen Papieren Widerspruch ausgedrückt, die Collectaneen seien jedenfalls nach dem Laokoon angelegt, es sei nichts auf diesen Bezügliches darin, dagegen zum Theil vor den antiquarischen Briefen Niedergeschriebenes. Sie gingen bis 1774 (nach Reiske's Tode u. s. w.) Dieses, wie richtig an sich, kann aber doch jene oben angeführte Thatsache nicht umstoßen, daß Lessing bereits im Jahre 1764, also zu Breslau, den Artikel Cleland in das Buch eingetragen.

Der Artikel Holdsworth XI. 314 weist auf das Jahr 1768.

Ueber Eschenburg, als Herausgeber der Collectaneen Lessings, sprach Danzel sich ebenfalls aus:

— „Wenn eine solche rein stoffliche Sammlung der verschiedenartigsten Notizen überhaupt der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte, so konnte es nur von dem Gesichtspunkte aus geschehen, daß es eben Lessings Notizen waren, daß man hier der Studienweise und Gedankenarbeit eines großen Mannes zuzusehen Gelegenheit findet, auch hat Eschenburg selbst diesen Gesichtspunkt vorangestellt: „Was einem Manne wie Lessing, sagt er, diesen Werth zu haben schien, das und überhaupt den Gang, die Richtung, die mannigfaltige Beschäftigung seines so großen und so glücklichen gelehrten Fleißes näher kennen zu lernen, dazu scheinen mir diese Collectaneen höchst dienlich zu sein; und wenn er dann hinzusetzt, dieselben würden in mehr als einem Betracht dem Liebhaber der Literatur und dem angehenden Forscher derselben höchst lehrreich werden können, so kann man ihm dies gelten lassen, wenn es auch unsrer Zeit nur noch in geringerem Maaße gelten kann, als für die seinige. Allein Eschenburg selbst ist jenem Princip ungetreu geworden, und hat bei der Herausgabe die letztere Rücksicht auf eine unklare Weise vorwalten lassen. Wenn man aus diesen Collectaneen vor allen Dingen Lessing selbst sollte kennen lernen können, so mußten sie unverändert abgedruckt werden; dagegen hat Eschenburg sich die mannigfaltigsten Veränderungen mit dem Texte erlaubt. Es möchte ihm noch hingehen, daß er manche excerpirte lateinische, englische oder italienische Stellen in deutscher Uebersetzung anführte oder ganz wegläßt und sich blos mit dem Citat begnügt, denn Lessing ist hier mit dem wirklichen Excerpiren so freigebig, daß man wirklich seine Geduld im Abschreiben bewundern muß, aber er geht mit den einzelnen Artikeln ganz willkürlich um; er verschmelzt z. B. mehrere in Einen, wobei denn dies oder jenes ganz wegbleibt. So gleich im ersten Artikel Abbate; die Worte „Füeßlin" sagt bis „der Monogrammen S. 369" bilden bei Lessing einen eigenen Artikel „Homerische Gemälde" von dem Lessingschen Artikel Abbate nimmt Eschenburg nur

1) Lessing hat auch den Irrthum mit mehreren der berühmtesten älteren und gleichzeitigen Philologen getheilt, das von Joseph Scaliger verfaßte Werk: Ὀλυμπιάδων ἀναγραφή für ein anonymes, aber echt griechisches Buch zu halten, und sich sowohl im Leben des Sophokles, als im Laokoon, als auf ein solches zu berufen. Das Nähere giebt der neueste Herausgeber der Ὀλυμπιάδων ἀναγραφή, Ew. Scheibel (Berlin 1852) p. III., wo alle Stellen im 6. Bande der Lachmann'schen Ausgabe (p. 295. 324. 347—350. 351) 356. 358. 545, not. 1.) sorgfältig verzeichnet sind.

die ersten Worte auf und auch diese in einer Umschmelzung, welche der stylistische Anschluß erforderte. Außerdem nimmt er vermeintliche Verbesserungen des Styls und der Sprache vor, die das Andenken Lessings beleidigen, ja zum Theil geradezu lächerlich sind. So heißt es z. B. S. 220 Z. 5 von einem Buche, aus „gewissem Grunde sei es selten" — Lessing schrieb: so war, S. 221 Z. 3 v. u. in der Anmerkung schrieb Lessing „des Golius seine" — Eschenburg corrigirte „die des Golius, S. 233 stand Cal. Jan — Eschenburg gelehrter Kal. Jan, S. 239 Z. 4 prof. litt. hum. — Eschenburg creirt einen Professor der schönen Wissenschaften zu Pisa, als wäre vom Carolino in Braunschweig die Rede, S. 239 hat Lessing vergüldete lederne Tapeten, Eschenburg goldlederne u. s. w., ja S. 273 läßt er Lessing von dem seligen Herrn Rector Heusinger reden, der das doch, als Lessing selbst die Stelle niederschrieb, noch nicht war, und daher hier schlechtweg H. R. H. heißt. Endlich hat der Herausgeber eine Reihe von Artikeln ganz übergangen, die nicht allein größtentheils ihren Platz neben den andern ganz wohl verdienen, sondern von denen einige auch an Gehalt und Interesse manche der aufgenommenen weit übertreffen.

Freilich hatte Eschenburg bei diesem Verfahren eine Entschuldigung. Er meinte hier und da Spuren gefunden zu haben, daß Lessing nicht nur bei einzelnen Artikeln, sondern, wie es ihm immer einleuchtender wurde, bei der ganzen Arbeit ihre Bekanntmachung und ein sie lesendes Publikum schon im Auge gehabt habe. Diese Spuren zu entdecken, setzt er hinzu, könne dem Leser nicht schwer werden. Er verweise nur auf die drei Artikel: Marbodus, Matthäus und Wunderbare Menschen, aus welchen sich zu ergeben scheine, daß Lessing diese Sammlung seine Literatur zu nennen Willens gewesen. Guhrauer bemerkt mit Recht, daß so etwas aus dem bloßen Gebrauche des Wortes Literatur für Collectaneen u. dgl. doch durchaus nicht folge; höchstens möchte ich hinzusetzen, könnte man annehmen, Lessing habe noch ein Werk der Art, wie etwa seine früheren Ergänzungen bis hierher, mit dessen Berichtigung und Vervollständigung er sich wirklich in den Collectaneen viel zu thun macht, beabsichtigt, zu welchem er hier, wie z. B. zu den antiquarischen Briefen Vorstudien gemacht, welches denn etwa „Literatur" hatte heißen sollen, jedenfalls aber ist, was hier niedergeschrieben ist, nur Notiz zu eigenem künftigen Gebrauch, und es lag also für den Herausgeber keinerlei Verpflichtung vor, es auf irgend eine Weise buchmäßig zuzustutzen.

Es muß einem künftigen Herausgeber, wenn Lessing noch einmal einen solchen finden sollte, der seine Aufgabe als eine wissenschaftliche faßt, überlassen bleiben, wieder gut zu machen, was Eschenburg in diesem Punkte verdorben hat. Ich könnte hier eine vollständige Variantensammlung geben, aber sie würde, wenn sie auch sonst noch Jemand interressiren könnte, außer jenem künftigen Herausgeber, der sich aber weder mit ihr schwerlich begnügen, sondern lieber auf das Original zurückgehen würde, das vermißte Gesammtbild doch nicht vor Augen führen. Daher werde ich mich darauf beschränken, das materiell Neue mitzutheilen, mag es nun in ganzen ungedruckten Artikeln oder in wesentlichen Zusätzen zu den bereits gedruckten bestehen, und dabei werde ich, zwar bisweilen nur berichtend verfahren, übrigens aber dem oben aufgestellten Gesichtspunkte zufolge, die Vollständigkeit durch keinerlei Rücksicht ob das Mitzutheilende dem Gehalte nach bedeutend sei oder nicht, beeinträchtigen lassen, denn für Lessings Standpunkt ist ja nicht nur dies charakteristisch, wie er in diesem oder jenem seiner Zeitgenossen voraneilt und auch wohl noch unser Lehrer werden kann, sondern auch, daß er in andern Punkten noch zu lernen habe, sich noch als neuen Zuwachs seiner Kenntniß anmerken müßte, was uns Dank seinen und seiner Zeitgenossen Bemühungen nachgrade bis zur Trivialität geläufig ist.

So weit Danzel. Ich setze nur noch eine Bemerkung hinzu. — Am Schlusse der antiquarischen Briefe VIII. 195 redet Lessing Klotzen in dieser Weise an: „Ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind; oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu sein scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectaneen haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe u. s. w." Steht diese Aeußerung nicht in Widerspruch mit Lessing gleichzeitig in Hamburg begonnenen und fortgesetzten Collectaneen? — Ich denke nicht. Der Zusammenhang lehrt, daß der Ausdruck Collectaneen in dem Briefe an Klotz nichts anders oder nicht viel mehr bedeuten soll als Excerpte, die man sich beim Lesen macht, wobei das Denken ruht; während die Sammlung, welche Eschenburg so gemeint hat, und die einzelnen Blätter, die Lessing selbst einmal so nennt, hauptsächlich Materialien oder Anfänge zu eigenen Untersuchungen enthalten. Dies macht den Unterschied.

Die neue Ausgabe von Lessings Schriften wird den vollständigen Abdruck der Collectaneen bringen.

S. 351. Herders Briefe an Lessing.[1])

1.

Sie haben, h. H., meinen Brief vorigen Winters nicht bekommen, oder nicht beantwortet — und beides ist sofern gleich gut.

Sie werden aus dem „von deutscher Art und Kunst“ gesehen haben, wie sehr mir „Volkslieder“ am Herzen liegen; sind keine in Ihrer großen Bibliothek? Kleine versteht sich, weder Heldenbücher noch biblische altdeutsche Kommentare.

Und im Falle welche wären, so weiß ich, würden Sie gewiß die Güte haben, mir Beiträge zur deutschen Reliques of ancient Poetry zu verschaffen.

Und falls auch die Altfränkische oder gar noch eine ältere deutsche Poesie hiezu Beiträge lieferte — wird wenigstens Ihre gelehrte Belesenheit mir beihelfen.

Befindet sich in Ihrer Bibliothek eine Altdeutsche Poetische Auslegung der Genesis, oder ists die Orfordische, von der ichs gelesen? Ich verharre mit der wahresten Hochachtung und Ergebenheit

Bückeburg, den 14. August 1773. Herder.

2.

Hochzuehrender Herr!

Auf Ihren Nathan haben sich hier 18 und aus Gotha 6 Subscribenten gemeldet, die Namen herzusetzen ist vielleicht unnütz, aus Gotha weiß ich sie auch nicht. Ich bitte mir die Exemplare aus und stehe für die Zahlung. Sollten sich noch mehrere melden, so will ichs anzeigen.

Wie sehr ich an Ihren Fragmenten und Streitigkeiten Antheil genommen, will und mag ich nicht sagen; ich wünschte nichts, als die Ausgabe des ganzen Werks, begreife auch nicht, wie es nicht Freunde und Feinde wünschen. Hat man dazu keine Hoffnung?

Weygand hat mir geschrieben, daß Sie Volkslieder herausgeben wollten. — Freilich ist Wolfenbüttel ein Ort und Lessing der Mann, mich unendlich zu beschämen; auch ist mein confusum chaos mehr ein Auswurf des Unmuths, als Sammlung, Werk zu nennen — — (die faulen Bäuche unsrer Literatur, denen immer schon Alles gethan ist, weil sie nichts thun können und mögen, fanden Sache und Namen so lächerlich und possierlich, und da warf ich nur eine nackte Probe dahin, von dem, was gethan werden könnte) aber da ich doch jetzt einmal dran bin, und den zweiten Theil liefern muß, um den Ersten nicht so nackt stehn zu lassen, dürfte ich, wo nicht Beiträge, so doch die Idee Ihres Werks von Ihrer Güte erwarten? An Sammlungen zu mehr als Einem Theil fehlt mirs nicht, aber von deutschen Sachen ist so wenig, wenig des Drucks oder der Wiederholung werth, insonderheit wenn mans aus der Geschichte seiner Zeit reißt — vielleicht sind Sie bei Ihrer weiteren Gelehrsamkeit und längern Nachforschung glücklicher gewesen. Sobald ich weiß, daß Sie sich mit dieser Kleinigkeit nur einige Minuten abgeben wollen, bin ich bereit, ein Verzeichniß von dem zu machen, was mir der Zufall in die Hand geführt. — — Uebrigens hielt ichs für unverzeihlich, Sie von einem Werk abzuhalten, damit Sie, den niemand ersetzt, sich nur beschäftigen wollen.

Auch der Renner gehört hieher. Seit 5 Jahren, seitdem ich ein Exemplar besitze, habe ich an eine Auswahl aus demselben, oder vielmehr nur an eine Hinauswerfung der unnützen Allegorien aus ihm gedacht — — und siehe, da höre ich von Ihrer Ausgabe mit Glossario, ohne Zweifel auch den Varianten des zudischen Coder und gewiß mehreren. — — Wie ruhig legte ich meinen Renner hin, freute mich und hoffe. — — Statt dessen habe ich seit vorigen Sommer den Jenischen Coder von Minnesingern hier, eine reiche Sammlung meistens moralischer, religiöser und satyrischer Stücke mit sorgfältiger Auslassung aller Minnelieder. Ich bin aber, auch für mich, noch nicht durch und kann überhaupt nur wenig Zeit auf Sachen der Art wenden.

---

1) Hier will ich diese kostbaren Ueberreste eines schönen Verhältnisses einreihen. Zu näherer Erläuterung diene Folgendes. Den 1. Mai 1795 schrieb Herder an F. L. W. Meyer (von Bramstedt): »An Voß habe ich Lessing's Briefe gesandt, aber meine sollen nicht gedruckt werden. Ich weiß nicht, ob es Andern ebenso geht, aber ich kann meine Sachen, vor zwanzig Jahren geschrieben, dazu Briefe, freundschaftliche Briefe, an einen Mann wie Lessing geschrieben, nicht anders als mit Ernst und Schaamröthe lesen. Dazu treffen sie in die Zeit der Ausgabe des Wolfenbüttelschen Ungenannten. Welche Anmuthung, mich in die Angelegenheit zu verflechten. Können Sie es verhindern, daß auch Lessing's Briefe an mich mit dem Drucke verschont bleiben: so thun Sie es.« (Zur Erinnerung an Meyer II, 9. Meyer lebte die Jahre 1791 bis 1796 in Berlin, vorzüglich literarisch beschäftigt, als Redacteur des Archivs der Zeit. Ebend. S. 5). Die entsprechenden Antworten Lessing's stehen in den sämmtlichen Schriften XII, 520. 541. 551.

Ich weiß, Sie nehmen disen Brief so auf, wie ich ihn schreibe. Es ward mir unmöglich, Kanzleiformulare von Höflichkeitstiteln hineinzuspicken, wo ich so tiefe Hochachtung vor dem Manne habe und nicht vor seinem Stande. Ich bin ꝛc.

Weimar, den 25. December 1778. Herder.

3.

Verzeihen Sie, daß ich beikommende 18 Thlr. für 24 Exemplare des Nathan so spät übermache; da einige Exemplare auch nach Gotha gehörten, so hat sich die Collektion verspätet. Ich sage Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk.

Werden Sie die Hand von Ihrem Ungenannten nun ganz abziehen? oder wenn er auch ruhete, sich nicht auf Ihr Glaubensbekenntniß einlassen, wenn ihm widersprochen würde? Mich dünkt, ich habe einen Titel von Walch in Göttingen der Materie gelesen, weiß aber nicht, ob das Buch heraus ist. In Semmler kann ich gar nicht fortkommen; die Antwort auf den ersten Punkt hat gemacht, daß ichs beim zweiten Blatt gelassen, und sonst habe ich (soll ich sagen leider! oder gottlob!) nichts gelesen. Insonderheit wundert mich eins, daß man das Wiederkommen Christi für solche Nebensache ansieht und nur im Vorbeigehen darauf antwortet.

Hier sind die Proben der Volksgedichte zurück; ich danke gar sehr und wünsche, daß Sie bald an dies Fach kämen — — für mich war nichts darunter, und der zweite Theil der Volkslieder war auch schon aus meinen Händen, weil ich an Ihrer Antwort verzweifelte. Ich hoffe, daß Ihnen manches darin nicht mißfallen wird und daß Sie insonderheit meine Absicht (wie sie auch ausgeführt sei) weniger verkennen werden, als andre. — Ich bin froh, daß ich des Zeugs los bin.

Daß aus Hans Sachs nichts geworden ist, ist kein großer Schade. Es war Entreprise von Seiten des Herausgebers, nichts weiter: er hatte keinen andern Beruf dazu, als weil von H. Sachs geredt war.

Bei Bunkel ist die Sache weiter gekommen, als Sie wohl damals vermutheten. Ich bin Partheilos — aber, lieber Lessing, Sie haben noch eine Schuld auf sich, daß Sie den Nikolai sich einst die Schuhe bei den lit. Br. haben nachtragen lassen. Er hats ohne Zweifel von freien Stücken und um die Ehre zu haben ꝛc. gethan. Sie habens doch aber thun lassen und ohne **Sie**, auch nur passive, wäre der Mann doch nichts, gar nichts von dem, was er jetzt ist oder sein will. Den Stolz! und die Keckheit! mit dem Mangel und der Armuth! — Doch laß ihn! Die Zeit bringt alles in Ordnung.

Ich habe an Sie, lieber Lessing, eine andre Bitte, von der ich wünschte, daß Sie sie erfüllen könnten und wollten; sie betrifft nämlich die Mittheilung Ihres dritten Freimaurergesprächs. Wenn Freimaurerei dazu gehört es zu lesen, so bin ichs leider auch; gehören andre Bedingungen dazu, so unterwerfe ich mich ihnen pünktlich und ehrlich. Sogleich aber muß ich nebst mir noch in eines andern, Hamanns Namen bitten, in dessen Namen ich Ihnen diese kleine Schrift zu übersenden habe. Er hat die beiden ersten mit einer Lust und Wohllust gelesen, daß ihm die Mittheilung des dritten wahre Wohlthat wäre. Für seine Behutsamkeit, daß das Manuscript oder Gedruckte **durchaus** in keine andern Hände oder vor andre Augen komme, kann ich bürgen. Er ist der gewissenhafteste, scrupulöseste Mensch unter der Sonne. — Uebrigens nimmt er an Ihren neuen Streitigkeiten, in spe an Ihrem Glaubensbekenntniß mit der innigsten Begierde Theil. — — Ich wünschte, daß ich nicht fehlgebeten hätte.

Meine Hände sind an diesem kalten Vormittage so steif und so starr, als weich meine Feder und frostig meine Seele. Verzeihen Sie also mein Geschmiere; es ist niemand in Deutschland, der Sie mehr hochschätze und theuer halte, als ich.

Weimar, den 1. Juni 1779. Herder.

4.

Hier, lieber Lessing, sind die 2 Gespräche wieder — mit vielem Dank von mir und Hamann; vor der Hand aber kann ich auch nichts als danken. Ich weiß von der ganzen Sache zu wenig.

Hier ist eine Schrift von Hamann über den neuen Zesianismus in der Orthographie von Klopstock und Campe; an die beiden sind die 2 Scherflein. Was ich verstehe ist wahr und schön, also ꝛc.

Leben Sie wohl, Bester. Ich warte auf Ihre Schrift von der Erziehung des Menschengeschlechts mit großem Verlangen und die sogenannten Briefe, wollte ich, daß mir ein Geist, sobald sie fertig sind, herüberträge.

Weimar, den 29. April 1780.

Herder.

5.

Fischlin in seiner Memoria Theol. Wurtenb. P. 11, p. 134 führt ein Leben an, das Joh. Val. Andreä selbst von sich geschrieben und lobt es zweimal. Auch Schuppius führts als umgehend im Manuscript mit vielem Lobe an; und wie, dachte ich, sollts nicht etwa gar in der Wolfenbüttelschen Bibliothek sein? da er mit dem Herzoge von Braunschweig so lange Briefe gewechselt? Sollten nicht vielleicht andre Sachen von ihm dasein, die dem, der sich genau um ihn zu bekümmern Lust hat, sehr angenehm wären? [1])

Aus dem Nov. des D. Museums (Andenken an den Dichter) können Sie, lieber Lessing, ersehen, was ich mit diesem Andreä zu thun Lust habe; und ich weiß, Sie sind so gütig, sowohl nach diesem Leben, als nach dem, was sich sonst von ihm fände, nachzusehen. Unter andern fehlen mir auch seine geistlichen Gemälde. Tübingen 1612, die ich, als seine erste Schrift, doch gern ansehen möchte. Von seinen lateinischen kleinen Schriften habe ich sonst das meiste; von seinen deutschen nichts außer der geistlichen Kurzweil. Ich bitte Sie nochmals sehr, mir diese Gefälligkeit zu erzeigen.

Wie sehr ich Antheil an Ihrem Uebelsein genommen, mag ich nicht sagen. Ohne Zweifel sind Sie besser? Und wie stehts mit den sogenannten Briefen? Mich dünkt, Sie lassen eine Sache liegen, die Ihnen doch, wie die civilia bella, keine Triumphe giebt. In der Theologie ist nicht viel zu triumphiren. Wollen Sie so gütig sein und mir Ihres Bekenntnisses erste Folge dem Andreä, auf den ich sehr hoffe, beilegen, so verbinden Sie mich sehr. Ich habe dem hiesigen Buchhändler 3 mal umsonst aufgetragen, ich bekomme immer den 1. Bogen.

Ich bin sehr krank gewesen, aber jetzt besser. Ich wünschte, daß ich Ihnen in irgend einer Sache gefällig sein könnte. Leben Sie wohl.

Weimar, den 15. Januar 1781. Herder.

6.

Ehe Sie vielleicht an die Erfüllung meiner ersten Bitte denken können und mögen, werde ich gequält, eine zweite an Sie zu wagen, die aber zum Glück nichts als Einen Blick in Eine Augsb. Confession betrifft, die nach Reimann in der Wolfenbüttelschen Bibliothek sein soll. Ein Prediger hier, der sich mit den Differenzen der A. C. viel Mühe gegeben und ein vidimirtes Exemplar von der, die im Reichsarchiv zu Mainz ist und vor einigen Jahren (unter dem vorigen Kurfürsten) in das hiesige Archiv gekommen, künftige Ostern herausgeben will, wünschet sehr, daß ihm von der beigezeichneten Plattdeutschen nur den Artikel, den er hier aus der Dresdner Ausgabe hergesetzt, beigeschrieben werde. Ohne Zweifel haben Sie, lieber Lessing, einen Unter-Unter-Bibliothekar, der so was thun kann, denn Ihnen so etwas zuzumuthen, wäre die achte Todsünde. — —

Auch wünscht derselbe herzinniglichst, zu wissen, ob die Augsb. Confession 1536 gedruckt; (falls sie in der dortigen Bibliothek wäre) mit der Wittenb. Rhawischen Ausgabe 1531 in 4. oder mit den andern Wittenb. Ausgaben, die zu Melanchthons Lebzeiten herausgekommen, übereinstimmte? — Nur dies hat er noch zu seiner Glückseligkeit und zu dem ganzen neuen Licht, das er der Welt zur Rechtfertigung Melanchthons, geben zu können glaubt, zu wissen nöthig.

Verzeihen Sie bestens meine Götzisch-Feuerlinsche Anfrage, und erfüllen Sie sie, sofern es ohne Ihre Mühe geschehen kann? Auch bei der zweiten Frage ists blos auf eine Ansicht einiger z. B. 4—6. Artikels angesehen; an der ersten scheint ihm indessen mehr gelegen. Nochmals bitte ich um Verzeihung — — und bringe mein Leben Andreä in etwanige Erinnerung, wenn Sie in der Welt nichts anders zu thun Lust haben. Leben Sie bestens wohl.

Weimar, d. 2. Februar 1781. Herder.

7.

Tausend Dank für den geschickten Andreä und für das Versprechen seiner Schriftchen, die mir etwa fehlen.

Ich schäme mich, Sie auch nur mit Einer Zeile Collation der A. C. zu beschweren, da es Ihnen vielleicht an Unterbedienten solcher Plackerei fehlt. Das Einzige wäre, daß wenn sich Etwas von dem hier aufgezeichneten Ihnen von selbst einmal darböte und Sie

---

1) Andreä's Selbstbiographie hat Seybold 1799 in deutscher Uebersetzung mit einer Zuschrift Herder's herausgegeben. Das lateinische Original erschien durch F. G. Rheinwald, Berlin 1849.

etwa die Güte hätten, es hierher zu senden, der Autor selbst collationiren möchte. Wo nicht, so falle dieser Zettel weg, wie der vorige durch diesen ohnehin wegfällt.

Leben Sie wohl, lieber Lessing, und werden ja bald und völlig gesund.

Weimar, den 9. Februar 1781.

Herder.

Zu S. 367. Ludwig Tieck's „Prolog zur hundertjährigen Geburtsfeier G. E. Lessings vor der Aufführung der Emilia Galotti am 22. Jänner 1829 (ohne Zweifel auf dem Hoftheater zu Dresden)" wird unter den Autographen der Kaiserl. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt.

Register.

A.

B.

F.

G.

H.

J.

K.

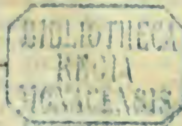
*) Was unter »Lessing« nicht gefunden wird, suche man unter dem die Sache direkt bezeichnenden Worte.

M.

N.

S.

Z.



Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.